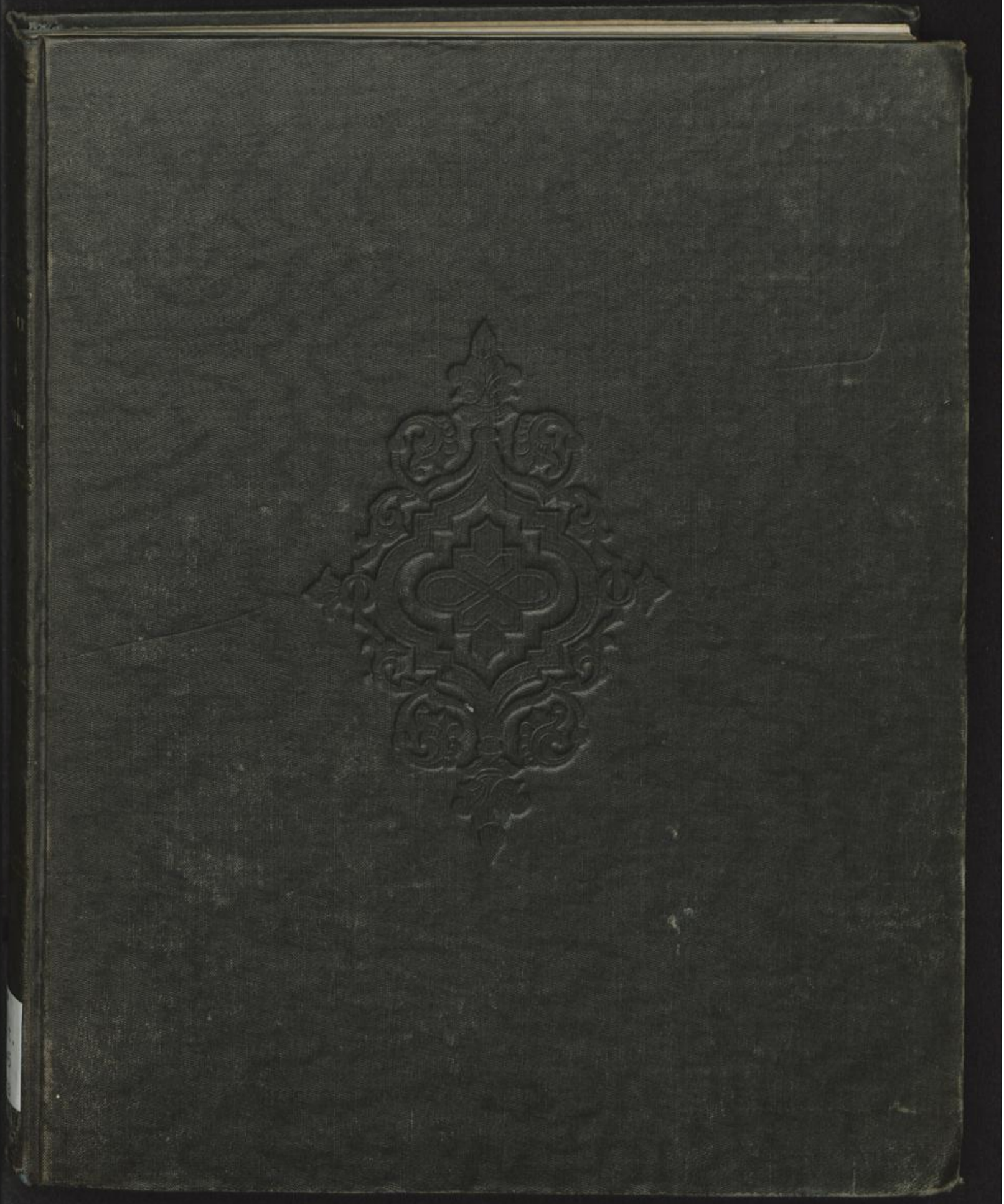


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0350-9

Riemann 2317

Mit Titellithographie und 24 lith. Tafeln.

Nicht ausleihbar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0351-4
DFG

Lithogr. Institut von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0355-6

Märchen und Sagen

für

Jung und Alt.

---

1. Lieferung.

(Bd. 2)

Jede Lieferung enthält 2 Kunstbeilagen und 3 Bogen Original-Text.

Düsseldorf.

Verlag des lithographischen Instituts von Arnz & Comp.

1856 oder 1857

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0356-2

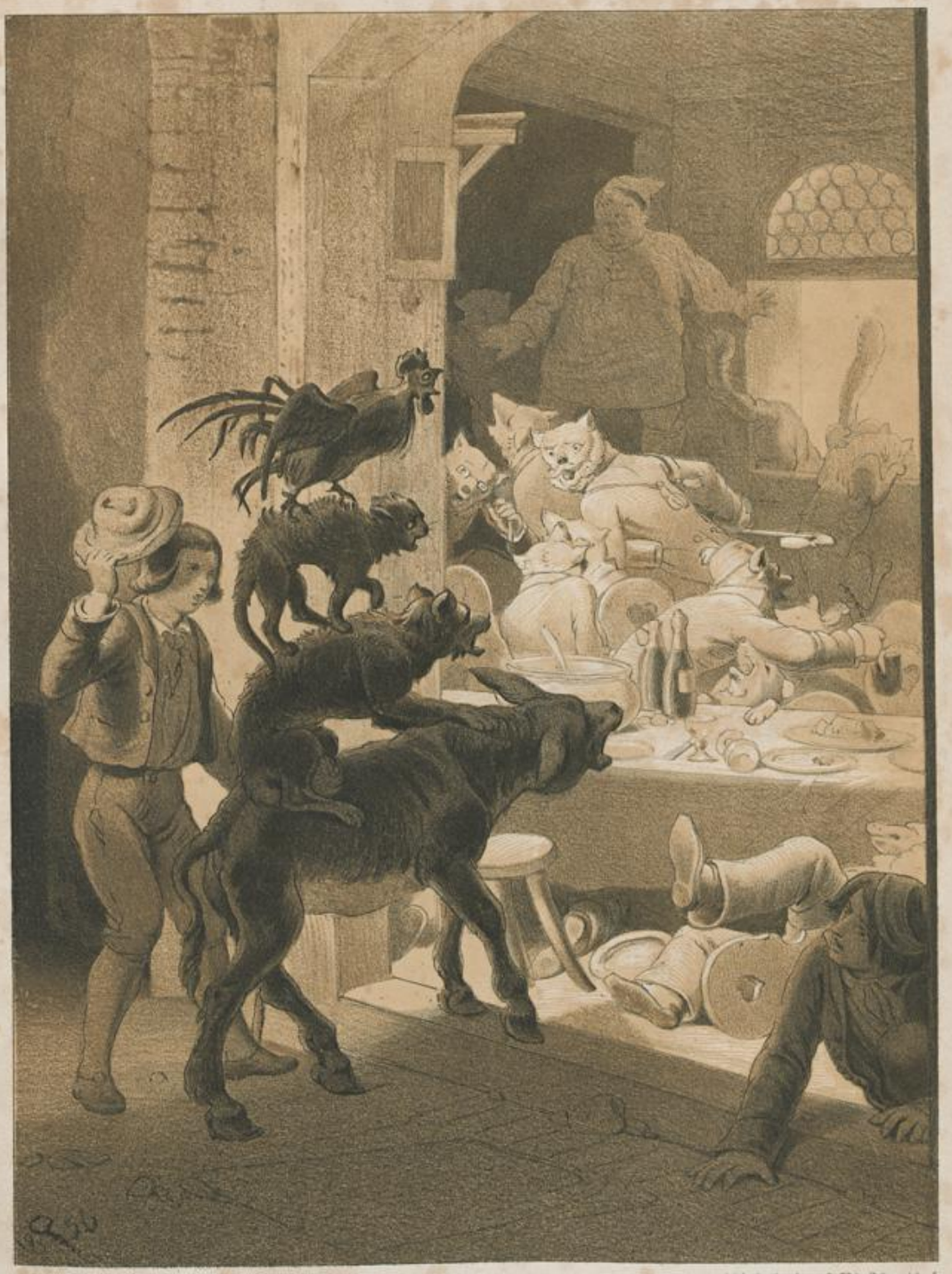
Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Rara
D. Lit. 1345 (4°)

Düsseldorf, Buchdruckerei von Hermann Voß.

08 478.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0357-7



A. Schroedter inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Undank ist der Welt Lohn.

(Märchen von Ludw. Bechstein.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0358-3
DFG

Undank ist der Welt Lohn.

Märchen von **Ludwig Bechstein.**

Es war einmal ein armer Bäckergesell, der kam mit seinem Herrn in Streit, weil der Gesell immer die Semmeln und Fastenbretzeln dem Herrn zu groß machte, und der Herr dieselben stets ganz unchristlich klein haben wollte. Der Gesell war der bravste und ehrlichste Bursche von der Welt, und hatte durch seine Heiterkeit und seinen unermüdlichen Fleiß seinem Meister viel Zuschlag verschafft, allein das half ihm alles nichts, der Meister sprach: Ich bin der Meister, und vor der Thür ist dein. — Da seufzte der Bursche: Ja wohl Meister:

Die Semmeln bleiben klein —
Und vor der Thür' ist mein! —

schnürte darauf sein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergesell eine Weile gewandert war, sah er einen Wanderer schwerfälligen Schrittes und gebeugten Ganges sich entgegenkommen, grüßte ihn, und fragte ihn, wer er sei, und wohin zu er gedenke. Der Wanderer hatte so vielen Freimuth, das offen zu bekennen, was so mancher Mann um keinen Preis der Welt von sich selbst sagen würde, er sprach: „Ach Freund, ich bin ein armer alter Esel. Ich habe lange Zeit meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die schweren Säcke fort und fort geschleppt, Korn in die Mühle, Mehl aus der Mühle, habe viele Schläge bekommen und des Futters wenig, und bin darüber alt und kraftlos geworden, und darum hat mich der Müller fortgejagt, denn Undank ist der Welt Lohn." —

„„Ging mir es doch kaum besser als Dir!"" — sprach der Bäckergesell; „„komm, laß uns zusammen wandern, Bäcker und Müller gehören zusammen, und zu Zwei trägt sich leichter ein Leid.""

Die beiden neuen Reisegefährten waren noch nicht weit miteinander gegangen, da stieß ihnen ein Hund auf, der winselte jämmerlich, und es fror und hungerte ihn zu gleicher Zeit. Er lag am Wege, konnte kaum fort, und blickte aus matten, doch treuherzigen Augen die beiden Wanderer an.

„Dir scheint es auch nicht zum Besten zu gehen!" sprach der Bäcker zum Hund; „siehst aus, als wäre Dir das letzte Brod schon gebacken." —

„„Ach, hätt' ich nur ein Stück Brod, möcht' es immerhin das letzte sein, so stürbe ich doch nicht Hungers!"" — seufzte der Hund. „„Lange Jahre bewachte ich Haus und Hof meines Herrn, rettete ihm selbst das Leben mit Gefahr meines eigenen von der Hand eines Räubers und Mörders, aber nun, da meine Stimme schwach und heiser ward, und meine Zähne stumpf wurden, meine Morgenstunde auch nicht mehr Gold, sondern Schlaf im Munde hat, so hat mich mein Herr mit Schlägen von seinem Haus und Hof hinweggetrieben, denn Undank ist der Welt Lohn."" —

„Geselle Dich zu uns, du armer Hund!" — sprach der Bäckergesell, und reichte dem Hunde ein Stück Brod, wodurch er dessen Kräfte wieder belebte.

Da nun die drei Wanderer weiter schritten, erblickten sie auf einem Seitenweg, der von einem nahen Orte her nach der Hauptstraße zog und in diese ausmündete, ein seltsames Pärchen langsam daher geschritten kommen, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0360-4

blieben vor Verwunderung alle drei stehen. Es war eine alte Katze und ein alter Gückelhahn, der fast nur noch eine Feder in seinem Schweif hatte. Beide Wanderer waren sehr ermattet und vermochten nicht rasch zu gehen.

Als die drei Wanderer mit den Zweien, die ihnen hier aufstießen, die Grüße der Höflichkeit gewechselt hatten, klagte die Katze, welche sehr dürr aussah, und nicht bloß so aussah, sondern auch wirklich äußerst dünn war, daß sie mit der größten Thätigkeit und voller Fleiß und Eifer die Mäuse im Hause einer Frau weggefangen habe, aber nun, da sie, die Katze, alt geworden sei, und wo es auch keine Mäuse mehr gebe, verlange die Frau doch, sie solle blos von Mäusen leben, gebe ihr nichts zu essen und nichts zu trinken, und da die Katze vollends aus Hunger den Versuch gewagt, etwas weniges von einem Milchtopf zu sich zu nehmen, worüber, da die Frau sie ertappt habe, aus Schrecken und ohne Vorsatz der Milchtopf umgefallen, da habe die Frau wie eine Furie auf die arme Katze losgeschlagen, erst mit dem Besen, hernach gar mit der Ofengabel, so daß sie nur dadurch habe ihr Leben retten können, daß sie durch eine Fensterscheibe hindurchgebrochen, wobei sie sich Nase, Ohren und Füße an dem Glas blutig geschunden. Undank sei der Welt Lohn. —

Als die Katze mit der Erzählung ihres letzten traurigen Schicksals fertig war, begann der Hahn zu sprechen, und berichtete, wie er allezeit munter und wachsam, auch tapfer, und treu auf seinem Hofe gewesen, weil aber das Hühnervolk aus Faulheit und ganz ohne sein Verschulden nicht mehr recht legen wollen, und das faule Gesinde, wenn es sich verschlafen, die Schuld auf ihn geschoben, und gesagt, er wecke es nicht mehr durch sein Krähen, so sei ein junger Hahn voll Kraft und Feuer und Munterkeit angeschafft worden, der habe ihn alsbald vom Hofe weggebissen, und die Köchin habe gesagt: Den alten Gückel kann man schlachten, sein Fleisch wird nichts taugen, aber eine gute Hühnersuppe giebt es doch noch. Darauf habe er sich traurig hinweggegeben, und sei unfern des Dorfes auf die Katze gestoßen, und sie haben beiderseits oft geseufzt: Undank ist der Welt Lohn! —

Den guten Bäckergesellen rührte gar sehr das trübe Schicksal dieser Thiere, das mit dem seinen einige Aehnlichkeit hatte, und er beschloß, ihre Gesellschaft beizubehalten und zu sehen, ob ihm vielleicht Gelegenheit werde, zu prüfen, ob die Thiere nicht dankbarer seien, als die Menschen, denn er hatte einmal ein Märchen gelesen, betitelt: „Die dankbaren Thiere", dessen er sich noch gar wohl erinnerte, und worin die Dankbarkeit mehrerer Thiere gegenüber der der Menschen geschildert war.

Da nun die kleinen Thiere sehr schlecht auf den Beinen waren, der Hahn große Märsche nie gemacht hatte, der Katze die verwundeten Pfoten schmerzten, und dem Hunde alle Knochen im Leibe weh thaten, so sehr hatte ihn sein undankbarer Herr geschlagen, so redete der Bäckergesell dem Esel liebreich zu, er möge doch den Hund auf sich reiten lassen, und der Esel sagte: „Jah! Meinetwegen, er wird noch lange nicht so schwer sein, als drei Säcke Korn, auch nicht so schwer als einer; einen Hund zu tragen, ist mir nur ein Spaß und gereicht mir zur Ehre."

Also sprach der Esel, und der Hund kletterte an ihm hinauf, setzte sich fest und lachte, und sprach: „Daheim schlief ich immer bei dem Pferd, jetzt trifft das Sprüchwort zu an mir: Ich bin vom Pferd auf den Esel gekommen." — Nun sollte aber der Hund auch etwas thun, und die Katze tragen, wozu er sich auch bereitwillig zeigte, doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht kratze, denn, sprach er, das Sprüchwort sagt: „Die Katz kommt über den Hund." Als die Katze auf dem Hunde saß, der auf dem Esel saß, lachte sie und sagte: „Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz — sagt das Sprüchwort." Nun aber begehrte der Hahn auch einen Ruheplatz und wollte sich auf die Katze setzen; die machte aber einen Buckel, und hatte keine rechte Lust, den Hahn zu tragen, wenigstens nicht eher, bis er verspreche, sich ganz ruhig und reinlich zu verhalten, nicht zu krähen, denn sein Gesang beleidige ihr Zartgefühl und verletze ihre Nerven, ein ganz anderes wäre es, wenn er, der Hahn, so wonnevoll und wunderschön zu singen verstände, wie sie, die Katze, vor deren Lied in den Maiennächten selbst alle Nachtigallen beschämt verstummten, was eine bekannte Sache sei.'

Darauf versetzte der Hahn etwas verletzt: Er habe auf einen Sänger freilich nicht studirt und danke dem Schöpfer, daß er allezeit ein Hahn und kein Kapaun gewesen, auch sei nicht minder eine bekannte Sache, daß der Geschmack bezüglich der Gesangesleistungen von Katzen und von Nachtigallen ein sehr verschiedener sei. —

Dieses bestätigte der Esel, indem er anhob: „Jah — über diesen Punkt habe ich sogar einmal ein höchst ergötzliches Epigramm gegen mein Geschlecht gelesen, welches lautet:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0361-0

Es giebt viel Esel, welche wollen,
Daß Nachtigallen tragen sollen
Des Esels Säcke hin und her,
Ob nun mit Recht, fällt mir zu sagen schwer;
Dieß weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Esel singen sollen." *)

Nach diesen Wechselreden kam man endlich dahin überein, daß nach dem Sprüchwort: Was einem recht ist, ist dem andern billig, die Katze, weil sie getragen werde, auch selbst tragen müsse — der Hahn sich auf die Katze setzen dürfe, doch nur auf ihren Buckel, nicht auf ihren Kopf, und es war lustig anzusehen, wie die vier so einträchtig sich betrugen.

Mittlerweile stellte sich die Nacht ein, und Hunger und Durst hatten sich schon längst bei den fünf Gefährten eingestellt; es zeigte sich aber weit und breit kein gastliches Haus zur Einkehr. Endlich spitzte die Katze die Ohren und rief: „Ich höre einen Lärm von ferne, der klingt wie Jubel eines Gelages." Dann schnoperte der Hund in die Luft mit seiner Nase und sprach: „Ich rieche den Braten." — „Ich schmecke schon im voraus die Süßigkeit der Abendmahlzeit und der Nachtruhe!" — sprach der Esel, und der Bäckergeselle rief: Freunde, ich theile euer Gefühl, aber das alles hilft uns nicht, wenn wir nicht sehen, wohin wir uns wenden sollen!

Da flog der Hahn vom Rücken der Katze weg und auf einen Baum, und rief herunter: „Kikerikih! Ich sehe ein Haus, darin alle Fenster lichthell sind, darin wird sicher der Schmaus gehalten! Kikerikih!" —

„Wohlan, dorthin wollen wir uns wenden!" sprach der Bäckergesell; der Hahn nahm eilend seinen vorigen Sitz wieder ein, und nun gings möglichst rasch auf jenes Haus los, das mitten in einer tiefen und trostlosen Einöde lag, von rauhem Wald und steilen Felsen umgeben, und wo es gar grausig und unheimlich war. Wenn aber jemand Hunger hat, so fragt er weder nach Heimlichkeit noch nach Unheimlichkeit, sondern geht gerade zu. In dem Hause nun wurde wirklich ein Fest gehalten; es war ein einsames Waldwirthshaus, darin ein Wirth ganz allein wohnte, und die Füchse hielten allda eine Hochzeit, auf dieser ging es hoch her, fehlte nicht an Braten und guten Sachen, und auch nicht an Heiterkeit. Welch ein Schrecken aber entstand unter dieser Hochzeitsgesellschaft, als die Wandergesellen so plötzlich vor sie hin und mitten in das Zimmer traten! — Durch Fenster und Thüren gab alles Fersengeld, selbst der Wirth entfloh, denn dieser dachte, es wäre der Teufel in der Gestalt eines Wundergeschöpfes, und den Bäckergesellen hielten die Füchse für einen Jäger.

Hinter dem Häuschen an einer recht schauervollen Stelle sagten die Füchse einander traurig und betrübt gute Nacht, und verstreuten sich in die Büsche, der Wirth aber wußte gar nicht, was er außer seinem Hause beginnen sollte. Um so besser wußten die fünf ungebetenen Gäste, was sie darinnen beginnen sollten; sie machten sich über die Mahlzeit her, aßen und tranken sich satt, und dann suchte sich ein jedes die ihm angemessene und zusagende Schlafstätte. Der Bäckergeselle legte sich in das Bett des Wirthes, die Katze legte sich auf die Ofenbank, der Hund vor die Nebenthüre, der Hahn trat in den Hof, und der Esel ging in den Stall, und befanden sich alle wohl, jedes an seinem Ort.

Jetzt kam der Wirth geschlichen, und wollte doch sehen, wie es daheim stehe, und ob er nicht mit dem bösen Feind, der gekommen, Frieden schließen könne. Aber so wie er in den Hof trat, krähete der Hahn, und davon wachte der Hund auf, der in der Flur lag, und letzterer biß den Wirth ins Bein, und da derselbe dennoch in die Stube drang, fuhr ihm die Katze ins Gesicht und biß und kratzte ihn jämmerlich — da wußte er seiner Angst keinen Rath und rannte fort und wollte im Stall sich ein Ruheplätzchen für den Rest der Nacht suchen, aber kaum war er dort eingetreten, so feuerte der Esel los und schlug hinten hinaus und traf den armen Wirth, daß ihm hören und sehen verging. Und da entrann er wieder in den Wald und klagte den Füchsen sein Herzeleid.

Der Bäcker hatte sehr fest geschlafen, und als ihm nun am andern Morgen die Thiere erzählten, wie übel sie dem Eigenthümer des Waldhäuschens mitgespielt, so tadelte er dies, und sandte den Hund fort, den Wirth zu suchen, welches auch geschah. Da nun der Wirth wiederkam, so machte der Bäcker einen Vertrag mit ihm, daß er sie alle aufnehmen solle, dann könne er die Wirthschaft fortführen. Der Hahn solle in Ruhe bleiben, und krähen oder nicht krähen, wie es ihm beliebe; der Esel solle das Gnadenbrod erhalten, und auf

*) Dieses Epigramm dichtete J. G. Bürger, als er die Aeußerung vernahm, Dichter seien Müßiggänger. Man solle ihn nur brav mit Amtsarbeiten überhäufen, so werde er das Versemachen, zumal das satyrische, schon vergessen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0362-5

der grünen Wiese spatzieren gehen und sich wälzen, so viel er Lust habe. Die Katze solle die Mäuse und Ratten nur durch ihre Gegenwart verscheuchen, außerdem aber alle Tage Weck und Milch bekommen, und der Hund könne im Hofe in der Sonne liegen. Der Bäcker aber wolle arbeiten für alle, wolle das Brod backen und das Malz dörren und beim Brauen helfen, auch den Küchengarten bestellen und mit gekochtem Essen umgehen. Des waren alle betheiligten wohl zufrieden. Zum Andenken ihrer gemeinsamen Wanderung pflanzte der Bäckergeselle Hahnenkamm, Katzenpfötchen, Hundszunge, Eselsgurken und Backbungen in den Küchengarten, alle vergaßen den Lohn der Welt, den schnöden Undank, und ließen sichs in ihrem Waldhäuschen trefflich wohl sein, bis an ihr Ende.

Die drei Prinzessinnen.

Märchen von **N. Hocker.**

In einem Dorfe lebte einst ein armer Schuster, der viel Appetit aber keine Einnahme hatte, weshalb es oft nöthig gewesen wäre, den Schmachtriemen so fest zu schnallen, daß der Magen seine unruhigen Bewegungen aufgab. Zu allem Unglücke hatte er noch zwei Söhne, die erwachsen waren, kein Handwerk gelernt hatten, aber recht gut zu beißen wußten, wenn der Vater mit Mühe und Noth Brod ins Haus geschafft hatte. Eines Abends, als die Drei traurig und hungrig beim Scheine einer Oellampe in der rauchigen Stube saßen, erzählte ihnen der Vater, daß nicht weit von ihrem Orte sich ein Schloß befinde, in welchem drei Prinzessinnen verbannt wären. Wer sie erlösen könne, würde reich und glücklich werden. Die drei Söhne horchten auf, als sie diese Kunde vernahmen. Eine Prinzessin zu erlösen und damit große Schätze zu erwerben, dünkte ihnen ein sehr leichtes Unternehmen, das sich besser ausführen lasse, als Holz hacken und Steine fahren. Namentlich beschäftigte sich der Aelteste sehr viel mit dem Gedanken, in das Zauberschloß zu dringen und sich die Kostbarkeiten zu holen, die er recht gut anzuwenden wisse. So machte er sich denn eines frühen Morgens auf den Weg, um das Wagestück zu unternehmen. Es war im Mai; die Vögel sangen so lieblich und die Blumen dufteten so süß, daß eine wahre Freudigkeit den jungen Menschen überkam. Sein alter Uebermuth erwachte wieder, er vergaß Hunger und Elend und dachte nur daran, wie reich und vornehm er werden würde, wenn ihm sein Unternehmen gelänge. Wie er so durch den Wald schritt und sich schon im Besitze aller der Herrlichkeiten wähnte, sah er unter einer weitästigen Linde mehrere Bienenstöcke stehen, die ihm den Weg versperrten.

Was, ihr Teufelsvolk! rief er, müßt ihr mich auch noch ärgern. Ich habe immer eine große Abneigung gegen Bienen gehabt und will euch das Summen und Brummen schon vertreiben.

Mit einem mächtigen Fußtritte schleuderte er die Stöcke weit in den Wald hinein, daß die aufgeschreckten Bewohner umher flogen.

So ist's recht! rief er lachend; jetzt werdet ihr mich nicht mehr belästigen.

Er schritt weiter durch den Wald, singend und pfeifend und in vollen Zügen die Morgenluft trinkend, die mit Blumendüften gewürzt war. An einem kleinen Abhange sah er einen Ameisenhaufen, dessen geschäftige Bewohner hin und her krabbelten und fleißig an ihrem Hause arbeiteten.

Auch so ein Teufelszeug, das mich ärgert! rief er. Mit euch mach' ich nicht viel Federlesens. Und mit einem Stoße schleuderte er den Ameisenhaufen auseinander.

Stolz über das vollzogene Werk ging er seines Weges fürbaß. Bald kam er an einen Bach, auf dem eine ganze Schaar Enten lustig schnatterte und das Wasser mit den Flügeln plätschte.

Auch so ein Vieh, das ich nicht leiden mag, rief er, und brach sich vom nächsten Baume einen mächtigen dürren Ast. Ihr sollt nicht lange mehr schnattern, als geschäh' es mir zum Verdruß!

Die Streiche fielen ins Wasser, die Enten stoben nach Rechts und Links auseinander und unser Abentheurer ging lachend seines Weges. Als er eine Stunde so fortgeschritten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0363-1

B. Vautier inv. Lith Jnst v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die drei Prinzessinnen.

(Märchen von N. Hocker.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0364-6
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0365-2

war, kam er an eine dichte Dornenhecke, hinter der riesige Eichen und Buchen den Weg versperrten. Unerschrocken und unverdrossen zog er sein Messer aus der Tasche, schnitt so viel Dornen ab, als er nöthig hatte, um sich einen Durchgang zu bahnen und nun sah er auf der Anhöhe ein mächtiges Schloß schimmern. Als er ans Thor klopfte, erschien ein ganz altes runzeliches Mütterchen, das ein Pförtchen öffnete und nach seinem Begehr fragte. Der junge Mensch erwiderte:

„Es sind hier drei Prinzessinnen in Verbannung. Ich bin gekommen, sie zu erlösen!"

Mit Verwunderung blickte die Alte ihn an und sagte:

„Willst du die drei Prinzessinnen erretten, so mußt du vorher drei Probestücke ablegen. Bestehst du diese, so sind sie befreit und du bist glücklich. Bestehst du sie aber nicht, so ist das dein Tod."

Der Bursche verlangte nun zu wissen, worin die drei Probestücke eigentlich beständen. Die Alte erwiderte ihm:

„Gehe in's nächste Dorf, übernachte dort und komme Morgen in der Frühe wieder. Ueberlege dir aber wohl, was du thust, denn die drei Probestücke sind keine Federn, die man in die Luft bläst."

Unser Abentheurer that, wie ihm geheißen. Ein mildthätiger Bauer gab ihm ein Obdach in seiner Scheune und ein Stück Brod, damit seinen Hunger zu stillen. Der Bach in der Nähe war für den Durst mehr als hinlänglich. Als die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel vergoldeten, stand er wieder vor dem Schlosse. Er pochte und die Alte von gestern öffnete ihm das Pförtchen.

„Hast du dich gut besonnen?" fragte sie ernst und bestimmt.

„Ja!" versetzte der Bursche. „Ich will die Befreiung unternehmen. Laß hören, was ich zu thun habe!"

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen prachtvollen Garten, in dessen Mitte sich ein tiefer Weiher befand. Bei diesem angekommen, sprach die Alte:

„In diesen Weiher werfe ich einen goldenen Schlüssel und ehe eine halbe Stunde vergeht, werde ich wiederkommen und dann mußt du ihn haben."

Nach diesen Worten warf sie den Schlüssel in den Weiher und ging fort. Nun stand der arme Schlucker da und wußte nicht, was er anfangen sollte. Wie war es möglich, den Schlüssel aus dem unendlich tiefen Weiher zu holen. Weit und breit befand sich kein Nachen und kein Netz, mit dem er hätte fischen können. Noch kratzte er sich rathlos hinter den Ohren als die halbe Stunde vorüber war und die Alte wieder erschien. Hastig sagte sie:

„Hast du den Schlüssel?"

Wehmüthig erwiderte der Bursche: „Nein!"

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm das alte Weib ein Faß mit Flachssamen und säte ihn auf der großen Wiese umher, die an den Weiher stieß. Dann stellte sie das Faß vor ihn hin und sagte:

„Ueber eine Stunde werde ich wieder kommen, dann mußt du den Flachssamen alle im Fasse haben."

Der arme Bursche suchte und suchte. Die Stunde verging und er hatte noch kein Maaß Flachssamen. Endlich erschien die Alte wieder und bemerkte, wie schlecht ihm die Arbeit von statten ging. Sie nahm ihn mit sich und führte ihn oben in das Schloß in einen prachtvollen Saal, dessen Wände von Gold und Marmor strahlten. Hier befanden sich die drei verwünschten Prinzessinnen. Die Eine sah ganz alt und runzelich aus; die Zweite, wiewohl nicht alt, war doch sehr häßlich, mit einer langen Nase, Triefaugen und Zähnen wie ein Eber. Die Dritte war jung und schön, wie ein lachender Maimorgen. Nachdem er sie eine Weile angesehen hatte, sprach die Alte zu ihm:

„Von diesen Dreien kannst du dir eine wählen. Triffst du aber die Rechte nicht, so wirst du in Stücke zerrissen und bist des Todes!"

Der Bursche bedachte sich nicht lange und wählte die Schönste. Kaum hatte er ihre Hand berührt, so fielen alle über ihn her, zerrissen ihn in Stücke und warfen diese zum Fenster hinaus.

Der Schuster saß unterdessen mit seinem Sohne zu Hause und harrte, ob das Glück bald in seine niedere Hütte einziehen werde. Er hatte seinen letzten Leisten und seine letzte Ahle verkauft, um nur Brod zu haben. Als der Aelteste immer nicht kam, entschloß sich der Jüngste das Wagestück zu unternehmen. Der Vater suchte ihn, da er viel dümmer als sein Bruder war, von seinem Vorhaben abzubringen, Alles war vergebens. Lustig und wohlgemuth schritt er durch den Wald, in dem die Vögel von allen Zweigen sangen, die Eichkätzchen sprangen und die Maiblumen einen gar süßen Duft verbreiteten. Als er an die umgeworfenen Bienenstöcke kam, sprach er voll Mitleid und Entrüstung: „Ach! welch' ein boshafter Mensch mag das gethan haben?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0366-7

Er stellte die Stöcke sorgfältig wieder auf und hatte seine rechte Freude daran, wie er sah, daß die Immen von allen Seiten angeflogen kamen und summend von ihren alten Wohnungen wieder Besitz nahmen.

Nun kam er zu dem Ameisenhaufen am Abhange, den seines Bruders plumpe Füße auseinander geworfen hatten. Die armen Thierchen waren eifrig damit beschäftigt, ihre rings zerstreuten Gegenstände wieder zusammen zu lesen. Er half ihnen fleißig und bald war der größte Theil wieder zusammengebracht.

Ein lustiges Liedchen pfeifend, schritt er munter seines Weges. Da kam er an den Bach, in welchem die Enten noch immer in großer Angst herum flatterten. Er hatte das letzte Stück Brod in der Tasche, das er den Enten vorbrockte, um sie zurück zu rufen. Bald kamen sie alle zu ihm und schwammen munter schnatternd zu seinen Füßen im Wasser.

Nachdem er die Dornenhecke zerstört hatte, kam er vor dem Schlosse an. Es war aber mittlerweile Nacht geworden, denn er hatte sich lange im Walde aufgehalten. Die Alte öffnete ihm das Pförtchen mit der Frage, was er verlange.

„Ich will die drei Prinzessinnen erlösen!" erwiderte er fest und zuversichtlich.

„Du weißt nicht, was du thust!" versetzte die Alte. „Dein Bruder, der klüger war, wie du, konnte die drei Probestücke nicht ausführen und du armer Tropf willst dich dessen unterfangen. Kehre heim, wenn dir dein Leben lieb ist."

„Was kümmert euch mein Leben? Ich bin hierhin gekommen, um die Prinzessinnen zu erlösen und alt genug, um zu wissen, was ich thue. Oeffnet mir das Thor und geht dann eurer Wege."

Die Alte lächelte und hieß ihn den andern Morgen in der Frühe wieder kommen. Als er dem Dorfe zuschritt, saß unter drei hohlen Weiden auf einem Hügel eine Bettlerin, der er freundlich guten Abend wünschte.

„Wohin so spät mein Söhnchen?" fragte diese.

„Ich will die drei Prinzessinnen drüben im Schlosse erlösen und die Nacht im Dorfe zubringen."

Die Frau versetzte:

„Dein Vorhaben ist gut und edel, aber auch sehr schwer. Weil du ein so braver Bursche bist, der Alter und Armuth ehrt, so will ich dir helfen. Nimm dieses Pfeifchen und sorge dafür, daß du einen Bienenstock, einen Haufen Ameisen und eine Ente in die Nähe des Schlosses bringst. Bedarfst du ihrer, so brauchst du nur zu pfeifen und sie werden kommen. Nun gehe mit Gott und dir wird geholfen sein."

Der Bursche machte sich, obgleich er müde und hungrig war, wieder auf und suchte sich den Bienenstock, den Ameisenhaufen und die Ente, die er in die Nähe des Schlosses trug. Sobald der Tag graute, eilte er aufs Schloß. Die Alte öffnete wieder und sah ihn verwundert an.

„Bist du doch zurückgekehrt?" rief sie. „Ich dachte, dein Leben wäre dir kostbarer, als fremde Prinzessinnen."

„Macht geschwind mit Euern Probestücken", versetzte der Bursche keck. Ich brenne vor Verlangen, sie zu bestehen. Hilft es nichts, so ist Sterben immer besser, als Hungerleiden. Aber unverhofft kommt oft und man soll keinen schelten, ehe man ihn genau kennt."

Nun führte ihn die Alte an den Weiher im Garten, warf das goldene Schlüsselchen ins Wasser und gebot ihm, bis zu ihrer Ankunft dasselbe herauszuholen. Sobald sie fort war, zog er sein Pfeifchen aus der Tasche, pfiff und alsbald kam die Ente angeflogen. Sie tauchte ins Wasser, brachte nach einer Weile das goldene Schlüsselchen und verschwand.

Als die halbe Stunde vorüber war, kommt die Alte und sieht mit Erstaunen den Schlüssel in seiner Hand. Nun nimmt sie ein Faß mit Flachssamen, schüttet diesen auf der Wiese aus und sagt ihm, in einer Stunde müsse er Alles wieder zusammen haben. Es dürfe kein Körnchen fehlen. Kaum hatte sie ihm den Rücken gewendet, so nahm er sein Pfeifchen, pfiff und sofort kamen die Ameisen, die den Flachssamen herbeisuchten. Als nun die Alte kam, verwunderte sie sich nicht wenig und führte ihn in den großen Saal des Schlosses. Dort fragte sie ihn, welche von den drei Prinzessinnen er sich erwähle. Lange stand er da unschlüssig, welche er wählen solle. Da erinnerte er sich wieder seines Pfeifchens. Er öffnete das Fenster, pfiff und alsbald kamen die Bienen in den Saal, flogen um die Häßlichste von den drei Prinzessinnen und zeigten ihm so an, welche er wählen solle. In dem Augenblicke, wo er sie als die Erwählte bezeichnete, wurde sie schön wie ein lichter Morgen. Ihr Zauber hatte ein Ende und auch die beiden Schwestern waren erlöst. Er heirathete die Auserkorene, wurde Herr des Schlosses und der Schätze und nahm seinen Vater zu sich, der oft sagte, das hätte er nie und nimmer von seinem dummen Görgel erwartet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0367-3

Der Leuchtthurm.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Auf öder Haide allein wohnen und weit und breit keinen Nachbar haben, das ist wohl recht einsam, aber man sieht doch wenigstens hie und da einen Vogel, der ein munteres Lied schmettert, man hört die Grillen im Grase zirpen, kann sich an den Haideblüthen erfreuen und sich im hohen Grase herumtummeln. So gut hatte es der kleine Eduard noch lange nicht, denn er wohnte auf einem zackigen Felsen mitten im großen Weltmeere, der von allen Seiten so hoch und senkrecht abschüssig war, daß er nicht einmal an das Wasser gelangen konnte, sondern immer aus der Höhe herab in dasselbe niederschauen mußte.

Auf dem zackigen Felsen stand ein hoher Thurm, ein Leuchtthurm, auf dessen Spitze jede Nacht ein Feuer brannte, damit die Schiffe den richtigen Weg fanden und in der Dunkelheit nicht an dem Gestein zerschellten. Eine dunkle Steintreppe führte durch den Thurm zu dem Feuer hinauf, und oben war ein Kämmerlein, in welchem Eduard mit seinem Vater wohnte.

Der Vater war alt und schwach, und weil er zur Nachtzeit das Feuer schüren mußte, so schlief er am Tage gewöhnlich, wodurch dem Knaben die Einsamkeit noch unerträglicher wurde. Wenn er in seinem Kämmerlein saß und das Rauschen der Wellen hörte, die sich an den Felsen brachen oder das Pfeifen des Windes um die Thurmzinnen, dann fühlte er sich erst recht verlassen, denn er gedachte der Schiffer, die jetzt mit Sturm und Wogen kämpften und alle ihre Kräfte gebrauchten, um des Elementes Herr zu werden, während er auf fauler Haut lag und seine Zeit verschlief oder verträumte. Ha, dachte er oft, wäre ich ein Seekrieger mit Schwerdt und Dolch, ich wollte hinausfahren zu unbekannten Gestaden, die Völker bezwingen und die Schätze der fremden Länder zu den Füßen meines Königs niederlegen. Zu den Heiden wollte ich hin, sie müßten meinem Schwerdte sich beugen und dem Kreuze unterthan werden.

Es kam jetzt eine kalte stürmische Jahreszeit; ein Boot brachte Lebensmittel und Holz auf mehrere Monate und dann wurde es im Thurm wieder so still und einsam, wie immer. Zuweilen aber wurde diese Einsamkeit von Schaaren von Seemöven unterbrochen, die den Schiffen folgten und sich auf ihrem Wege zuweilen auf die Zinnen des Leuchtthurmes setzten.

Eduarden waren diese Vögel besonders heilig, da es außer dem Vater die einzigen lebendigen Wesen waren, die er zu Gesichte bekam. Darum hütete er sich auch sorgfältig, sie zu verscheuchen oder gar einzufangen.

Der Vater hatte schon viele Jahre an der Gicht gelitten und in dieser Zeit vermehrten sich die Schmerzen so sehr, daß er nicht im Stande war, die geschwollenen Glieder zu rühren, sondern Tag und Nacht im Bette zubringen mußte. Das wurde eine harte Zeit für Eduard, denn am Tage mußte er den Vater pflegen und zur Nachtzeit das Feuer auf der Thurmspitze unterhalten, und doch gefiel es ihm nun besser als früher, weil er die Hände voll auf zu thun hatte und an die Einsamkeit nicht denken konnte. Wäre nur der Vater nicht krank gewesen, dann hätte er sich's so gerne gefallen lassen.

In einer dunklen Sturmnacht saß er vor dem flackernden Feuer und warf von Zeit zu Zeit einen Arm voll dürrer Buchensplitter hinein; Thränen rieselten über seine Wangen, denn drinnen stöhnte der Vater vor übermäßigen Schmerzen und rief die Heiligen an, daß sie doch für ihn bitten möchten, damit er bald sterbe und seiner Pein los werde. Zuweilen steckte er den Kopf durch die Thüre der Krankenstube, kam aber bald wieder zurück, weil er das Leiden nicht länger ansehen konnte.

Ein Seufzer jagte den andern und er überlegte hin und her, wie dem Vater zu helfen sei; aber es fiel ihm nichts ein. Endlich erinnerte er sich der Meergeister und ihrer Macht und er rief sie in seiner Trauer an, dem Vater zu helfen.

Kaum war das geschehen, so tauchte ein Männlein mit einer grünleuchtenden Fackel neben ihm auf, das hatte ein Paar Fischäuglein im Kopfe und ein Röcklein von schimmernden Fischschuppen auf dem Leibe. Ich habe deine Klagen gehört, sprach es, und es soll dir geholfen werden: Folge mir! Eduard sah das Männlein erstaunt an und fragte: Wohin willst du mich denn führen? Auf den Boden des Meeres, gab es zur Antwort, wo der Fischkönig wohnt, der Macht hat, alle Leiden und Krankheiten zu heilen.

Ich wollte dir gerne folgen, sprach der

Knabe, aber ich darf nicht von dem Feuer fort, sonst würde es erlöschen und die Schiffe müßten am Felsen scheitern.

Beruhige dich, antwortete das Männlein, ich kehre zu dem Feuer zurück und schüre es für dich, sobald ich dir den Weg gezeigt habe.

Deß war Eduard zufrieden und er folgte dem Männlein mit der grünen Fackel, das mit eiligen Schritten die Thurmtreppe hinabeilte und an einem Risse in der Mauer stille stand.

Hier ist der Eingang, sagte es zu dem Knaben. Bei diesen Worten erweiterte sich die Ritze und es ward eine große Muschel sichtbar, in der es brauste und sauste, als ob sich die Wellen des Meeres darin wälzten und überstürzten. Tritt nur beherzt in die Muschel hinein, ermunterte das Fischmännchen, es ist der nächste Weg zum Pallaste unseres erhabenen Königs.

Da klappte die Muschel weit auseinander; der Schaum spritzte daraus hervor und es herrschte ein Tosen und Rumoren darin, als ob alle Wallfische der Tiefe einen Tanz aufführten. Kein Wunder, daß dem Knaben bangte und er nicht wagte, den gefährlichen Weg zu betreten.

Das Männchen mit der Fackel aber sagte kurz und etwas ungehalten: Wenn du länger zögerst, wird dein Vater sterben und du hast die Schuld.

Das fiel Eduarden schwer auf's Herz, denn er liebte seinen Vater und er wollte um die ganze Welt nicht Schuld an seinem Tode sein.

Gott verläßt die Seinen nicht, hatte der Vater oft gesagt, und so dachte er auch jetzt, als er den Fuß erhob und in die Muschel trat.

Er erwartete, plötzlich von den Wellen erfaßt und in die Tiefe getragen zu werden, wie aber erstaunte er, als er mit einem Male in einem durchsichtigen Wagen von feingeschliffenem Mondglase saß, durch dessen Wände er nach rechts und links, nach oben und unten in die brausende Meeresfluth schaute. Der Glaswagen war mit sechs Delphinen bespannt, welche ungeduldig an den goldenen Fäden zuckten, die Eduard als Zaum in den Händen hielt. Es schien ihnen zu lange zu werden, bis sie hinabtauchen könnten. Eduard sah, wie das Fischmännchen mit der grünen Fackel die Thurmtreppe zurück stieg, dann verengte sich die Ritze im Gemäuer, die Muschel klappte zu und er befand sich allein in dem nassen Elemente.

Vorwärts, sprach er muthig, und riß an dem goldenen Zaume. Kaum fühlten die Delphine den Befehl, so tauchten sie hinab; pfeilschnell folgte der Glaswagen.

Hätte Eduard hundert Augen gehabt, sie würden kaum hingereicht haben, alle die Wunderdinge zu sehen, an denen er vorüber rauschte.

Zwischen den Algen und Seeschwämmen glitzerte und flimmerte es von Sternchen und Fünkchen, als wenn die Sonne einen Feuerregen über die Meergewächse ausgeschüttet hätte. Aber alle diese Fünkchen und Sternchen waren eben so viele Meerfräulein, die sich auf dem grünen Meeresboden mit Tanzen und Springen vergnügten, wie die Erdenkinder es auf den Wiesen thun.

Eine Strecke lang rollte jetzt der Wagen durch ein Meeresthal, an dessen Seiten sich ungeheure Berge von rothen Korallen erhoben, über welchen die Wellen einherzogen, wie die Wolken über den Bergen der Erde. Wallfische von Kirchthurmgröße schwammen ruhig in ungeheurer Höhe über ihm und schauten neugierig auf den Wagen herab. In dem Gezweige der Korallenbäumen wurde es auch lebendig, auf jedem Aste hing eines von den allerliebsten Fischweibchen, die sich mit Karpfengräten das weiche grüne Haar strählten, Halsbänder von Perlmutterblättchen anlegten, oder Knöchel und Arme mit Perlenbändern zierten. Neugierig hielten sie sich an die Korallenäste und schauten in den Wagen hinein, schossen aber, sobald sie einen Menschen darin gewahrten, pfeilschnell in die Höhe und verbargen sich in dem Gezweige.

Nach und nach erweiterte sich das Thal, und wunderbar geformte Seegewächse bildeten von acht Seiten her schnurgerade Alleen, welche zu einem Pallaste hinauf führten, der auf einem Berge von rothgesprenkeltem Achat erbaut war. Der Pallast selbst war aus einem einzigen Bergcrystall geschliffen und in den durchsichtigen Gemächern glänzte eine nie gesehene Pracht und Herrlichkeit. Mitten im Centrum aber befand sich ein scharlachrothes Gemach, zu dem goldene Treppen hinaufführten, deren Geländer aus künstlich in einander gefügten Smaragden und Rubinen verfertigt war. An jeder Thüre standen zwei Fischmännchen Schildwache, die die Schwerdter von Schwerdtfischen emporhoben und im Gürtel lange Dolche trugen, deren Schneiden aus den Gräten des Sägefisches gemacht waren. Das war des Königs Zimmer, welches ohne besondere Erlaubniß von Niemanden durfte betreten werden.

Schon von Weitem tönte dem erstaunten Knaben aus dem rothen Zimmer eine liebliche Musik entgegen und es war ihm nicht anders,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0369-8

als ob der Himmel vor ihm läge. Je näher der Wagen dem Pallaste kam, desto mehr fand er Ursache, sich zu wundern, denn die durchsichtigen Wände von Bergcrystall wurden mit einem lieblichen Rosenschimmer übergossen und rings um den Berg herum hüllte sich Alles in Licht. Es war fast, als ob der Pallast selbst eine rosenfarbige Sonne sei, aus der Licht und Verklärung strahle.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Portale, eine Menge von Dienern in Scharlachröcken kam dienstbeflissen herbei und öffnete den Schlag. Eduard sprang heraus und befand sich in wenigen Minuten auf einer der Treppen, welche zu dem Gemache des Königs hinaufführten. Die Schildwachen setzten ihm die Schwerdter auf die Brust, aber eine tiefe Baßstimme aus dem Innern sagte: Lasset ihn ein, ich habe mit ihm zu reden!

Plötzlich flog eine Flügelthüre auf und, vom Licht und Schimmer übergossen, stand Eduard in dem Gemache, dessen Glanz seine Augen so blendete, daß er sie mit vorgehaltenen Händen zu schützen suchte.

Als er endlich aufblicken konnte, sah er den König auf dem Throne sitzen. Dieser Thron war ganz von Fischrückgraten erbaut, die durch Goldblättchen mit einander verbunden waren; eine schimmernde Schuppendecke lag über den Fußboden und alle Möbel waren mit Perlen eingelegt. Die Krone des Königs bestand aus einer rundgebogenen Wallfischbarte, welche bis zur Spitze hinauf mit Schuppen und Perlen bedeckt war. Neben dem Könige saß sein holdseliges Töchterlein, das anzuschauen war, wie der Maimonat so duftig und blüthenfrisch. Auf den Stufen des Thrones aber stand des Königs Hofstaat und starrte den Eingetretenen verwundert an. —

Ich weiß, was du willst, sprach der König, ich soll deinem Vater Gesundheit und Leben geben. Ich liebe die Menschen nicht, weil sie meinen Unterthanen nachstellen und sie umbringen, wo sie ihnen in die Hände fallen, aber deinem Vater will ich helfen um deinetwillen, weil du nie ein Netz in die Fluth geworfen, nie einen Angelhacken in das Wasser getaucht hast.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, setzte er ein silbernes Trompetchen an den Mund und blies einen hellen weithinklingenden Ton. Alsobald öffnete sich der Fußboden und aus der Tiefe hob sich ein wunderbar geformter Fisch, den der König ergriff, ihm den Bauch aufschlitzte und die Blase heraus nahm, welche er dem Knaben überreichte.

Sobald du nach Hause kommst, sprach der König, tritt die Blase mit dem Fuß entzwei und lege sie dem Vater auf das Herz, so wird er alsbald gesund sein.

Eduard ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder und sprach in warmen Worten seinen Dank aus, aber die Königstochter trat herzu, hob ihn mit der lilienweißen Hand auf, küßte ihn auf die Stirne und sprach mit süßem Lispeln: Komme bald wieder.

Eduard wußte nicht recht, wie ihm geschah; er ließ sich von den Schildwachen in den Glaswagen heben und befand sich am Eingange der Muschel zum Thurme, ehe er es selber wußte.

Mit frohem Herzen stieg er die dunkle Thurmtreppe hinauf, wo das Männlein mit der grünen Fackel neben dem erloschenen Feuer lag und schadenfroh mit den Augen blinzelte.

Du hast das Feuer erlöschen lassen, sagte er zornig, und ich höre an dem Gewinsel da unten, daß durch deine Fahrlässigkeit ein Schiff gescheitert ist.

Hi, hi, kicherte das Männchen, die Fischlein müssen ja auch Speise haben. Husch war er verschwunden.

Da drinnen aber hörte er den Vater jammern: Ach, ach, ich sterbe! Eduard hilf mir!

Das will ich! rief der Knabe, sprang mit der Fischblase in die Kammer und trat kräftig mit dem Fuße darauf. Es gab einen Knall, daß der ganze Thurm erschütterte und das hundertjährige Gemäuer von oben bis unten einen Riß bekam. Wie ihn der König geheißen, legte er die Blase auf des Vaters Herz und plötzlich war aller Schmerz verschwunden. Frisch und gesund sprang er auf und schürte von Neuem das Feuer.

Von jetzt an dachte Eduard Tag und Nacht an den Pallast des Fischkönigs, an die vielen Herrlichkeiten und die Königstochter. Hatte sie nicht gesagt, er solle wiederkommen? Ja, und er wollte es recht bald thun. Wie aber sollte er dahin gelangen, da zur Befriedigung seiner Lust und Neugier der Wagen gewiß nicht bereit stehen würde?

Bald gab es wieder einen schrecklichen Sturm auf dem Meere, der ihn aus dem Schlafe erweckte. Aus Furcht der Thurm stürze in's Meer, stand er auf und ging die Treppe hinab. Siehe da, der Riß war weiter geworden, die Muschel klappte auf, er trat hinein und befand sich richtig in dem Glaswagen. Die Fahrt war schnell beendigt und es ward ihm wiederum freier Einlaß.

Diesmal war großer Festball im Pallaste,

der König, seine Minister und die Hoffräulein tanzten und sangen. Die Königstochter aber nahm Eduard bei der Hand und hüpfte mit ihm herum, bis er schwindelte.

In der Ecke stand ein Sopha von Korallenstämmen mit Seehundsfellen gepolstert, darauf setzten sie sich und Eduard fragte: Wie heißest du? Man nennt mich Stellamara, gab sie zur Antwort. Dein Name aber ist häßlich, wie die Erde, worauf du wohnst, wenn du aber bei uns bleiben willst, so sollst du Delphinus heißen und königliche Macht bekommen.

Ich kann nicht bei dir bleiben, entgegnete er, denn ich darf meinen Vater nicht verlassen.

Jetzt wurde ein kostbares Mahl aufgetragen und Eduard mußte zwischen dem Könige und Stellamara sitzen. Er merkte es wohl, daß ihm von Allen große Ehre angethan wurde und hätte er keinen Vater gehabt, so wäre er am liebsten gleich da geblieben.

Nach dem Essen schlug Stellamara ihrem Freunde einen Spaziergang vor, der von Eduard mit Freuden angenommen wurde. Beide stiegen in einen von Meerpferdchen gezogenen Muschelwagen. Nach langer Fahrt gelangten sie in ein Thal, welches Stellamara das Thal der Schiffbrüchigen nannte. Der Boden bestand aus weißem Marmor und war häuserhoch bedeckt mit Gold- und Silbermünzen, Pokalen, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art, die aus den zertrümmerten Schiffen hinabgesunken waren.

Stellamara nahm ein Netz vom Gürtel und schöpfte damit von den Kleinodien eine Menge in den Wagen. Ich weiß, daß ihr Menschen dergleichen Dinge liebt, sprach sie, nimm davon so viel du willst; aber bringe sie nicht nach dem Leuchtthurme, sondern auf das feste Land, denn wisse, der Leuchtthurm wird bald einstürzen und dann würden alle deine Schätze versinken. Sie lenkte den Wagen nach dem Ufer, Eduard stieg aus, vergrub seine Schätze im Sande, merkte sich die Stelle und fuhr dann mit Stellamara nach dem Pallaste zurück.

Woher weißt du, daß der Leuchtthurm einstürzen wird? fragte er. Sie lachte schelmisch und sprach: Gerade darum gab dir mein Vater die Fischblase, denn er kann den Thurm nicht leiden, weil er mit seinen Flammen die Schiffe warnt; aber fürchte dich nicht, wenn du thust, was mein Vater dir aufträgt, dann wirst du gerettet.

Auch mein Vater? fragte Eduard.

Auch er! gab sie zur Antwort.

Von jetzt ab begab sich Eduard jede Sturmnacht hinaus zu Stellamara und ihrem Vater und sie drängte ihn jedesmal, ins Thal der Schiffbrüchigen zu fahren, um Gold und Edelsteine zu erheben.

Aber weder der König noch seine Tochter meinten es gut mit ihm, sie wollten sein Herz durch Geldgier verderben, um ihn für selbstsüchtige Pläne gebrauchen zu können.

Einst nahm ihn der Fischkönig auf die Seite, drückte ihm einen Spaten in die Hand und sprach: Du bist so gut, wie einer der Unsern und darum will ich dir ein großes Werk anvertrauen, daß nur von einem Menschen ausgeführt werden kann. Wisse, daß ich zur Vergrößerung meines Reiches eines Landstriches bedarf, der durch einen Damm vom Meere getrennt ist. Gehe hin, stich diesen Damm durch und ich will dich so reich machen, wie nie vordem ein König der Erde gewesen ist.

Welcher Landstrich ist es? fragte Eduard.

Holland! sprach der König lauernd.

Aber dort wohnen viele tausend Menschen, gab er zur Antwort, die alle in den Fluthen umkommen würden.

Was solls, versetzte der König, sie haben es längst durch ihre Raubzüge an meinen Unterthanen verdient!

Eduard aber warf den Spaten weg, und sprach: Nie soll durch mich ein Mensch umkommen und könnte ich damit die ganze Erde gewinnen!

Da funkelten die Augen des Königs vor Zorn, er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und drohte, ihn den Wallfischen vorzuwerfen; aber Eduard blieb standhaft.

Da trat Stellamara herein und sah ihn traurig an.

Erdenkind, sprach der König, ich will dir meine Tochter geben und nach mir sollst du die Krone tragen; willst du aber nicht, so versinkt der Leuchtthurm mit deinem Vater, und dich selbst soll kein Gott vom Tode retten.

Eduard zitterte; Stellamara trat schmeichelnd zu ihm hin, küßte ihn auf die Wange und flehte mit heißen Thränen, sich in des Vaters Willen zu fügen.

Da konnte er nicht länger widerstehen, griff nach dem Spaten und trat in den Glaswagen, der ihn zu Hollands Gestaden führen sollte. So lange ihm Stellamara mit den Augen folgte, blieb sein Entschluß, das böse Werk zu vollbringen, fest, als aber der böse Zauber wich, bekam der gute Geist in seinem Innern die Oberhand. Nein, sprach er entschieden, ich werde es nicht thun! Ich will lieber sterben, und wenn der Thurm versinkt, so wird Gott meinen Vater retten! Den

Spaten schleuderte er in's Meer hinaus und erwartete die Dinge, die kommen sollten.

Plötzlich entstand ein fürchterlicher Sturm, die See brüllte, der Wagen zerschellte und er wurde von den Wellen gefaßt und in den Abgrund geschleudert. Doch die Wogen trugen ihn wieder empor und er sah, wie der Leuchtthurm auseinanderriß und sein greiser Vater mit dem Meere kämpfte.

Mit unglaublicher Kraft arbeitete er sich weiter, um den Vater zu erreichen. Es glückte ihm, schon hielt er ihn gefaßt, als eine große Sturzwelle sie beide hinabschluckte. Er glaubte sich und den Vater verloren und betete in der Angst seines Herzens zum Schutzengel. Da fühlte er sich ergriffen, eine leuchtende Gestalt schwebte über ihm und zog sie beide auf den Sand des Ufers.

Als er die Augen aufschlug, gewahrte er, daß es die Stelle war, wo er seine Schätze vergraben. Aus dem Wasser aber schauten ihm des Königs und Stellamara's Gesichter drohend entgegen.

Doch die Tugend hatte gesiegt, er fürchtete ihren Zorn nicht mehr.

Die Schätze grub er aus der Erde und baute an den gefährlichsten Stellen des Ufers weithinscheinende Leuchtthürme für die nächtlichen Schiffer, die sein Andenken bis in die spätesten Zeiten ehrten.

Die Menschen aber rächten sich für die Bosheit des Fischkönigs und seiner Tochter, indem sie das Haarlemer Meer austrockneten und das Reich des menschenfeindlichen Herrschers um diesen schönen Strich verminderten.

Leinewebers Wilhelm.

Märchen von **W. Albert.**

Vor mehreren hundert Jahren lebte in einem kleinen Städtchen am Rheine ein armer Leineweber, Conrad genannt, Vater von sechs Kindern, die er über alle Maaßen liebte! Er hatte nichts als sein Handwerk, mit dem er seine zahlreiche Familie kümmerlich ernährte!

Oft geschah es nun daß die Arbeit mangelte, und es in der Küche gar schlecht bestellt war, aber der Leineweber ließ sich's darum nicht verdrießen. Sein Sprüchlein war:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Seine Frau aber dachte anders. Wenn's außergewöhnlich knapp hergehen mußte, da ward sie gleich verdrießlich und zänkisch, machte dem armen Conrad bittere Vorwürfe, die er ruhig ertrug, weil er nicht in Unfrieden leben wollte mit seiner Kathrin, um der Kinder willen.

Wenn's ihm manchmal zu arg wurde, dann nahm er seine Mütze, und ging hinaus in's Feld mit seinem ältesten Sohne Wilhelm, den er vor Allen lieb hatte.

Da kamen sie häufig an einem einsamen, verfallenen Häuschen vorbei, das draußen am Wege lag, fern von allen Menschen.

So oft der Conrad mit seinem Sohne da vorbeiging, bekreuzigte er sich und sprach: Wilhelm! leb' in Gott und sey brav, damit es dir gut ergehe, und du nicht ein Teufelsdiener werdest, wie der Humplige, der da drinnen wohnt.

Und als Wilhelm einst näher bei dem Vater anfragte, was es für eine Bewandtniß habe mit dem Humpligen, da erzählte ihm der Vater, wie der alte kleine Knirps da drinnen, wegen seines Stelzfußes schlichtweg „der Humplige" genannt, seit Menschengedenken in dem einsamen Häuschen wohne, ohne daß man genau wisse, woher er gekommen, und was er mache, daß sich jeglicher gute Christ fern von ihm halte, weil der Humplige im Verdacht stehe mit dem Bösen im Einverständnisse zu leben, auch daß man zu nächtlicher Zeit in dem verrufenen Häuschen ein sonderbares Geräusch vernehme, und zwar vornehmlich in der Sylvester- und in der ersten Mainacht.

Wenn der blondlockige Wilhelm dann seinem Vater versprach immer recht brav zu sein, und ihn dabei so recht treuherzig ansah, dann ward's dem Leineweber recht froh ums Herz. Er küßte den Jungen und sprach:

So recht Wilhelm; denn was du deinen Eltern thust, ist Gott wohlgefällig! Und ist die Mutter auch manchmal streng gegen dich, so mußt du sie doch recht lieb haben, gerade so wie mich, damit der liebe Gott dich recht lange erhalte zu unser aller Freude! Und sollte Er, der über uns Allen steht, anders denken, und dich nicht heranwachsen lassen, sondern es für gut befinden, dich früher als mich zu sich zu rufen, so wird Er hoffentlich mich auch bald

mitnehmen, denn ohne dich kann ich nicht leben! Aber was plag' ich mich da mit unnützen Gedanken herum! Er wird's schon gut machen, und „Wie's Gott will, ist's mir recht!"

Dann ging der Leinenweber nach Hause, umarmte seine Frau, setzte sich hin zum spärlichen Abendbrode, dankte Gott für den verlebten Tag, und legte sich wie ein braver, rechtschaffener Mensch mit reinem Herzen zu Bette.

* * *

Jahre waren vergangen und der kleine Wilhelm war herangewachsen zum schmucken Jünglinge! Er hatte das Handwerk des Vaters erlernt, und half treulich mit Brod in's Haus zu bringen. Vor und nach wäre in die Familie des Leinewebers durch die verdoppelten Arbeitskräfte mehr Wohlstand gekommen, wenn nicht der alte Conrad erkrankt, und gar bald arbeitsunfähig geworden wäre.

Wilhelm ließ sich's nicht verdrießen. Er hatte den Spruch seines Vaters gelernt.

Wie's Gott will, so ist's mir recht . .

und anstatt in unnützes Brüten zu versinken, beschloß er für Zweie zu arbeiten. Lag schon die ganze Familie zu Bette, dann saß Wilhelm noch an seinem Webstuhle und arbeitete frisch drauf los. Nur wenn sein Blick auf die Stube fiel, darinnen der kranke Vater lag, hörte er zuweilen auf zu arbeiten, trat ans Fenster, und starrte sinnend in die dunkle Nacht hinaus.

Da schien es ihm manchmal, als ob das Häuschen des Humpligen, welches er von seinem Fenster gewahren konnte, in voller Gluth stände, und sein Innerstes lockte ihn mächtig dahin, zu erfahren, was es wohl dort gebe. Immer kehrte er an die Arbeit zurück, mit dem festen Vorsatze nicht wieder an's Fenster zu treten, um den Teufelsspuck gar nicht zu gewahren, allein jeden Abend zog es ihn mächtiger hin zum Fenster.

Als er nun eines Abends wiederum da oben stand, gewahrte er unten vor dem Hause ein kleines Männlein im weißen Mantel, und spitzem Hütchen. Das Männlein schaute den Wilhelm mit blitzenden Augen an, und bewegte sich hinkend vorwärts, es war der Humplige.

Der wuchs gar schnell in die Höhe, denn ehe noch Wilhelm sich von dem Schrecken erholt, den ihm diese Erscheinung einflößte, war der Humplige bereits derart gewachsen, daß er den Kopf oben zum Fenster herein stecken konnte.

Guten Abend Wilhelm, kicherte der Humplige, noch so spät fleißig an der Arbeit? Plagst dich ja ungeheuer! Schad' um den schönen Körper, daß du dich so abplagen mußt, Nächte durch am Webstuhl sitzen, und selbst Sonntags, wenn die Buben und Dirnen hinaushüpfen ins freie Feld, und sich gut sein lassen. Es giebt ihrer, die's besser haben als du!

Was scheert's mich! unterbrach ihn Wilhelm. Mir ist's gut genug! Ich verlange nicht nach Besserem, hab' mich niemals beklagt. Laß mich in Frieden hier bei meiner Arbeit! Ich verlang' auch nicht mit hinaus zu geh'n zum Tanz, sondern nur, daß mein Vater gesunde, und wir keinen Mangel haben im Hause für die jüngeren Geschwister.

Schon gut! kicherte der Humplige weiter, 's geht so lange es geht! Ich kenn ihrer, die's besser haben. Wer Nachts arbeiten will, kann Gescheidteres thun als hinter'm Webstuhl sitzen.

Was geht's Euch an? Was kommt Ihr her und stört mich? erwiederte Wilhelm. Mir ist's gut genug.

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Da schrumpfte alsbald der Humplige wieder zusammen, bis daß er ganz klein ward, und hinkte von dannen.

* * *

Dem alten Conrad aber ging es immer schlechter. Der Sommer wich und als der Herbst das dürre Laub von den Bäumen herunter fegte, sah es in der Wohnung des Leinewebers auch gar traurig aus.

Wilhelm war bleich geworden in Folge der zu großen Anstrengung, und dennoch war er nicht von seinem Webstuhl fortzubringen. Nur wenn des Nachbars Liese Abends gegen sieben Uhr gewöhnlich zum Besuche kam, hörte er auf einige Augenblicke auf zu arbeiten. Die Liese war ein schmuckes Mädchen von sechszehn Jahren, schön von Angesicht und gut von Herzen. Ihr Vater war ein reicher, aber hartherziger Mann, der sich nicht um den armen Nachbar kümmerte, aber die Liese führte die Wirthschaft im Hause seit dem Tode ihrer Mutter, und seitdem sie von dem kranken Leineweber gehört, und ihn besucht hatte, kam sie jeden Abend wenn ihr Vater ins Wirthshaus gegangen war, und brachte dem alten Konrad eine gute Suppe.

Wenn sie dann den bleichen Wilhelm so fleißig an der Arbeit fand, ging sie auf ihn zu und sagte ihm, wie es schön von ihm sey, so den Vater im Haushalte zu ersetzen, und wie es ihm Gott dereinst gewiß lohnen würde, daß er so viel Liebes seinen Eltern erweise.

Die Wangen des Jünglings färbten sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0373-6

oft purpurroth, und ohne die Augen aufzuschlagen, stammelte er dann verlegen einige Worte, daß er keinen Lohn verlange, und nur erfülle das heilige Gebot an den Eltern, die seinetwegen auch gewiß manche kummervolle Nacht durchwacht hätten.

Die Liese sah dann wohl den Wilhelm mit feuchten Augen an und entfernte sich schleunigst.

* * *

Es war im Monat November, und draußen heulten die Winde gar fürchterlich. An seinem Webstuhl sitzend, war Wilhelm, überwältigt von der zu großen Anstrengung, eingeschlafen. Manchmal lispelte er im Schlafe den Namen der Liese. Da flog mit einem Male das kleine Fenster klirrend auf, so daß Wilhelm davon erwachte, und wie er aufstehen wollte um das Fenster wieder zu schließen, stierte ihm das Antlitz des Humpligen entgegen.

Der Humplige war außerordentlich häßlich. Seine gebogene Nase war ungewöhnlich lang und um die kleinen Augen rings herum zog sich ein Blutstreifen. Sein Schädel war ganz spitz und ganz kahl.

Ehe noch Wilhelm sich gefaßt hatte, war der Humplige schon mit einem Satze im Zimmer, stellte sich gerade gegen Wilhelm über, sah ihn eine Weile an und sprach:

Nun, Wilhelm, bist du noch so zufrieden mit deinem Schicksal? Bist außerordentlich bleich geworden, du armer Junge! Hast wohl gut geträumt und angenehm von der Liese?

Woher weißt du und was geht's dich an? rief Wilhelm.

Nun, nun, lachte der Humplige, fein, gemach! Nicht so aufgebraust junges Blut! He! he! he! brauchst dich nicht zu schämen, die Liese ist ein schmuckes Mädel! Aber was soll's mit ihr werden? Sie, des reichen Bauern Tochter, und du, der arme Leinewebers Wilhelm. Wirst dich abquälen und jammern und dir die Augen roth weinen und doch nichts ausrichten können! So lange der Alte lebt, wird's mit dem Mädel sicherlich nichts. Was fällt dir auch ein, du armer Schlucker? Hast nicht 'mal 'n paar Sonntagshosen, und sie hat Kisten und Kasten voll Kleider! Hast nicht 'nen Kreuzer im Sack, und ihr Vater hat Gold und Silber, und wenn sie Sonntags zur Kirche geht, da bleibt mancher schmucke und reiche Bursch auf ihrem Wege stehn und nimmt die Mütze ab, und schau't sie an, als wollt' er sagen: die wird mein Weib! Und so wird's auch kommen! Wenn so 'n reicher Bursch mit der Silber beschlagenen Pfeife vor den Vater tritt und sagt: Ich hab Haus und Hof und will die Liese freien, dann wird der Alte zuschlagen und dich armen Schlucker, nicht erst um Rath fragen.

Aber die Liese wird's nimmer thun! rief Wilhelm dazwischen, und große Schweißtropfen hingen an seiner Stirne!

Die Liese wird's doch thun, lachte der Humplige, und wenn sie dich noch so gern hätte, so wird sie warten sechs Monate, ein Jahr. Wenn aber so ein Mädel nach dem Andern zur Frau wird im Ort, und eine Hochzeit nach der Andern gefeiert wird, dann wird's auch der Liese warm um's Herz werden, und sie wird den armen Leinewebers Wilhelm laufen lassen! Und du wirst hier oben stehen an deinem Fenster mit gebrochenem Herzen, und wirst hinausschauen auf den Weg. Und wenn du noch so stark weinen würdest, und dir vor Schmerz die Nägel einsenktest in in die Brust, so wird doch der bucklige Orts-Fiedler vorangeigen zu dem Hochzeitszug, und hinterdrein kommt dann die Liese mit ihrem Bräutigam und allen Verwandten und Freunden; und sie werden jubeln und jauchzen, tanzen und schmausen, und du wirst hier oben steh'n, und dir's Haar ausraufen, und heulen und wehklagen, und mich zu Hülfe rufen, wenn's zu spät ist. Hörst du wie's nebenan bei der Liese hoch her geht. Der reiche Michel ist da mit seinem Sohn zum Besuch. Ein ganz schmucker Bursch des Michel's Anton! Gute Nacht!

Der Humplige huschte mit einem Satze wieder hinaus. Wilhelm war ermattet zurückgesunken auf den Schemel! Das Auge stier auf den Boden geheftet, saß er da eine lange Zeit! Dann stand er auf und ging an's Fenster. Und wie es immer finsterer wurde in seinem Herzen, erscholl aus des Nachbars Haus zu ihm herauf der Jubel der fremden Gäste. Aus des Jünglings Augen fielen die heißen Thränen herab auf den Schnee, und zum erstenmale in in seinem Leben vergaß er des Vaters Spruch:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

* * *

Der Monat Dezember ging zu Ende. Der alte Conrad lag noch immer krank im Bette und an dem Webstuhl saß noch immer Wilhelm. Bleicher ward der Jüngling mit jedem Tage und wenn die Liese einen Tag ausgeblieben, ging Wilhelm Nachts an's Fenster, und stierte hinaus nach dem Häuschen des Humpligen.

Die Arbeit vernachlässigte Wilhelm bei

allem Sinnen und Brüten, und im Haushalte war es daher auch schlechter bestellt als je, und wenn der Vater drinnen aus der Stube dem Sohne zurief, daß er nicht verzagen und zu viel arbeiten solle, dann lief der Jüngling nicht, wie früher, hinein und drückte die mageren Hände des kranken Vaters, sondern er wandte den Blick weg von seiner Arbeit zu der entfernten Hütte des Humpligen.

Und als die Christnacht kam, und tausend Lämpchen glühten in den Häusern und Hütten, und jedes Herz in seinem Innersten sich freute seines Heilandes, als Alt und Jung sich erging in den heiligsten Gefühlen, da stand Wilhelm am Fenster, und schaute düster hinüber zum Humpligen.

Das Jahr ging zu Ende, und als Wilhelm in der Sylvesternacht abermals am kleinen Fenster stand, und wie gewöhnlich hinausschaute nach dem Humpligen, da schien wieder die verrufene Wohnung hell beleuchtet. Wilhelm starrte hin, des Humplichen Häuschen ward größer und größer, und rückte näher und näher, bis daß es ganz dicht vor seinen Augen stand und er durch die Fenster hinein schauen konnte in das Innere. Da blieb er gefesselt stehen von der Pracht, die er darinnen erblickte. Goldene Säle erleuchtet durch tausend Flammen, Ritter und Damen in der prächtigsten Kleidung umhertanzend, kostbare Speisen und Getränke, herbeigeschleppt auf goldenen Schüsseln. Und auf einem, von Juwelen strotzenden Throne saß der Humplige, gehüllt in einen rothen Mantel, und schaute stier dem Wilhelm in die Augen.

Und wie er da stand, und verworrenen Blickes hinstarrte auf alle die Herrlichkeiten, da verschwanden plötzlich Säle, Ritter und Damen, und statt der vorhergehenden Pracht erblickte er in dem Hause des Humplingen das genaue Konterfey der Kammer, darinnen sein kranker Vater lag. Und wie er die Arme ausstreckte nach dem Vater, da verschwand auch dieses Bild, und an seine Stelle trat die Wohnung der Liese, die scherzend saß bei dem Sohne des reichen Michel!

Wilhelm blieb vernichtet stehen. Seine Augen traten fieberhaft hervor aus den Höhlen, und als er den Mund aufthat zu rufen:

Liese! Liese!

da verschwand das Gebilde, und er schaute wieder die Säle, die Ritter, das Gold und die Edelsteine, und der Humplige saß wieder auf seinem Trone und sah dem Wilhelm fest ins Angesicht!

Und als der nun wegschaute von all' der Pracht zurück in die ärmliche Wohnung mit dem Webstuhle und dem zerbrochenen Schemel, als er seinen Vater in der Stube stöhnen hörte, da sank er mit dem Angesicht zu Boden und rief laut und vernehmlich den Humpligen.

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da stand auch der Humplige neben ihm, strich seine mageren Finger durch Wilhelm's Haar und sagte:

Was willst du von mir, mein Söhnchen?

Wilhelm faßte krampfhaft des Humpligen Hand und sprach: Rette mich aus diesem Elend, und laß mich besitzen einen Theil der Kostbarkeiten, die ich bei dir gesehen, damit mein Vater gesund, und Liese mein Weib werde!

Der Humplige lächelte still vergnügt und entgegnete: Sofern du mir folgen willst in meine Wohnung und mir dienen, sollst du Alles erhalten, was du verlangst. Für deinen Vater ist gesorgt: Sie her, diese hundert Goldstücke lasse ihm zurück! Die Arbeit deiner Hände hätte in zehn Jahren nicht die gleiche Summe erreicht! Willst du mir folgen?

Ich will's: sprach Wilhelm mit vernehmlicher Stimme und er legte seine Hand fest in die Hände des Humpligen. Dieser preßte ihm die Hand zusammen, daß sie schier zerbrechen wollte! Wilhelm schrie laut auf! Da erwachte der alte Vater und rief: Wilhelm was fehlt dir?

Und als dieser nun die Stimme seines Vaters hörte, ward es Tag in seinem Herzen! Vor ihm stand der Humplige und ward immer größer! Und wie der Vater zum Zweitenmale rief, da versuchte sich Wilhelm los zu reißen von dem Humpligen! Dieser aber preßte ihn fest an sich und flog mit ihm hinaus durch's Fenster!

* * *

Als Wilhelm zur Besinnung kam, lag er in einem prächtigen Zimmer auf seidenem Bette. Vor ihm stand der Humplige im rothen Schlafrock und sprach: Guten Morgen Wilhelm! Hast gut geschlafen unter meinem Dache? Hoff' es wird dir bei mir gefallen, und wenn du fein folgsam bist, sollst du's gut haben bei mir!

Ach, laßt mich wieder fort von hier! antwortete Wilhelm. Ich weiß nicht, wie mir geschehen, aber ich möcht' nach Hause zu meinen Eltern! Laßt mich gehen, ich will auch recht fleißig beten für Euch, daß es Eurer armen Seele wohlergehe.

Statt aller Antwort zog der Humplige an der Klingelschnur über dem Bette.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0375-7

Alsbald öffnete sich die Thüre und zwei Zwerge in rothen Kleidchen brachten die schönsten Kleider für Wilhelm, kleideten ihn an, und führten ihn vor einen großen Spiegel.

Als sich der arme Leineweber da erblickte, gekleidet in Sammt und Seiden vom Kopf bis zu den Füßen, da vergingen ihm schier die Sinne! Er fiel dem Humpligen um den Hals und rief:

Meiner Seel! Für den Vater ist gesorgt, und ich trag' schöne seidene Kleider wie die großen Herren, und brauch' nicht mehr hinter'm Webstuhl zu sitzen Tag und Nacht, und so du mir nun auch zu der Liese verhilfst, will ich gar nicht nach Besserem verlangen auf der Welt, und ewig bei Euch bleiben.

Der Humplige lachte in sich hinein, nahm Wilhelm unterm Arm, und führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele gute Sachen waren zum Essen und Trinken! Das gefiel dem Leineweber viel besser als die schlechte Kartoffelsuppe seiner Mutter, und er aß viel und trank noch mehr, so daß er ganz übermüthig wurde, und fluchte.

Dann legte er sich auf einen Teppich nieder, und mehrere hundert kleine Männlein, nicht höher als eine Hand, kamen hereingesprungen, faßten den Teppich an allen Enden und Ecken, schaukelten den Leineweber in einen sanften Schlaf und entfernten sich.

* * *

Solch faules Leben führte Wilhelm nun schon mehrere Wochen, und er hatte darüber jedes bessere Gefühl verlernt, und verschwor sich zehnmal täglich, so lange dies Leben fortdauere, gehöre er dem Humpligen auf Leben und Tod!

Wie der Humplige nun sah, daß der Leineweber immer fauler wurde, da sprach er: Wilhelm, so du ein großer Zauberer werden möchtest, wie ich, besuche mich heute Abend in meiner Kammer, daß ich dich unterrichte.

J! dachte Wilhelm, wenn ich Zaubern kann, geht's gut! Erst zaubere ich dem Michel's Anton eine gehörige Tracht Prügel, dann zaubere ich die Liese her, und die muß mich lieb haben, und streicheln den ganzen Tag, und so führ' ich ein angenehmes Leben. Dann schaff' ich mir einen Gaul, reite in den Ort bei dem reichen Nachbar stolz vorbei durch das ganze Städtchen! Und wenn die Mädel mich da sehen werden in der schönen Kleidung, werden sie stehen bleiben, mir zunicken, und sagen: Guten Tag, lieber Wilhelm! Ey seht doch Leineweber's Wilhelm! Und sie werden sich um mich her drängen und pressen, und der reiche Nachbar wird mich anglotzen, und sagen: Lieber Wilhelm, willst du nicht näher kommen in die schöne Stube auf ein Glas Wein? Ich aber werde mein Rößlein stolz umwenden, und antworten: Schönen Dank, Herr Nachbar, hab' selbst Wein im Keller!

In solchen und ähnlichen Gedanken erging sich Wilhelm bis zum Abend, wo ihn der Humplige abholte in seine Kammer. Dem Wilhelm ward es nicht gut zu Muthe, denn statt der schönen, unterirdischen Säle, erblickte er eine schmutzige, feuchte Rumpelkammer! Kröten, Frösche und sonstiges Gethier hüpften quackend und schreiend auf dem Boden herum! Die Wände waren bedeckt mit allerlei Knochen von Menschen und Thieren, und im Kamine brannte ein großes Feuer, darinnen die kleinen Männlein unbeschadet hin und herliefen, und die Gluth schürten. Auf dem Simse standen eine Menge kleiner Fläschlein, und jedes dieser Fläschlein trug einen Papierstreifen, darauf allerlei Namen zu lesen, als Joseph, Johann, Heinrich und so weiter!

J, Meister, frug Wilhelm den Humpligen, sagt an, was sind das für sonderbare Fläschlein?

Das will ich dir sagen, erwiederte der Humplige: Um ein ganzer Zauberer zu werden, muß sich Jeder erst mit eigener Hand das Haar abschneiden, und auf diesem Feuer auskochen! Daraus entsteht dann jene braune Flüssigkeit, die man sorgfältig aufbewahren muß, und in jedem Fläschlein das du oben siehst, ist solches Wasser von den Haaren meiner früheren Schüler!

Und wo sind denn die Schüler selbst geblieben? frug Wilhelm.

Der Humplige aber sagte: Frag nicht lang nach unnützem Zeug, schneid' dir's Haar ab, und du wirst ein großer Zauberer!

J! dachte Wilhelm, warum denn nicht? Das Haar wächst schon wieder nach; und er nahm die Scheere aus des Humpligen Hände, schnitt seine blonden Locken ab, und warf sie in den Kessel auf dem Feuer! Die Männlein schürten emsig im Feuer, und als die Haare ganz zerkocht zum Saft, nahm der Humplige ein Fläschlein, that den Saft hinein, klebte auf das Fläschlein einen Zettel mit dem Namen: Wilhelm, und stellte es zu den übrigen auf das Simse!

Dem Wilhelm kam es sonderbar vor, wie es ihm so leicht auf dem Kopfe wurde, und als er mit der Hand über seinen Schädel fuhr, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß selbiger ganz kahl war. Während das abgeschnittene Haar in dem Kessel siedete, waren auch die kurzen Haare, sammt den Wurzeln, von des Leinewebers Kopf gewichen, und er stand da ganz kahl wie der Humplige.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0376-3

Darüber ward Wilhelm sehr erbost, aber der Humplige tröstete ihn mit den Worten: Was schadt's? So du willst, gebe ich dir eine Perrücke von derselben Farbe; lege dich ruhig zu Bette, und morgen lehre ich dich ein Weiteres!

Als nun Wilhelm die Kammer verlassen, da fing der Humplige an, drinnen umher zu hüpfen! Der war sehr froh und dachte: ich krieg' ihn schon! Und er nahm einige Tropfen von dem Haarsafte des Wilhelm, und träufelte sie in das Feuer, und rief dabei:

Strenger Herr und Meister mein!
Erscheine mir! Erschein! Erschein!

Da krachte es im Kamine, als wollte das ganze Haus zusammenstürzen, und herunter fuhr der Böse in Person, und sprach zum Humpligen:

Was ist dein Begehr?

Der Humplige bückte sich tief zur Erde, und sprach:

Gestrenger Herr und Meister! In der ersten Mainacht ist die Zeit um, wo ich dir verfallen bin; Sofern ich dir bis dahin den Leineweber's Wilhelm zuführe, willst du mich leben lassen, und meine Gewalt verlängern auf weitere drei Jahre?

Der Böse aber antwortete: So du machen kannst, daß er Eltern, Geschwister und die Liese ganz und gar vergißt, und mir allein dient, will ich ihn statt deiner annehmen, und dich leben lassen!

Sprach's und verschwand! Der Humplige aber war sehr froh, tanzte in der Stube herum, und dachte: Das will ich schon fertig bringen!

* * *

Eines Morgens nun sprach Wilhelm zum Humpligen: Ich bin schon an die zwei Monate bei dir, ohne was von der Zauberei gelernt zu haben! Von einem Tage zum andern geh'ts so fort! Das gute Essen schmeckt mir nicht viel besser mehr als die Kortoffelsuppe meiner Frau Mutter. Auch die Liese hast du mir versprochen, und schaffst sie mir dennoch nicht!

Ey! denkst du noch immer an die Liese? entgegnete der Humplige; laß' sie fahren, so schaffe ich dir ein weit schöneres und reicheres Bräutchen.

Nein, ich will die Liese haben und keine Andere! schrie Wilhelm. Schaff' mir drum ein Rößlein, daß ich hineinreite in den Ort, denn es schickt sich doch nicht für einen feinen Herrn wie ich bin, zu Fuß zu laufen, wie das gemeine Volk!

Da war der Humplige in großer Verlegenheit, er rannte mehremale auf und ab, und wußte gar nicht, was er anfangen sollte, dann aber schien ihm eine glückliche Idee durch den Kopf zu fahren, und er sagte:

Meinetwegen denn reite in die Stadt, und versuch dein Glück! So dein Vater und die Liese dich wahrhaft lieben, werden sie dir gern folgen hierher! So sie dir aber nicht folgen, läßt du sie fahren uud bist ganz mein Freund!

Alsbald brachten die rothen Männlein ein kleines, schwarzes Pferdchen; Wilhelm zog die schönsten Kleider an, gürtete ein Schwert um, setzte auf den kahlen Schädel eine blonde Perrücke, darauf ein Barret mit Federn, und trabte fort!

Der Humplige aber lachte wieder in sich hinein, und dachte: Reit' nur hin, du Esel. Heut Abend bist du mein! Dann verwandelte sich der Zauberer rasch in einen großen Vogel und flog hinter dem Wilhelm drein!

Freudig schlug das Herz des Leinewebers, als er zum Städtchen hineinritt und hinter ihm her die ganze Jugend mit dem Rufe: Ey! seht doch Leineweber's Wilhelm im schönen Kleide!

Da ritt er zuerst vor seines Vaters Haus, wo der alte Conrad gerade am Fenster stand. Der starrte seinen Sohn lange an, und rief endlich: Bist du es wirklich Wilhelm?

Wilhelm schaute hinauf zu seinem Vater und sagte: Schönen Gruß Herr Vater! Freu't mich Euch wohl zu sehn! Kommt herunter, daß ich Euch die Hand gebe!

Der alte Konrad aber entgegnete: Ehe ich dir die Hand gebe, sage mir, woher du den Teufelsflitter hast, den du auf dem Leibe trägst! Durch dein Handwerk hast du's sicher nicht erworben, so wenig wie das Gold, welches du mir zurückgelassen, und das ich noch unangerührt da liegen habe!

Macht Euch darüber keine Sorge! meinte Wilhelm und kommt herunter!

Nein! sagte der Alte, ich hatt' ein Kind, das hieß Wilhelm, und schaffte hinter'm Webstuhl wie ein guter Christ; bist du derselbe Wilhelm, so komm herauf zu mir, zieh den Flitter aus und setze dich an den Webstuhl!

Wilhelm lachte laut auf und rief: Vater! Seid Ihr toll? Ich soll hinauf und Kartoffelsuppe essen wie früher? So Ihr gescheidt seid, und mich lieb habt, kommt zu mir herunter, setzt Euch auf mein Rößlein, und reitet mit mir von dannen!

Ueber dieses war der reiche Nachbar an die Thüre getreten, und als der den Wilhelm sah, schlug er beide Hände über dem Kopfe zusammen!

Wilhelm ritt auf ihn zu und sagte: Guten Morgen Herr Nachbar, ich bin der Leinewebers Wilhelm und ein reicher Mann! Wo ist denn die Liese?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0377-8

Der reiche Nachbar ward verblendet durch die Seide und das Gold, welches Wilhelm am Leibe trug, und er rief seine Tochter.

Wie die Liese nun den Wilhelm sah, der stolz im Sattel saß, lief sie auf ihn zu, und bat ihn abzusteigen, aber das Rößlein fing an zu schlagen und zu beißen, so daß der Leineweber nicht herunter kommen konnte.

Da fingen einige aus dem Volke an zu murren, und meinten, das ginge nicht mit Rechtem zu.

Als das Wilhelm hörte, hob er sich im Sattel empor, und schrie:

Und wenn das auch nicht mit Rechtem zuginge, was scheert's Euch! So es Euch behagt im Schweiße Eures Angesichts zu leben, könnt Ihr's thun! ich will's nicht! Und wenn die Liese gescheidt ist, so geht sie mit mir, und soll gute Tage haben, und seidene Kleider bekommen, wie ich vom Humpligen!

Als die Leute das Wort hörten, bekreuzten sie sich, und die Liese schrie laut auf, sie wolle nichts zu thun haben mit einem unrechten Menschen!

Dem Wilhelm ward es warm im Sattel: Er drehte sein Pferd hin und her und ward sehr zornig. In diesem Augenblicke flog ein großer Vogel bei ihm vorbei, riß ihm Barret und Perrücke vom Kopfe, so daß der kahle Scheitel zum Vorschein kam.

Wie das die Buben und Mädchen sahen, fingen sie an zu lachen, und ihn zu verspotten. Da ward's dem Wilhelm zu arg, er gab seinem Pferdchen die Sporen, und ritt wüthend und beschämt von dannen!

* * *

Als er nach Hause kam zum Humpligen, verschwor er sich heilig und fest Rache zu nehmen an Allen! Er schloß sich in eine Kammer ein und dachte: So Ihr mich von Euch stoßet, weil ich schöne Kleider und ein Rößlein hab, so will ich Euch zum Trotz ein recht schlechter Mensch werden und ein großer Zauberer und Euch plagen, Jahraus, Jahrein, bis Ihr zu mir kommt auf Euren Knieen und mich um Verzeihung bittet, und dann werde ich durch den Ort reiten, und sie sollen vor mir herlaufen, und mir Blumen streuen, und rufen: Es lebe der Leinewebers Wilhelm!

Da kam der Humplige, und frug ganz arglos: Sag' an, mein Söhnchen, wie ist dir's ergangen im Orte?

Wilhelm ergriff den Humpligen bei der Hand und sprach: Sofern du mir verhelfen willst zu großen Zauberkünsten, und mich unterrichtest darin, will ich ganz und gar dein Eigen sein, und thun Alles was du willst.

Hi! hi! lachte der Humplige. Schön gesprochen, allein, um ein großer Zauberer zu werden, mußt du allem Anderen in der Welt entsagen, deinen Eltern und der Liese!

Mein Vater hat mich hinausgestoßen, und die Liese will ich nicht mehr. Wenn du mich also lehrest Macht zu haben über alle Menschen im Ort drinnen, so will ich ganz dein Eigen sein.

Der Humplige ward außerordentlich vergnügt, und dachte bei sich: Endlich hab' ich ihn! Ich nehm' ihn Abends mit, und lehr' ihn allerlei Brimborium, aber von der Zauberei gar nichts! So halt ich ihn hin bis zur Mainacht und dann bin ich gerettet!

Also geschah es! Der Humplige suchte den Wilhelm durch allerlei Genüsse des Lebens zu betäuben! Manchmal gab er Abends in den unterirdischen Sälen große Feste! Da kamen von weit und breit die Zauberer mit ihren Töchtern und die Letzteren tanzten um den Wilhelm herum, und suchten ihn zu verführen mit Sang und Spiel, damit er Alles Andere ganz und gar vergessen sollte.

Dem Leineweber aber war die in seinem Orte erlittene Schmach sehr zu Herzen gegangen. Er ward sehr traurig, was auch der Humplige ersinnen mochte, um ihn zu betäuben! Oft sagte Wilhelm: Ich will nichts mehr wissen von alle dem Glanz und der Pracht, bis ich ein Zauberer geworden, und Rache nehmen kann; dein Wein schmeckt mir nicht, dein Essen bekommt mir nicht mehr! Lehre mich den ganzen Zauber!

Der Humplige hielt den Wilhelm noch einige Zeit so hin, nahm ihn Abends mit in seine Kammer, machte allerlei Hokus Pokus, aber von der eigentlichen Zauberei lehrte er ihn gar Nichts!

* * *

Es kam der Ostersonntag, und es war ein schöner Tag. Die Sonne lachte freundlich am Himmel wie im Frühling! Da saß Wilhelm oben in einer einsamen Kammer, und war noch immer erfüllt vom bitteren Hasse gegen die Menschen.

Und wie er da saß in tiefes Sinen versunken, da drang aus seinem Orte zu ihm herüber das Läuten des Kirchenglöckleins. Da stand er auf, ging an's Fenster und dachte bei sich:

Wie sie froh sind jetzt im Ort, und ich sitz' hier, und habe noch nichts gelernt als Essen und Trinken, und die Zeit todtschlagen. Aber meine Schuld ist's nicht! Sie haben mich drinnen verspottet und verstoßen!

Ich weiß nichts mehr von Sonn- und Feiertagen, weil ich alle Tage faullenze; aber drinnen im Orte sind heute Alle vergnügt,

weil sie selten feiern. Und sich freuen sie über die schlechten Sonntagskleider, weil sie in der Woche in Lumpen gehen! Und wenn ich gar zaubern kann und die Liese mit Gewalt hole, so wird sie mich dennoch nicht lieb haben, denn sie hat's deutlich gesagt sie wolle keine Gemeinschaft haben mit einem unrechten Burschen. Und nun sitz' ich hier allein, trotz allem Gold und Edelstein, und Niemand grüßt mich und sagt: Guten Tag Wilhelm, glückliche Feiertage! O die Menschen!

Und wie er da stand und sann, hörte er plötzlich den Gesang der Schulkinder, welche der schöne Tag hinausgelockt hatte ins Freie.

Als ich noch ein Kind war, dachte der Leineweber, war ich doch recht zufrieden, wenn ich so mit hinaus lief ins Freie, und von Herzen fröhlich war! Kehrte ich dann Abends heim, dann kam der Vater mir froh entgegen, und küßte mich! Ich wußte noch nicht, was Armuth war und mir war so wohl, wenn ich mich zufrieden auf's Ohr legte, während ich mich jetzt die Nächte durch plag', und sinne, wie ich es den Andern drinnen im Orte vergelten kann, was sie mir Böses gethan. Doch was sie Gutes an mir gethan als Kind, und wie sie mich gestreichelt haben, und mich hereingerufen in ihre Wohnung, mich, den armen Leineweber's Wilhelm, und wie sie mir Kuchen gegeben, für mich und die Brüder, das hab' ich vergessen!

Und die Kinder draußen kamen immer näher und sangen:

O Herr im Himmel, lehre mich
Ein guter Mensch zu sein!
Viel besser ist ein reines Herz
Als Gold und Edelstein!

Ja! ja! dachte Wilhelm, so sang auch ich einst, als ich noch nichts vom Leben wußte! Und jetzt, da ich Gold und Edelstein hab' in Menge, und hier sitze in der einsamen Stube, was nützt's mich? Ich sehe kein frohes Gesicht, und keinen freundlichen Blick, und meine Mitmenschen wollen nichts mehr von mir wissen, obschon ich reich bin, und da ich arm war, haben sie mich doch so lieb gehabt! Doch es ist aus mit mir, ich muß vorwärts, gut oder böswillig auf dem schlechten Weg, weil sie mich von sich gestoßen! Mein Vater will mich nicht kennen, so lang ich schöne Kleider trage, und er sitzt jetzt gewiß daheim in der schlechten Stube mit meinen Brüdern, und sagt ihnen: Macht's nicht wie der Wilhelm, der böse Bursch! Und wenn ich so denk wie er mich früher gehäschelt hat und geküßt, und jetzt hat mich Niemand lieb, und auch ich liebe Niemanden und hasse Alle!

Das Ortsglöcklein fing wieder an lustig zu läuten, und der Leineweber stand am Fenster, und ward immer trauriger.

Da kamen die Kinder näher und sangen:

Auf Gott vertrau', nach oben schau',
Auf ihn allein, der Sonnenschein
Und Regen macht, in seiner Pracht
Dort oben thront, das Gute lohnt,
Das Böse straft! Er geb' mir Kraft,
Daß sein Gebot bis an den Tod
Ich halte rein! dann zieh' ich ein,
Den Engeln gleich, ins schöne, ew'ge Himmelreich.

Wilhelm hatte aufmerksam zugehört, und als die Kinder, lustig singend, weiter zogen, da dachte er: Wie sie glücklich sind und zufrieden, und vertrauen auf den lieben Gott! O, wär ich noch der arme Leinewebers Wilhelm!

Und das Glöcklein schallte nochmals, und aus der Ferne drang herüber der Kinder Gesang:

Er geb' mir Kraft,
Daß sein Gebot bis an den Tod
Ich halte rein! dann zieh' ich ein,
Den Engeln gleich, in's schöne, ew'ge Himmelreich!

Da hielt der Leineweber es nicht länger aus. Die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen, er fiel auf die Knie, und rief aus vollem Herzen:

Vater im Himmel, rette mich und laß mich wieder ein frohes Kind werden, wie Jene!

Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich die Thüre und herein hüpfte Einer der Zwerge, kletterte an dem Leineweber empor und sprach:

Dem Himmel sey Dank, denn ich bin durch dich gerettet. Wisse, ich war ein Leineweber, wie du, und gerade wie du war ich unzufrieden mit meinem Schicksal, und gerieth in die Hände des Humpligen. An die dreißig Jahre bin ich schon hier verzaubert in einen Zwerg, und konnte nicht erlöst werden, bis wiederum ein Leineweber in des Humpligen Hände gerieth, und ihm widerstand durch sein festes Gottvertrauen. Auch ich stand einst an einem Oster-Sonntag an diesem Fenster, und als Gottes Stimme sich in mir zu regen begann, da habe ich sie gewaltsam von mir gestoßen und getretzet, und mich dem Humpligen erst recht mit Leib und Seele verschrieben.

Da fiel Wilhelm dem Zwerg um den Hals und freute sich von ganzem Herzen. Und als ihm nun Jener erklärte, wie der Humplige vorhabe, Wilhelm in der ersten Mainacht dem Teufel zuzuführen, und ihm die ganze Kluft zeigte vor seinen Füßen, da fiel Wilhelm nochmals auf die Knie und rief:

Vater im Himmel! Vergieb mir Alles

Böse, was ich an mir und meinem Vater gethan, und verzeih' mir um seinetwillen!

Der Zwerg aber sprach: Laß uns auf ein Mittel sinnen, wie wir aus dem Hause kommen, daß du dein Haar wieder bekommest, und ich meine frühere Gestalt wieder annehmen kann.

Wir wollen den Humpligen erschlagen, und fortlaufen, meinte Wilhelm.

Der Zwerg aber erwiederte: So lange wir nicht den Zauberstock des Humpligen in unserer Gewalt haben, können wir weder zum Hause hinaus, noch dem Humpligen irgend etwas anhaben. Warte bis zum letzten April, dann habe ich bei ihm die Nachtwache! Bis dahin will ich's überlegen wie es am Besten anzufangen ist.

Wilhelm ward nun wieder ruhig und dachte mit Sehnsucht an die Zeit, wo er hinaus könne in die Heimath und seinem Vater die Hand drücken, wie früher, wieder hinter'm Webstuhl fleißig schaffen könne. Der Gedanke an die Liese und ihren reichen Vater betrübte ihn zwar auf Augenblicke, aber dann dachte er wieder wie früher:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

* * *

Endlich kam die lang ersehnte Nacht, wo der Zwerg wachen sollte bei dem Humpligen. Als dieser nun tief schnarchte, da huschte der Zwerg behende heraus und rief den Wilhelm. Dieser trat mit pochendem Herzen in die Kammer, wo der Humplige im Schlafe lag und manchmal unverständliche Worte murmelte als: Hol den Wilhelm! er ist dein! ich bleib' am Leben!

Lange suchten sie hin und her, und konnten den Zauberstab nicht finden, bis der Zwerg ihn endlich unter dem Kissen des Humpligen entdeckte. Dann warfen sie sich Beide auf den Zauberer, knebelten ihn, wie sehr er sich auch wehrte.

Der Zwerg nahm den Zauberstab, fuhr damit einigemal über seinem Kopfe hin und her, und siehe: da fing der an sich zu recken und stand bald vor Wilhelm als ein schöner Mann, und sprach:

Nimm eilig das Fläschlein mit deinem Haarsaft, und bestreiche dir den Schädel. Das ließ sich Wilhelm nicht zweimal sagen. Er goß den Saft auf sein Haupt und in demselben Augenblicke hatte er wieder seine natürlichen blonden Locken wie früher.

Jetzt laß uns eilen, sprach der gewesene Zwerg. Stopfe dir die Taschen voll Gold und Edelsteine hier aus diesen Kasten, so viel du willst.

Der Wilhelm aber antwortete:

Ich hab' seit vier Monden so viel Gold und Silber gehabt, und bin doch nicht glücklich gewesen. An dem Teufelsspuck ist doch kein Glück, ich will hier weggehen, wie ich gekommen bin, als ein armer Leineweber! Sprach's und zog die seidenen Kleider aus, holte aus dem Kasten die geflickte Hose, die er mitgebracht in des Humpligen Haus, und kleidete sich in die ärmlichen Kleider. Desgleichen that sein Genosse.

Und wie sie eben das Haus verlassen, da fuhr der Böse herab und holte den Humpligen, der heulte und schrie und um Gnade bat, und mit einem furchtbaren Gekrach verschwand das verrufene Haus sammt Allem was drin war, in der Erde.

Da sprach Wilhelm zu seinem Genossen: Komm mit mir in den Ort, und lebe und arbeite mit mir und meiner Familie, wir wollen uns nicht mehr trennen.

Jener aber antwortete: Gerne wollt ich's, allein auch ich hab' in der Heimath die Lieben gelassen, und es drängt auch mich, nachzusehen, ob sie noch am Leben sind, um wieder mit ihnen zu leben, als ein wackerer und zufriedener Handwerker.

Da geleitete ihn Wilhelm noch ein gut Stück auf den Weg, und die Beiden trennten sich mit schwerem Herzen.

* * *

Und als nun Wilhelm sich zurück auf den Heimweg machte, war es schon heller Tag. Der Frühling stand da im vollsten Glanze, die Sonne schien hell, die Vögel flogen singend umher, und unter dem zerlumpten Kittel des Leinewebers schlug wieder ein Herz, froh und klar wie die Natur in der er sich befand.

Wie er nun so am ersten Maitag vor das Thor der Heimath kam, da hatte sich Alt und Jung versammelt, draußen im Grünen. Und sie jauchzten, tanzten und sangen, und waren sehr vergnügt. Der alte Conrad saß mitten unter ihnen, die Augen zum Himmel gehoben, als bete er für seinen Sohn.

Wilhelm schlich sich, tief beschämt mit reuigem Herzen um das Städtchen, schlüpfte durch die Hinterthüre in die leere Wohnung seines Vaters, setzte sich hinter den Webstuhl und arbeitete frisch drauf los.

Und als nun zu Mittag die Eltern und Geschwister nach Hause kamen, und das Klappern des Webstuhls hörten, steckten sie ängstlich die Köpfe durch die Thüre; da stand der Wilhelm auf und rief:

Herein, Meister Conrad, es ist ein neuer

Gesell ankommen, und hofft bei euch lange Zeit in Arbeit zu verbleiben.

Der alte Conrad fiel seinem Sohne um den Hals und küßte ihn. Desgleichen that die Mutter und die Geschwister.

Der Wilhelm aber riß sich endlich los, und sagte: Gott sey Dank, daß ich wieder bei euch bin! Ich hoff', ihr werdet mir Alles verzeihen, und nun, Frau Mutter, kocht mir eine gute Kartoffelsuppe wie früher.

Und nun erzählte Wilhelm die ganze Geschichte, wie ihn Gott gerettet, und wie der Humplige vertilgt sey vom Erdboden.

Die Nachricht verbreitete sich im Städtchen und Alle strömten hinaus und fanden keine Spur mehr von des Humpligen verrufener Hütte. Da wurden sie sehr froh, umgaben den Wilhelm, drückten ihm die Hände, und er mußte Jedem einzeln die Geschichte wiederholen.

Auf den Abend kam dann auch die Liese, ganz schwarz gekleidet, weil ihr Vater vor einigen Wochen gestorben war. Wilhelm trat vor sie hin und sprach:

Liebe Liese! Ich hoff' du wirst mir verzeihen wie die Eltern; und wenn du mich noch leiden magst, wenn dein Trauerjahr herum ist, so sey mein Weib!

Ich verlange nicht nach dem Gelde, welches dir dein Vater hinterlassen, davon wollen wir ein Kirchlein bauen, Gott zu Ehren, an derselben Stelle wo früher der Humplige hauste, damit es noch in späten Jahren zeuge, wie das Böse stets verderben muß, und das Gute aufersteht aus den Trümmern des Ungerechten!

* * *

Vier Jahre darauf sah es lustig aus in der Behausung des Leinewebers. Der Webstuhl klapperte fröhlich hin und her, dahinter saß Wilhelm und sang ein frohes Lied.

Und am ersten Maitage trat die Liese, Wilhelms Weib, herein, und trug auf den Armen einen hübschen Buben, von ungefähr zwei Jahren.

Sieh her, Wilhelm, sprach die Liese, unser Kind fängt an zu plaudern, und ich habe es ein Sprüchlein gelehrt.

Und wie sie dem Vater den blonden Jungen hinreichte, da öffnete das Kind die kleinen Lippen und plapperte:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Herzog Heinrich und sein Löwe.

Volksmärchen, erzählt von **Ellen.**

Wie wir von mannhaften Recken und Rittern öfter gehört, daß sie auf abenteuerliche Fahrten hinauszogen, um Ehre und Ruhm zu erringen, so hatte das seiner Zeit auch Herzog Heinrich von Braunschweig beschlossen, den sie hernachmals den Löwen benannten. Mit viel Mannen und Rossen brach er auf. Da sie aber bald vor ein groß Wasser kamen, so mußten die Rosse heimgesandt werden und er setzte sich mit seinen Leuten in ein Schiff, das sie sofort und mit gutem Winde in See gehen ließen.

Aber das Unglück war hinter ihnen, also daß Stürme die Segel und Masten ihres Schiffes zertrümmerten, darauf hob eine Windstille an und sie trieben rath- und hülflos auf den Wogen. Endlich waren alle Mundvorräthe aufgezehrt, daß der Hunger sie gar elendiglich plagte. Wohl lagen Herzog Heinrich und seine Reisigen mit den Schiffsleuten oft zum inbrünstigen Gebete auf den Knieen, aber keiner von allen Schutzheiligen war ihnen günstig. Manche verfielen in Siechthum und starben, Einige gaben sich selbst den Tod, indem sie in das Meer sprangen, bis der Herzog zuletzt in der größten Verzweiflung befahl, Loose zu machen und zu loosen, und wen das Loos träfe, der solle wie ein unvernünftiges Thier geschlachtet werden und der Mannschaft zur Speise dienen. Das geschah, und so verspeiseten sie, wen das Loos traf, und fristeten ihr Leben. Einige aber starben indeß schier vor Ekel und Kummer. Als nun Herr Heinrich nur noch und ein Knecht am Leben waren, deß sie sich aber nicht erfreuten, und der Herr wieder Loose machte, widersetzte sich der Knecht und sprach: „Gott wolle mich bewahren, meinem hochgeborenen Landesherrn und vielliebem Gebieter solches Leid anzuthun, lieber stürbe ich für ihn. Aber so hat mir ein Traum eingegeben, wie ich euch vielleicht vom Tode errette, und bitte, daß ihr mich gewähren lasset."

Der Herr war Alles zufrieden und da nähete der Knecht ihn in eine Ochsenhaut, das Rauche inwendig, also daß es zuletzt aussahe, als läge ein groß appetitlich Stück Fleisches auf dem Verdecke.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0381-0

Darauf aber ging der Knecht abseits und betete, Gott wolle nun helfen, daß sein Traum in Erfüllung gehe, denn er habe seinen theuern Herrn lebendig begraben, Gott könne aber in Noth und jedem Drangsal den Gerechten erretten, wenn es ihn gut dünke. Und kaum als er das Amen gesagt hatte, fiel er um zu sterben.

Gott hatte aber des getreuen Knechtes Gebet gehört und sendete einen Vogel Greif, der schoß auf das Schiff und den eingenäheten Ritter los, vermeinend, einen leckeren Braten zu erwischen, und trug die Beute in sein Felsennest. Dem Ritter war es bei der Luftreise wohl nicht recht geheuer, er verhielt sich aber ruhig. Deshalb hatte der Greif, der sonst ein klug Ungeheuer war und dem Ritter leicht hätte das Garaus machen können, kein Arg, daß er einen wohlgepanzerten und bewehrten Mann in einer Ochsenhaut heimgebracht hatte. Er ließ ihn seinen jungen Greifen zum Fraß und flog weiter auf Raub aus.

Die jungen Greife, die wohl so groß waren wie Kameele, aber noch recht ungeschlacht und unbehülflich, machten sich über die vermeintliche Speise her. Der Herr Heinrich hatte aber inzwischen sein gutes Schwert gezogen und schnitt sich aus der Haut los. Darauf begann ein gewaltiger, aber fast lachenswerther Kampf, denn bald hatte der Ritter die sieben jungen Greifen, denn so viele waren ihrer, erlegt und es floß viel heißes Blut in rothen Strömen vom Felsen hernieder.

Als er sich nun aber auf und davon machte, denn er wollte die Rückkehr des alten Greifen nicht abwarten, nahm er noch eine Greifenklaue zur Erinnerung mit sich, die man denn auch noch heutzutage zu Braunschweig im Thurme sehen kann.

Er kam in einen großen Wald, war aber noch nicht weit gegangen, als er ein erschrecklich Brüllen und Aechzen vernahm. Als er näher hinzugegangen war, sah er, daß ein großer Lindwurm mit einem edlen Löwen im Kampfe sich befand und denselben zu erdrücken bemüht war. Da hätte sich nun wohl Mancher schnell davon gemacht, Herr Heinrich aber sprang hinzu und führte so kräftige und glückliche Streiche auf den Wurm, daß er bald genug hatte und von dem Löwen vollends zerrissen wurde.

Wäre nun der Löwe kein so kluges und edles Thier gewesen, so hätte es dem Ritter wohl schlimm ergehen können, aber er erkannte, daß das gute Schwert des Ritters ihn aus der Todesumarmung des Wurmes gerettet hatte, und legte sich dankbar vor dem Herrn auf den Boden und sah zu ihm auf, wie ein Hund zu seinem Herrn thut. Und so war er ihm auch getreu und folgte ihm überall. Er erlegte allerlei Wild für den Ritter, Hirsche und Rehe, so daß an guten Braten keine Noth war.

Aber der Ritter vermochte sich nicht aus dem Waldesdickicht zu finden und gedachte doch sehnlichst, wieder unter Menschen und nach seiner getreuen Stadt Braunschweig zu kommen. So gelangte er an einen schnellfließenden Strom und vermeinte, wenn er ein Floß baue und auf dem Fluß hinabschiffe, würde er wohl wieder auf Menschen treffen, die ihn zurecht wiesen.

So zimmerte er aus Bäumen, die er mit Weidenruthen zusammenband, ein Floß und setzte sich darauf und fuhr ab, als der Löwe auf der Jagd war. Denn er hätte ihn gern in dem Walde zurückgelassen, wohin er gehörte. Der Löwe aber, als er seinen Herrn nicht fand, lief heulend am Ufer hin und her. Endlich sprang er in die Wogen und schwamm dem Floße nach, bis er es erreichte.

Gerührt über so viel Treue, zog ihn Herr Heinrich zu sich auf das arme Floß und ließ ihn bei sich sitzen und hoffte für sie Beide das Beste. Aber das kam nicht, sondern das Schlimme kam und wieder Noth und Hunger und Herzeleid. Mit reißender Schnelligkeit ging das Floß durch die Strudel und Wirbel und es war unmöglich, das Ufer zu erreichen.

So ging es viel schreckliche Tage und noch schrecklichere Nächte. Dem Ritter und dem Löwen kam kein Schlaf in die Augen und keine Speise in den Leib und elend lagen sie beieinander. Heinrich hielt die Arme um den Kopf des treuen Thieres geschlungen und das sah ihm gar traurig in die Augen.

Das war schon schlimm genug, aber es sollte noch schlimmer kommen, denn wo einmal das Unglück Einkehr gefunden hat, da macht es sich heimisch und lädt sich täglich von Neuem zu Gaste.

Als sie nämlich so hintrieben und Herr Heinrich wünschte, das Floß möge an Felsen zerschellen und mit ihnen in den Fluthen versinken, machte sich plötzlich der Satan an ihn, stand mit Pferdefuß und Klaue bei ihm und sprach: „Was ich dir sage, ist die Wahrheit, ob ich gleich der Teufel bin. So höre denn, daß gestern zur Mittagsstunde ein fremder Fürst in deiner treuen Stadt Braunschweig eingezogen ist und daß er heute Hochzeit machen wird und Beilager halten mit deiner Gemahlin, darum so bedenke dich nicht, verschreibe mir deine Seele und ich führe dich durch die Lüfte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0382-6

schnell hin gen Braunschweig, daß du dessen, was dein ist, Acht haben könnest."

Bei der Rede war der arme Herzog sehr betrübt in seiner Seele und sprach: „Sie halten mich daheim für todt, weil ich so lange außen war und keine Botschaft gesendet habe, aber ich befehle mich meinem alten Gotte, denn der lebt noch und soll es anrichten, wie es ihm gefällt."

Da lachte der Satan voll Hohn und rief: „Bitt' nicht zu dem, denn er wird dich in deinem Elende lassen. Aber hilf dir selbst und gehe mit mir einen Pact ein. Noch heute will ich dich nach Braunschweig bringen und sänftlich auf dem Giersberge niederlegen. Dann hole ich auch deinen Löwen. Nun merke aber, wenn ich dich dann schlafend finde, so bist du mein und fährst mit mir hinunter."

Da wollte sich Heinrich nicht länger besinnen, denn er gedachte, in seinem großen Jammer des Schlafes wohl Herr werden zu können, und willigte ein. Und während er sein christlich Gebet sprach, führte ihn der Satan flugs gen Braunschweig und legte ihn auf dem Giersberge auf weichem Grase hin, wo denn trotz Gebet und gutem Willen, wach zu bleiben, Herr Heinrich sofort in tiefen Schlaf fiel. Und das war bei seiner großen Ermüdung nicht zu verwundern und der Teufel hatte auch darauf gerechnet.

Aber es kam doch anders, als der Satan gerechnet hatte, denn als er nun auch mit dem Löwen durch die Lüfte daher gesaust kam und dieser seinen Herrn da liegen sah, unbeweglich und wie todt, hielt er ihn wirklich für gestorben und erhob ein gar erbärmlich und lautes Jammergeschrei. Davon hallte Wald und Feld wieder und der Giersberg dröhnte und Herr Heinrich erwachte und richtete sich schnell auf seine Beine. Da ergrimmte der Satan gewaltig, denn er sah, daß er betrogen war, und wie er den Löwen niederwarf, hätte der sich fast weh gethan.

Darüber war es Abend geworden und sie machten sich nun eilig in die Stadt und der Löwe ging neben dem Herzog, als wie ein Freund. Im Schloß aber war Lichterglanz und Pfeifen und Tanz und der Herzog sahe wohl, daß der Satan ihn nicht belogen hatte.

Da sprach er auf einen der Landsknechte ein und bat ihn, er möge zu der Frau Herzogin in den Saal gehen und sagen, es sei ein Ritter auf dem Schloßhofe, der keine Bitte habe, als nur, einmal aus dem Becher der Herzogin zu trinken. Und dabei sah der Löwe den Landsknecht so an, daß der ganz willig wurde und ging.

Die Herzogin verwunderte sich nicht wenig über das seltsamliche Anmuthen; als ihr aber auch von dem Löwen erzählt wurde, der so einträchtiglich mit dem Ritter einhergekommen sei, besann sie sich nicht mehr und reichte ihren Becher dar.

Da hätte man nun sollen sehen, wie der vielgeplagte Ritter mit Behagen aus dem Becher trank, den so eben noch die süßen Lippen seiner geliebten Gemahlin berührt hatten.

Darauf aber nahm er den Ring, so er am Hochzeitstage von seiner Gemahlin erhalten und bisheran nie vom Finger gethan, ab, brach ihn in zwei Stücke und warf das eine Stück, darauf das halbe Wappen stund, in den Becher und sagte: „Bringet das eurer vieledlen Herrin zurück als meinen Dank."

Als die den Becher genommen hatte und bald des halben Ringes ansichtig wurde, befiel sie ein großer Schreck und eine gewaltige Freudigkeit, also daß sie ihre Farbe von Roth zu Weiß wechselte und beinahe die Sprache verloren hätte. Dann dachte sie bei sich, sollte Gott mir die Gnade erweisen, meinen vielbeweinten Eheherrn wiederzufinden, und hieß den Ritter in den Saal führen.

Da gab es nun viel zu sehen und zu fragen, als der Ritter sich zeigte und der Löwe hinter ihm drein kam und als nach und nach alle den hochgeehrten alten Landesherrn und Herzog wiedererkannten.

Er mußte sich auf den Thron setzen neben seine Frau Herzogin und der Löwe stand bei ihm und Beiden wurde reichlich und zum Besten Speise und Trank gereicht. Die Frau Herzogin aber schlang ihre zarten Arme um seinen Hals und war ohnmaßen glücklich und mit ihr Alle bis auf den fremden Fürsten, der sie heimzuführen gedacht hatte.

Als nun aber Herzog Heinrich all seine Fahrten und Abenteuer erzählte und wie Gott trotz viel Unglück Alles zum Besten gelenkt und ihn wieder heimgeführt, da gab der fremde Herr Verzicht und als ihm die Herren vom Rathe ein feines Fräulein aus Franken vorstellten und der Herzog ihn bat, die zur Frau zu nehmen, that er es in Gottes Namen. In wenig Tagen wurde eine feierliche Hochzeit angestellt und sie wurden ein glücklich Paar.

Der Herzog Heinrich aber regierte noch viel Jahre sein schönes Land in Frieden und hielt seinen getreuen Löwen hoch in Ehren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0383-2

Blauschürzchen.

Märchen von **Dr. Joh. Nep. Vogl.**

Im Dorfe.

Blauschürzchen

(tritt aus ihres Vaters Haus).

Schon sieben! Jetzt heißt's wieder vom Haus
Zum Vater auf's sonnige Feld hinaus,
Um ihm den Morgenimbiß zu bringen;
Thut schon lange draußen die Sense schwingen.
Doch früher das Schürzchen noch umgehängt,
Das Mutter selig mir hat geschenkt,
Nach dem mich die Leute Blauschürzchen benennen,
Als thäten sie nicht meinen Namen kennen.
Bin Christel getauft, sind schon sechs Jahr,
Und heiß doch Blauschürzchen nur immerdar.
Doch was liegt eben am Namen auch,
Es ist nun schon so der Leute Brauch
Daß sie Alles nach ihrem Gefallen taufen,
Jetzt aber ist's Zeit, jetzt heißt es laufen.

(sie singt).

Auf der Wiese
Weil' ich gern,
Wo nur Blumen
Nah und fern;
Wo durch's Feld,
Beim Windesweh'n
Unsichtbare
Lämmchen geh'n,
Auf der Wiese
Weil' ich gern.

Auf der Wiese
Weil' ich gern,
Bis am Himmel
Glänzt der Stern,
Wo die Lerchlein
Munter schwirren,
Wo die Sicheln
Lustig klirren,
Auf der Wiese
Weil' ich gern.

(Der Nachbar und die Nachbarin treten aus einem Hause.)

Die Nachbarin.

Sieh da, Blauschürzchen, du auch schon wach?

Blauschürzchen.

Ei, ist's doch auch schon Zeit darnach,
Muß nun dem Vater das Frühstück bringen.

Der Nachbar.

Und immer lustig und guter Dinge.

Blauschürzchen.

Was, sollte ich nicht lustig seyn?
Es blinkt ja so helle der Sonnenschein,
Und ringsum blühen und duften die Blumen,
Die Falter fliegen, die Käfer summen,
Die Vöglein singen, das ist eine Lust,
Da sing' ich denn mit auch, oft unbewußt.

Die Nachbarin.

Du bist ein liebes, ein herziges Kind,
Wie Wenige hier in dem Dörfchen sind,
Thät man nur nicht so schlimme Geschichten
In's Ohr sich von deinem Vater berichten,
Doch wird Einem d'rüber ganz bang zu Muth.

Der Nachbar.

Weiß Gott, es stockt Einem fast das Blut.

Blauschürzchen.

Was könnten die Leute vom Vater sagen?
Er plagt sich im Felde von früh bis spät.

Die Nachbarin.

Es redet ein Jeder wie er's versteht.

Der Nachbar.

Nun wir wollen nichts unter die Leute tragen,
Veit ist als Nachbar ein Ehrenmann,
Wir können uns nicht über ihn beklagen,
Hat uns nur Liebes und Gutes gethan.

Die Nachbarin.

Doch hat er sich bösen Leumund erworben,
Sie wispern sich zu: Deine Mutter sei
Nicht eines natürlichen Todes gestorben,
Und darum dein Vater ein Wehrwolf.

Blauschürzchen.

Ei,
Was ist denn das?

Der Nachbar.

Wie, hast du nie
Von einem Wehrwolf noch was vernommen?

Blauschürzchen.

Ist mir noch nichts zu Ohren gekommen.

Der Nachbar.

So will ich's dir sagen, mein Püppchen. Sieh,
Ein Wehrwolf ist Einer, den Zauberbann
Um irgend eines Frevels wegen
In die Gestalt eines Wolfs gethan,
Und der nun zu Zeiten auf öden Wegen
Dahin muß rennen zu eig'ner Pein,
Und muß die Lämmer der Heerden zerreißen
Mit Hunden sich raufen und Hirten beißen.

Blauschürzchen.

Solch Ungethüm sollte mein Vater sein?

Der Nachbar.

So schwatzen die Leute, ich aber kann
Es selber nicht glauben.

Blauschürzchen.

Ganz recht gethan
Habt ihr, so ihr dem nicht Glauben schenket,
Was einen andern schmäht und kränket.
Gewiß der Vater ist brav und gut,
Arbeitet tagüber mit frischem Muth,
Spricht immerdar seinen Abendsegen,
Bevor er sich thut zu Bette legen,
Geht jeden Sonntag zur Kirche ein
Das kann doch ein Zauberwolf nicht sein?
Ja sicher wird es heraus noch kommen,
Daß, die so schwatzten ihm Unrecht gethan.

Die Nachbarin.

Das gebe der Himmel!

Der Nachbar.

Zu seinem frommen.

Die Nachbarin.

Doch keineswegs tragen wir Schuld daran.

Blauschürzchen.

Jetzt aber lebt wohl, denn ich muß eilen,
Sonst schilt mich der Vater mit gutem Grund.

Die Nachbarin.

Nun, laß dich gereuen nicht dein Verweilen,
Es will auch zuweilen sein Recht der Mund.

(Blauschürzchen läuft fort).

Der Nachbar.

Ein seltsam kluges Kind, die Kleine.

Die Nachbarin.

Ha, wie das läuft!

Der Nachbar.

Schon ist sie am Raine!

Die Nachbarin.

Jetzt ist sie verschwunden im Halmenmeer!

Der Nachbar.

Ja, das kennt nicht Kummer und nicht Beschwer,
Und flattert dahin wie ein Schmetterling,
Ist Alles ihm eben recht und gering.

Die Nachbarin.

Nun, mög' sie die Hand des Herrn beschützen,
Daß sie nichts Schlimmes erleben mag.

Der Nachbar.

Jetzt aber laß uns auch die Zeit benützen,
Genug gibt's zu schaffen in Feld und Hag.

(Beide ab).

Ein Feld mit angrenzendem Wald.

Veit

(mäht und wischt sich dann den Schweiß von der Stirne).

Uf! — Wie so schwer wird mir das Mähen,
Das Alter kommt, die Kräfte vergehen,

Doch mehr als das Alter die Sünde schwächt,
Denn der Richter im Inner'n der ist gerecht. —

Weh! — daß ich mein armes Weib im Wald,
Erfaßt vom blinden Jähzorn, erschlagen,
Nun muß ich in einer Wolf's-Gestalt
Wenn im ersten Viertel der Mond sich zeigt,
Sobald sich die Sonne zur Rüste neigt,
Zur Strafe dafür den Forst durchjagen.
Muß rennen und laufen
In wilder Hast
Muß heulen und schnaufen
Von Grimm erfaßt,
Muß irren und springen
Vom Fluch gejagt,
Muß raufen und ringen
Von Gier zernagt,
Bis ich die tolle grimmige Wuth
Gesättigt in eines Opfers Blut.
O schrecklich, wenn gleich auch verdient Geschick! —
O Tod! O Tod! du erwünschtes Glück! —

Ei sieh, was sträubt mein Haar sich doch empor?
Was fühl' ich engend meine Brust umstricken?
Was rollt das Blut mir heißer als zuvor?
Was stirrt so schauerlich vor meinen Blicken?
(schaut zum Himmel).
Ha ha, ich fühl's, 's ist wieder an der Zeit
In welcher sich das Schreckenslicht erneut. —

O Herr der Gnade, sieh auf meine Reu'
Und sende endlich mir ein tödtend Blei,
Daß dein Gestirn, das Ruh' nur im Geleite
Auch über mich den Friedensschimmer breite!

Blauschürzchen.
(kommt).
Da bring ich das Frühstück, bin rasch gegangen
Nur hielt mich die Nachbarin etwas auf.

Veit.
Ei ei, wie glühen dir nun die Wangen,
Nicht hat es erfordert so schnellen Lauf.
(nimmt den Imbiß zu sich).

Blauschürzchen.
Ei was, die Hitze wird bald vergehen.

Veit
(für sich).
Ich meine immer die Mutter zu sehen
So oftmals ich schaue Blauschürzchens Gesicht.

Blauschürzchen.
Wie ist's doch hier wieder so grün und licht.

Veit
(welcher den Imbiß zu sich genommen).
Nun aber heißt's wieder zur Sense greifen,
Zur Hälfte gemäht ist erst der Plan.

Blauschürzchen.
Und ich will nach Kräften Mahde häufen,
Ist's wenig auch, ist es doch was gethan.
(Beide arbeiten).

Veit
(hält mit seiner Arbeit inne).
Ich muß Eins rasten, der Arm erschlafft.
(Bei Seite).
Seitdem ich verfallen dem schlimmen Bann,
Seitdem ist's um all meinen Muth gethan,
Und in meinen Knochen versiegt die Kraft.
(laut zu Blauschürzchen).
Hör' du, Blauschürzchen, du kennst das Lied,
Das Mutter pflegte so gern zu singen,
Geh, sing' es doch!

Blauschürzchen.
Ich weiß es nit
Ob ich's auch werde zusammenbringen.
(singt).
O weile nicht im finster'n Wald,
Im finstern Wald, mein Kind,
Er ist des Wolfes Aufenthalt,
Kehr' heim, kehr' heim, geschwind!

Wie ist der Wolf so stark und wild,
Und du so schwach, mein Kind,
Schon rauscht sein Tritt im Waldgefild,
Kehr' heim, kehr' heim geschwind!

Es schallt der Glocke tönend Erz,
Vernimmst du's wohl, mein Kind?
Noch lauter ruft der Mutter Herz:
Kehr' heim, kehr' heim, geschwind!

Veit
(für sich).
Ist's doch als rief die Mutter aus dem Grab
Blauschürzchen heim mit namenlosem Bangen.
(laut).
Nun heiß's zu guter Letzt zur Sense langen.
(Mäht).

Blauschürzchen.
Ach, daß ich keine besser'n Kräfte hab'!

Veit
(Inne haltend).
Horch! — Hörst du nicht fernen Glockenklang?

Blauschürzchen.
Ich hör' nur den Wind am Felsenhang.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0386-8

Veit.

Mir war als riefe Jemand deinen Namen.

Blauschürzchen.

Die Störche sind's, die dort gezogen kamen.

Veit.

Jetzt kehre heim, hast nun genug gethan!

Blauschürzchen.

Ei wie, schon jetzt, und fing beinah erst an,
Noch bin ich stark genug um zuzulangen.

Veit
(dumpf).

Es wäre besser, wenn du heimgegangen!
(Beide arbeiten weiter).

Blauschürzchen
(nach einer Pause).

Sag Vater, das macht doch wohl nur der Thau,
Mir dünket dein Haar jetzt so seltsam grau?

Veit.

's mag wohl sein.

Blauschürzchen.

Ei Vater, sprich,
Was glüh'n denn mit einmal dir so die Augen,
Du siehst sonst so gut, fast fürcht' ich mich.

Veit.

Was kümmert dich meiner Augen Glut?
(für sich, seine steigende Wildheit bekämpfend).
Es fasset mich heimlich ihr Blut zu saugen.

Blauschürzchen.

Was wird mir mit einmal so bang' zu Muth?
(Nach einer Pause).
Ach sieh', was hast du für spitze Krallen
Anstatt der Nägel an deiner Hand?

Veit
(wie vorher).

Mich lüstet's über sie herzufallen,
Mein ganzes Innere steht in Brand!
(zu Blauschürzchen).
Nicht frage so unnütz!

Blauschürzchen.

Mich fasset ein Graus!

Veit
(bei Seite).

Es peitscht mich, es reißt mich zum Wald hinaus!

Blauschürzchen
(bei Seite).

Wie ist er doch plötzlich so ganz verändert,
Wie wolfesartig so Nas' und Kinn,
Die funkelndenden Augen mit Blut gerändert,
Fast kommt mir des Nachbars Märchen in Sinn.

Veit
(Wie vor).

Nicht kann ich die Wildheit länger bezähmen,
Nicht länger die innerlich wachsende Glut,
Schon spür' ich die geistige Kraft sich lähmen,
Es lechzt mein Gedanke nach Mord und Blut.
Und sollte ich eiserne Ketten zerreissen,
Und Mauern und Thürme zusammenschmeißen,
Ich müßte hinaus in den Wald, in den Wald!
(zu Blauschürzchen).
Und du kehr heim! fort sonder Halt!
Und — kommt dir etwa in den Gehegen
Ein schnaubender grimmer Wolf entgegen,
So wirf ihm dein Schürzchen nur hin geschwind.
Kehr' heim! kehr' heim!
(stürzt in den Wald).

Blauschürzchen
(allein).

(weinend). Ich armes Kind!
Wie ist mir doch nur so wirr' zu Sinn? —
Weßhalb nur lief er in's Dickicht hin
Und rief mir so strenge: Kehr' heim, kehr' heim? —
Ha, wie so schaurig und ungeheim
Wird's hier in der Wildniß mit einem mal? —
D'rum fort, nur fort, wie Vater befahl.
(geht eilig ab).

Der Jäger
(tritt auf).

Schon öftermal find' ich im Walde hier
Vom Wolfszahn zerrissen manch edles Thier,
Und bürsche vergebens durch Tann und Flur.
Doch müßt' ich an's End der Welt auch rennen,
Auffinden muß ich des Burschen Spur,
Um ihm dafür Eins auf den Pelz zu brennen.
(geht in den Wald).

Wald.

Blauschürzchen
(Das Schürzchen in der Hand).

Der Vater hat mich doch recht erschreckt,
In jedem Strauch, in jedem Stein
Vermeine ich einen Wolf zu sehen,
Der grimmig nach mir die Zähne streckt.
Fast kann ich vor Aengsten nicht weiter gehen.
Ich bin nun im Walde so ganz allein.
(will fort).

Zwei Kreuzschnäbelchen kommen geflogen.

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Blauschürzchen!

Zweites Kreuzschnäbelchen.

Blauschürzchen!

Blauschürzchen.

Wer ist's der ruft?
Ei sieh, ei sieh, Kreuzschnäbelchen hier?
Sah Euch schon lang' nicht als Gast bei mir,
Erlabt ihr Euch am Waldesduft?

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Haben jetzt nicht eben viel Zeit dazu.

Zweites Kreuzschnäbelchen.

Doch ließ uns die Sorge um dich nicht in Ruh'.

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Sind um dich zu warnen hieher geflogen.

Zweites Kreuzschnäbelchen.

Hast uns ja in strenger Winterszeit
Stets Körner aus deinem Fenster gestreut.

Blauschürzchen.

's war gern gescheh'n.

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Wir wissen's wohl,
D'rum ist unser Herz auch des Dankes voll,
Und sähen dich gern dem Unglück entzogen,
Denn wisse, es schnaubet ein Ungethüm
Ein riesiger Wolf, voll Wuth und Grimm,
Umher in dem öden Waldrevier
Der suchet mit gierigem Aug' nach dir.

Zweites Kreuzschnäbelchen.

D'rum eile so schnell als du kannst von hinnen!

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Vielleicht vermagst du ihm noch zu entrinnen!

Zweites Kreuzschnäbelchen.

Entflieh, entflieh!

Erstes Kreuzschnäbelchen.
(In's Gebüsch blickend).

Schon schnaubt er daher!

Zweites Kreuzschnäbelchen.

O weh, nun entrinnst du ihm nimmermehr!

(fliegen fort.)

(Blauschürzchen läuft weiter.)

Ein anderer Theil des Waldes.

Blauschürzchen
(kommt gelaufen, bleibt aber plötzlich vor Schreck erstarrt stehen.)

Es rauscht im Gestrippe — die Zweige krachen.

(Der Wolf bricht mit Ungestüm durch das Gestrippe).

Blauschürzchen.

O Himmel! welch häßlich wildes Thier!
Wie blöckt er die Zähne, wie lechzt sein Rachen,
Das Herz erstarrt mir im Leibe schier.

(Der Wolf stürzt auf Blauschürzchen zu).

Blauschürzchen
(wirft ihm das Schürzchen über den Kopf).

Da Wolf, da hast du mein Schürzchen! Nimm!
(entfliehend).
Ihr Engel beschützt mich vor seinem Grimm.
(ab.)

(Der Wolf erfaßt wüthend das Schürzchen und rennt, dasselbe in Stücke zerreißend, waldein).

Der Jäger
(tritt auf).

Ei sieh, dort rennt ja das tolle Best,
Und hält im Maul einen blauen Lappen,
(den Hahn spannend).
Nun warte, jetzt kriegst du von mir den Rest,
Du sollst keine Beute wieder erschnappen!

(Verschwindet im Gebüsche. Nach einer Weile fällt ein Schuß.)

Veit's Wohnhaus.

Ein Rabe
(auf dem First des Hauses).

Durch die frische
Frühlingsluft
Wittre ich's, wie
Leichenduft.

Maulwurf wühlet
Im Gemach,
Deutet bitt'res
Weh und Ach.

Blut'ges dünkt mir
Ist gescheh'n,
Gottes Auge
Hat's geseh'n.

Böses sammelt
Glut im Haus,
Doch die Reue
Löscht sie aus.

(umkreist das Haus).

Veit's Wohnstube.

Veit

(schwankt erschöpft und auf den Tod verwundet herein und tappt an den Wänden nach seinem Lager, stürzt sodann schmerzlich stöhnend auf dasselbe und verhüllt sich mit der Decke. Nach einer Pause kommen: Blauschürzchen, der Nachbar und die Nachbarin, später die beiden Kreuzschnäbelchen).

Blauschürzchen.

Der Vater noch früher daheim als ich?
Und bin gelaufen dem Wind zur Wette,
Wie ist doch das nun zugegangen?

Die Nachbarin.

Nun, sagte ich nicht die Wahrheit, sprich?

Der Nachbar.

O seht, da liegt er mit bleichen Wangen
Und blutbefleckt in seinem Bette!

Blauschürzchen

(aufschreiend).

Herr Jesus!

Die Nachbarin.

Mir fährts durch alle Glieder!

Blauschürzchen.

Um Gott, mein Vater, was ist gescheh'n?!
In welchem Zustand find' ich Euch wieder?
Die Brust voll Blut, das Aug' voll Thränen,
Und ach, mein Himmel, was muß ich seh'n,
Ein Schürzenfäserchen zwischen den Zähnen!

Veit

(mühsam sich aufrichtend).

Blauschürzchen! — O! — Jetzt ist's vorbei!
Den Himmel hat versöhnt die Reu',
Darum — sei Lob und Preis — dem Herrn! —
Du bist geborgen! — Jetzt — sterb ich —
gern! —

(stirbt.)

(Blauschürzchen wirft sich schluchzend auf die Leiche).

Der Nachbar.

Nun ist er seiner Seele ledig.

Die Nachbarin.

Gott sei in seiner Huld ihr gnädig,
Und richte mild sie

Der Nachbar.

Und gelinde.

Die Nachbarin

(zu Blauschürzchen, mitleidig).

Nun ist mit einmal Alles klar.

Blauschürzchen.

Ach Gott, selbst als ein Wehrwolf war
Er noch ein Vater seinem Kinde!

(die beiden Kreuzschnäbelchen erscheinen am Fenster).

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Blauschürzchen, gerettet!

Zweites Kreuzschnäbelchen.

Jetzt ist es gut!

Erstes Kreuzschnäbelchen.

Die Unschuld steht immer in Gottes Huth!

(fliegen fort.)

Sage von der Tidianshöhle im Selkethale.

Wenn man über die Berge steigt, welche gegen Süden dem Falkenstein zur Schutzmauer dienen, kommt man an einen kleinen Berg, der Tidian heißt. Sein Inneres bildet eine Höhle, so daß der Berg, der einem Heuschober nicht unähnlich ist, blos die natürliche Kuppel derselben ist. — Der Graf von Asseburg hatte einen Schäfer der Victor hieß und seine Heerde einstmals an den Tidian trieb. Kaum war er eine kurze Zeit, vielleicht eine Woche da, als er bemerkte, daß seine Schaafe zusehends schöner wurden und herrlich gediehen. Eines Abends wollte er eintreiben, aber seine Schafe ließen sich selbst von dem Hunde nicht vom Flecke jagen. Er ging näher und sah, daß sie sich um ein Gesträuch am Fuße des Berges versammelt hatten und hastig davon äseten. Staunend bemerkte er in der Mitte des Strauches eine wunderseltsame gelbe Blume, und er konnte sich nicht enthalten dieselbe zu pflücken.

Da stand plötzlich eine holde Jungfrau in weißem Schäferkleid neben ihm und befahl ihm, ihr zu folgen; denn sie wolle ihn glücklich machen, wie es sein treuer, bescheidener Sinn

verdiene. — Der Schäfer zögerte, doch endlich als die Jungfrau ihn bei dem gebenedeyten Namen beschwor, ihr zu vertrauen, ging er ihr nach. Voll Staunen bemerkte er, daß er an einem Höhleneingang stehe, den er vorher nie am Tidian bemerkt hatte und schritt klopfenden Herzens der Jungfrau nach, die ihn immer tiefer in den Berg hineinführte. Endlich dehnte sich die Höhle zu einer Kirchenwölbung aus, gegen die der Dom zu Halberstadt, den er schon gesehen, nur ein Schäferhäuschen war, und ein herrliches blaues Licht beschien alle Gegenstände. Da sah er denn an den Wänden aufgeschichtet einen Schatz liegen, den die „stummen Bergleute" (Gnomen) für fromme Menschenkinder aufgespeichert hatten, und welchen abwechselnd, wie zu einem Kranz geschlungen, immer ein Hund und ein Löwe bewachten. —

Mit diesem Schatz hätte Victor wohl die Erde und ein paar Sterne dazu kaufen können, denn die Jungfrau erlaubte ihm alles zu nehmen und zu kommen wenn er wollte, nur solle er den Schlüssel zur Höhle, die gelbe Blume nicht vergessen.

Der Schäfer wußte wahrlich nicht, was er mit all dem Golde anfangen sollte und nahm nach seinem schlichten Sinne ein paar Stücke, besprach sie mit dem Namen Gottes, um zu sehen, ob kein Fluch darauf hafte, grüßte die Jungfrau, die ihm selig lächelnd zusah, und eilte in's Freie zurück, indem er die Blume an seinem Hute befestigte. — Von da ab sah man den Schäfer Victor immer mit seiner prächtigen Blume am Hute seine Heerde durchs Selkethal treiben, und es wunderte sich jedermänniglich nicht wenig, daß er sich in einiger Zeit, nachdem er von einer kleinen Reise zurückkam, ein nettes Häyschen baute, worinnen seine alte Mutter auf das emsigste schaltete und waltete. Der Graf von der Asseburg, der dazumal auf dem Falkenstein wohnte, war ein gar strenger, geiziger Herr, der seine Untergebenen drückte, wo er konnte; doch Victor zahlte immer richtig seine Zehnten und Abgaben und gab dem Grafen, als er ihn fragte, woher er das Geld zu seinem Hausbau genommen hätte die Antwort: vom Segen Gottes. Dagegen ließ sich nun nichts einwenden, denn die Heerde wuchs und wuchs, wurde immer schöner und einträglicher, daß der Graf selbst seine Freude darüber kaum verbergen konnte, obgleich er immer die grimmigsten Gesichter schnitt, wenn er nur einen Schritt vor das Burgthor heraus trat. Da machte der Graf eine Reise nach Halberstadt und ging zu einem Goldschmiede, um seiner Schwester ein güldenes Ringlein mit nach Hause zu nehmen, da ihm sein Geiz nicht erlaubte ihr eine Kette zu kaufen, welche sie sehnlichst wünschte.

Als er nun um verschiedene Ringe handelte, fiel ihm einer auf, dessen Gold mehr glänzte als alle anderen. Der Goldschmied forderte aber den dreifachen Preis, indem er sagte, der Ring sei von Tidiangold und das verliere weder seinen hellen Schein, noch trüge es sich je ab. Dem Grafen fiel der Name Tidiangold auf und er ließ sich vom Goldschmiede belehren, daß es aus dem Berge Tidian komme, der zu seinem Grundbesitz gehöre. Der Graf zahlte, ohne zu markten, den verlangten Preis, obgleich es sonst seine Art nicht war, und ließ den darob erstaunten Meister ohne Abschied stehen. Zu Hause angekommen, hatte der Graf eine geheime Zusammenkunft mit seinen Burgpfaffen, deren Beschluß war, daß der Schäfer Victor ein Schatzgräber sei, und nur er und kein anderer könne das Gold nach Halberstadt verkauft haben. In der Beichte entlockte dann der Pfaffe auch dem armen Victor sein Geheimniß und belehrte ihn, daß alles was er gefunden, eigentlich seinem Herrn und der Kirche gehöre, und daß er vor Gottes Augen strafbar sei, wenn er seinem Herrn nicht alles entdecke. Der treue Diener ging nun auch zu seinem Herrn und bat ihn, ihm zu verzeihen, er wolle ihm alles zeigen, nur möge er ihm sein Häuschen und seinen kleinen Garten lassen. Der Graf versprach es, und der Schäfer ging frohen und leichten Herzens heim, nachdem er dem Grafen die Stunde bestimmt hatte, wo er ihn in das Geheimniß einweihen würde. Der Graf schickte seinen Dienertroß aber heimlich in einen Versteck an die bezeichnete Stelle, gab dem Pfaffen in der Stille noch einen Befehl und ging dann zu dem Schäfer, von dem er sich nach der Tidianshöhle führen ließ. Als die Jungfrau die beiden ansichtig wurde, verfinsterten sich ihre Züge und die Löwen und Hunde erhoben sich mit dumpfem Knurren.

Der Schäfer sagte der Jungfrau, daß dies sein Herr und Gebieter sei, dem das alles rechtmäßig gebühre, da der Berg auf seinem Grund und Boden stehe und daß er auch nicht im Geringsten vom Wege der Ehrlichkeit abstehen wolle, sondern dem Herrn geben was des Herrn, und Gott, was Gottes sei. Da belud nun der gierige Graf den armen Schäfer zu öfterenmalen wie einen Müllereſel, und ließ ihn ganze Goldhaufen vor den Berg tragen, und als er meinte genug zu haben, um Pabst und Kaiser vom Throne jagen zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0390-5

können, ging er vergnügten Sinnes hinaus, und ließ nach Herrenart den Schäfer Victor von den auf ein Zeichen herbeieilenden Knechten in Banden legen und blenden. Kaum aber war die verruchte That geschehen, als sich aus dem Innern des Berges ein furchtbares Geheul hören ließ, so daß allen Missethätern die Haare zu Berge standen, die Hunde die Flucht ergriffen und ihnen nach in wilder Hast Herr und Diener flogen. Zu dem armen fast verblutenden Schäfer trat aber die holde Jungfrau, berührte seine Augen mit der Wunderblume, welche die Frevler vergessen hatten, und er hatte wieder sein Augenlicht, doch war damit ein großes Wunder vorgegangen, denn er sah durch der Erde Schachten alles Gold und edle Gestein glänzen und die tausende von geschäftigen Gnomen dasselbe schichten und bearbeiten. — Die Jungfrau sagte ihm, daß der Graf, nicht zufrieden, damit ihn zu blenden, auch in seinem Thale sein Hüttchen zur selben Zeit durch den Pfaffen niederbrennen ließ, und daß sein Mütterlein nun bei Gott sei. Da ließ sich der Arme ohne Wiederstreben von dem holden Feenkinde in den Berg hineinführen, der sich hinter ihnen auf ewig schloß, nachdem die Wächter des Schatzes all das herausgetragene Gold wieder hineingebracht hatten. Den Frevlern blieb das leere Nachsehen, und die Strafe Gottes wird sie ereilt haben, denn in kurzer Zeit darauf brannte der Falkenstein fast bis auf den Grund nieder. Aus dem Schutte erhob er sich aber schöner denn je wieder, von gesegneter Hand erbaut und steht noch in alter Herrlichkeit, wie keine der stattlichen Burgen unserer Vorfahren. —

Der wunderbare Leuchter.

Märchen von H. Becker.

Es war einmal ein armer Schreiber, dem ging es gar kümmerlich. Wenn er den ganzen Tag und manchmal wohl auch noch die halbe Nacht dazu geschrieben hatte bis es ihm vor den Augen flimmerte und ihm die Finger steif waren, so hatte er kaum so viel verdient, daß er die nöthigsten Lebensbedürfnisse anschaffen konnte, aber schlimmer noch war es, daß er häufig nicht einmal Gelegenheit fand auf so mühsame Weise sein Brod zu verdienen und müßig gehen mußte, weil Niemand seine Arbeit verlangte. Denn damals war gerade Krieg im Lande und Schwerter und Spieße wurden mehr gebraucht als die friedliche Schreibfeder.

An solchen Tagen der Muße konnte er sich dann freilich ausruhen und erholen; die vom langen Sitzen steifen Glieder beim Spazierengehen wieder gelenkig schlenkern, die müden Augen am Grün der Bäume erfrischen und sich an der frischen Luft erlaben.

Aber mit knurrendem Magen und leeren Taschen ist das Spazierengehen nicht auf Lange belustigend und die schönste Frühlingsluft ist ohne andere Zuthaten eine sehr magere Kost.

So konnte es denn leicht geschehen, daß unser armer Schreiber sein trauriges Loos mit dem anderer glücklicher Leute verglich und wünschte, könntest du es doch so gut haben wie Dieser oder Jener, der doch wohl, so dachte er bei sich, nicht mehr werth ist, wie du.

Besonders beneidete er die Soldaten, wenn er sie so lustig dahin ziehen sah mit klingendem Spiel und rasselnden Trommeln, die Hüte keck aufs Ohr gesetzt und wallende Federn darauf; dann schien er sich mit seinem abgetragenen Rock und seinem zerknickten Filzhut doch gar erbärmlich und eine traurige Figur.

Freilich mit so einem gemeinen Fußknecht, der die schwere Muskete tragen und durch den Koth waten, und oft Hunger und Kummer dulden und sein Leben in die Schanze schlagen muß, hätte er wohl nicht bald getauscht, denn die Sicherheit vor Schuß und Hieb ist auch Etwas werth und Fechten ist gefährlich, aber so ein stolzer Offizier, hoch zu Roß mit betreßten Kleidern, das ist ein beneidenswerther Mann dem die ganze Welt zu Gebot steht.

So ein Heer kommandiren können in der Schlacht, fein hinten, weit vom Schuß, das, meinte unser Schreiber, wäre doch ein beneidenswerthes Loos, das beste das er sich wünschen mögte.

Das aber waren nur Träume müßiger Stunden, wenn es Arbeit gab, so war keine Zeit zu solchen Hirngespinnsten und da schrieb er drauf los, daß die Finger knackten.

So saß er auch eines Tages beschäftigt, eine Abschrift, die ihm viel Mühe gemacht hatte, zu beenden, als es an seine Thür klopfte und kaum noch hatte er herein gerufen, so that sich die Thür schon auf und herein trat eine stattliche Dame, gefolgt von einem kleinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0391-0

A. Beck inv. Lith. Inst.t v. Arntz & Cº in Düsseldorf.

Der wunderbare Leuchter.

(Märchen von H. Becker.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0392-6
DFG

Mohren, der mit einer Hand der Dame die Schleppe und mit der andern ein kleines Buch trug mit metallenen Beschlägen und Klammern geschlossen, die wie Gold blitzten.

So vornehmer Besuch war unserm Peter, so hieß er, noch niemals gekommen, darum stand er erst ganz starr vor lauter Erstaunen, dann aber überschlug er sich fast im Bestreben eine recht höfliche und tiefe Verbeugung zu machen, klappte fast zusammen wie ein Taschenmesser und scharrte mit dem linken Fuß hintenaus, daß es eine Freude zu sehen war.

Die Dame war auch sichtlich erfreut über Peters Höflichkeit, denn sie lachte fast hell auf und als sie endlich vor seinem Scharren zu Worte kommen konnte, sagte sie, sie habe gehört, daß er ein geschickter und fleißiger Schreiber sei; nun wäre da ein Buch, wovon sie gern eine recht saubere und feine Abschrift haben mögte, aber bald und jedenfalls vor Ablauf dreier Monate, die Arbeit solle ihm wohl belohnt werden.

Damit übergab sie ihm das Buch, welches der Mohr getragen hatte und fragte, ob er solchen Auftrag zu übernehmen sich getraue. Peter besah sich das Buch, und fand daß es in ganz seltsamen Schriftzügen und in einer Sprache verfaßt war, wovon er kein Wort verstand.

So antwortete er denn sehr demüthig, daß er sich freilich wohl getraue das Buch in der gegebenen Frist nachzuschreiben, daß er aber dann alle seine Zeit daran setzen und deshalb Ihre hochwohlgeborne Gnade um einigen Vorschuß angehen müsse, denn er sei leider gar dürftig und habe zur Zeit nicht einmal das nöthige Geld, um Oel für die Lampe zu kaufen, was doch zu dem Werke nöthig, welches so schwierig und mühsam sei, daß er auch wohl die Nächte dazu zu verwenden genöthigt sein werde.

Da sagte die Dame aber: hört Lieber, Geld werde ich Euch keines vorstrecken, denn wenn ihr welches habt, so besorge ich, daß ihr nicht arbeiten werdet; was aber das nöthige Licht betrifft, so habe ich da unten in meinem Wagen Rath dafür und mein Mohr soll Euch sogleich eine Kerze heraufbringen, die Euch besser leuchten soll, als Eure Lampe und die auch vorhält bis ihr das Werk vollendet; doch achtet wohl und verbrennt sie nicht unnütz und nur um Euch zu dieser Arbeit zu leuchten, denn anders wird es Euch zum Schaden gereichen.

Damit ging die Dame majestätisch zur Thür hinaus und rauschte mit ihrem seidenen Schleppkleid die Treppe hinab, gefolgt von ihrem Mohren; kaum aber war sie fort, so kehrte dieser zurück und brachte einen ganz seltsam gestalteten metallnen Leuchter mit einem Stümpfchen Wachskerze darauf, gab ihn Petern schweigend in die Hand und entfernte sich.

Peter besah sich den Leuchter und das Endchen Lichtes und meinte, das sei wohl fast ein Spott von der hohen Dame gewesen, ihm so ein elend Stümpfchen Kerze zu schicken und das noch dazu auf einem so kostbaren Leuchter. Denn dieser war reich und seltsam gestaltet. Unten am Fuß hatte er die Gestalt einer festen Burg mit Zinnen, Thürmen und starken verschlossenen Thoren, auf dieser Burg aber stand ein gewappneter Ritter in trotziger Haltung mit Schild und Lanze und über dieser Gestalt erhob sich die Schale des Leuchters welche das Licht trug.

Endlich hatte sich Peter aber doch an dem Leuchter, so seltsam er auch war, satt gesehen und so nahm er denn das Buch der Dame vor sich und begann seine Arbeit. Wunderschönes Papier und ein ganzes Bund der besten Gänsekiele hatte die Dame ihm zugleich mit dem Buche eingehändigt und es bedurfte also nichts als Geduld und Geschick, um das Werk aufs Beste zu vollenden.

Peter gab sich alle Mühe, aber es war ein schwieriges Werk. Da er der Schrift und der Sprache unkundig war, so blieb ihm nichts übrig, als jedes Zeichen sorgfältig nachzumalen; doch wiederholten sich oft die selben Zeichen und so ging es je länger je besser.

So vergingen die Stunden und als es Nacht wurde zündete er die Kerze auf dem Leuchter an, um bei Lichte weiter zu arbeiten. Es war aber eine wahre Pracht, was das für ein Licht war; so unscheinbar die Kerze ausgesehen hatte, so herrlich leuchtete sie und das ganze Dachstübchen des Schreibers war von dem Schein wie vergoldet.

So arbeitete er denn fort, Stunde nach Stunde, aber da er Nichts von dem verstand, was er schrieb, so fing er an bei solcher mechanischen Arbeit allerlei Gedanken nachzuhängen und träumte wie sonst wohl seine kriegerischen Träume und was es doch schön wäre, wenn er statt eines armen Schreibers ein großer und mächtiger General wäre.

Wie er sich das nun so recht ausmalte, horch! da ertönte es wie ferne Trommeln, aber ganz leis und fein und es schien fast, als ob der Lärm von dem Leuchter komme; dabei knisterte und platzerte die Flamme des Lichtes, als ob ein Tropfen Wasser hinein gefallen

wäre und man konnte nicht recht unterscheiden, ob das Geräusch wirklich von fernen Trommeln herrühre oder ob es das Knattern des Lichtes sei.

Aber bald ward es deutlicher. Wirklich war es Trommelgerassel, aber ganz fein, wie verkleinert. Es schlugen aber deutlich viele Tambours erst Reveille und dann einen recht tapferen Marsch und siehe da!

Im Fuße des Leuchters, der, wie gesagt, eine Burg vorstellte, that sich ein Thor auf; eine Zugbrücke senkte sich herab und heraus zog ein ganzes Heer winzig kleiner Soldaten, aber bis auf die Größe waren sie ganz so, wie sonst die Soldaten sind. Erst kam ein Regiment Reiter mit Trompetern und Paukern und einer schönen Standarte, dann folgten die Geschütze und endlich kam das Fußvolk mit Spießen und Musketen und Trommeln und Fahnen, ganz wie in der Wirklichkeit. Das war nun eine Lust zu sehen. Alle die Soldaten hatten rothe Uniformen und auch eine rothe Fahne führten sie. Nach und nach war das ganze Heer ausgezogen und ordnete sich zur Schlacht. Ueber den ganzen Schreibtisch zogen sie einher und suchten sich günstige Stellungen; besonders stark wurden einige Bücher besetzt, weil sie höher waren als die Fläche des Tisches, und auf einer alten Bibel, die da lag, wurden die Kanonen und eine Abtheilung Schützen aufgestellt, denn da war der höchste Punkt des Schlachtfeldes.

Kaum hatte nun die Armee auf diese Weise sich aufgestellt, so zog eine zweite aus dem andern Thor der Leuchterburg. Die trug weiße Uniformen, sonst aber war sie ganz wie die Andere. Aha, dachte Peter, der eifrig zusah, das sind die Kaiserlichen, jetzt geht es den Rothen sicher schlecht, denn der Kaiser siegt immer. Und so geschah es auch; die Weißen griffen mit großem Ungestüm an und in Kurzem waren alle die vortheilhaftesten Stellungen erobert, die Reiterei in die Flucht geschlagen und nach langem Widerstand und heftigem Kampf von beiden Seiten wurde auch die Schanze auf der alten Bibel erstürmt. Die Rothen ließen manchen todten Mann auf dem Platz und einige erschossene Pferde und zogen sich allmählig in die Burg hinein zurück. Da schlugen die Trommeln der Weißen Victoria, die Fähnriche schwenkten die Fahnen und mit großem Jubel ordneten sie sich zur Marschlinie und zogen gleichfalls in das Thor der Leuchterburg hinein, wo sie heraus gekommen waren. Die Zugbrücken wurden aufgezogen, die Thore klappten zu, da flammte die Kerze, welche während dieser ganzen Begebenheit immer geknistert und gesprüht hatte, plötzlich hell auf und erlosch und Petern blieb nichts übrig, als sich im Dunkeln zu Bett zu legen, zumal da er auch von dem wunderbaren Schauspiel ganz berauscht und müde war.

Am andern Morgen erwacht, hätte er wohl das ganze nächtliche Abentheuer für einen Traum gehalten, denn der Leuchter stand ganz ruhig da und die Burg in seinem Fußgestell war so fest und dicht, daß es thöricht schien zu denken, daß sie sich jemals geöffnet hätte und sie schien auch viel zu klein, um zwei so große Armeen einzuschließen.

Alles andere auch lag und stand auf seinem Platz, als ob Nichts vorgefallen wäre, nur lag auf jedem Fleck, wo einer der rothen Soldaten gefallen und liegen geblieben war, ein blanker Ducaten, wo aber ein Pferd gefallen war, da lag gar eine doppelte goldene Pistole.

Man kann sich denken, daß unser armer Schreiber sich nicht lange Zeit nahm dies Wunder anzustaunen. Schnell raffte er das Gold zusammen, zählte es einige Male, um sich recht fest zu überzeugen, daß alle der Reichthum wirklich da wäre und steckte vorsichtig einen Ducaten ein, um sich ein gutes Frühstück zu kaufen. Zwar war er, als er dem Wirth sein Goldstück gab, etwas ängstlich, ob es auch wirklich richtiges Gold wäre und nicht etwa in des Wirths Hand zu Kohlen würde, wie das, sagt man, bei Feeengold oft geschieht; aber der Wirth nahm den Ducaten ohne Bedenken und gab ihm noch viel Silbergeld heraus. Das war ein Glück! Den ganzen Tag dachte der reich gewordene Schreiber an keine Arbeit, sondern that sich gütlich, aß und trank und ging zwischen den Malzeiten spazieren und diesmal schien ihm das Spazierengehen viel lustiger wie sonst.

Als es aber Abend ward und dunkel, da dachte er an den Wunderleuchter. Wieder steckte er die Kerze an, aber sie brannte wie eine gewöhnliche Kerze, nur viel schöner und heller und als er lange genug in die Flamme gesehen, ohne daß Etwas erfolgt wäre, setzte er sich an die Arbeit und schrieb wieder einige Seiten aus dem wunderlichen Buche ab. Nach ein Paar Stunden aber und gerade zur Zeit wie gestern, fing auch das Platzern des Lichtes wieder an, die Trommeln wirbelten, genug die ganze Begebenheit wiederholte sich, ja die Rothen wurden noch schlimmer geschlagen und am andern Morgen lagen noch mehr Goldstücke auf Peters Tisch und Büchern.

Nun war alle Armuth zu Ende und Peter

eben so glücklich wie er sonst unglücklich gewesen war.

Aber plötzlicher Reichthum, sagt man, ist schwer zu tragen und das traf auch bei Petern ein.

Statt wie früher fleißig zu sein, verbrachte er die Zeit mit Wohlleben und alle Wirthe der Stadt bekamen an ihm einen trefflichen Kunden.

Auf die Kosten kam es dabei nicht an, denn der Leuchter sorgte für Alles und für mehr als nöthig war. Erstaunlich aber war es, welch eine Menge von Freunden unser Peter plötzlich hatte, von denen er sonst nie Etwas gemerkt, und in welchem Ansehen er bei ihnen allen stand.

Selbst die Soldaten, die doch sonst immer das große Wort führen und früher solch einen armen Schlucker, wie er war, gar nicht ansahen, behandelten ihn mit großem Respect und wenn er von Krieg und Schlachten sprach, denn davon glaubte er nun, da er so oft schon die Leuchterarmeen hatte kämpfen sehen, eine vollständige Kenntniß zu haben, hörten ihm selbst alte benarbte Krieger mit Aufmerksamkeit zu: was war natürlicher als daß er alsdann, um auch höflich zu sein, für Alle die Zeche bezahlte.

Wie es sich von selbst versteht, hatte er eine schöne Wohnung gemiethet, trug schöne und reiche Kleider und ließ zwei reichgekleidete Lakaien hinter sich herschreiten wenn er ausging, welche ihm Mantel und Degen nachtragen mußten.

An das Buch ward Anfangs wenig, bald gar nicht mehr gedacht, noch weniger geschrieben und da er die Stunde wußte, wo in der Leuchterburg Reveille geschlagen wurde, so ging er nur dann nach Haus und zündete die Kerze nur an, um Gold zu gewinnen.

Nun sollte man denken, daß auch selbst bei solcher Lebensweise das Gold, welches der Leuchter spendete, überflüssig gereicht hätte, aber Peter hatte, wie es sich für einen so reichen Mann ziemte, eine große Neigung zum Spiel gewonnen und da er hoch spielte, denn wie durfte ein so wohlhabender Mann sich um Groschen bemühen, und da einige seiner neuen Freunde ein ganz unglaubliches Glück in allen Spielen hatten, sowohl mit Würfeln als mit Karten und im Brettspiel, so konnte es nicht fehlen, daß er viel Geld verlor, denn er verlor fast jedes Mal wenn er spielte.

Aber, sagte sich Peter, dem Glück kann man nicht gebieten und wer nicht wagt, gewinnt auch nicht und spielte und verlor fort.

So kam es, daß er bald genöthigt war jeden Abend eine Schlacht schlagen zu lassen, weil jeden Tag das Gold von gestern drauf ging. Dabei fiel ihm denn wohl das Buch in die Augen, welches er abschreiben sollte und woran noch so wenig gethan war, aber er hatte noch lange Zeit dazu, sagte er sich, wohl noch einen ganzen Monat und nächstens wollte er tüchtig daran arbeiten. So verging Tag auf Tag und was das Schlimmste war, die Kerze auf dem Leuchter wurde immer kürzer, denn bei dem Prasseln und Sprühen während des Gefechtes der Leuchtersoldaten und durch das Aufflammen am Ende desselben, wurde jedesmal viel davon verzehrt.

Eines Abends nun hatte Peter sehr unglücklich gespielt und Alles, was er bei sich hatte, verloren. Zur rechten Stunde aber ging er nach Haus, zündete die Kerze an, nahm die Goldstücke, die sie spendete und kehrte damit zu seinen Kameraden zurück, denn endlich, dachte er, muß das Glück sich wenden und ich will wieder gewinnen, was ich verloren habe; es wäre doch ärgerlich so viel Geld einzubüßen.

Leider aber wandte sich das Glück nicht; auch diesmal verlor er Alles und kehrte mißmuthig und müde heim.

Da fiel ihm der Leuchter in die Augen; sollte er wohl zweimal in einer Nacht Gold spenden? Es gilt den Versuch; gedacht gethan, das Licht brennt, die Trommeln rasseln, die Zugbrücke fällt, genug es geschieht Alles wie gewöhnlich — doch nein — diesmal ist es die rothe Armee, die siegreich ist, die weiße wird schmählich in die Flucht geschlagen und verliert viel Volks, während die Rothen nicht einen Mann einbüßen. Die Kerze erlischt wie gewöhnlich, aber als Peter die gewohnten Goldstücke sucht, welche traurige Ueberraschung! statt der Goldstücke finden sich an der Stelle, wo die weißen Krieger fielen, nur Stücke werthlosen Bleies.

Nun war es mit dem Reichthum aus, denn die wenigen Bleistücke waren Nichts werth und unglücklicherweise blieb jetzt der Sieg beständig bei den Rothen und Peter erndete nur Blei statt Gold.

Nun ging es eben so schnell wieder in die Armuth hinein, wie früher in den Reichthum. Der Verkauf seiner guten Geräthe und Kleider brachte kaum genug zum dürftigen Leben und Peter zog wieder in sein Dachstübchen, wollte auch nun eifrig schreiben, um den Auftrag der Dame zur rechten Zeit zu vollenden. Aber ging es früher schon beschwerlich mit der fremden Schrift, so wollte es jetzt erst

gar nicht glücken. Die Augen und Hände waren durch das lange Müßiggehen der Arbeit entwöhnt und so dauerte es lange, bis er eine Seite vollendet hatte, die noch dazu bei weitem nicht so sauber geschrieben war, wie sie sein sollte. Dazu war die Zauberkerze fast ganz verbrannt und konnte kaum noch für einen Abend hinreichen. Da seufzte denn Peter gar schwer, als er das alles bedachte; gerade war er am Ende einer Seite des Buches angelangt und schlug das Blatt um, und siehe da; anstatt der wunderlichen Charactere, die er bisher nachgemalt, stand da mit schönen deutlichen Buchstaben: „einem Thoren ist nicht zu helfen." Indem fing der Trommellärm im Leuchter wieder an, die Schlacht ward geschlagen, aber wieder siegten die Rothen und statt Gold gab es Blei. Peter ging traurig im Dunkeln zu Bett, ärgerlich, daß das Buch ihn gewissermaßen einen Thoren genannt hatte und daß er ihm eigentlich doch nicht widersprechen konnte. Da fiel ihm plötzlich ein: halt, das erste Mal, als ich die Kerze zweimal in einer Nacht anzündete, wechselte der Sieg und statt Gold gab es Blei, wie wär es, wenn ich sie jetzt wieder anzündete! Natürlich wird der Sieg wieder wechseln und ich werde wieder Gold bekommen. Das schien ihm sehr klug gedacht. „Warte nur, du verwünschtes Buch, sagte er, ich bin doch noch nicht so thöricht wie du meinst."

Gesagt gethan, Feuerzeug war zur Hand, die Kerze brannte, flammte, knisterte, die Trommeln ließen sich hören, aber sie wurden immer lauter und lauter, endlich ging der Ton in ein furchtbares Getöse über, die Flamme des Lichtes erhob sich bis zur Decke des Zimmers und leckte dann gierig umher; im Nu brannten Bücher, Papiere, der Tisch, das Bett, kaum daß sich Peter mit versengtem Haar die Treppe hinab flüchten konnte.

Das Haus brannte ab bis auf den Grund. Der Eigenthümer klagte Petern an als den Urheber des Brandes, dieser aber war ärmer als jemals, denn er hatte nicht einmal Kleider mehr und mußte noch dazu fürchten, daß er wegen des verursachten Brandes vom Gericht belangt werden würde.

In solcher Noth rieth ihm einer seiner Kameraden aus den Tagen des Wohllebens, der ein alter Soldat war, sich anwerben zu lassen, um nur dem Gerichte und dem Verhungern zu entrinnen; dem Soldaten aber, sagte er, steht der Weg zum größten Glück immer offen. Das that Peter. Daß er es bis zum General gebracht habe, wie er früher so oft gewünscht, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn man hätte es wohl erfahren, aber man hat nie wieder Etwas von ihm gehört und er wird also wohl in einer Schlacht umgekommen sein.

Die Dame ist auch nie wieder gesehen worden und hat nie wieder, weder nach ihrem Buch, noch nach ihrem Leuchter gefragt.

Diese sind im Feuer untergegangen, die Dame wird aber wohl eine Fee gewesen sein.

Kaiser Rothbart.

Volksmärchen, nacherzählt von **Ellen.**

Ihr habt allesammt gehört von dem deutschen Kaiser Friedrich, den die Welschen Barbarossa zubenamten wegen seines langen rothen Bartes. Er war großthätig, kühnmüthig, mild, gestreng und ein redsprächiger Mann und außerhalb der Kirchenverfolgung vieler Dinge willen gerühmt, so daß in den Geschichten nach dem großen Kaiser Karl Keiner mehr gethan hat, denn er.

Nun hatte er aber viel Anstoß und Widerwärtigkeit mit allerlei Geistlichen, Bischöfen und Cardinälen, zumal Pabst Alexander, der ein starker Kirchenfürst war. Da nun der Händel kein Ende wurde und sie dem guten Kaiser das Leben schier sauer machten, sammelte er ein mächtig Heer und war Willens, vor Rom zu ziehen in seinem Unmuth. So hatte er beschlossen in seinem Sinne, aber es kam anders.

Denn da er nun vor Briren anlangte, traf er allda den Bischof Hartmann, der sein Beichtvater vordem gewesen und den er annoch herzlich ehrte. Der redete wider die Absicht des Kaisers ernstlich, schalt ihn um seinen Grimm und sein unkirchlich Benehmen und beredete ihn, dieweil er mächtig gerüstet sei mit Fürsten, Edlen und vielem Volk, das heilige Kreuz zu nehmen und gen Jerusalem zu ziehen. Mit großer Mühe, Arbeit und Blutvergießen habe seines Vaters Bruder,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0397-4

König Konrad, das heilige Land erobert, nun sei es aber wieder in des Sultan's Hand mitsammt der Stadt Jerusalem und den Stätten, wo voreinst unser Heiland gewandelt.

Das Alles und viel Anderes stellte Hartmann dem Kaiser so lebhaft und eindringlich vor die Seele, daß der Kaiser Lust bekam, und verkündete es den Herrn und Fürsten. Die waren wohlgeneigt, denn sie hatten ein großes Heer und viel streitbare Männer beisammen. Also zogen sie durch Ungarn, Suhari und Thracien gen Constantinopel und von da war ihnen der griechische Kaiser Isaac zugethan und förderlich bis gen Boshara.

Da sie aber in der Türken Land kamen, begann alsbald Streit und Sieg, denn sie gewannen die Städte Philomenia und Iconium und gelangten durch das kleine Armenien, also daß Sultan Saladin um gänzliche Austilgung besorgt wurde. Denn auch König Richard Löwenherz von England und der französische König Philipp waren ausgezogen dem Kaiser zu Hülfe, und sie erstürmten die Stadt Ptolemais und drangen von da weiter vor gen Jerusalem.

In der heiligen Stadt aber lag Sultan Saladin's Heer, der für einen Heiden ein fürtrefflicher Mensch war und schier ohne Gleichen. Viel Christen waren getödtet und viele begnadigt auszuwandern mit Hab und Gut, aber aus den Gotteshäusern hatte der Türke Ställe gemacht für seine Pferde, und die Glocken von den Thürmen herabgeworfen.

Das christliche Herr war aber sonderlich begierig zu fechten und da man Lager gebaut hatte rund um die Stadt und Rath geschlagen, begann allerseits der Sturm und währte zehn Tage und zehn Nächte. Des Kaisers Fahne aber war allzeit vorn, wo der Streit am Hitzigsten war, und hatte in sich den deutschen Adler und das heilige Kreuz Christi. Der aber die Fahne trug und handhabte, war Herzog Eckhart von Baiern, ein sonderlich gottesfürchtiger und tollkühner Held, der seines Lebens nicht Acht hatte, wenn er focht. Und so gelang es ihm mit Gott, daß derselbe und sein Hause die Mauer erklommen, viel Heiden tödteten und innerhalb der Mauer festen Fuß faßten.

Nun aber war es schier schwer, sich zu vertheidigen, denn es kam keine Unterstützung von den andern Christen und ihr Häuflein wurde kleiner und kleiner. Denn wer auf die Mauer zu Hülfe nachklimmen wollte, wurde übel empfangen. Die Heiden erstachen und erwarfen viele rüstige Stürmer, also daß sie jämmerlich mit ihren Leitern zurückstürzten in den Graben. Da ward dem Herzog Eckhart Angst, daß er die Streitfahne neigen mußte und in andere Hand geben, sein eigenes gutes Schwert ergriff und mannlich niederschlug, wer auf ihn eindrang. So kam die römisch-deutsche Fahne in der Ungläubigen Gewalt und ward hinweggebracht. Der tapfre Fähnrich konnte ihrer nicht wieder habhaft werden und war nahe daran, auch sein ritterlich Leben zu verlieren.

Aber Gott verließ seine Getreuen nicht, denn als der brave Eckhart nur noch mit dem Herzog von Lothringen und wenig Tapfern zu fechten dastand, kam wieder Hülfe über die Mauer und neuer Muth in die Seelen der allbereits verzweifelnden Streiter. Sie trieben die Ungläubigen zu Haufen und vor sich hin und kamen in der Stadt auf einen freien Platz und warfen viel Heiden nieder. Es waren aber ihrer schier zu wenige gegen die Türken, die nun von rechts und links auf sie einstürzten, wußten auch nicht recht Ordnung zu machen, um der Feinde Menge zu bestehen, waren auch mit keiner Fahne versehen. Auf die Mauer zurück wollten sie nicht, auch nicht flüchtig werden noch sich ergeben, sondern riefen laut zu Gott und begehrten ritterlich wie fromme Christen zu sterben und schlugen wacker drein.

Da war aber ein guter Christ bei ihnen, geringer Geburt, und hieß Dietmar. Er war mit Eckhart über Meer gezogen und hing ihm so treu an, daß man ihn nicht anders wie Dietmar den Anhänger nannte. Sein Vater ist ein Müller gewesen, der zu Ried am Hausrugk an der Achen gesessen war. Derselbe Dietmar war ein Kämpfer, daran Gott und die Menschen ein Wohlgefallen hatten, und da er sah, daß die Christen ohne Fahne keine Ordnung halten noch auch wissen konnten, wo Freund oder Feind wäre, zog er seinen Bundschuh ab, durchstach ihn mit einem langen Reisspieß und hielt ihn im Treffen voran hochauf als Panier. Derselbe Bundschuh war aber auf bäurische Art gemacht, ging herauf bis an das Knie und hatte drei große Ringe oder Schnallen.

Das war gut und that gut und bald nahm Herzog Eckhart, der christliche Fähnrich, selbst den Bundschuh, vermahnte das kaiserliche Volk, auf ihn wohl zu achten, also daß es sich wieder um ihn zu sammeln vermochte und in guter Ordnung ritterlich stritt durch fünf Stunden. Neben Herzog Eckhart hielt Dietmar, der Anhänger, wacker Stand, den Bundschuh

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0398-0

zu wahren, wiewohl er keine Strümpfe und nur den linken Bundschuh anhatte, auch nur ein weidenes Geflecht für Harnisch.

So hielten sie sich tapfer und fröhlich, bis neue Hülfe kam und Kaiser Friedrich einzog und die Stadt gewann. Damals wurden niedergeschlagen über zwanzig tausend Heiden, Türken, Saracenen und Araber.

Danach besetzte Kaiser Friedrich und so um ihn waren das ganze heilige Land diesseits und jenseits des Flusses und ließ fromme Franziskanerbrüder wohnen am heiligen Grabe und auf dem Berge Sion. Er belohnte aber Jeglichen nach Verdienst und gab dem Herzog Eckhart Holland, dahin er geheirathet, erb- und eigenthümlich, und verlieh ihm einen Bundschuh in sein Wappen und der letzte der Eckharts liegt zu Straubing im Frauenbrüderkloster begraben. Dietmar, den Anhänger, begabte sodann der Herzog Eckhart reichlich und der Kaiser gab ihm ein Wappen, einen Ast und drei Blätter, und bestätigte seine Güter, die ihm der Herzog gegeben hatte. Hernachmals baute Dietmar in Wald und Wildniß den Marktflecken Ried, das einen Bundschuh im gelben Felde führte. Aber als sein Geschlecht ausstarb, bekam ein Herzog Friedrich das Stift Salzburg und das Riedsche Wappen.

Da nun Gott den Christen so viel Sieg gewährt hatte, war viel Freude und Dank bei ihnen und sie bauten die heiligen Stätten neu und ordneten das ganze Land. Etliche Haufen des christlichen Volkes zogen heim, Kaiser Friedrich aber verweilte noch, um der Christen Sieg dauernd zu befestigen.

Pabst Alexander war indeß dem guten Kaiser gar abgünstig, konnte seinen Zorn nicht vergessen und gedachte es anzustiften, daß Friedrich niemals aus dem heiligen Lande heimkehren möchte. Also sandte er zu ihm einen geschickten welschen Maler, von dessen Kunst der Kaiser nicht wußte. Der malte des Kaisers Bildniß gut und gerecht, aber heimlich, und selbiges Bild wurde dem Sultan Saladin zugesandt mit einem päbstlichen Briefe, worin es hieß, nach diesem Bilde könne der Sultan den Kaiser Friedrich leichtlich fangen und seiner habhaft werden, wenn er Fleiß daran lege, und dann möge er ihn festhalten allezeit.

Solches bedachte Sultan Saladin und betrachtete das Bild des Kaisers mit Freude und schier ehrfürchtiger Inbrunst, denn es war eines starken, hochadligen und freien Mannes Bild, ließ auch dem Kaiser mit guter Kundschaft in Armenien nachstellen, allwohin sich der Kaiser begeben hatte.

Da geschah es eines Tages, daß der Kaiser mit einigen Herrn und Dienern hinausritt und war sehr erhitzt, also daß er begehrte, sich in einem fließenden Wasser zu kühlen, indem er sonderlich mit Schweiß und Staub beladen war. Ging auch mit seinem Caplan nur Weniges abseits von seinem Gefolge an ein angenehm Bächlein mit Weiden und Lorbeern und da er sich keiner Nachstellung versah, entkleidete er sich und badete den müden Leib in der Fluth. Die Sultanischen waren aber fleißig auf der Lauer gewesen. Aus dem Gebüsch sprangen sie auf den Kaiser an, banden ihn und führten ihn mit seinem Caplan dahin, wo der Sultan war.

Nach etlichen Tagen wurden sie gefangen und gebunden, schier wie arme Sünder oder auch wie voreinst unser Herr und Heiland, vor Sultan Saladin gebracht, aber Friedrich verleugnete seine Kaiserwürde und sagte, er sei daheim des Kaisers Thürsteher. Saladin lächelte und verhielt ihm das Bildniß nicht, das ein Knabe aufstellen mußte, und gab ihm den päbstlichen Brief zu lesen.

Darob erblaßte der Kaiser Friedrich, aber mehr vor Zorn über den Verrath, denn um seine elende Haft und Noth, und bat um Gnade. Und Saladin ließ Beiden gute Gemächer gar ritterlich bereiten, gab ihnen gute Speisen und auch Wein, so den Türken zu trinken untersagt war, bewachte sie aber wohl, hatte auch des Kaisers Wort und Zusage. Und so waren sie drei Monate in Haft, litten keinen Mangel, versahen sich aber des Todes.

Indeß war im kaiserlichen Heer und bei Friedrichs Freunden und Getreuen viel Streiten und Fragen um den Kaiser, denn er war verloren gegangen mit seinem Caplan und wußte Niemand, wie es geschehen war. Da sagten sie, der Kaiser habe in einem schnellfließenden Bach, der steil von den Armenischen Bergen zu Thale ginge, zu Bade steigen wollen, sei aber sehr verhitzt gewesen, also daß er betäubt umgesunken. Der treue Caplan habe ihm helfen wollen, sei aber deß nicht fähig gewesen und mit seinem Herrn elend im Wasser umgekommen. Auch suchten seine Getreuen ihn überall, in der Wildniß und in der Fluth, ob sie die kaiserliche Leiche fänden, war aber Alles vergeblich und eitel. Da war die Trauer groß im Volke und männiglich klagte um den verlorenen Kaiser. Demnach zogen sie unter neuen Hauptleuten heim, die Kurfürsten beschlossen aber ein Jahr zu warten, ehe sie einen neuen römischen König erküren möchten. Einen Betrüger mit einem

rothen Bart, der sich für den verlorenen Kaiser ausgeben wollte, entlarvten sie und straften ihn nach Gebühr.

Mittlerweile aber lag der Kaiser mit seinem Caplan zu Babylon in Haft und sie gedachten oft an ihre liebe Heimath, deutsche Fluren und Wälder, die doch frischer wären und lieblicher, als die Babylonische Landschaft, hatten aber schier keine Hoffnung heimzukommen. Sie blieben indeß starkmüthig, wie Männer im Unglück müssen, nur ob der argen Verrätherei Alexanders kochte manchmalen das edle kaiserliche Blut. Der Sultan aber hatte die Gefangenen nicht vergessen, sondern fragte oft nach ihnen und achtete sie hoch. Denn er war früher selbst Christ gewesen, wie Viele sagten, und achtete Christ, Jude und Türke gleich, wofern er nur ein edler Mensch sei, und hat einmal, wie ein Weltweiser, mit Namen Ephraim, geschrieben hat, seinen jüdischen Freund Nathan, der ein Kaufherr war, lächelnd gefragt, was für ein Glaube oder Gesetz ihm denn von den andern so sonderlich einleuchte. Da hat ihm der Jude die Geschichte von den drei Ringen erzählt, die Jeder kennt.

Nun erfuhr der Sultan Alles, was die Gefangenen vornahmen und daß sie täglich ihre Horas beteten. Der Caplan hatte in dem Deckel seines Gebetbuches einige Hostien, deren consecrirte er eine für den Kaiser und sich, also daß sie nun vor dem hochwürdigen Sakrament zu ihrem Schöpfer beten und ihn um Trost und Hülfe anflehen konnten. Darüber wurde Saladin, dem so frommer Sinn in seinem Herzen wohlthat, zur Barmherzigkeit geneigt, bedachte auch oft des Pabstes Untreu und Verrätherei.

Derohalben nahm er sich vor, den Kaiser zu begnaden, lud ihn mit dem Caplan huldvoll und wie edle Gäste zu sich, und als sie das Frühmahl gegessen hatten, sagte er zu ihm: „Ihr seid daheim ein großmächtiger Kaiser, nun aber schon gute Zeit in meiner Hand. Wenn aber nun ich, als euer größter Feind in dieser Welt und euer Antichrist, bei euch daheim in eurer Gewalt wäre, was würdet ihr mir anthun, mich tödten oder am Leben lassen?“

Kaiser Friedrich schwieg in großen Sorgen, dann aber sagte er also: „Mein Gebieter! Als ich vordem in Macht und Glück war, gedachte ich wohl, so mir das Glück günstig wäre und ihr in meine Gewalt kämet, wie ich nunmehr in der eurigen bin, auf was Weise ich mit euch als meinem Feinde und dem Haupte der Ungläubigen handeln würde, und erwog und beschloß, daß ich euch als einen großmächtigen Herrn nicht anders halten wollte, wie denn ihr mich haltet, ohne Mangel im Gefängniß, und auch mir nichts Leides widerfährt. So wäre es mir gar große Ehre gewesen, zumal um das heilige Grab und um meines Herrn und Heilandes willen. Wenn ich sodann aber genugsam Bürgschaft, Verschreibung und Geißel von euch erhalten, wäre ich zufrieden gewesen und hätte euch auf Schatzung um eine Summe Goldes wieder in eure Herrschaft entlassen mit Urfehde, also daß Keiner von uns, dieweil wir lebten, bei Verpfändung der Gnade unseres und eures Gottes, auch bei Ehren, Glimpf und Treuen den Andern mit Kriegesnoth wieder beläftigen solle, wir hingegen unser Lebtag Frieden und Freundschaft getreulich bewahren möchten. Ich hätte euch damit eurem Stand, Würden und Ehren gemäß entlassen, auch bei allen Königen und Freunden Hülfe, Rath, Förderung und Vorschub verschafft. Sodann hättet ihr mich als guten Gastherrn und Freund hernachmals belobt. Nun aber ist Alles umgekehrt, auf meinem Nacken liegt das Unglück, ich bin euer Gefangner und ihr handelt an mir nach eurem Gefallen. Meine Seele aber habe ich in Demuth meinem Gott und Schöpfer empfohlen und erwarte, was ihr beschließet.“

Da erkannte Saladin des Kaisers hohen und geübten Verstand und gerechte Sitten und sagte: „Lieber Herr und edler Bruder, es geschehe euch, wie ihr gesagt habt! Gebt mir und erfüllt euer Wort, so sollt ihr wieder zu Ehren gelangen, wie ihr selbst desgleichen einmal erwogen und beschlossen hattet. Als Schatzung aber versprecht mir dreimalhunderttausend Siglen und sendet sie mir aus eurer Heimath sofort zu.“

Darüber dankte Kaiser Friedrich, lächelte aber und meinte, weil er gänzlich ohne Geißel und Bürgschaft sei, werde er wohl sein Lebtag des Sultans Gefangner bleiben. Der vertraute aber dem Kaiser und seinem frommen Sinne, also daß er nur Friedrichs Handschrift verlangte, die Schatzung auf hunderttausend Ducaten erließ, so viel möge wohl ein deutscher Kaiser werth sein, und danach sollte der Caplan mit der consecrirten Hostie zurückbleiben, bis die Schatzung geleistet sei.

Nun war Friedrich froh der Hoffnung, sein liebes Deutschland wieder betreten zu sollen, und traurig, daß er das h. Sacrament in Gewalt der Ungläubigen lassen müsse. Der Sultan versprach aber, es in gebührenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0400-7

Ehren halten zu wollen, und dem Caplan solle es ergehen, wie bisher.

Da gelobte sich der Kaiser nicht zu ruhen, bis er durch Gold und Kleinod, wo er es schnell erhalten möchte, das h. Sacrament und den Caplan erlöst habe, schrieb und behändigte dem Sultan die Bürgschaft und nahm weinenden Auges Abschied. Der Sultan Saladin umarmte ihn wie einen Freund und gab ihm Urlaub und sah ihm lange nach, wie Friedrich nun zu dem Caplan ging und sich an dessen Brust legte. Sie hatten aber gewißlich viel Leid und Schicksal mitsammen getragen. Dann küßte der Kaiser ihn und das h. Sacrament und ging zu den Reisigen, die der Sultan gestellt hatte. Da sah er, wie reichlich ihn Saladin begabt mit Zehrung, Geleitsbriefen und Geleitsmännern, sultanischen Wappen und Kleinodien. Auch vier sehr edle Berberrosse hatte er ihm geschenkt und war so ein Zug von zwei und dreißig Pferden und viel wohlbepackten Maulthieren.

Darauf zog Kaiser Friedrich wieder ehrenvoll dahin, woher er gekommen war, und wenn die Ungläubigen ihres Sultans Panier und Wappen sahen, knieten sie nieder und bezeugten dem Kaiser alle Ehrfurcht.

Nun dauerte die Reise Friedrichs geraume Zeit und war voll Abenteuer, aber glücklich, also daß er endlich in Brixen bei seinem getreuen Bischof Hartmann wieder anlangte und viel erzählen konnte. Der dankte aber Gott gar inbrünstig für die Erlösung des Kaisers und so Jeder, der ihn wiedersah. Es sahen ihn aber Viele, und es kam auch gar freudig Eckhart von Baiern und mit ihm Dietmar, der Anhänger, denn bald lief die frohe Kunde durch das deutsche Volk und es entstand ein großes Zureiten aus allen Ländern des Reiches und männiglich wollte den Kaiser grüßen, der verloren gewesen war, und den Saum seines Kleides berühren.

Danach war bald die Schatzung beisammen, und als sich die Sultanischen Reiter wohl ausgeruhet und alle Ehre genossen hatten, begabte man sie kaiserlich für gute Geleitschaft, überantwortete ihnen das Geld und mancherlei kostbare Geschenke für den Sultan. Der Kaiser Friedrich aber sandte seinem guten Gastherrn und Freunde Saladin einen langen Brief, den er mit großem Fleiß geschrieben hatte und an dem Saladin besonderes Wohlgefallen empfand. Sothaner Brief muß noch in dem sultanischen Archive aufbewahrt liegen und sollte es wohl männiglich große Freude sein, wenn ihn der jetzige Großtürke aufsuchen lassen wollte, so daß wir ihn alle lesen und uns daran erfreuen könnten. Das geschieht vielleicht.

Als nun die Sultanischen abgeritten waren, zog Friedrich gen Nürnberg, wohin er des Reiches Stände zu einem großen Reichstage beschieden, beklagte sich sehr über den Pabst, zeigte auch dessen verrätherischen Brief an den Sultan und das Bildniß vor, so damals heimlich gemacht war. Dann beklagte er, daß durch Pabstes Schuld das hochwürdige Sacrament in ungläubiger Hände Gewalt sei, und Alle, so das hörten, wurden voll Unwillen und gelobten dem Kaiser Hülfe und Zuzug wider den Pabst.

Bald war wieder ein streitbares Heer bei Trient zusammen, vonwo man gen Rom zog und keinen Widerstand fand. Der Pabst war aber mit seinen Cardinälen zu Meer nach Venedig entwichen, allwo ihn Friedrich mit viel Ungestüm belagerte und hart bedrängte. Da ihn aber des Reichs Geschäfte heimriefen, übergab er seinem Sohne Otto den Oberbefehl und ging nach Deutschland. Damals ließ er auch die heiligen drei Könige durch Reinold, kölnischen Erzbischof, aus der bezwungenen Stadt Mailand nach Cöllen, der Stadt am Rheine, hingeleiten, wo sie annoch sind.

Des Kaisers Sohn Otto und die Centeloni, wie die Venetianer ihre Rathsherrn benannten, kamen danach überein Frieden zu machen, war aber wieder Falschheit und Tücke im Spiel, also daß die Venediger Otto in den Thurm warfen, die Stadtthore schlossen und nun die Bedingungen machen wollten.

Das vernahm Friedrich Barbarossa und kam grimmiger gen Italien, denn je zuvor, und that einen Eid, nicht eher von Venedig zu ziehen, als bis die Marcuskirche sein Roßstall gewesen und der Marcusplatz umgeackert und Korn hineingesäet worden sei. Es wurde viel unterhandelt, auch Gold versprochen, aber Friedrich wollte nicht von seinem Schwure abgehn.

In ihrer Noth wendeten sich die Welschen an Bischof Hartmann, der den Kaiser nachgiebiger stimmte. Und so wurde ausgemacht und ausgeführt, daß des Kaisers Rosse eine Nacht in der Marcuskirche standen, die Roßstände wurden roth und weiß gepflastert, desgleichen die Ackerfurchen auf dem Markusplatze. Auch wurden vier eherne Rosse auf das Kirchenportal gestellt und stehen noch da zum Gedächtniß, wie auch die marmornen Roßstände und Ackerfurchen noch zu sehen sind. Auch große Schatzung wurde gezahlt, wonach

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0401-2

G. Reimer inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Ein Märchen von zwei Brüdern.

(Märchen von L. Bechstein.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0402-8
DFG

der Kaiser mit seinem Sohne Otto von der Stadt abließ.

Eine Zeit darauf demüthigte sich Friedrich auf Bischof Hartmann's Zureden seines Seelenheils wegen vor dem Pabste, also daß ihm dieser auf den Hals trat und aussprach: „Es steht geschrieben, auf Schlangen und Basilisken wirst du wandeln und treten den Löwen und Drachen." Der Kaiser aber stand auf und sprach dagegen: „Nicht dir, sondern dem heiligen Apostel Petrus, dessen Nachfolger du bist, bin ich gehorsam."

Also hatte der Streit zwischen Beiden seine Endschaft erreicht, der Kaiser herrschte aber noch etliche Zeit über das heilige römische Reich deutscher Nation und ist danach wieder verloren gegangen und wurde keiner Menschenseele kund, wohin er gekommen.

Es sind ihrer aber Viele, die sagen, er lebe noch bis zu dieser Stunde und wohne in dem hohlen Berge Kyffhäuser und werde, wenn seine Zeit gekommen, daraus hervortreten unter das deutsche Volk, die Ungerechten zu strafen. Seinen Schild wolle er dann an einen dürren Baum hängen und des Baumes hüteten alle Sultane fleißig. „Es ist wahr," berichtet der ehrwürdige Chronikenschreiber Carolus, „daß des Baumes gehütet wird und sind Hüter dazu gestiftet, welcher Kaiser aber seinen Schild daran hängen soll, das weiß Gott."

Ein Märchen von zwei Brüdern.

Von **Ludwig Bechstein.**

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war einer klug und der andere unklug, und die waren Schäfer und hüteten wechselsweise die Schaafe, und wenn einer hüthete, so war der andere zu Hause und kochte das Essen und trug es dann hinaus auf die Schaafweide. Nun traf die Reihe des Hüthens einmal den Klugen und die des Kochens den Dummen, und als derselbe das Essen gekocht hatte, da trug er es auch hinaus.

Da mußte er aber über eine Brücke, die war sehr wackelig, und hatte viele Spalten im Boden und da fürchtete er, durchzufallen, wenn er sich darüber wagte, begann daher, die Spalten mit Klösen auszustopfen und die Ritzen mit Sauerkraut, ging dann fröhlich und getrosten Muthes hinüber über die Brücke, und sagte zu seinem Bruder, als der ihn fragte: „Nun, wo hast du denn das Essen?" — „„Essen hab' ich nicht, aber ich habe einen guten Gedanken, ich habe die Brückenspalten mit Klösen und Sauerkraut verstopft, daß wir nicht durchfallen.""" —

„Du bist ein wahrer Pfiffidunkus!" — spottete der kluge Bruder den Dummen aus. „Es ist nur gut, daß du morgen hüthest, und ich koche." — „„Ja das ist gut!"" antwortete der Dumme. „Laß nur die Schaafe sich nach der Reihe hinlegen, und bekümmere dich weiter um nichts, so machst du auch nichts dummes!" — ermahnte der Kluge. Da nun der Dumme zu hüthen begann, blieben die Schaafe nicht so stehen, wie sie gelegen hatten, da sie schliefen, und da schlug der Dumme sie alle mausetod und legte sie neben einander nach der Reihe. Wie nun der Bruder mit dem Kessel voll Essen kam, da wunderte er sich, wie schön die Schaafe lagen, und sagte: „Ei, die liegen ja prächtig nach der Reihe!" — „„Gelt?"" schmunzelte der Dumme: „Die dummen Schaafe wollten erst nicht, da hab' ich sie todgeschlagen alle mit einander, darauf haben sie müssen Ordre pariren." —

„Ei du lieber Himmel!" — schrie der kluge Bruder: „Was hast du gethan? Jetzt sind wir verloren!" —

„„I, wer uns findet, wird uns schon aufheben und wieder bringen!"" — sagte der Dumme, aber sein Bruder trieb ihn zu schneller Flucht. Da sind die beiden Brüder in einen dicken finstern Wald gekommen, und wie die Nacht kam, stiegen sie auf einen Baum und wollten droben schlafen, nahmen aber den Kessel mit hinauf voll Brüh und Brocken, damit sie nicht droben verhungerten.

Und da sind zwei Räuber gekommen, die setzten sich unter den Baum und wollten ihr Geld zählen und theilen, und droben schwippt der Kessel etwas über, da sagte ein Räuber zum andern: „Du — es tröpfelt!" — und da fielen aus dem schwippenden schwappenden Kessel auch Graupen und Brocken, und der andere Räuber sagte: „Du — es graupelt und hagelt!" —

Und die droben konnten den Kessel nicht mehr halten, und da stürzte er herunter und da schrien die Räuber: „Herr Gott, der Himmel fällt ein! Da kommt schon eine Pauke! Das ist eine schöne Musik!“ — und liefen fort und ließen ihren Sack voll Geld im Stich und auch einen großen Sack voll Nüsse. Da fragte der kluge Bruder: „Wollen wir nicht theilen? Willst du lieber den kleinen Sack, mit dem harten Zeug, oder den großen, wo die Nüsse drin sind?“ — „„Das versteht sich, den großen, allemal! Die Nüsse!““ antwortete der Dumme: „„denn die Nüsse kann ich essen, das harte Zeug aber kann ich nicht beissen und nicht essen.““ — Nun nahm jeder seinen Sack, und trug ihn, und der Dumme aß so lange Nüsse, bis er nichts mehr zu tragen hatte, dem andern aber wurde der Geldsack zuletzt so schwer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte. Da verlangte der Kluge, der Bruder solle ihm tragen helfen. „Ja“ — sagte der Dumme: „ich will dir tragen helfen, aber wir müssen wieder von frischem theilen; die Hälfte muß mein sein — sonst thu ich's nicht.“ Wollte der Kluge recht klug sein, und nicht sammt dem Gelde unterwegs liegen bleiben, so mußte er theilen, und dem Bruder die Hälfte versprechen. So gingen sie mit einander fort, und kauften sich andere Schaafe, und fingen ihr Wesen wieder von vorne an.

Die Banknote und der Pfennig.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Hans Ehrlich war, ein armer Teufel, der wohl einen guten Appetit, aber wenig Geld hatte, denselben zu stillen. Zum Unglücke mußte er noch für die Magen seiner beiden Buben sorgen, die von Jahr zu Jahr größere Portionen verlangten und doch nur hin und wieder einen Groschen mit Päckchentragen verdienten. Das kann so nicht länger fort gehen, sprach Hans eines Tages zu den beiden Rangen; es ist wahrhaftig die umgekehrte Welt: Ich bin alt, schwach und zusammengeschrumpft und muß doch das Brod für drei Mäuler verdienen. Ihr aber seid jung und stark, aufgeschossen, wie die Tannen im Schwarzwalde, und rührt nicht einmal die Arme, um mir das Rückenkrummachen zu sparen. Du, Neidhardt, hast dazu noch ein falsches Herz und lachst hinter meinem Rücken in die Faust über meine Gutmüthigkeit; und du, Fürchtegott, hast zwar ein gutes und biederes Herz und gönnst mir alles Gute, aber du bist zu dumm, etwas zu gewinnen. Heute Nacht könnt ihr noch unter meinem Dache schlafen, aber morgen, wenn der Hahn kräht, müßt ihr den Wanderstab nehmen und für euch selbst sorgen.

Neidhardt und Fürchtegott hörten die Abschiedsrede des alten Vaters mit sehr verschiedenen Gefühlen an. Während der Letztere es recht und billig fand, daß dem Vater die Last abgenommen würde, bekrittelte Neidhardt sein Beginnen, machte eine Faust in der Hosentasche und dachte: Schon gut, ein schlauer Kopf, wie ich, kommt in der ganzen Welt durch. Dir aber will ich die Suppe versalzen, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal reich zurückkehre! Dann sollst du das viele Geld wohl sehen, aber nichts davon bekommen! Der Fürchtegott aber hatte den gerade entgegengesetzten Gedanken: Ach, ich bin so schrecklich dumm und dämlich, sprach er leise vor sich hin, ich werde es in meinem Leben zu gar nichts bringen, und möchte doch so gerne recht reich werden, um meinem guten Vater ein fröhliches Alter zu bereiten.

Am folgenden Morgen, als die Sonne über den Berg lauerte, traten die beiden aus der Thüre; der Vater stand hinter ihnen und zeigte mit dem Finger nach der breiten Landstraße. Neidhardt schritt vorwärts, aber dem guten Fürchtegott that das Herz weh, daß er nun auf lange Zeit seinen Vater nicht mehr sehen sollte. Er wandte sich schluchzend um, fiel dem Vater küssend um den Hals und sprach: Segne mich erst, denn ich fürchte mich, ohne deinen Segen in die Welt zu gehen! Da rannen auch dem Vater die Thränen aus den Augen, und als Fürchtegott sich vor ihm auf ein Knie niederließ, legte er beide Hände segnend auf das lockige Haupt und flehte den Beistand des Himmels auf alle seine Unternehmungen herab. Betrübten Antlitzes wandte der gute Sohn sich endlich hinweg und sah noch oft nach der Hütte zurück, ehe er den Bruder einholte, welcher grimmig pfeifend mit heftigen Schritten vorwärts eilte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0405-4

und zuweilen im giftigen Unmuthe die Haufen zerklopften Basaltes mit dem Fuße anstieß, daß kleine Stücke davon in den Straßengraben rollten.

In dem Graben aber lag ein düster blickender Gesell, der schon eine schöne Anzahl von Jahren auf dem Nacken und weißgesprenkelte Locken auf dem Kopfe hatte, dem flog einer von den Steinen auf die Nase, daß sie blutete. Er sprang rasch auf, sah sich nach dem Thäter um und sprach: Was hat dir meine Nase gethan, daß du ihr so übel mitspielst? Neidhardt lachte höhnisch und statt zu antworten, fragte er den Weißgesprenkelten: Warum legt ihr eure Nase in den Straßengraben? Warum zogt ihr die bleierne Kappe nicht darüber, die wie eine Pfefferdüte auf eurem Kopfe sitzt?

Fürchtegott that es leid, daß der fremde Mann durch seinen Bruder zu Schaden gekommen war; freundlich und zuvorkommend nahm er ein Stück Zunder aus der Tasche und legte es ihm auf die verwundete Stelle, wodurch das Blut sogleich gestillt war.

Um deines braven Bruders will, hob der Mann zu Neidhardt an, will ich dir deinen muthwilligen Streich verzeihen, und damit du siehst, daß ich keine Rache im Herzen trage, so will ich Böses mit Gutem vergelten, denn wisse, ich bin der Hüter aller edeln Erze und Metalle, die in der Erde verborgen liegen, ohne meinen Willen kann kein Schurf und kein Schacht angelegt werden, und wem ich wohl will, dem zeige ich die Stellen, wo die reichsten Gold- und Silberadern liegen. Seit dreitausend Jahren hatte ich das Licht der Sonne nicht mehr erblickt, aber ich mußte endlich einmal hinauf, um nachzusehen, wo die Menschen mit all dem Metalle bleiben, das sie unaufhörlich aus der Tiefe holen. Gestern und heute habe ich den ganzen Erdkreis durchwandert, habe die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Schmelzöfen, Hütten und Hämmer gesehen und begreife nun recht wohl das Wühlen in den Eingeweiden der Erde. Hier an diesem Fleck wollte ich noch eine Weile im Sonnenscheine ruhen und dann wieder hinabfahren zu meinen Erzen. Steigt mit mir hinab und ich zeige euch die reiche Goldader, die in eures Vaters Garten ausläuft. Folgt ihr mir, so sollt ihr einen Reichthum erlangen, daß Rothschild ein Bettler gegen euch ist.

Neidhardt schaute dem Erzhüter forschend in's Gesicht, denn der Mund wässerte ihm schon bei der Erwähnung des großen Reichthum's, aber nach und nach zog sich ein höhnischer Zug um seine Lippen und endlich brach er in ein verächtliches Gelächter aus und sprach: Freundchen, ich trau euch nicht! Ihr seht mir gar nicht darnach aus, als ob ihr auf den Schätzen der Erde brütetet, wie die Henne auf den Eiern. So ein Erzhüter muß doch eine Figur machen und nicht drein schauen, wie ein Bindfaden, der in der Mitte beim Spinnen zu wenig gezupft worden ist. Ich habe all mein Lebtag gehört, die größten Spitzbuben befänden sich unter den Bergleuten. Ihr müßt wissen, daß ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin und mir nicht von jedem Straßenbettler Brei um's Maul schmieren lasse. Wendet euch an meinen Bruder, der ist der rechte Mann! Sagt ihm, der Mond sei ein Hosenknopf vom heiligen Christoph, so schwört er drauf, daß es wahr sei.

Mit diesen Worten wandte er den Kopf um und trollte vorwärts. Fürchtegott wollte ihm folgen, aber der Erzhüter zupfte ihn an dem verschlissenen Rockschoße und lispelte: bleibe da!

Aber ich werde meinen Bruder verlieren, sagte er ängstlich, und was sollte ich dann beginnen? Ach, ich bin viel zu dumm, mich allein in der Welt fortzubringen!

Hat nichts zu sagen, sprach der Erzhüter, du steigst mit mir hinab und ich zeige dir die Goldader, die in eurem Garten ausläuft.

Fürchtegott blieb zaudernd stehen. Endlich sprach er: Ich hatte mich auf den Reichthum gefreut, um meinem Vater ein glückliches Alter zu bereiten, aber ich hatte mir auch gedacht, daß es schrecklich mühsam sei und lange daure, ehe man nur hundert Thaler besäße, und jetzt soll ich plötzlich, so ohne alle Arbeit und Mühe noch reicher wie der Rothschild werden? Mein Gott, wie sich des Menschen Herz ändern kann! Es scheint mir jetzt in der That gar nicht handaufhebenswerth, so reich zu werden. Du lieber Himmel, man hat nicht einmal gesehen, wie aus nichts etwas geworden ist, wie es dann allmählich wuchs und sich ausdehnte, bis man zuletzt ein Mann von Gewicht wurde. Nehmt mir's nicht übel, Herr Erzhüter, aber wenn das Herz und der Kopf nicht einmal warm dabei werden, so will ich doch lieber arm bleiben. —

Fürchtegott hatte erwartet der Erzhüter werde über seine Dummheit schrecklich ungehalten sein! Der aber nickte freundlich mit dem Kopfe und sprach: Recht so, mein Sohn, der Reichthum, welcher nicht mit Mühe er-

worben ist, hat keinen Werth, er verknöchert und versteinert nur das Herz, ohne Genuß zu gewähren. Gehe darum in die Welt, strebe und arbeite! Verzage auch nicht, wenn das Glück dir den Rücken wendet und es den Anschein hat, als ob du immer arm bleiben solltest. Wir sehen uns wieder, ich verlasse dich nicht und werde dich belohnen, wenn du lange genug gestrebt, und für die Menschen ein weiches und hülfebereites Herz bewahrt hast.

Mitten im Straßengraben, wo der Erzhüter stand, dicht neben Fürchtegotts Füßen, that sich jetzt die Erde auseinander und das Männlein sank hinab, weiß Gott, wie viele tausend Lachter tief!

Fürchtegott schaute in die Oeffnung hinein; erst wars einige Lachter dunkel und erdig, dann aber fing es bläulich an zu flimmern, und noch tiefer hinab war ein Glänzen und ein Strahlen, als ob die Sonne in einen Haufen neu geprägter Goldmünzen hineinschiene. Als das Männlein unten auf der Sohle des Erzlagers ankam, huschten die kleinen Berggeister mit ihren Grubenlichtern aus allen Winkeln hervor, kletterten blitzgeschwinde in die Spalte aufwärts und schauten mit den feurigen Aeuglein neugierig in das Licht der Sonne und in Fürchtegotts Antlitz.

Schnapp! fuhr die Spalte wieder zusammen, unter seinen Füßen zog ein dumpf rollender Donner durch die Erde, wovon seine Schuhsohlen zitterten. Lange blieb er noch stehen und starrte in den Graben; endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und — klinglingling, fielen ein paar Goldstücke aus derselben auf den Boden.

Aller Anfang ist schwer, sprach Fürchtegott, mir aber macht ihn der gute Erzhüter leicht, und ich will in Dankbarkeit versuchen, mit seinem Geschenke die Grundlage zu meinem Glücke zu legen! — —

Einstweilen wollen wir ihn wandern lassen und uns nach dem Neidthardt umsehen, der unbekümmert um seinen Bruder, oder vielmehr froh, daß er seiner enthoben war, weiter trottete und schon gegen Abend am Hafen einer großen Seestadt ankam. Da war ein reges Thun und Treiben, wie er es in seinem Leben nicht gesehen hatte, und er riß die Augen gewaltig auf über die mächtigen Schiffe mit den thurmhohen Masten und den rauchenden Schornsteinen.

Was sitzest du hier und gaffest? redete ihn ein alter Seewolf an; mache dich lieber nützlich und verdiene Geld.

Ich möchte es, lächelte Neidhardt; aber wie fängt man's nur an, um recht bald viel davon zu haben?

Hm! brummte der Seewolf, es fehlt mir eben auf meinem Schiffe, das noch heute Abend in See stechen soll, um nach Kalifornien zu gehen, so ein Kerl, wie du — just so wie du! Willst du mit, so schlage ein, ich zahle gut.

Kalifornien!! Das klang dem Neidhardt in die Ohren, wie die lieblichste Musik. Wie viel hatte er von Kalifornien und seinem Goldreichthume gehört. Dort brauchte man ja nur mit dem Eimer zu schöpfen, um gleich einen ganzen Bauernhof darin zu haben. Und noch obendrein sollte er nicht allein umsonst übergefahren werden, sondern noch gar Geld dabei verdienen! Da galt kein Bedenken; rasch sprang er empor, reichte dem Seemann die Hand und sprach: Ich bin kein Freund von langem Handeln, die Woche 10 Thlr. und alle Monate eine rothe Matrosenjacke, so sind wir einig.

Der Handel war abgemacht und in weniger als keiner Zeit fielen die Anker und Neidhardt tanzte mit der Marianne in die hohe See.

Schon am zweiten Tage kamen sie an eine Insel, wo sie frische Kohlen einnehmen sollten. Ehe sie anlandeten, kam es dem Neidhardt vor, als rage ein Kopf aus dem Kiese des Ufers und sehe ihn scharf an. Wahrhaftig, das war der Kopf des Erzhüters, aber kaum hatte Neidhardt nach einem Stück Seil gegriffen, um es demselben auf die Nase zu werfen, als er schon verschwunden war.

Die Fahrt ging ziemlich glücklich von statten, nur selten kam es zu einem Stürmchen und zu einem Sturme gar nicht. Sobald indessen die Wellen etwas höher gingen als gewöhnlich, deuchte es dem Neidhardt immer, der Kopf des Erzhüters tauche aus dem Meere auf und folge dem Schiffe eine Strecke lang. Je näher sie dem festen Lande kamen, desto sehnsüchtiger harrte er des Augenblickes, wo er dasselbe betreten und die Goldkörner aus dem Sande lesen könne. Endlich lief das Schiff in den Hafen ein, und wäre es nicht gerade Mitternacht gewesen, der goldhungrige Bursche wäre sofort auf und davon gegangen. Er hatte sich auf dem Verdeck ausgestreckt und faselte eben in den wunderlichsten Phantasien über die Verwendung seines Reichthums, als sich die Ritzen der Planken erweiterten und dicht neben seiner Nase die Bleikappe des Erzhüters aus dem Schiffsraume stieg und dessen Gestalt kirchthurmhoch in die Höhe wuchs. Er wollte

aufspringen, aber er war wie an den Boden genagelt und vermochte nicht ein Glied zu rühren. In Furcht und angstvoller Erwartung starrte er an der furchtbaren Leibeslänge des Gespenstes hinauf, als sich dieses niederbeugte, aus Mastbaumhöhe ihm die Hände entgegenstreckte und ihn flugs seiner sämmtlichen Kleidungsstücke entledigte, dann eine lange Theerquaste nahm und seine Haut mit einer ätzenden Flüssigkeit einrieb, die wie brennendes Feuer durch seine Poren bis in die Leber und Lunge, ja bis in's Herz hineindrang. Wie er sich auch mühen mochte, der Theerquaste zu entrinnen, er mußte Stand halten, bis ihm der Erzhüter einen Klapps mit dem Stiele auf den Rücken gab und allmählig wieder zusammenschrumpfte, bis er durch die Spalte versank. Nun hatte er wieder plötzlich Leben und Bewegung und griff mit beiden Händen nach den Kleidern, die ihm der Lange ausgezogen hatte.

Kaum war die Sonne aus dem Meere emporgestiegen, als Neidhardt auf und davon ging und sich in eine sandige Ebene hineinarbeitete, welche fast ganz mit Goldgräbern bedeckt war. Hastig bückte er sich zur Erde, die Goldklumpen aufzuheben, welche ihm vor den Füßen blinkten.

Die Goldgräber waren aber nicht gewillt, ihn so ruhig gewähren zu lassen, denn sie arbeiteten schon wochenlang im Schweiße ihres Angesichtes und fanden doch nur alle Stunden ein kleines Körnchen, während die rothe Matrosenjacke kaum die Nase in's Land steckte, um in einem Augenblicke zum Nabob zu werden. Sie erhoben drohend die Spaten und jagten ihn hinweg gegen das Gebirge, von dem man glaubte, daß auch nicht die Spur von Gold darin enthalten sei. Mißmuthig wandelte er den ganzen Tag durch die Berge. Gegen Abend erreichte er ein Thal, das sich in eine tiefe Schlucht verengte, die mit Wasser angefüllt war. Lange floh der Schlaf seine Augen, endlich zog sich ein nebelhafter Flor um seine Sinne und er sah nur noch wie durch einen Schleier. Das war die Stunde, wo sich in dieser Abgeschiedenheit die Wunder der Einöde begaben. Es wurde rings um ihn her lebendig. Zuerst wand sich vorsichtig und in veilen Ringen eine Schlange von den Wänden der Schlucht herab, spähte um sich her, näherte sich, da sie Niemanden gewahrte, dem Wasser und spie aus dem geöffneten Munde einen funkelnden Stein hinein. Leise, wie sie gekommen, entfernte sie sich wieder, vom hohen Felsen noch einmal in die Tiefe zurückblickend. Der Schlange folgte ein schwarzer Rabe, welcher mit ausgebreiteten Flügeln über dem Wasser flatterte, ein glänzendes Metall hineinfallen ließ und über den Hügel verschwand. Dicht neben ihm ward jetzt ein Gepolter hörbar; zwei riesige Affen rollten einen Goldklumpen, so groß wie einen Unkeler Basaltkegel vor sich her, der jetzt mit weiten Sprüngen in den Teich hinabwirbelte, daß das Wasser zu beiden Seiten der Felsen in die Höhe spritzte und seine Füße benetzte. Nach und nach wurden der Zuträger so viele, daß er nicht im Stande war, sie einzeln zu unterscheiden, sondern genug damit zu thun hatte, die Platsche in's Wasser zu zählen.

Endlich ward es wieder todtenstille; am entgegengesetzten Rande der Schlucht erhoben sich zwei Männer und blickten hinab. Morgen, sagte der eine von ihnen, wollen wir zurückkehren, die Schätze zu holen, denn sie sind von Rechtswegen unser Eigenthum, da das Gethier sie aus unsern Mienen holt. Gesegnet sei der Tag, an dem wir endlich diesen Ort ausgeforscht. Die Männer gingen und Neidhardt empfand das freudige Gefühl, nunmehr ganz allein Herr dieser unermeßlichen Schätze zu sein.

Der Mond ging auf, seine Sinne waren wieder klar und er sah mit Entzücken, daß das Wasser, wie durch eine geheime Zauberkraft abnahm, bis die Schätze trocken vor seinen Blicken lagen. Er geberdete sich wie wahnsinnig und tanzte wie betrunken um das Gold und die Edelsteine. Als er sich endlich in etwa ernüchterte, überfiel ihn der Gedanke, wie er diese schweren Massen an's Meer und zu Schiffe bringen sollte. Daß sie einem Andern gehörten und daß er durch die Wegnahme zu einem Diebe würde, war seine geringste Sorge. Reich wollte er werden, sehr reich, alles andere kümmerte ihn nicht.

Während er noch überlegte, kam der Teufel mit einem großen Heuwagen im Galopp anzufahren und erbot sich, ihm die Schätze an's Meer zu bringen, wenn er ihm verspräche, nie einem Armen etwas zu geben. Würde es ohnehin nicht gethan haben, lachte der Neidhardt, aber ladt nur auf, daß wir fortkommen.

Im Nu hatte der Teufel den Heuwagen gefüllt; eben kehrte er noch die Goldstäublein auf dem Boden zusammen, als die zurückgetretenen Wasser wieder vom Boden aufquollen und den Teich füllten. Der Teufel hob den reichen Neidhardt auf den Wagen, und nun gings über Stock und Stein, als ob Achse und Räder brechen sollten. Vor Anbruch des Tages schon hielt der Wagen am Gestade

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0408-1

des Meeres, und als wenn es so bestellt wäre, tanzte ein Schiff am Anker. Aufgeladen, schrie Neidhardt, fort nach der Heimath!

Nach einer glücklichen Fahrt kam er auf dem Festlande an, wo er seine Schätze in Banknoten umsetzte, damit er weniger zu schleppen habe. Für seine Person lebte er nun in Saus und Braus und dachte, es solle nimmer ein Ende nehmen; aber es nahm doch ein Ende, trotzdem er getreulich sein Versprechen hielt und nie einem Armen einen rothen Heller gab. Kaum waren 3 Jahre herum, so besaß er nur noch eine einzige Banknote. Mit dieser pilgerte er der Heimath zu. Der erste, welcher ihm begegnete, war sein alter Vater, der ihm zitternd und gebückt die Hand entgegenhielt und um ein Almosen flehte.

Neidhardt erkannte den Alten auf den ersten Blick und hub an, ihn mit losen Worten zu verspotten. Es ist ein wahres Unglück, sprach er, daß Ihr mein Vater und arm seid, denn ich habe ein Gelübde gethan, nie einem Armen etwas zu geben. Seht diese Banknote könnte Euch zum reichen Mann machen, und doch darf ich sie euch nicht geben. Damit ich aber nicht in Versuch komme, mein Gelübde zu brechen und dem Teufel in die Klauen zu fallen, so muß ich mich derselben sobald als möglich entledigen, ohne daß ein Mensch Nutzen davon hat. Mit diesen Worten steckte er die Banknote in den Mund und schluckte sie hinunter. Das bekam ihm aber übel: auf der Banknote waren zwei nackte, wilde Männer gezeichnet, die mit ihren Keulen zu beiden Seiten des königlichen Wappens lehnten. In dem Augenblick, wo der böse Gesell das Papier in den Mund steckte, lösten sie sich ab und standen mit Fleisch und Blut und beweglichen Gliedern neben ihm, die Keulen hoch in der Luft schwingend.

Neidhardt dachte, sein Stündlein habe geschlagen; er kniete nieder und flehte jämmerlich um sein Leben. Steh auf, sprachen sie, wir wollen dich nicht tödten, du sollst vielmehr in den Gelüsten des Reichthums verderben.

Plötzlich stand er vor einem großen Pallaste, der mit vielen Schlössern und Siegeln verwahrt war; die wilden Männer aber stiegen über die Thüre des großen Potales und standen zu beiden Seiten des dort befindlichen Wappens, über und über von Gold strahlend.

Neidhardt erkannte das Gebäude als die Schatzkammer des Königs. Sobald der Wunsch in ihm aufstieg, in den Kellern des Gebäudes seine Taschen von Neuem zu füllen, sprangen die Thüren auf, alle Schlösser öffneten sich ihm, und von Treppe zu Treppe stieg er hinab, bis er sich in den Gewölben befand, wo die Goldbarren und das gemünzte Gold aufgestapelt lagen. Gierig fiel er über die Haufen her und griff mit beiden Händen hinein; aber die Flüssigkeit, womit ihn der Erzhüter bestrichen hatte, übte jetzt ihre abstoßende Kraft aus und das Gold entzog sich immer wieder seinen Händen, wie sehr er sich auch bemühte, es festzuhalten. In Schweiß gebadet, erblickte er endlich ein Häuflein Banknoten, auf die er sich warf, und die sich geduldig von ihm wegtragen ließen.

Frecher als je trat er am andern Tage auf und schwelgte in Lüsten aller Art. Die Banknoten aber waren sämmtlich als falsche von der Regierung confiszirt und in den Gewölben hinterlegt worden. Schon am Nachmittage wurde er als Falschmünzer eingezogen und bald nachher auf öffentlichem Markte enthauptet. Sobald sein Haupt gefallen war, bahnte sich ein schwarzer Fuhrmann mit knallenden Peitschenhieben Bahn durch die Volksmenge. Im Nu warf er den entseelten Körper auf den hohen Heuwagen und, das abgeschlagene Haupt in der Hand, sprengte er zum Stadtthore hinaus, daß unter dem Hufschlag der Pferde blaue Blitze aus den Steinen sprühten.

Einen Tag später kehrte auch Fürchtegott aus der Fremde nach Hause. Traurig wandelte er der Hütte seines Vaters zu, denn er kam mit leeren Händen; der schöne Traum, seines Vaters Alter zu versüßen mit Reichthum und Gütern, war wie eine Seifenblase zerronnen. Wohl hatte er Geld und Gut gewonnen, mehr als hinreichend, sein und seines Vaters Glück zu begründen, aber er hatte Niemanden leiden und darben sehen können, und so lange mit vollen Händen gespendet, bis er selbst nichts mehr besaß. Mit Thränen in den Augen stöberte er in den Taschen umher, kehrte das Futter um und um, und seufzte und schluchzte. Ein einziger Pfennig fiel aus dem Futter auf den Straßenbasalt.

Es ist alles, was ich besitze, sprach er, und ein Pfennig kann meines Vaters Herz nicht erfreuen; dennoch will ich ihm denselben in die Hand legen und bekennen, wie Unrecht ich gehandelt, indem ich Alles hingab und ihn, den ich so sehr liebe, in Dürftigkeit ließ.

Die Stelle, wo er dieses Selbstgespräch hielt, war just der Ort, wo einst der Erzhüter im Graben gelegen hatte. Auch jetzt lag er wieder da, aber in der Gestalt eines lahmen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0409-0

Bettlers, der ihm demüthig sein Käpplein entgegenhielt und um den glänzenden Pfennig bat.

Ach, sagte Fürchtegott, macht mir das Herz nicht noch schwerer, der Pfennig ist mein ganzer Reichthum und für meinen Vater bestimmt, der arm und alt ist.

Der Pfennig, sprach der Bettler, wird deinen Vater nicht reich machen, auch ist er bei Weitem nicht so arm und unglücklich als ich. Gieb mir den Pfennig!

Glaubt es mir, guter Mann, antwortete er, ich wollte euch gerne helfen, aber ich darf nicht so undankbar gegen meinen Vater sein. Laßt mir den Pfennig! Da, nehmet meine Stiefel, ich kann besser baarfuß gehen, als Ihr.

Der Alte nahm die Stiefel und flehte weiter: Gieb mir nun auch den Pfennig!

Lieber will ich dir auch den Rock geben, sprach er, und warf ihm auch diesen zu.

Der Alte nahm den Rock, hielt aber mit flehender Miene um den Pennig an. Gerade der Pfennig, sagte er, fehlt mir, um meine Krücken ausbessern zu lassen, und wenn ich ihn nicht bekomme, muß ich an der Landstraße liegen bleiben.

Das war zu viel für sein weiches Herz. Er warf ihm den Pfennig zu und wanderte weiter. Kaum hatte er zehn Schritte gemacht, so klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Er wandte sich um und sah in das Angesicht des Erzhüters.

Gut, daß ich dich habe, lieber Junge, sprach dieser lustig! Als wir uns das letztemal sahen, versprach ich, dir die Goldader in deines Vaters Garten zu zeigen. Rasch vorwärts nun! Ich muß noch vor Abend nach Australien in die Goldminen, und da habe ich wahrlich keine Zeit zu verlieren.

In wenigen Augenblicken standen sie in dem kleinen Gärtchen, der Erzhüter nahm lachend den glänzenden Pfennig aus der Tasche und dupfte ihn mit dem Daumen in die Erde. Er wird schon wachsen und Früchte tragen, sprach er zu Fürchtegott; nun aber geh zu deinem Vater!

Der Erzhüter war verschwunden; Vater und Sohn aber lagen sich in den Armen und freuten sich, daß sie sich wieder hatten.

Am andern Morgen rief der Vater: Fürchtegott! Fürchtegott! Schau doch, welch ein wunderbarer Baum im Garten steht!

Fürchtegott eilte hinaus. Da stand ein Bäumlein mit kupfernem Stamme, dessen Blätter klingelten im Winde, denn jedes einzelne war ein glänzender Pfennig. Mit einem Satze war er hinaus und schüttelte den Stamm, daß der Boden von den Münzen bedeckt wurde. Das schönste aber war, daß sich immer neue Blätter entwickelten, wie viele davon auch heruntergeschüttelt wurden.

Das Bäumlein trug seine Früchte Sommer und Winter und wurde nimmer leer. Dauernd, wie die Münzen, war auch das Glück von Vater und Sohn. Fürchtegott pflegte zu sagen: die Genügsamkeit wohne eben nur im Kupfer und nimmer im Golde.

Mosel-Sagen.

Von N. Hocker.

1. Das weiße Täubchen.

In einem Dorfe bei Trier wohnte ein Ehepaar mit zwei Kindern und einer alten Großmutter, die wie eine Hexe aussah und von den Köhlern sehr gefürchtet wurde. Als eines Tages Vater und Mutter aufs Feld gingen, Kartoffeln zu ärnten, nahmen sie die Kinder mit. Die Großmutter blieb zu Haus, um das Mittagsessen zu bereiten. Um 12 Uhr wurde der Knabe nach Hause geschickt, damit er das Essen abhole. Die Großmutter hatte noch kein Feuer angezündet, auch keine Anstalten getroffen, wohl aber machte sie sich viel in einer Kammer zu schaffen, in der eine Kiste mit goldgelben lachenden Aepfeln stand. „Komm her," sagte sie zu dem Jungen, „nimm dir einen Apfel aus der Kiste. Es ist heute sehr heiß und du wirst hungrig und durstig sein". Die Kiste war aber tief und der Deckel sehr schwer. Als sich nun der Knabe arglos darüber bückte und den Kopf in die Kiste steckte, schlug die Großmutter den Deckel zu, der grade den Hals traf und den Kopf vom Rumpfe trennte. Lautauflachend eilte sie in den Schuppen, nahm Holz, zündete ein helles

Feuer an und hängte darüber den größten Kessel mit Wasser gefüllt, in den sie Kopf und Rumpf des armen Knaben warf, um beide zu kochen. Da der Vater vergeblich auf das Essen wartete, kam er selbst, um danach zu sehen. Die böse Mutter setzte ihm das Fleisch seines eigenen Kindes vor, von dem er aß, ohne zu wissen, daß es Menschenfleisch sei. Das Töchterchen aber saß unter dem Tisch und spielte mit den Knochen ihres Bruders. Da kam ein weißes Täubchen ans Fenster geflogen und sang:

Meine Großmutter hat mich umgebracht,
Mein Vater hat mich gegessen,
Unterm Tische sitzt mein Schwesterlein
Und reiht meine Knochen.
Ja, rosenroth sind die Fäden.

Als der Vater das hörte, gerieth er so in Wuth, daß er aufsprang und die Großmutter mit dem Beile erschlug. Das weiße Täubchen aber flatterte dreimal um die Hütte und verschwand dann für immer.

2. Das Meerfräulein.

In Heiligkreuz lebte ein Maurer, den das Meerfräulein jede Nacht besuchte. Da er sich seiner nicht erwehren konnte, so gaben ihm seine Freunde den Rath, es zu fangen, und zwar dadurch, daß er das Schlüsselloch mit Wachs verklebe, sobald das Meerfräulein bei ihm sei. Der Maurer that, wie ihm geheißen und war nicht wenig erstaunt, als er früh Morgens ein wunderschönes Weibchen in seinem Zimmer fand. Er heirathet es und sie lebten viele Jahre zusammen. Als der Mann aber bemerkte, daß die Frau nicht immer so schön blieb, wie im ersten Augenblick, wie er sie gesehen, kam ihm die Lust an, nach ihrem Herkommen zu fragen. Das Meerfräulein stieß einen lauten Schrei aus und war plötzlich verschwunden, der Maurer ist aber sein Leben nicht mehr froh geworden.

3. Die Kirche zu Beinhausen.

Vor vielen Jahren, als es noch wenig Kirchen in der Eifel gab, faßten elf Dörfer die zur Pfarrei Beinhausen gehörten, den Entschluß, gemeinschaftlich eine Kirche zu errichten. Da die Orte in einem Kreise lagen, so wollten sie die Kirche so bauen, daß jeder gleichweit davon entfernt sei. Am Fuße eines Berges breitet sich ein Wiesenthal durch das ein Bach fließt, hier wollte sie die Kirche erbauen. Eifrig schaffte man das nöthige Material herbei und die Arbeiter begannen ihr Werk. Als sie Morgens in der Frühe wieder auf die Baustelle kamen sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß dort weder Hölzer noch Steine mehr zu finden waren. Wohin sie gekommen waren, wußte Niemand. Nirgends fand sich auch die Spur eines Wagens oder Pferdes, durch welche die schweren Werksteine hätten fortgeschafft werden können. Nach langem Suchen fand man das verschwundene Baumaterial auf dem benachbarten Berge. Es wurde wieder ins Thal geschafft und das Fundament von Neuem gelegt. Als aber die Arbeiter Morgens zur Stelle kamen, war Alles wieder verschwunden. Nun beschloß man die Kirche auf dem Berge zu bauen, die dann auch nach einigen Jahren fertig wurde. Nun stritten sich die elf Dörfer um den Namen, den sie der Kirche geben sollten. Als die Bauern im lebhaftesten Disputiren waren, kam eine weiße Taube geflogen, setzte sich auf eine Schlehdornhecke und rief: Hilger Ort! Hilger Ort! Dieses wurde als ein Zeichen des Himmels angesehen und so legte man der Kirche den Namen Hilgenort bei. Später ist das in Hilgenrath umgeändert worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0411-8

T. Hunten inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Der Almputz.

(Märchen von L. Bechstein.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0412-3
DFG

Der Almputz.

Tiroler Alpenmärchen von **Ludwig Bechstein.**

Gar schaurige Sagen und Märlein von wilden und grauenhaften Gebirgsgeistern leben im Volksmunde der Bewohner des Tiroler Alpenlandes. Was hier folgt ist eine solche märchenhafte Sage.

Aus einem Thale, die Dur genannt, einem Seitenzweige des Zillerthales, steigen rings hohe Alpen empor, zum Theil mit grasreichen Viehweideplätzen, letztere Almen geheißen. Weit zerstreut von einander liegen die Hütten der Ortschaften, die sich auf diesen Berghöhen angesiedelt haben, aber dennoch sind dieser Häuser und Hütten, Scheuern und Ställe ziemlich viele, und geben dem Thale wie den Höhen über demselben einen heimlichen Anstrich. Je weiter aber das Thal von der bevölkerten Vorderdur nach der Hinterdur sich zieht, um so seltener wird der Anblick von Gebirgswohnungen, und die Hinterdur ist selbst blos ein geringer Alpenort mit nur zehn Häusern. Kaum daß dort noch sparsame Waldung fortkommt; nur das Kienholz und die Zunter, auch eine Föhrenart, kriechen am Boden hin, denn der Sturm läßt sie nimmer emporwachsen; um die grüne Trift aber, auf deren Schooße Hinterdur sich friedlich hingebaut hat, starren rings nackte zuckerhutförmige Eisberge empor.

Und dennoch ist auch so hoch über der Meeresfläche, und sehr oft über den Wolken, der Mensch daheim mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, seiner Liebe und seinem Haß, seinem frommen Glauben und seinem Aberglauben.

In einem der letzten Häuser von der Hinterdur saßen drei Menschen beisammen an einem Feierabende, die einander lieb hatten, das war die Bronel (Veronika), eine Almerin, Alois, ihr Bräutigam, und die alte Ahnl, Bronel's Großmutter. Diese und die Enkelin spannen, und der Alois rauchte seinen Stummel und that nichts, als daß er seine Bronel mit Wohlgefallen ansah; nebenbei hörte er mit halbem Ohre zu, wie die Ahnl erzählte.

Die Ahnl, die schon ihre siebzig und mehr Jahre auf dem Rücken hatte, erzählte aber vor ihr Leben nichts lieber, als Geschichten, die sie von ihrer Ahnl, und die wieder von ihrer Ahnl erzählen gehört hatte, und das waren lauter Geschichten aus der engen Welt, die die Greisin heimathlich umgab, welche nie weiter, als in die Orte Lannersbach und Vorderdur, allwo die einzige Kirche des ganzen Thales steht, gekommen war. Sie erzählte von den Geistern und Spukdingern des Gebirges, und zwar sehr lebhaft und phantasiereich.

„Seht Kinder," so sprach sie, „das mögt ihr nun glauben oder nicht, denn die heutigen Leutlein, ich weiß es, sind alle gar neugescheidt, und klüger als die Alten, ja sie dünken sich sogar klüger als unser lieber Herrgott; mit dem Almputz ist's richtig und kein ersonnen Märlein."

„„Hab wol auch schon davon reden hören, Ahnl,"" warf der Alois hin, „„hab's aber nit ästimirt, selbes Gered'. Giebt freilich der Almputzen allenden, brauch' nur meine Nachbarin drunten in Lannersbach, die Wirthin, anzuschau'n, o mein Gott, Ahnl! — So verzählt denn weiter, wie's um den Almputz eigentlich beschaffen.""

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0414-4

„Es ist halt ein Geist, ein böser Geist!““ versetzte die Ahnl und segnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes über Stirne, Mund und Brust. „'s ist ein Gaul, der im Gebirg umgeht von Gestalt wie ein Drache. Sein ganzer Leib ist voll Eiterbeulen; was er ausschnaubt, das ist die Pestilenz. Wo er hintritt verdorren Kraut und Gras, da bleibt auch nicht das kleinste Blümlein grün und am Leben. Wenn er sich auf eine Matte lagert, gefriert sie starr und steif, und giebt nimmer wieder ein Futter. Die Vögel fliegen alle fort, wenn sie merken, daß der Almputz sich nur rührt — und daß einer noch singe, daran ist gar nicht zu denken. Wenn der Almputz im Mondschein aus seiner Kluft heraus auf die Matte tritt, und es ist Nacht, so flammt ein Schimmer um ihn her, wie Karfunkel — wenn aber der Mond scheint, so wird dessen Gesicht ganz dunkelroth — ja selber der Käs, der Gletscher droben über der Els, am Hochleger, dahin die Kühe um Mitsommer getrieben werden, fängt an und wird roth und hernach wieder gräulich weiß, wie ein Leichtuch.“

„„Und was thut denn nun der Almputz, Ahnl?““ fragte Vronel.

„Was er thut? Ei du mein Gott, wie du so dumm fragst, Dirn'! Er geht umher gleich dem Erbfeind, wie ein brüllender Löw, und suchet welchen er verschlinge“ — belehrte mit gewichtiger Miene die Ahnl. „Meinst'd etwa, es wären nicht schon genug Schützen und Wilderer hinauf gegangen und nicht wieder gekommen? Die hat alle der Almputz geholt, und zu Laub und Staub zerrissen und zerbissen.“

„„Das ist ja sehr gruselich, was Du da uns derzählst, Ahnl,““ sprach Alois. „„Ist denn selbem Höllenputz gar nit beizukommen, etwa mit einem guten Stutzen und einer geweihten Kugel drinn, oder einem Segen, oder sonst?““

„Wüßt nir, mein guter Aloisl,“ antwortete das gesprächige Mütterchen. „Er läßt sich auch gar selten sehen, als nur im Mondschein, und in Nächten, wenn der Kukuk schreit — na, den Kukuk, der da droben schreit, den möcht' ich nicht über meinen Gartenzaun fliegen sehen. Man spricht wol, aber das dünket mich ein leeres Geschwatze, es könne einer dem Almputz getrost zu Leibe gehen, und die ganze Gegend von ihm befreien, wenn er Gleißendes, Reißendes, Beißendes bei sich trage.“ —

„„Was sagst Du, Ahnl?““ rief Alois verwundert: „„„Gleißendes, Reißendes, Beißendes! Was soll das heißen?““

„Weiß ich's?“ fragte die Alte zurück. „Wenn man selbes wüßt', wär' vielleicht der Almputz schon lange nicht mehr am Leben.“

„„„Ho! das kann ich mir wohl denken,““ nahm die Vronel das Wort, und blinzelte nach ihrem Alois: „„„Wenn sonst ein Bub Muth und das Herz auf dem rechten Fleck hat, der kann's mit Gott schon wagen, und selbes Beest derleg'n.““

„„„Soll ich auf? Meinst du dös?““ fragte Alois, und stand auf von der Ofenbank und streckte sich empor. Er war ein stattlicher, nerviger, sehniger Bub, der Alois, schlank wie eine Altarkerze, berühmt als der beste Robler (Rauser und Ringkämpfer), und als ein ferntreffender Bergschütz.

Die Vronel wurde blutroth bei seiner Frage und erwiederte etwas verschämt: „Ich sag' nit, daß Du auf gehn sollst, mein Alois; ich meine nur.“ —

„„„So — du meinst nur, mein Dirndl, daß wenn ich's nit thu', so thut's halt ein Anderer — aber was ein Anderer thut, das kann ich auch thun, und noch zehnmal besser.““

In Alois erwachte der Stolz und in der Vronel die Eitelkeit. Sie wußte, daß ihr Bräutigam der geachteteste Bursche in der ganzen Dur war — und sie begann nun zu schmeicheln nach ihrer Art: „Ich weiß schon, mein trauter Aloisl, was Du vermagst. Du kletterst mit Deinen Haren jeden Felsen hinauf, und wär' er so steil, wie die Martinswand drunten bei Sbruck (Innsbruck). Du springst mit der Gams in die Wette. Kein Schildhahn darf sich sehen lassen, du holst dir von ihm die Huifeder auf deinen Hut, und wo kein anderer Almbub sich hinwagt, da pflückst du noch Edelweiß und Edelraute mir zum Kirchstrauß. Das hat gute Wege. Aber mit Geistern anbinden, das steht auf einem anderen Blatt — ich sage nit, Du sollst es thun und vom teuflischem Almputz die Almen befreien, obschon ich etwas darum gäbe, wenn der Höllengaul von tapferer Hand erlegt würde.“

„„„So so, und was gäbest du denn d'rum, mein trautes Dirndl?““ fragte der Alois, halb in Gedanken versunken.

Die Vronel war rasch mit der Antwort zur Hand, denn ihr wuchs die citle Hoffnung im Herzen, prahlen zu können vor allen Dirnen des Gebirges mit der Herzhaftigkeit ihres Erwählten, und später noch als Bäuerin ihr ganzes Leben lang.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0415-0

„Was ich drum geb', ich? Eine neue goldige Hutschnur sollst' haben, mein Aloisl, und eine nagelneue Binde, darauf zwei Herzen von Pfaufedern gestickt, ganz schmuck, und in den zwei Herzen Dein Name und mein Name zum ewigen Angedenken."

„„Topp!"" rief der Alois, gespornt von Muth und Liebe. „„Aber halt! Eins fällt mir da noch ein — das Gleißende, Reißende, Beißende — das müßt' ich denn doch wohl haben!""

„Hast's etwa nit schon, mein Schatzerl?" fragte lächelnd und den Alois hätschelnd, die Bronel. „Brauchst nur Deine Sonntagsjoppe anzuzieh'n, mit den nagelneuen Zwanzigern drauf statt der Knöpf', die der André Hofer hat prägen lassen, da hast du Gleißendes — und in die Taschen steckst du rein Facinettel, dein Nastuch, da hast du was Reißendes, und das Beißende, trauter Aloisl" — fuhr Bronel fast spöttisch fort und schlug ein Gelächter auf: „schau, das hast du ja im Maul — deine prächtigen Zähn'. Was willst du mehr?" —

„„Noch ein Busserl!"" rief Alois und küßte seine Braut, nahm dann aus der Ecke seinen Stutzen, stülpte seinen Tirolerhut mit dem breiten Gamsbart und den Schildhahnfedern trutziglich auf, stopfte die Pfeife frisch, zündete sie an, und gab gute Nacht an die Ahnl und an seine Maid.

Es war ein schöner Mondschein-Abend, voll Frische und Herrlichkeit. Die Fernerhörner glänzten wie Krystall, hinten starrte die „gefrorene Wand" empor, ein Gletscher, noch höher über ihr lagerte das Durer Eismeer. Am liebsten wäre Alois gleich dort hinaufgedrungen, er stand unschlüssig zwischen den Häusern der Hinterdur. Sollte er erst nach Hause gehen, blos wegen der Joppe mit den Silberknöpfen? Nach Lannersbach hatte er abwärts, wenn er gut ging, anderthalb Stunden, und herauf zwei, und dann war er so weit wie jetzt. Und jetzt war es fast neun Uhr. Doch endlich ging der Alois seinem älterlichen Hause zu, erreichte Lannersbach, klopfte am Wirthshause an und kaufte sich einen Enzian, (Brantwein mit Enzianwurzel angesetzt) und war sehr froh, daß die Wirthin, die er zuvor mit einem Almputz verglichen hatte, so gefällig war, seinethalb wieder in die Kleider zu fahren, und ihm den Schnaps zu verabfolgen, ohne länger zu schelten, als man braucht, einen Rosenkranz zu beten, was der Alois geduldig anhören mußte, denn eher gab sie den Enzian nicht her, bis sie ihr volles Gesetz an allen möglichen, auf Alois Lage passenden Scheltworten hergesagt hatte.

„Wenn ich selbes Weib hockelte," murmelte der Alois, als er das Wirthshaus verließ; „so hätte ich Gleißendes, Reißendes und Beißendes in einer Tracht, zumal vom letzteren sehr viel, und könnte zehn Almpütze mit dertödten."

Daheim schnitt sich Alois einen großen Runken Brod ab und ein Stück geräucherten Gemsbock, steckte einen Rosenkranz zu sich, und zog die neue Sontagsjoppe an, die schon den Neid aller Kameraden in der ganzen Dur erregt hatte, denn so ein Staat war noch nicht da gewesen.

Als der Alois sich so versehen und den Stutzen untersucht hatte, ob er gut im Stande sei, und dann frisch geladen, war die Mitternachtstunde da, schlug die Kirchuhr Eilf, und er wanderte wieder hinaus in die helle Mondnacht und schritt mit mancherlei Gedanken wieder fürbaß. Als der Wanderer das stille Thal von der Hinterdur erreicht hatte, deren Bewohner alle im friedlichen Schlummer lagen, wünschte er, am Hause der Ahnl vorüberschlüpfend, der Bronel von Herzen eine recht gute Nacht und süßen Traum – und stieg dann, einem Alpenpfade folgend, empor. Rechts schwebte in ziemlicher Entfernung im Mondschein silberglitzernd eine schneeweiße weibliche Gestalt über einer dunkeln Wand — wie ein Selig-Fräulein, sie schien sich zu bewegen. — Alois blickte scharf hin. Es war ein Wasserfall, der sich stäubend über eine Felswand niederstürzte, noch so fern, daß sein Tosen nicht einmal des nächtlichen Wanderers Ohr erreichte. Erst später, näher gekommen, vernahm dieser des Falles dumpfes Rauschen durch die Nachtstille. Es war jetzt Ein Uhr.

Der Wanderer stieg immer höher.

Nach einer Stunde rötheteten sich die Kronenzacken der Stockalpe und über das blaugrüne Durer Eismeer flog ein zarter Rosenschimmer, wobei Farben entstanden, die keine Feder zu beschreiben vermag.

Alois stand jetzt aufathmend an den Almhütten des sogenannten Torschbeckens, schaute in die aufglühende Frühe des Morgens und vernahm das Geklingel der Heerdenglocken, die zu früher Stunde schon aus den Ställen heraus auf die kräuterreichen Hochmatten ziehen. Schon gewahrte Alois auch Menschen in Thätigkeit, der Melker war's

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0416-5

und seine Tochter, die schmucke Nasi, (Anastasia,) die sich bereits da droben in frühen Geschäften regten.

„Grüß' dich Gott, Alois!" rief der Melker: „Potz tausig, wo hinaus denn so in aller Früh? Willst' etwa Geisen birschen, trauter Aloisl, oder willst' für dein G'schatzerl eine Alpenblume von der g'frornen Wand holen? Schau, nimm dich nur in Acht, daß du nit etwa selbä g'frierst, Aloisl!"

„„Was werd' ich?"" gegenredete der Alois mannhaft. „„Den Almputz will ich auffuchen und den fakrischen Gaul erschiess'n!""

„Jesus! Maria! Joseph!" schrie bei diesen Worten die junge frische Almerin, die Nasi, auf, und schlug drei Kreuze. „Wo g'denkst hin, Alois? Wer hat dir das gerathen?"

„„Ich mir selbst oder — nun, ich will's eben versuchen!"" brachte der Alois unsicher heraus — denn er war schier verwundert über den Blick voll Besorgniß und Seelenangst, der aus den Augen der Nasi auf ihn zuckte, der man ansehen konnte, daß ihr das Abenteuer, an welches Alois sein Leben setzen wollte, nicht gleichgültig sei.

„Nimm Vernunft an, Alois, und kehr' um!" nahm ernst warnend der Melker das Wort, „das ist nir für dich. Du wärst nit der Erst', den das Unthier in seine Klauen bekäm', und zu Laub und zu Staub zerrisse und zerbisse. Da gehört mehr dazu, als mit einem guten Stutzen in's innere Weiße und auf den Punkt einer Scheibe zu treffen."

„„Ich hab's halt einmal zugesagt!"" entgegnete Alois kurz und bestimmt.

„Wem denn, um's Himmels Willen, Alois?" fragte die Nasi hoch verwundert, und sah ihn mit flehentlichen Blicken und ganz angstvoll an.

„„Nun denn, Nasi, wenn du es durchaus wissen mußt,"" — erwiederte Alois: — „„der Bronel, meiner Braut, hab' ich's zugesagt.""

Daß Alois Bronels Bräutigam sei, war der Nasi nichts Neues, gleichwohl gab die Erwähnung der Braut ihr einen Stich in's Herz, denn sie war dem Alois selbst gut, obschon sie sich dieses niemals hatte merken lassen.

Nasi wandte sich ab und richtete ihre Blicke hinauf zum Morgenhimmel, der immer heller wurde, während in den Thälern noch Dunkel lag. Es war ihr, als ob sie weinen müsse.

Der Melker bemerkte dies nicht oder that zum wenigsten so, als ob er nichts bemerke, und richtete die Frage an Alois:

„Sprich, Bub, hast du Gleißendes, Beißendes, Reißendes bei dir? Ohne diese drei Stücke kommst du gar nit, oder gar schlecht an."

„„Wird schon sein, daß ich's bei mir hab', Melker,"" erwiederte Alois mit einem gewissen Trotz, und wandte sich zum gehen.

„„Bleib', Alois, bleib! Gehe nicht! Ich bitte dich um aller Heiligen Willen!"" rief, ihm wieder mit glühendem Gesicht sich zuwendend, Nasi, und streckte beide Arme aus, ihm in den Weg tretend, um seinen Weiterschritt zur Höhe hinan zu hemmen, und fügte hinzu: „„O mein Gott! Wie kann eine Dirn' so herzlos und grausam sein, ihren Liebsten in den Tod gehen zu heißen!""

Alois wurde ganz verwirrt und es schreckte ihn fast, daß die Almerin ihn so heftig zurückhalten wollte, und er dachte in seinem Sinn: Alois, du mußt Kuraschi zeigen, und darfst dich nicht aufhalten lassen von diesem Dirndl. Doch fühlte er, daß sie es gut meine, und sprach daher sanft zur Nasi: „Ich dank' dir, Almerin, daß du dich so um mich sorgst — aber bedenk', wenn dir dein Schatz was versprach', und wollt's hinterdrein nit halten?" —

„„Mein Schatz — o mein Gott! da müßt' ich erst einen haben! — So geh halt hin! Behür' dich Gott!"" versetzte Nasi tief verletzt und ging rasch in die Almhütte; ihr Vater aber rief dem davon schreitenden Alois fast spöttisch den üblichen Gruß nach: „Zeit lassen!" — für sich murmelte er aber noch den Zusatz: „Narr, der du bist!" —

Nun stieg der Alois immer höher und höher, just so, wie der Morgen heraufstieg; aber der Bub war nicht mehr so froh und so muthig in seinem Herzen, als zuvor, ehe er den Melker und dessen Tochter gesprochen. Es kämpfte etwas in ihm, es kamen allerlei Gedanken, und unter andern die, ob er auch auf rechten Wegen wandle? Ob es nicht Gott versuchen heiße, mit dem Teufel anzubinden. Ob es brav von der Bronel sei, ihn zum Kampfe gegen ein ungeheuerliches Berggespenst zu senden? Ob das justement sein müsse, wenn man sich recht lieb habe?

Der Alois hatte schon das Kreuzjoch erreicht, eine gar hohe Gebirgsstelle, wo die letzte Almhütte stand, welche die Els hieß, die lag so schwarz vor ihm, just wie ein Sarg, und hinter ihr stieg's empor, wie ein Baartuch, die ungeheuere riesige Gletscherwand.

Siehe, da stand ein Herrgottsbild am Pfad, ein Kruzifix, roh gemalt, ein einfaches Bergkreuz — und weil dem Alois das Herz

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0417-1

schwer war, so kniete er nieder und sprach ein Vaterunser und ein Ave, und betete: „Sende mir o Herr, einen deiner Schutzengel mit und hilf mir zum Siege. Amen!"

Wie der Alois sich von seinem knie'n erhob, schau, da war er nicht mehr allein, da war ein gar verhutzeltes, altes, graues Bergmanndl bei ihm, ach, das fror gar zu sehr und klapperte vor Frost, und hielt die Hand ausgestreckt und sprach flehentlich: „Erbarm' dich, guter Bue, und theile mir etwas mit! Mich hungert und durstet und friert! Die Noth und das Alter und die Krankheit bringen mich um!"

„„Schau, schau, Manndl!"" sprach der Alois zu der winzigen Gestalt: „„was kraxelst du denn da heroben auf dem Gebirg herum? Da wachst freilich für dich nit viel. Bist etwa ein Venediger-Manndl? Komm her — ich wollt' gerad eine Weil verschnaufen, da kannst du mit mir frühstucken, so gut ich's hab'.""

„Gott vergelt's, Gott vergelt's, mein Bub!" rief erfreut das alte Manndl, und ließ sich neben Alois auf einen Felsblock nieder und jener packte aus, sein Brod, seinen Gamsschinken, seinen Schnaps. Hui — that das Bergmanndl einen Schluck, so lang, daß einer ein Vaterunser dabei beten konnte, und Alois sagte: „„Du! du hast schier einen guten Zug! Freut mich sehr; laß mir aber doch auch einen Tropfen drin, wenn du so gut sein willst!""

„Ah! das wärmt!" sprach schnalzend und sich auf sein dürres Bäuchlein klopfend, das Bergmännchen, und reichte nun die Flasche an Alois. — Da wollt' es dem fast bedünken, als sei die Flasche noch ganz voll, und er hatte doch das Männlein mächtig ziehen und schlucken sehen und hatte gehört, wie der Enzian in der ausgetrockneten Gurgel des Gastes hinunter gekollert war. Aber Alois konnte seinen Gedanken nicht lange folgen, denn er mußte sehen, wie das Männlein ein Schnappbastelmesser aus seinem zerschlissenen Röcklein zog, und ritz ratz von dem Gamsschinken für sich ein Fetzenstück absäbelte, ebenso vom Brod, und wie eins und das andere unbegreiflich schnell hinter den eifrig kauenden Kinnbacken des Mitessers verschwand, obschon derselbe kaum noch einen Zahn im Munde hatte.

„Das schmeckt! Das schmeckt! So gut hat's mir lange nit geschmeckt!" rief das Manndl ganz vergnügt und schnitt noch einen Runken vom Brod und noch ein Stück vom Gamsbraten — daß dem Alois nur noch ein ganz kleiner Ueberrest verblieb. Völlig gestärkt und munter begann nun das Männlein redselig zu werden und zu fragen: „Wo hin willst', mein Bue? Was schaffst du hier oben? Willst du jagen so mutterseelenallein? Was schaust du denn so starr dort hinüber nach der gefrornen Wand?"

„„Siehst du nit dort was Schwarzes?"" flüsterte — nur nach der Gletscherwand blickend, der Alois und deutete hin.

„Was soll ich sehen?" fragte das Männlein. „Meine Augen sind blöd vom Alter und vielem Steinsuchen im Gebirge. Ich sehe halt da drüben das viele Eis und den grauen Schnee."

„„Mir war's, als säh' ich leibhaftig die Gestalt eines Gauls — des Almputz!"" sprach Alois, und untersuchte das Schloß seines Stutzen.

„Na, mein Bue?" fragte scheinbar verwundert das Bergmännlein: „Ich vermeint' etwa, du wollest dem Almputz zu Leibe gehn mit deinem Stutzen?"

„„Und wenn ich's will?"" fragte Alois zurück, und starrte immer nach der Gletscherwand, wo in den seltsamsten und wunderlichsten Formen Eisnadeln und Eispyramiden in furchtbar erhabener Schönheit und Großartigkeit über einander hingen.

„So müßtest du Gleißendes, Beißendes, Reißendes bei dir tragen," — antwortete auf Alois entschlossene Gegenfrage das kleine frostige Manndl.

„„Ist bereits besorgt, hab' alles," — versetzte Alois.

„Nichts hast du, wie ich sehe," gab das Bergmännlein zurück. „Zeige und nenne mir doch deine gleißende, reißende, beißende Herrlichkeit!"

„„Schau dir diese Knöpf' an, die sind das Gleißende, schau dies Nastüchlein an, das ist das Reißende, und schau diese Zähn' an, die sind das Beißende!"" gab Alois zur Antwort, deutete auf die Tiroler Zwanzigerknöpfe auf seiner Joppe, zog sein Facinettlein aus der Tasche, und zeigte dem Bergmännlein sein makelloses, beneidenswerthes Gebiß, besonders für einen solchen Jemand beneidenswerth, der, wie das arme alte Manndl, keine Zähne mehr im Munde trug und zu allem Uebel auch nichts zu beißen hatte.

Das Bergmännlein schlug aber ein Gelächter auf, und merkwürdig, obschon es gar keine starke Stimme hatte, und selbiges Gelächter nicht überlaut war, so gellte doch von ihm der Widerhall von allen Bergwänden rings umher, als wenn im ganzen Gebirge alle Zwerge

mit einem male lachten. Und indem so kam ein Wind gefahren, riß dem Alois das Tüchlein aus der Hand und führte es hoch in die Luft, und dann hinüberwärts, nach der gefrorenen Wand zu.

Das Manndl aber rief: „Dank deinem Schöpfer, du guter Tropf, daß ich zu dir gestoßen bin, und daß er dir eingegeben, mich mildiglich zu erquicken."

„Was du mir da zeigst, ist nicht das r e c h t e Gleißende, Reißende, Beißende, und wenn du damit in das Bereich des Almputzes gekommen wärest, so wärest du von ihm zerrissen und zerbissen worden zu Laub und zu Staub."

Alois hörte diese Rede nicht ohne einigen Schauder und sprach verlegen: „„Wer weiß, wer sagt mir das Rechte? Alle Leute, und auch du, schwätzen vom Gleißenden, Reißenden, Beißenden? Hätt' ich ein Stück Glas, eine Säge und einen Senf oder Pfeffer, so hätt' ich auch die drei Stücke, ob's aber die richtigen wären? —""

„Das wären so wenig die richtigen," versetzte das Bergmännlein, als wenn du ein falsches, lügnerisches Herz, eine verläumderische Zunge und einen giftigen Sinn hättest, der auf alle Menschen hackt und von allen Uebles denkt und redet. — Aber sage, mein Bube, hast du wirklich Lust, mit dem Almputz anzubinden.?"

„„Ja, ganz sicher, ich hab's zugesagt,"" versetzte Alois.

„Nun, und ich will dir dein Glück damit nicht versagen. Frügest du m i c h um Rath, so würde ich sagen: Geh' heim!"

„„Was ist's, was ist's?"" drängte fragend Alois mit Zeichen der Ungeduld.

„Du schlägst meine Warnung in den Wind, nun wohl, so höre!" sprach das Bergmanndl. „Geh' heim, sag' ich noch einmal, und nimm dein Seitengewehr, schleif's scharf und blank, dann hast du das wahre Gleißende. Dein Stutzen, den du hast, und nicht dein Gebiß, das ist das wahre Reißende, denn seine Kugel reißt Löcher, und endlich so hole deinen Hund, d e r ist das Beißende, und nicht dein eigenes Gebiß. Dann richte dich ein, daß du zur Mitternachtstunde dort drüben unter der gefrorenen Wand bist, und versuche dein Glück. Behüt' dich Gott!"

So sprach das Bergmännlein, kollerte mit einem male von der Klippe, darauf es gesessen, hinab, daß den Alois ein Todesschreck anstieß, denn es hing diese Klippe über einem dreihundert Fuß tiefen Abgrunde, und schaudernd gewahrte Alois den fürchterlichen Fall des armen Manndls, bog sich über, den Sturz zu sehen, und hörte schon im Geist den Todesschrei, aber er sah nichts; nur ein Adler schwebte majestätischen Fluges um die Klippen über dem Abgrund und hob sich gleich darauf höher und höher in das lautere Morgenroth.

Auf dem Steine, auf welchem Alois mit dem Männlein gesessen hatte, lag noch das Frühstück, und mit Verwunderung sah der Alpenjäger, daß weder am Brote noch am Gamsschinken mehr fehlte, als er selbst davon gegessen, des Männleins scheinbar gierige Gefräßigkeit war, wie sein lang anhaltendes trinken eine Täuschung gewesen, und merkte der Alois nun wohl, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, und das Manndl jedenfalls ein Berggeist, aber gewiß ein guter, gewesen sein müsse, denn es habe sich ja nicht gescheut vor dem nahen Bergkreuz und hatte gesagt: Behüt' dich G o t t.

Um so mehr fühlte sich der Alois nun auch veranlaßt, dem Winke Folge zu leisten, den das verschwundene Bergmännlein ihm gegeben hatte, und so schaute er noch einmal um sich her in die volle Naturpracht, die der herrliche Morgen rings umher enthüllte.

Des Mondes Scheibe stand nun groß und bleich am Himmel, die Gletscher und Bergzinken glühten magisch im Frühroth.

Der Alois wandte nun und ging wieder nach Hause; er wählte aber einen anderen Pfad und vermied es, an der Almhütte des Melkers und am Häuslein der Ahnl vorüberzugehen. Er schämte sich, daß er so unverrichteter Sache zurückging und ärgerte sich über sich selbst.

Konnt' ich den Säbel und den Wachtel, den Hund, nicht gleich mitnehmen, daß ich nun den Hinweg für den Herweg hab'," murrte er gegen sich und spottete: „Wenn ich so aufi und abi wandle, wie der alte Immergänger, der ewige Jud, so werd' ich den Almputz fein bald derleg'n. Der Almputz wird auch schon so gut sein, und hübsch auf mich warten, bis ich kimm."

Es war Abend geworden, und der Alois wanderte jetzt, von seinem treuen Hunde begleitet, mit dem Säbel bewehrt und den sichern Stutzen auf der Schulter, über die Stockalp, deren Almhütte er schon hinter sich hatte. Der Mond schien wieder, doch war es dunstiger, als am gestrigen Abende, und es zog sich um den Mond ein regenbogenfarbiger Kreis.

Gleich hinter den letzten Almhütten erhob sich jäh und steil die gefrorene Wand, und über der Wand stand, wie der Palast des Eiskönigs im bläulich grünen Schimmer, hochgethürmt, gekrönt mit tausend und aber tausend Zinnen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0419-6

und Zacken, überhängend mit riesigen Erkern, der Gletscher. Schäumend und mit donnergleichem Tosen entstürzten vier gewaltige Bäche dem von der Hand der Allmacht hier in unbeschreiblicher Schönheit und Pracht aufgeführten Krystallpalast in stäubenden Riesensäulen, die sich tief drunten auf der Alme zu dem Gewässer vereinten, das die Dur durchrollt.

Das Mondlicht kleidete den Gletscher gleichsam in Silberzindel und bildete in den Staubbächen weiße bewegte Regenbogen wie wehende Feenschleier.

In dieser erhabenen Einsamkeit stand jetzt der Alois, und fühlte mit einem leisen Schauer, daß er allein sei, ganz allein, und fühlte, daß sein Herz stärker klopfte als sonst vom bloßen Bergsteigen.

Der treue Wachtel, sein Hund, schmiegte sich an seinen Herrn, es schien fast, als fehle dem Thiere etwas oder als habe es Furcht.

Alois wußte nun nicht recht was er eigentlich beginnen sollte an dieser öden, schaurigen Stelle, in der Felsenwelt, der Welt des Gletschereises, der brausenden Wasserfälle. Der Gletscher senkte sich tief in einen Grund hinunter, seine ungeheure Masse war wild zerklüftet, und drunten auf der Almen-Matte breitete er sich aus wie eine umgekehrte ungeheure Meermuschelschaale. Hoch über ihn ragte wieder eine Felszacke empor, wie ein schwarzer Kirchthurm, nur etwa dreißigmal höher als ein solcher, starr, wie ein versteinerter Riese.

Horch! Da rief ein Kukuk. —

Ein Kukuk — in solcher Höhe, in solcher Umgebung, wo kein Baum mehr wuchs, kaum ein Strauch noch fortkam! Unwillkührlich, wie die Buben und Dirnen des Gebirges gewohnt sind, im Frühling, wenn die Kukuke in den Wäldern ihren Ruf ertönen lassen — zu thun, zählte Alois die Kukukrufe, und zählte Eilf — die Glockenschläge der Mitternacht.

Kalt, eiskalt überrieselte es den Alois. Das war der Kukuk, von dem die Ahnl gesprochen und gesagt hatte, daß sie selben Kukuk nicht über ihren Zaun fliegen sehen möchte.

Auf einmal flammte drunten über den Gletscher herauf eine Röthe, wie der Abglanz einer Feuersbrunst am Nachthimmel — Alois sah zum Mond hinauf, und der Mond stand blutroth mitten in einem blutrothen Hofe.

Dem Alois war's, als ob das Blut in ihm zu Eis gerinne, und da er vorwärts schreiten wollte, war es ihm, als sei er in der That „gefroren," das heißt in der tiroler Bergjägersprache „fest gebannt," denn er vermochte nicht, sich von der Stelle zu rühren.

Da bewegte sich etwas drunten über dem Gletscher — und es wehte ein kalter Wind und wallte ein stinkender Nebel herauf vom Grunde.

Und jenes Bewegliche wuchs und wuchs und kam höher herauf, und es schnaubte und that Sätze über die Spalten des Gletschers, und schlug das Eis mit schallenden Hufen — denn es war die Gestalt eines riesigen, kohlnachtschwarzen, feuerschnaubenden Pferdes.

Es war der Almputz.

Und der Almputz kam dem Alois immer näher — eine gräßliche, entsetzliche Gestalt — so ruppig und struppig, die Mähne so wirr, der Leib so dürr, daß der Mond durch alle Rippen schien, wie durch ein Skelet.

Jetzt wieherte der Almputz.

Da war es, als wenn alle Donnerecho's im Schooße der Felsenberge rings umher erwachten, und war ein grausenhaft unheimliches Getöse und klang wie Gelächter und Geheul, Gesang und Geschrei von hunderttausend Dämonenstimmen.

Der Hund winselte ganz erbärmlich und that, als ob er in die Erde hinein kriechen wollte; Alois mochte ihm gern einen Tritt geben, aber er konnte kein Bein bewegen.

Und näher, immer näher ras'te jetzt in tollen Sprüngen die fürchterliche Gestalt des Almputz gegen Alois heran, der machtlos stand, von Entsetzen durchschauert, in innerster Seele bebend, kaum im Stande, seinen Stutzen, den er von der Achsel gerissen und dessen Hahn er gespannt hatte, in den Händen fest zu halten, wie zur Abwehr.

Plötzlich stand der Almputz.

Er stand so nahe, daß Alois die Hitze spürte, die von dem Gaul ausging, der über und über glühte, wie ein Kanonenlauf, aus dem eine Glocke gegossen werden soll, im Schmelzofen, bevor das Erz brüchig wird und zum Fluß kommt.

Und das Ungeheuer riß seinen Rachen auf, und schnaubte Feuer, Funken, Qualm und Gestank aus, daß dem Alois schier der Odem ausging, und schrie:

„Du armseliger Lauser, der du bist! Du Tropf aller Tröpfe! Du Klappergeschirr! Hättest du nicht das Gleißende, Reißende, Beißende bei dir, und könnt' ich an dich, so solltest du von mir in Scherben zertreten, zu Laub und Staub zerrissen und zerbissen werden, du Erzlump!"

Und als der Almputz solches gerufen hatte, schlug er vorn und hinten aus, und schrie, und da krachte es, wie wenn das Weltgebäude zu-

sammenbräche, und die ganze überhängende Wand des Gletschers mit all' ihren Eisthürmen und Zacken brach zusammen und fuhr in den Grund hinab, daß der Erdboden schütterte, und dem Alois Hören und Sehen verging.

Als der Alois wieder zu sich kam, lag er auf der Matte, gar nicht weit von des Melkers Almhütte, und das Bergmanndl war bei ihm und rieb ihm mit einem Stück Eis die Schläfe und goß ihm ein Paar Tropfen oder mehr Enzian auf die blauen Lippen.

„Nun, du großprahlerischer Talk" — höhnte das Manndl, „bist du nun zum Ritter Sankt Görg geworden und hast du den Almputz erlegt? Wie ist Dir's denn unterm Hirndeckel? Kannst noch schnaufen? He?" —

Alois stieß einen Seufzer aus, und antwortete nichts auf diesen Hohn; er fühlte, daß er ihn verdient habe.

„Geh nun heim zu deiner Bronel und hol' dir den Schützenlohn — du tapferer Held!" fuhr das Manndl fort, und richtete den Alois auf, und gab ihm den Stutzen in die Hand, und drehte ihn um, daß er sich auskenne, wo er sei, gerade gegen des Melkers Hütte, und weg war er dann, wie der Blitz.

Indessen hatte sich der Himmel überzogen und der Mond war weg, und es fing an zu regnen — und der Alois, wie er wankenden Schrittes, schier wie ein Trunkener, ging, fühlte sich so matt und so müde, und trat in des Melkers Hütte.

Der Melker machte große Augen, und die Nasi hätte um ein Haar einen Freudenschrei ausgestoßen, so froh war sie, daß der Alois noch am Leben war, ihr Vater aber bot dem Alois gute Zeit und fragte ganz verwundert: „Mein, wie schaust du denn aus, Aloisl? Accurat wie ein Griesbrei. Jesus Maria! Was ist dir denn zugestoßen? —

Wie lange der Alois beim Melker blieb und was er diesem und der Nasi erzählt hat, das weiß man nicht, das aber weiß man, daß seine Sache und sein Verspruch mit der Bronel aus wurde, und aus der Heirath nichts. Vielmehr heirathete nach kurzer Frist der Alois die Nasi, von der er sattsam erfahren, daß sie ihn lieb hatte, und die Bronel ihn nicht lieb hatte.

Und sind die Beiden mit einander sehr glücklich geworden.

Und hernach hat die Bronel auch niemals einen andern Freier bekommen, und ist eine alte Jungfer geworden und geblieben, bis an ihr Ende, und als sie gestorben ist, hat ihre Seele müssen zum Stertzinger Moos hinschweben, und muß bis an den jüngsten Tag in Gesellschaft der Seelen anderer alten Junfern das Moos mit den Fingern messen und umspannen, Notabene, nicht der Guten und Braven, die durch des Schicksals Willen keinen Mann bekommen haben, sondern solcher Leichtsinnigen, Citeln und Uebermüthigen, die sich aus Frevel die Schätze und Freier verscherzen, denen keiner gut genug ist, oder die deren Leben muthwillig auf's Spiel setzen.

Die Ahnl hat nicht lange mehr gelebt, wenn aber die Bronel so allein bei ihr in der Hütte gesessen und gesponnen hat, da hat die Bronel oft leise geseufzt und gemurmelt und gehadert: „Ich wollte, Ahnl, daß du was anderes gethan hättest, als dazumal vom Almputz zu verzählen "

Hans Jörg, der Kesselflicker.

Märchen von **W. Albert.**

Einstmals lebten in einem kleinen Flecken zwei Nachbarn, der Amtmann und Jörg der Kesselflicker! Der Amtmann war ein reicher und böser Mann, der den armen Kesselflicker plagte, was dieser auch ruhig ertragen mußte, denn seine Hütte war Eigenthum des Amtmanns, und er stand auch unter seiner Gerichtsbarkeit! Wie die Eltern, so lebten auch die Kinder in Unfrieden miteinander; der Kesselflicker hatte einen Sohn, den Hans Jörg und eine Tochter, die Agnes! Der Amtmann hatte einen einzigen Sohn, Johann genannt, von Natur ein böser Bursch, der, ermuthigt durch des Vaters Beispiel, seine kleine Nachbarn plagte. Besonders hatte es des Amtmanns Johann auf den Hans Jörg abgesehen, dem er allerlei Schabernack spielte, und ihn auch, da er stärker war als der Hans Jörg, zuweilen prügelte! Lief dann der mißhandelte Bube zu seinem Vater, dann sprach dieser:

Mein Kind! laß's gut seyn! Wir sind nun einmal in der Welt, um unser Schicksal

ruhig zu tragen und zu leben im Schweiße unseres Angesichts! Was können wir arme Leute machen gegen den reichen Amtmann? Doch tröste Dich mein Junge! Der dort oben sieht Alles und hört Alles, und läßt der liebe Gott auch Unrecht manchmal geschehen, so hat doch Alles ein Ende, und der böse Mensch entgeht darum doch nicht seiner Strafe! Also ertrage ruhig jede Unbill um Meinetwillen!

Der Hans Jörg versprach dann wohl dem Vater, Alles zu thun, was er wolle, allein in seinem Innern nährte er einen glühenden Haß gegen des Amtmanns Johann, und er versprach sich, bei der ersten besten Gelegenheit Rache zu nehmen!

Und im Grunde genommen war's auch dem Hans Jörg nicht zu verdenken, denn je geduldiger er die Neckereien seines reicheren Nachbars ertrug, je übermüthiger wurde dieser, denn die Geduld des kleinen Hans Jörg hielt der Johann für Angst, und fühlte sich so mächtig und stark genug, um seinen Launen freien Lauf zu lassen an des Kesselflickers Sohn!

* * *

Jahre waren vergangen; Der alte Jörg war gestorben, und sein Sohn lebte zufrieden in der alten Hütte mit seiner Schwester Agnes! Der Hans Jörg flickte die Kessel des Oertchens vom frühen Morgen bis zum späten Abend, die Agnes besorgte den Haushalt, und es war eine Freude zu sehen, wie die beiden Geschwister glücklich zusammen lebten und sich gegenseitig überboten an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit!

Saßen sie Abends beisammen unter der Linde vor dem Häuschen, und aßen ihr einfaches Abendbrod, dann gedachten sie manchmal mit Thränen ihrer Eltern, die heimgegangen zum besseren Leben!

Sey ruhig Agnes! sprach dann gewöhnlich der Hans Jörg zu seiner Schwester. Es giebt ein Wiedersehen dort oben, wo wir einstens Alle glücklich leben werden, zusammen als eine einzige große Familie, wo kein Arm und Reich, kein Groß und Klein mehr gilt, sondern wir alle gleich dastehen an Liebe und Güte! Dort weilen nun die Eltern, uud wenn sie auf uns herab sehen, so sollen sie's immer mit Freuden thun, und uns segnen und beten für uns, damit es uns immer wohlergehe!

Du bist doch ein gar guter Bursch! meinte die Agnes, quälst Dich vom Morgen bis zum Abend immer froh und unverdrossen, nicht allein für Dich, sondern für mich auch noch! Und siehst Du, das bricht mir manchmal 's Herz, und gar oft hab ich den Gedanken, weg zu gehn und mein Brod selbst zu verdienen bei fremden Leuten, daß ich Dir nicht zur Last falle!

Wenn die Agnes so sprach, dann stieg dem Hans Jörg das Blut zu Kopfe und er rief:

Schweigst' Du kleines böses Ding! willst mich verlassen und hinauslaufen in die Welt zu fremden Leuten? Nein! schau Agnes, eh' ich das dulde, eher hielt ich Dich fest mit Gewalt! Der Vater hat mir weiter nichts dagelassen als Dich und das Handwerkszeug, aber er hat mir's gelassen, damit ich es bewahre und halte in Ehren, und nicht, daß ich's verkommen lass', und wenn ich ihn einst wiedersehe da oben, dann will ich frei von ihn treten und ihm sagen:

Mit dem Handwerkszeug hab' ich treu und ehrlich als guter Christ mein Brod verdient, und die Agnes hab ich treu und ehrlich bewahrt, bis ich sie übergeben hab einem andern Manne, der sie noch mehr lieb hatte als ich!

Die Agnes erwiederte erröthend: Ach sprich mir nicht davon, denn wer könnte mich lieber haben als Du!

* * *

Als die Geschwister eines Abends wiederum beisammen saßen, da fuhr ein schöner Wagen vor des Amtmanns Haus; aus dem Wagen stieg in Sammt und Seide gekleidet ein hübscher, junger Mann, des Amtmanns Johann, der eben heimkehrte von einer großen Reise. Des Amtmanns Sohn warf einen flüchtigen Blick auf die Agnes, die erröthend die Augen niederschlug! Der Hans Jörg aber ergriff die Hand seiner Schwester, zog diese in das Haus und sagte:

Agnes! Mir ist's nicht recht, daß des Amtmanns Johann wieder da ist! Ich will ihm nichts Böses wünschen, aber mir wär's lieber, er wär geblieben, wo der Pfeffer wächst! Er ist ein böser muthwilliger Bursch, ich kenne ihn von Jugend auf! Und wie er Dich anschau't hat, da war mir wärs als bedeutet's Unglück! Agnes! So Du mich wirklich lieb hast, nimm Dich in Acht vor dem Burschen! Unter der Seide und dem Gold steckt ein böses Herz!

In der Jugend zeigt sich, was im Alter wird; und der da hat immer ein böses Herz gehabt! Gott verzeih mir's, wenn ich ihm Unrecht thue, aber mir wär's lieber, er wäre fort blieben, weit von hier! So lange der Vater

gelebt hat, hab ich's ertragen all das Böse um des Vaterswillen und weil ich ein Kind war! So er aber versuchen sollte, mit mir zu verfahren wie früher, so will ich's ihm vergelten, daß er dran denk für Lebzeiten!

Als der Hans Jörg am andern Morgen bei der Arbeit saß, öffnete sich die Thüre und herein trat des Amtmanns Johann!

He Jörg! rief er! Schau! Du bist recht dick und fett geworden bei der Arbeit! Scheint, es geht Dir gut und bist zufrieden mit Deinem armseligen Handwerk!

Was mich angeht, so geht's gut, entgegnete der Hans Jörg und was mein Handwerk angeht, so hat's mein Vater und Großvater geführt in Ehren und ich hoff's auch zu thun, und trag ich auch nicht Gold und Seide wie Du, Johann, so kann ich doch Jedermann ins Angesicht schauen! Hoho! unterbrach der Amtmanns Sohn den Kesselflicker. Wie Du? he, was fällt Dir ein mit mir zu reden, wie mit Deinesgleichen! Wie Du! Ja das war gut, früher, wie ich noch ein Kind war, und Dich gehauen hab, aber jetzt, da ich gereist bin in fremder Herren Länder nennt man mich „Herr Baron."

Wie Ihr wollt! meinte der Hans Jörg, ich hab's gut gemeint ohne Arg, aber wenn Ihr zu stolz worden seid, und Euch schämt Eures Jugendgenossen, warum bleibt Euer Gnaden nicht draußen vorm Thor und kommt herein zum armen Kesselflicker?

Weil's mir gefällt! meinte der Johann. Bin ich nicht hier zu Haus? Gehört nicht die Wohnung, auf welche Du so prunkest, meinem Vater! Und wenn's mir beliebt her zu kommen, so thue ich's! Auch komm' ich nicht um Deinetwillen, sondern wegen Deiner Schwester, der schönen Agnes, die ich sehen und sprechen möchte, also rufe sie!

Der Hans Jörg schaute den Johann eine Weile an, stand auf, schlug die Arme übereinander, stellt sich vor den feinen Herrn und sprach:

Euer Gnaden! ich habe vergessen den Haß, den ich als Kind gegen Euch hatte, da Ihr mich plagt habt und Euer Spiel mit mir getrieben! Ich bitt Euch um Euretwillen, erinnert mich nicht daran, und reizt mich nicht von Neuem, denn so Ihr versuchet, Unruh zu bringen in dies Haus, möcht's Euch bitter gereuen!

Ey seht doch den Kesselflicker an, entgegnete trotzig der Johann; hat kein Geld, den schuldigen Pacht zu zahlen, und begehrt auf wie 'n großer Herr! Setz Dich hin an die Arbeit und kümmer Dich nicht darum, was mir zu thun beliebt in meinem Hause!

In Eurem Haus? antwortete Wilhelm. So ich Eurem Vater den Zins zahle, ist das Haus mein, und so ich den Zins nicht zahlen kann, obschon ich mich rechtlich plag' und doch nicht viel verdiene, so kann Euer Vater, wenn er's Herz dazu hat, mich hinauswerfen lassen durch die Gerichtsdiener! Aber mich plagen lassen und schimpfiren in meiner Wohnung von so 'nem übermüthigen Tagedieb, wie Ihr seid, das laß ich mir nicht gefallen! Und ich sag's Euch grad heraus; seid Ihr hergekommen, Euren Muthwillen auszulassen an der Agnes und mir, so ist's mir lieb, Ihr geht gleich wieder und nun Gott befohlen!

Dabei packte der Hans Jörg mit seiner nervigen Faust den feinen Johann beim Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus und prügelte ihn dergestalt, daß die ganze Straße herbeilief, sie auseinander zu halten und der feine Johann beschämt wurde vor dem ganzen Ort!

Als das der Amtmann hörte, ward er über alle Maaßen zornig, und ließ dem Hans Jörg bedeuten, daß er sich heraus scheeren sollt aus dem Hause und zwar noch selbigen Tages! Die Agnes weinte bittere Thränen, als sie die Hütte ihrer Eltern verlassen mußte! Der Hans Jörg aber nahm sein Handwerkszeug auf den Rücken, seine Schwester bei der Hand und sprach zu ihr:

Verzeih mir's liebe Agnes, so ich nicht geschwiegen hab' wegen Deiner! Aber besser hinaus in die Welt und sich ehrlich durchplagen, als hier vergehn in Schimpf und Schande! Der liebe Gott, der jedem Thierchen hilft, wird auch uns nicht verlassen! Besser mit ruhigem Herzen hinaus und schlafen unter freiem Himmel, als in Schimpf und Schande auf weichem Bett.

Wie die beiden Geschwister zum Hause hinausgingen, standen draußen viele Leute aus dem Orte, denen 's warm ums Herz wurde, allein es wagte Niemand dem Hans Jörg Trost zuzureden, denn der Amtmann war sehr gefürchtet und sein Sohn Johann stand an der Thüre und schaute dem Kesselflicker trotzend ins Angesicht!

Aber als der Hans Jörg und seine Schwester eben zum Thore der Stadt hinausgingen, da kam ihnen mit roth geweinten Augen des Geigers Gertrud entgegen und sprach:

Gott! wie thut mir's leid um Euch, daß Ihr so hinaus müßt bei später Nachtzeit! Ich

kann Euch nicht viel helfen, wie gern ich's auch möcht, aber so Ihr mich leiden mögt, nehmt von mir als Reisepfenning hier den Goldgulden und das goldene Kreuz von meiner Mutter; mehr hab ich nicht, und Ihr werdet mir's zu lieb annehmen!

Der Hans Jörg faßte die Gertrud bei der Hand und sagte: Laß gut sein Gertrud! Was solls? Viel nützen kann es nicht und Dir thut's weh, denn Du hast selbst nicht zu viel! Leb wohl und Gott vergelt Dir die Freude, die Du mir durch Dein gutes Herz gemacht! Wenn uns auch die ganze Welt verläßt, Einen trifft der Mensch doch immer, der ihm Trost gibt und Ersatz für Alle! Und nun Gertrud lebe wohl!

Und als der Kesselflicker sich rasch entfernte mit seiner Schwester, da blieb die Gertrud stehen, schaute ihnen nach, und weinte bitterlich!

* * *

Als die beiden Geschwister eine Weile so aufs Gradewohl fortgegangen waren, da gewahrte Hans Jörg ein kleines, weißes Mäuslein, das lag am Wege ganz erstarrt! Der Kesselflicker hob das niedliche Thierchen auf, erwärmte es in seinen Händen und sagte: Armes kleines Thierlein, läufst auch so allein herum in der Welt, und liegst da am Wege verlassen von Allen! Und wär ich nicht grad des Wegs kommen, vielleicht wär's morgen aus mit Dir, und legst da und wärst umkommen! Sieh Agnes! Grad' so geht es uns auch, aber wie dem armen Thierchen da, so wird uns auch der liebe Gott einen Retter schicken, der uns erwärmt und neue Kraft giebt durch eine freundliche Aufnahme und ein gutes Herz! Ach wüßten's die Menschen nur, wie ein Blick, ein Wort, eine freundliche und liebevolle Aufnahme uns das Herz erwärmen kann und machen kann, daß ein neues Feuer innerer Kraft in uns anfängt zu brennen, wüßten die Menschen, wie leicht es ist, den Andern zu retten, der am Wege des Lebens da liegt, sie würden nicht gleichgültig vorübergehen und uns erstarren lassen!

Und der Kesselflicker nahm das Mäuslein und wärmte es an seiner Brust, und nach einer Weile war das Thierchen ganz vergnügt, sprang hervor und lief auf dem Wege vor den Geschwistern her!

I, Du dummes Thierchen! lachte der Hans Jörg; eben ganz erstarrt, jetzt so vergnügt als ob nichts passirt wär', so lauf denn hin und suche Dein Nestlein!

Allein das Mäuschen lief nicht fort, sondern hüpfte immer im Kreise herum um Hans Jörg, sprang an ihm herauf und war guter Dinge!

Meinetwegen, sagte der Kesselflicker, wenn Du nicht fort willst und es bei mir Dir besser gefällt, ich will Dich nicht fortstoßen! Kannst bei mir bleiben, so lang es Dir gefällt! Lauf hin, ich folg Dir, denn da ich nicht weiß wohin noch woher, vielleicht ist's besser, ich überlaß' es dem Zufall!

Und als ob das Mäuschen die Worte des Kesselflickers verstanden hätte, lief es in lustigen Sprüngen voraus und die beiden Geschwister folgten ihm!

So gelangten sie endlich in ein Dorf, wo sie beschlossen, die Nacht zu verbleiben! Hans Jörg klopfte an die erste beste Thüre und bat um Herberge für sich und die Schwester!

Aber der Bauer, der eben die Thüre geöffnet, warf sie wieder rasch zu und brummte:

Fehlte noch, daß man bei Nachtzeiten solch' Gesindel aufnähme! Es ist so nicht geheuer im Ort, seit der Schulmeister storben ist!

Hans Jörg klopfte an eine andere Thüre bis endlich sich oben am Fenster Jemand zeigte und nach seinem Begehr fragte.

Ich bitt nur Nachtlager für mich und die Schwester! bat der Kesselflicker. —

Und darum habt Ihr mich aus dem Schlaf geweckt? Ihr loses Gesindel! knurrte der am Fenster. Scheert Euch Eures Wegs oder ich laß die Hunde los!

Die Agnes weinte bitterlich, aber ihr Bruder zog sie fest an sich und sprach: Ich bitt Dich Agnes, wein' nit so! Du brichst mir's Herz! Warum gleich verzagen im Unglück? Die Menschen drinnen wissen nicht, was sie thun, und was sie verbringen, so sie uns hinausstoßen von sich! Komm, leg Dich ins Feld, ich leg' meinen Mantel über Dich und wach bei Dir! So uns auch die Menschen kein Nachtherberg gewähren, unterm großen All, wo die Sternlein flinkern, giebt's immer noch Platz!

Die Geschwister gingen ihres Wegs und das Mäuslein hüpfte munter voran bis zum Pfarrhause! Da blieb es stehen, kratzte an der Thüre herum und war nicht von der Stelle zu bringen!

I! dachte der Hans Jörg, was bedeutet's, daß Du nit fortwillst! Soll ich vielleicht hier auch noch anklopfen und mich fortjagen lassen? Und als das Mäuslein immer fort kratzte an der Thüre, da dachte der Kesselflicker: Was schadt's, ich versuchs zum dritten Male!

Und nachdem er wiederum geklopft, erschien der alte Pfarrer und fragte freundlich nach seinem Begehr! Und wie Hans Jörg ihm seine Bitte vortrug und der Pfarrer die roth geweinten Augen der Agnes sah, da führte er die Geschwister hinein in seine Stube, gab ihnen Speis' und Trank und erkundigte sich nach der Ursach, die sie so spät noch des Wegs daher führe!

Der Hans Jörg erzählte treuherzig Alles Wort für Wort, und als er ausgeredet, trat der Pfarrer auf ihn zu und sagte:

Euer Vater, den alten Jörg hab ich wohl gekannt! Er war ein braver und rechtschaffener Mann und seine Kinder sollen nicht umsonst bei mir angeklopft haben!

Legt Euch zu Bette und morgen so Gott will, sollt Ihr mehr von mir hören!

Am anderen Tage als die Geschwister sich zur Weiterreise anschickten, da trat der alte Pfarrer vor sie und sprach:

Hans Jörg! Du bist ein junger und starker Bursch, und kannst hinaus Dein Brod verdienen, die Agnes aber ist ein schwaches Mädel, und es könnt ihr schlecht gehen, wollt sie Dir folgen in die Ferne! So Du willst, laß die Schwester bei mir, bis es Dir wieder wohl ergeht, und Du zurückkommst!

Die Agnes schwor, heftig weinend, sie wolle den Bruder nimmer verlassen, aber der Hans Jörg sagte:

Schau! Agnes, der Herr Pfarrer meint's gut und so weh es mir thut, Dich zu verlassen, so ists doch besser für's Erste! Sieh', die Hülf ist uns kommen, weil unser Vater als ehrlicher braver Mann heimgegangen ist, und ein ehrlicher Name, den man seinen Kindern hinterläßt, ist besser als alles Gold! Daran denk' immer und bewahr den Namen des Vaters in Treue und Ehrlichkeit!

Dann küßte er die weinende Agnes, drückte dem Pfarrer die Hand und ging seiner Wege! Hatte der Hans Jörg im Beisein seiner Schwester sich fest gezeigt, so blieb er nun, als er allein war, stehen, und wischte sich die Thränen von den Augen, aber nach einer Weil ermannte er sich wieder, warf den Kopf in die Höhe und dachte:

Mag's gehen wie's will! Was nützt's jammern? Grad' hinaus in die Welt, wohin mich der liebe Gott führt! Ey, das pudelnärrisch Mäuslein ist gewiß bei der Schwester blieben, das thut mir leid, ich hätt das Thierchen gerne mitgenommen!

Und siehe! da kam plötzlich das weiße Mäuslein in großen Sprüngen hinterher gelaufen, und als es bei dem Kesselflicker ankommen, da sprang es wieder in lustigen Sprüngen voraus!

Der Hans Jörg freute sich sehr und sagte: Dieweil die Menschen mich 'naus gesagt haben in die Welt, willst Du närrisch Thierlein mich nicht verlassen? So bleib denn bei mir und lauf voraus, wohin Du willst, ich folg Dir, vielleicht bringst mir noch mal Glück wie gestern Abend.

Und, gleichsam als ob das Thier die Worte des Kesselflickers wieder verstanden hätte, sprang es um ihn herum, beleckte ihn, und lief munter voraus auf den Weg; der Kesselflicker folgte ihm!

* * *

Der Hans Jörg zog so seinem Mäuslein nach in viele ihm unbekannte Gegenden! Kam er in ein Dorf, wo's Kessel zu flicken gab, dann setzte er sich auf die Straße und arbeitete lustig drauf los, und ergötzte die umstehende Dorfjugend durch allerlei lustige Schwänke und Späße! Dachte er an die Agnes, dann wurde ihm's Herze weich, und dann tröstete er sich mit einem Liedlein vom Wiedersehen, das ihn in der Jugend seine Mutter gelehrt!

Zu häufig aber geschah' es leider, daß der Hans Jörg ohne Arbeit war, dann aber legte er sich ruhig ins freye Feld und dachte:

Ein ruhig Herz, ein gut Gewissen,
Ist das beste Ruhekissen!

Nachdem er so lange Zeit gewandert war, kam er einst in eine große Stadt, und als er zum Thore hineinging, da ward's dem Hans Jörg ganz ängstlich zu Muthe in all dem Gedränge, und nur schüchtern schritt er vorwärts in die Stadt hinein! Wie er nun weiter ging durch die Straßen, da fing das weiße Mäuslein an ängstlich umherzuspringen!

I! Du dummes Thier! dachte der Hans Jörg, was hast denn da herumzuspringen? Willst Dich erdrücken lassen im Gedränge? Und er packte das Thierchen und steckte es in die Brusttasche seines Wamms! So ging er Haus vor Haus und fragte, obs keine Kessel zu flicken gebe, bis er auf den Marktplatz kam, wo ein gar besonders Gedränge war!

Und wie sich der Hans Jörg durchdrängte durch die Menge, blieb er plötzlich versteinert stehen, denn vor ihm stand des Amtmanns Johann und versperrte ihm den Weg!

Der Jörg wollte ihm ausweichen, aber der Johann trat vor ihn und sagte:

Schau Hans Jörg! Woher des Wegs,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0425-5
DFG

bist noch Herr in Deinem Haus, und hast noch denselben Trotzkopf?

Laßt mich in Frieden meiner Wege ziehn! antwortete der Kesselflicker. Habt Ihr mir nicht Leid's genug gethan, und nun wollt Ihr mich noch verspotten?

Hoho Geselle! lachte der Johann, bist endlich zahm worden? 'S scheint, Du hast den Trotzkopf zu Haus gelassen?

Laßt mich in Frieden, wiederholte Hans Jörg, und versucht nicht zum Zweitenmale mir Schimpf anzuthun, sonst ergeht's Euch schlecht!

Der Johann aber kam eben vom Gastmahle und ward sehr aufgebracht und wie er die Reitgerte aufhob, den Kesselflicker zu schlagen, da faßte ihn dieser bei der Gurgel und hätte den Johann erdrückt, wenn nicht die Leute ihn losgerissen hätten.

Als der Johann sich aber frei fühlte, da erhob er ein fürchterlich Geschrei und rief, der Hans Jörg habe ihn erdrosseln wollen! Und obschon der Kesselflicker die Sache einfach erzählte, wie ihn Jener beschimpft hatte, so wurde er doch vor den Richter geführt!

Hier wiederholte er seine Erzählung, wie der Johann ihn von Haus und Hof vertrieben und nun noch obendrein beschimpft hätte, aber der Johann sprach:

Glaubt ihm nicht, Herr Richter! Dieser ist ein böser und gar gefährlicher Geselle, der daheim viele böse Streiche gemacht, bis ihn mein Vater, der Amtmann, fortgejagt hat aus dem Ort, und die ganze Einwohnerschaft froh war, daß sie den schlechten Gesellen los war.

Als nun der Richter hörte, der Johann sey eines Amtmanns Sohn, da bekam er gewaltige Ehrfurcht vor ihm und befahl, man möge den Hans Jörg gleich einsperren.

Und wie sehr dieser auch seine Unschuld betheuerte, so wurde er dennoch mit Stricken gebunden, und fortgeführt ins Gefängniß!

Da lag er auf schlechtem Stroh eine lange Zeit ganz betrübt und dachte: Muß denn das Böse immer den Sieg davon tragen über das Gerechte, und weil ich ein armer Kesselflicker bin, und der Johann dahergeht in Sammt und Seide, glaubt man ihm und mir nicht! Gott im Himmel, der Du ein wachsam Auge hast auf jedes Deiner Geschöpfe, wirst Du mich hier elendiglich verkommen lassen in Schimpf und Schande, und den Namen meines Vaters, der ein rechtlicher Mann war, beschimpfen lassen in Ewigkeit?

Und siehe, als er so sprach, da hüpfte das weiße Mäuslein hervor und fing an, seine Stricke zu benagen, und nach einer guten Weil hatte das Thierchen die Stricke durchgebissen, und der Kesselflicker machte sich auf und davon dur'chs Fenster.

* * *

Als er nun so bei später Nachtzeit dahinwanderte, dachte er: Wär's nicht besser gewesen, Du wärest dort geblieben, denn jetzt, da Du fort bist, wird man dem Johann noch mehr glauben, und denken, ich sey so ein schlechter Gesell; möcht ich nur die Zeit erleben, daß ich mich rechtfertigen könnt vor dem Richter und in der Stadt drin, denn mir war's mein ganzer Stolz von Jedem und Jedwedem angesehen zu werden, als ein braver Bursch, aber Gott, der mir so weit geholfen hat, wird mir auch weiter helfen jetzt und in Ewigkeit!

* * *

So schritt Hans Jörg nun muthig vorwärts in die Nacht hinaus, bis er endlich von Ferne eine alte zerfallene Hütte sah; darinnen ein Licht ihm freundlich entgegenwinkte!

Und wie er lustig drauf zuschritt, da drückte sich das Mäuslein wieder ängstlich an den Kesselflicker, und war nicht von der Stelle zu bringen.

Halt! dachte der Hans Jörg, das bedeutet was! In der Stadt drin bin ich so dumm gewesen und hab nicht geacht auf das Thierchen, das klüger ist, als ich! Hier heißt's fein aufpassen!

So schlich der Kesselflicker behutsam auf das Häuschen los, bis zum Fenster! Das Mäuslein ward immer ängstlicher, und der Hans Jörg stellte sich auf einen Stein und schaute hinein ins Innere der Wohnung! Da saßen in einer alten zerfallenen Stube beim Scheine eines Kaminfeuers zwei häßliche alte Männer! Der Eine hatte einen langen Bart bis auf die Füße, der Andere einen abscheulichen Höcker!

Die Beiden saßen am Feuer und unterhielten sich laut! Dem Kesselflicker schlug das Herz ängstlich, er hielt den Athem inne und lauschte!

Nun, sprach der Bucklige zu dem Anderen, wie ist Dir's ergangen seit der Walpurgisnacht, wo wir uns zuletzt gesehen?

Schlecht! meinte der Langbärtige, das Volk wird zu gescheidt, und es läßt sich nicht leicht mehr fangen! Auch trägt jetzt jeder Bauer sein goldenes Kreuz auf der Brust, und über die, so auf diese Art versehen sind, hab ich keine Gewalt!

Dem Kesselflicker fing's draußen an warm zu werden, er griff nach dem Kreuzlein, welches ihm sein Vater gelassen, und küßte es! Dann horchte er weiter:

Ja! ja! meinte der Bucklige, 's ist wahr, mit dem Volk ist fast gar nichts mehr anzufangen. Die Pfaffen haben immer mehr Gewalt, und predigen den ganzen lieben Tag von Gottes Wort und Gottes That, und das Volk ist zufrieden, und nur selten wird's Einem zu bunt und wirft sich in unsere Arme! Man möchte schier die Lust verlieren!

'S ist wirklich wahr! entgegnete der Langbärtige, so lange nun noch gar die Fee Hulda sich hier aufhielt und alle Leute glücklich machte, war gar nichts zu machen mit dem Volk! Aber die hab' ich glücklicherweise bei Seite gebracht!

Erzähle mir wie Du's anfangen: bat der Bucklige.

Sehr gern! erwiederte der Andere! Du weißt, die Fee Hulda hielt sich hier lange auf, und wo nur irgend ein unglücklicher Mensch war, wovon ich dachte, ich bekäm' ihn nächstens in meine Gewalt, da war gleich die Hulda da, machte die Leute glücklich und ich mußte unverrichteter Sach' abziehen! Nun wußt' ich der Hulda gar nicht beizukommen, denn am Halse trug sie eine Zauberkette, und ohne die konnte ich auch die Fee nicht in meine Gewalt bekommen! Da ersann ich eine List! Eines Morgens legte ich mich draußen ins Feld, verkleidet als Krüppel, und jammerte und stöhnte und rief:

Frau Hulda kommt zu Hülfe mir!

Da kam sie denn auch wirklich und wie sie sich zu mir herab bückte um nach meinem Begehr zu fragen, da griff ich nach der Kette und riß sie ihr vom Halse! Und wie sie nun so wehrlos da stand, da verzauberte ich sie in ein weißes Mäuschen, wie sehr sie auch jammerte und jagte sie fort in die Welt und wenn sie noch nicht Hungers gestorben ist, so hat sie doch sicherlich die Katze gefressen!

Ey! das hast Du schlau angefangen! lachte der Bucklige, und die Zauberkette hast Du bewahrt?

I gewiß! meinte der Andere, ich werd' sie Dir zeigen! Und er stand auf und holte aus dem Kasten eine goldene Kette, ganz besetzt mit Edelsteinen!

Dem Hans Jörg draußen, stieg das Blut zu Kopfe! Ihr Spitzbuben, dachte er, thut so viel Böses an der guten Fee Hulda, die die Leute glücklich macht! Zwar seid Ihr Eurer Zwei und böse Zauberer, aber 'ne rechtschaffner Bursch fürcht' sich nie!

Und mit einem gewaltigen Schlage seines Hammers schlug er's Fenster ein und sprang in die Stube!

Der Bucklige flog pfeilschnell durch den Kamin, der Langbärtige aber sprang nach seinem Zauberstocke! Aber der Hans Jörg ließ ihm dazu keine Zeit, sondern faßte ihn flink bei der Kehle und rief:

I! Du schlechter Gesell, gieb die Kette oder ich erschlag Dich!

Aber der alte Zauberer hatte ungeheure Kraft! Die beiden rangen lange Zeit hin und her, da stolperte der Hans Jörg und fiel zu Boden; der alte Zauberer warf sich auf ihn und schnürte ihm die Kehle zu! Der arme Kesselflicker dachte bei sich, sein letztes Stündlein habe geschlagen, als plötzlich das weiße Mäuslein herbeisprang und den Zauberer dergestalt in die Hand biß, daß er los lassen mußte. Da raffte sich der Hans Jörg auf, schlug den bösen Zauberer mit dem Hammer auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank, knebelte ihn dann fest, nahm die Zauberkette und rief:

Gute Frau Hulda, komm' und hol' das Deinige, damit Du die Leute wieder glücklich machest!

Und siehe! da sprang das weiße Mäuslein herbei, rieb sich an der Kette hin und her und fing an zu wachsen, und stand vor dem erstaunten Kesselflicker bald da, als eine hübsche Fee und sprach:

Du bist ein guter und braver Bursch, Hans Jörg, und ich werd Dir das Gute belohnen, das Du an mir gethan, doch zuförderst will ich das Böse strafen, an dem bösen Zauberer da!

Dann nahm die Fee die Kette und rief: Da Du mich als ein wehrlos Thier hinausgejagt in die Welt, so soll Dir nun, da Du wehrlos da liegst, ein Gleiches geschehen, damit Du erfahrest wie 's thut, wenn man hülflos herum läuft in der Welt! So Du mich in eine Maus verzaubert hast, werde Du eine Katze und lauf fort ins Weite!

Da schrumpfte der Zauberer zusammen und ward zur Katze, und sprang heulend zum Fenster hinaus!

Wie die Katze aber zum Fenster hinaussprang, da kam grade ein Jagdtroß heran mit vielen Hunden, welche sich auf die Katze warfen und sie zerfleischten;

* * *

Der Hans Jörg stand da und machte große Augen! Die gute Fee aber sprach: Hans Jörg, Du braver und rechtschaffener Bursch, der Du mich gepflegt hast, als ich ein hülflos Thierlein da lag am Wege, komm und folge mir!

Da führte sie den Kesselflicker in eine große Höhle, wo unermeßliche Schätze aufgehäuft lagen an Gold und Edelsteinen, und die Fee sprach:

Hans Jörg! Nimm zum Dank All dieses und werd' der reichste Mann im ganzen Lande!

Der Kesselflicker aber antwortete:

Gnädigste Frau Fee! Erlaubt, daß ich nicht so thue, wie Ihr befehlt! Ich bin ein armer Handwerker und von Jugend auf gewöhnt, Abends wenn ich müde bin, mein Ohr sorglos auf's Kissen zu legen, und wenn ich all das Gold hätte, würd ich nicht schlafen können, und mich immer fürchten vor Dieben und schlechten Gesellen! Auch hab ich nichts gethan, als meine Schuldigkeit, aber ifofern Ihr mich glücklich machen wollt, gebt mir nur so viel, daß ich heimkehren kann und das Häuschen meiner Eltern kaufen als mein Eigenthum, damit ich darin mit meiner Schwester, der Agnes, ruhig lebe bis an mein Ende, gleich meinen Eltern und Großeltern! Mehr verlang ich nicht, als diese Hütte und etwas Land! Für Alles Andere sorgt schon mein Handwerk!

Die Fee aber ward sehr gerührt und sprach:

Du bist ein braver Bursch, und ich habe nichts Anderes von Dir erwartet! So nimm diesen Sack mit Gold, zieh heim mit Deiner Schwester, kaufe das Häuschen und einige Acker Land! Auch ist noch genug drin für eine Kuh und eine Ziege! Solltest Du mich aber jemals nöthig haben, nimm diesen Ring! Drei Wünsche wird er Dir gewähren, wenn Du ihn bestreichest mit der Hand und meinen Namen rufst!

Und als die Fee so gesprochen, verschwand sie ohne den Dank des Hans Jörg abzuwarten!

* * *

Der Kesselflicker stand da draußen plötzlich wieder im freien Felde und wußte nicht, wie ihm geschehen! An dem Finger hatte er den Ring und um den Leib trug er den Gurt mit dem Golde! Die Sonne ging eben hoch auf, und in der Ferne erschallte das Horn eines Hirten in fröhlichen Liedern! Da setzte sich der Hans Jörg hin und dachte nach über das Leben der letzten Zeit, und dachte an die Agnes und dankte der Fee Hulda tausendmal in Gedanken! Und wie die Heerde näher kam, da fiel der kleine Hirt auf die Kniee und verrichtete sein Morgengebet!

Da stand der Hans Jörg auf und dachte: Ich bin doch ein rechts nichtswürdiger Bursch, denn jetzt im Glücke hab ich Den da oben ganz vergessen, der doch Alles sieht und dem allein mein Dank gebührt für das Gute, das mir wiederfahren!

Und der Hans Jörg nahm sein Mützlein ab, und betete.

Dann machte er sich rüstig auf den Heimweg, und dachte an die Schwester und alle Andern, die ihm lieb waren daheim und sagte:

Wie wird mir's wohl sein, wenn ich wieder daheim sitze in der Stube, wo ich geboren bin, und wo ich gespielt als Kind, und die gute Mutter mir's Liedlein gesungen hat vom Wiedersehen:

Weine nicht! Weine nicht!
Wirst Du fern von Haus getrieben!
Zage nicht! Zage nicht!
Mußt verlassen Du die Lieben!
Droben in den Himmelshöhen
Giebt's ein endlich Wiedersehen!

Weine nicht! Weine nicht!
Wende fest den Blick nach oben!
Zage nicht! Zage nicht!
Schau zum guten Vater droben.
Droben in den Himmelshöhen
Giebt's ein fröhlich Wiedersehen!

Weine nicht! Weine nicht!
Wenn zu Ende geht Dein Leben!
Zage nicht! Zage nicht!
Wenn Gott nimmt, was Er gegeben!
Mensch muß werden und vergehen!
Doch es giebt ein Wiedersehen!

Ja! ja dachte der Hans Jörg! Die Mutter hatte Recht, wenn man treu und ordentlich durch's Leben geht, braucht man sich nicht vorm Tod zu fürchten, und daß ich einst mit reinem Blick vor die Mutter hintreten kann, geh ich nur zuerst hin in die Stadt, und stelle mich dem Richter und der Name meines Vaters wird nicht länger schimpfirt bleiben. Wenn der sieht, wie ich freiwillig komm wird er mir's glauben. Und zur Stunde machte er sich auf den Weg in die Stadt und ging zum Richter! Der aber wollte nichts

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0428-2

davon hören, und den Hans Jörg von Neuem einsperren lassen, als einen schlechten Gesellen! Wie der Hans Jörg sich nun in dieser Noth sah, nahm er seinen Ring und rief die Fee zur Hülfe! Da öffnete sich gleich die Thüre und herein trat ein schön gekleideter Mann und sprach: Herr Richter, ich bin ein angesessener und wohlbekannter Mann, und komme Euch zu sagen, daß der Kesselflicker da ein guter und braver Bursch ist und ihm Unrecht geschehen ist! Ich hoff', Ihr werdet ihn frey lassen und ihm seinen ehrlichen Namen wiedergeben vor dem ganzen Ort!

Wie der Richter das Zeugniß hörte aus dem Munde eines so feinen Herrn, da schaute er den Kesselflicker mit großen Augen an, und befahl, daß man ihn augenblicklich in Freiheit setze, auch im ganzen Ort bekannt mache, daß ihm Unrecht geschehen sey!

Nun ging der Hans Jörg hinaus auf den Markt mit dem Schöffen, der laut vor Allen Leuten bekannt machte, der Kesselflicker sey ein redlicher und braver Mensch, und ihm sei groß Unrecht geschehen!

Der Hans Jörg schaute mit vergnügtem Blick auf die Menge, und wie er sich umdrehte, dem fremden Herrn zu danken, daß ihm dieser seinen ehrlichen Namen wiedergegeben, da bemerkte er an dem Halse des Fremden die ihm wohlbekannte Kette der Fee Hulda! Und ehe noch der Kesselflicker ein Wort des Dankes sprechen konnte, war der Fremde verschwunden im Gedränge!

Nun machte sich Hans Jörg vergnügt auf den Weg zu seiner Schwester!

Ach, dachte er, wenn ich so hinkomme gegen Abend und sie da sitzt vor der Thüre am Pfarrhause, dann schleich ich mich zu ihr, und sag: Erschrick nicht lieb Agnes, ich bin's, der Hans Jörg! Und wenn sie da wird stehen ganz erstaunt, dann werd' ich sie an mein Herz drücken und auch den guten Pfarrer, und wir werden uns nicht mehr trennen!

Als er aber gegen Abend an das Pfarrhaus kam, da saß die Agnes nicht vor der Thüre, und wie er nun ins Haus trat, da war es ganz einsam, und dem Hans Jörg ward es schlecht zu Muthe! Mit pochendem Herzen ging er die Treppe hinauf, und wie er oben ankam, da hörte er ein heftiges Weinen! Die Thüre der Kammer war halb offen, und wie Hans Jörg am ganzen Leibe bebend, den Kopf durch die Thüre steckte, da blieb er zerschmettert stehen. In der Kammer lag im Bette der alte gute Pfarrer, der war todtenbleich, und vor dem Bette lag die Agnes und weinte bitterlich!

Da trat der Hans leise in die Stube, legte seiner Schwester die Hand auf die Schulter und sagte: Erschrick nicht liebe Agnes! Ich hofft' ein freudigeres Wiedersehen.

Der Pfarrer richtete sich im Bette halb auf und sprach mit zitternder Stimme: Gott zum Gruß! Hans Jörg, Du kommst grade zur rechten Zeit, um die Agnes abzuholen, ich hab sie Dir erhalten als ein gottesfürchtiges Kind!!

Dem Kesselflicker stürzten die Thränen aus den Augen und er bedeckte die magere Hand des braven Pfarrers mit hundert Küssen! Dann aber sprach er:

Verzagt nicht, guter lieber Herr Pfarrer! So Gott es will, werde ich Euch retten!

Der Kesselflicker nahm den Ring und rief mit Thränen:

Liebe Fee Hulda! So Dir die Macht dazu gegeben, reite diesen braven Mann, und ich will Dir gern Alles wiedergeben, was ich bis jetzt von Dir empfangen!

Da kam auch gleich die Fee zur Thüre herein, brachte ein Tränklein und sagte: Gieb das dem braven Pfarrer, wie Du von mir gefordert und er wird gesunden! Du aber bedenke, daß Dir nur noch ein Wunsch bleibt! Nur einmal noch kann ich Dir helfen und dann nie wieder! Aber was ich Dir gegeben, behalte ruhig, und bleib ein guter Bursch!

Dann verschwand die Fee und der Hans Jörg gab dem Pfarrer das Tränklein, und zur Stunde ward dieser besser, so daß er nach einigen Tagen wieder aufstehen konnte!

Da führte ihn der Jörg hinunter vor's Haus in die Sonne, und der Pfarrer dankte dem lieben Gott für seine Errettung!

Der Hans Jörg erzählte nun treulich Alles was ihm begegnet, und dann sprach er noch:

Lieber Herr Pfarrer! Ich hab' eine Bitt an Euch! Ihr seid ein alter Mann und bedürft der Ruhe! Gebt Euer heiliges Amt an einen rüstigen braven Menschen, und so Ihr nicht verschmäht bei uns zu leben, zieht mit mit uns heim in die Hütte unserer Eltern und seid uns ein lieber Vater im Glücke, wie Ihr unser Wohlthäter waret im Unglück!!

* * *

Acht Tage darauf zog der Hans Jörg mit seiner Schwester und dem Pfarrer fröhlich der Heimath zu! Es war ein herrlicher Sommertag, und wie sie in die Nähe der Heimath kamen, da sah der Hans Görg von Weitem des Geigers Gertrud sitzen am Wege.

Lieber Herr Pfarrer und liebe Agnes! sagte der Kesselflicker mit bewegter Stimme,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0429-1

bleibt eine Weil zurück, ich hab' ein Wort im Geheim zu reden mit der Gertrud.

Nun schlich sich der Hans Görg leise und unbemerkt hinter die Gertrud! Diese weinte und schluchzte für sich:

Schon so lange sind sie fort von hier, und werden wohl nicht mehr wiederkommen. Und der Hans Görg, dem ich im Stillen immer so gut gewesen, hat mich gewiß vergessen in der langen Zeit! Auch bin ich nicht so schön wie die anderen Mädel, das weiß ich wohl, und reich bin ich auch nicht; aber gut bin ich dem Hans Görg immer gewesen und von ganzem Herzen!!

Und wie sie noch stärker anfing zu weinen, da hielt es der Hans Görg nicht länger aus und er rief mit bebender Stimme:

Gertrud! liebe, herzige Gertrud!

Da wandte sich die Gertrud um und that einen lauten Schrei und wollte beschämt von dannen eilen!

Der Hans Görg aber faßte sie bei der Hand, und sprach:

Du gute Gertrud, kannst im Ernste glauben, ich hätt' vergessen, was Du mir Liebes erwiesen, wie ich ein armer verstoßener Bursch fort mußte in die Welt? Nein, so soll's nicht sein! Was sagst du, du wärst nicht so schön wie die andern Mädel? Was scheert's mich, für mich bist du doch schöner und reicher als Alle, denn du hast ein Herz von Perl und Edelstein; und so du mir wirklich so gut bist, verlaß mich nicht mehr! Zieh' mit mir nach Haus und sei die Meine für's ganze Leben! Ich hoffe, du wirst mich nicht verschmähen, und ich will dich lieb haben und dir's sagen können tausendmal an einem Tage, wie du mir lieb bist vor allen andern Mädel, und wie ich nur begehre nach dir und keiner Andern! Bleib bei mir, daß ich dir's sagen kann tausend und tausend Mal:

Herzliebe Gertrud! Der liebe Gott hat dich mir bestimmt zum Weibe und ich laß nicht mehr von dir!

Da sank die Gertrud an die Brust des Kesselflickers; der Pfarrer kam mit der Agnes herbei, und da faßte der Hans Jorg die Gertrud bei der Hand und sprach zu den Andern:

Schaut her! Wir gehen unser Viere in die Stadt, denn die Gertrud bleibt bei uns als mein Weib, als euer Kind, Herr Pfarrer, und als deine Schwester, liebste Agnes.

Wie sie nun zusammen in das Städtchen zogen, da liefen die Leute alle herbei und waren sehr froh und bezeigten offen ihre Freude, denn der böse Amtmann war gestorben und sein Sohn, der Johann, hatte Haus und Hof verkauft, und war auf und davon gegangen in die Fremde! Und wie die Mädel im Orte sahen, daß der Hans Jörg ein reicher Mann geworden, da zogen sie ihre schönsten Kleider an, und drängten sich um ihn herum!

Er aber führte die Gertrud vor sie hin und sprach: Schaut her, die wird mein Weib und keine Andere! Mir gilt nicht nur Reichthum und Flitter und Tand, ich will ein treues braves Herz, und die Gertrud hat ein Herz wie kein zweites im ganzen Ort!

Dann kaufte der Hans Jörg das Häuschen, darinnen er seine Jugend verbracht, und führte die Gertrud heim als sein Weib, und als der Hans Jörg eines Morgens aufstand, da hatte der Pfarrer eine Steintafel angeschlagen auf das Häuschen, mit der Inschrift:

Müder Wandrer, trete ein!
Sollst uns recht willkommen sein!

So ist's recht, Herr Pfarrer, sagte der Hans Jörg. Gewiß, er soll mir willkommen sein, der müde Wanderer, ich werd' keinen von mir stoßen, der mich ansteht, und so es mein ärgster Feind wäre, ich werd' keinem eine Nachtherberge versagen, denn ich hab erfahren wie eine freundliche Hand uns aufrichtet und uns ansporut zu gutem Leben, und uns neue Hoffnung giebt.

* * *

So lebten sie nun alle fröhlich und gut beisammen, viele Jahre lang, und Abends saßen sie immer im Sommer vor dem Häuschen unter der Linde, und der Hans Jörg erzählte seinem Sohne Hänschen sehr oft die Geschichte, wie er hinausgemußt ehemals in die Fremde und wie's ihm ergangen sei. Kam er auf des Amtmanns Johann zu reden, dann zog sich die Stirne des Kesselflickers in Falten, und er schaute düster auf die frühere Wohnung des Amtmanns. Das kleine Hänschen aber küßte dann den Vater und sagte:

Vater! So ich groß sein werde und stark, dann geh' ich auch hinaus in die Fremde und wenn mir der böse Johann begegnet, so will ich ihn recht prügeln!

Der Kesselflicker aber küßte seinen Jungen und meinte: Ja, ja! so reden wir Alle, wenn wir jung sind! Dann treibt's uns fort von Haus in die Fremde, als ob's draußen besser wäre, und kommen wir hinaus zu den fremden Menschen, wo uns kein freundliches, liebevolles Gesicht entgegenlacht, wo uns kein Vater, keine Mutter, keine Brüder, keine Schwester oder sonst was Liebes entgegenkommt, wenn wir

müde von der Arbeit spät Abends heimkommen, dann zieht's uns oft, ja immer zurück in den Kreis der Lieben, die wir daheim gelassen, und freuen uns, wenn wir am Ende unseres Lebens wieder daheim sitzen, wo wir geboren, wo jeder Stein und jeder Baum uns wieder erinnert an die frohen glücklichen Jugendtage, und wir wieder jung werden durch die Erinnerung. In der Fremde ist's selten gut mein Hänschen, drum:

Bleib' im Lande und nähr' dich redlich!

In dem Hause des Kesselflickers herrschte Wohlstand und Glück! Jeder Wanderer, der vorbei kam und die Inschrift auf der Tafel las, trat in das Häuschen und ward auf das Beste bewirthet.

An einem schönen Sommerabend, wo der Hans Jörg und die Agnes über Land gegangen waren, saß die ganze Familie abermals draußen unter der Linde beim Abendbrod. Da blieb vor dem Hause ein Mann stehen und schaute düster vor sich hin! Der Fremde war noch jung, und dennoch war sein Haupthaar schon ganz weiß, seine Kleider hingen in Fetzen um den mageren Leib, und unter dem breiten Hute hervor leuchtete ein bleiches Gesicht!

Geh' hin, Hänschen, sagte die Gertrud, und frage den Fremden, warum er da stehen bleibt und sinnt vor sich hin? So er Mangel hat, soll er herkommen und mit uns essen!

Der Fremde hörte das und kam schüchtern näher!

Schönen Dank, sagte er, mich hungert nicht, aber wenn ihr's wollt, laßt mich hier ausruhen unter der Linde!

Und der Fremde setzte sich dahin und schaute trübe auf das Nachbarhaus, wo der verstorbene Amtmann einst wohnte, und wie er da saß eine Weile, da fing der Fremde an gar bitterlich zu weinen!

Das kleine Hänschen schmiegte sich an den Fremden und fragte theilnehmend:

Sag' an, fremder Mann, warum schaust du auf des Nachbars Haus und weinst! Hat dir Jemand Böses gethan? Gewiß haben dich die bösen Menschen geplagt, wie meinen Vater? Soll ich dirs erzählen, wie's dem Vater ergangen ist in seiner Jugend? Da wohnte nebenan der strenge Amtmann, und der hatte einen Sohn, den bösen Johann, der war ein böser Bursch.

Die hellen Thränen liefen dem Fremden über die Wangen.

Der alte Pfarrer nahm das kleine Hänschen bei der Hand und sagte:

Hänschen! laß das Plaudern! Komm hinein in die Stube und laß den fremden Mann allein. So er's will, kann er eintreten zu uns und Nachtherberge haben, wenn's ihm gefällt!

Und wie der Fremde allein draußen blieb, da lehnte er den grauen Kopf an die Linde und starrte vor sich hin, und sprach zu sich selbst:

Der böse Johann! So muß mich denn im Alter jedes Kind verdammen, und wohin ich schau und sehe, wird's immer nur heißen: Der böse Johann! So steh' ich denn hier, ein noch junger Mann, doch gebrochen an Kraft und Körper an demselben Ort, wo ich einst hinaustrat ins Leben, ein fröhlich Kind! Da steh' ich, ein unnütz Ding in der Welt, und hab' mein Leben angewendet zu unnützem Zeug, und wo ich hinschaue hinter mir und vor mir weg, da schau' ich auf die Trümmer eines verlorenen Lebens, und jedes Kind im Orte, wenn's mich kennte, würde mir aus dem Wege gehen, und sich vor mir fürchten, denn ich bin der „böse Johann!" Wär' ich geboren worden als ein armer Handwerkers-Sohn und hätte mich nicht daran gewöhnt, so zeitig hochmüthig herabzuschauen auf die geringern Leute, vielleicht wär's besser gewesen für mich, und ich säß vielleicht jetzt zu Haus bei meiner Frau und meinen Buben und wäre ein rechtschaffener und braver Mensch! So aber steh' ich da, ein überflüssig Ding auf der Erde, die mich so lange auf sich getragen; auf dieser Erde, die ich erfüllt hab', so lang ich denke, mit Schimpf und Schande, und wohin ich auch sehe, mich liebt Niemand und ich bin „der böse Johann!" Und käm ich nun auch, und wollt' Alles vergessen machen durch ein besseres Leben, ich könnt's nicht, denn Jeder weicht mir aus und Niemand würde meinen Worten trauen, weil meine Thaten gegen mich reden, und es stoßt mich Jeder von sich, denn ich bin und bleib' der „böse Johann!" Wie das Kind geredet hat, da war's mir als schnitt mir jedes Wort das Herz entzwei! Wär' ich ein guter Mensch gewesen, so wohnt' ich hier im Orte und man hätte mich gern. Wo ich hinschau', könnte mir ein dankbares Herz entgegenschlagen, wenn ich mein Geld besser angewandt, wenn ich's, statt zu verprassen, gebraucht hätte, dem Armen zu helfen und dem Unterdrückten beizustehen! So aber ist's Zeit daß ich mich wegschleiche wie ein Dieb und Galgenvogel aus meiner Heimath, damit mich Niemand erkennt, wenn's heller Tag wird, und mich verspottet, wenn ich betteln muß um einen spärlichen Imbiß!

Der Mond trat hell hervor hinter den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0431-9

Wolken, und der Fremde stand noch immer da und stützte das sorgenschwere Haupt gegen die Linde!

Und wie er da stand und sann, da kam der Hans Jörg heim mit der Agnes!

Wie der Kesselflicker den Fremden da steh'n sah, ging er auf ihn zu und sagte:

Was steht ihr da und sinnet! Seid ihr fremd, so kommt hinein in's Haus und ruht euch aus!

Der Fremde blieb betroffen stehen und wie er sich umwandte, da beschien der volle Mond das Gesicht des Hans!

Da wich der Fremde entsetzt zurück und rief mit zitternder Stimme:

Hans Jörg! Bist du's wirklich?

Und wie der Kesselflicker die Stimme des Fremden hörte, da wich auch er zurück und rief:

Heb' dich weg von dieser Schwelle! Du kommst neues Unglück zu bringen über mich! Die Stimme hat mir immer Unglück gebracht über mich und die Meinigen; ich will sie nicht mehr hören!

Die Agnes aber schmiegte sich an den Bruder und sagte: Hans Jörg! Du versündigst dich, denn es steht geschrieben. „Liebe deine Feinde!!

Des Amtmanns Johann trat näher, ergriff tief bewegt die Hand der Agnes, und sprach:

Verzeiht mir's was ich euch gethan, wie ich noch ein übermüth'ger Bursch war, ich hab's schwer gebüßt! Getraut hab' ich den falschen Freunden, und mein Geld verpraßt, und mein Leben schlecht angewandt, und irre nun umher ohne Heimath, ohne Liebe, ohne Freunde, als ein Bettler! Noch einmal wollt' ich her an den Ort, und das Haus sehen, wo ich geboren, und so ihr mir verzeiht von ganzem Herzen, geh' ich getrost von dannen und ihr werdet mich nimmer wiedersehen!!

Da ward der Hans Jörg tief ergriffen! Er trat auf des Amtmanns Johann zu, reichte ihm die Hand und sagte:

Mög' euch der liebe Gott vergeben, wie ich es thu von ganzem Herzen! Aber weglassen werd' ich euch nicht von mir. Denn wenn's dem Menschen schlecht ergeht, und er hat Böses gethan, so ist er drum noch nicht verloren für's ganze Leben! Und so ihr ein ordentlicher Mensch werden wollt, wie ihr's sagt, so bleibt bei uns und arbeitet mit uns! Bebaut die Stücklein des Landes, das mir gehört, und so ihr's ehrlich meint und redlich, sollt ihr nicht verzagen, sondern bei uns bleiben und mit uns leben wie ein Glied unserer Familie!

Des Amtmanns Johann wußte gleich nicht wie ihm geschah, dann aber sprach er sanft bewegt:

Jans Jörg! Wie soll ich dir's vergelten? Könnt' jeder Nerv reden an meinem Leibe, er würde Zeugniß ablegen, wie tief ich dir dankbar bin! Und nach Allem was du für mich gethan, bleibt mir doch noch eine Bitte an dich! So du mich werth drum hältst, nenne mich wieder „du" wie früher. Ich will bei dir bleiben und arbeiten und das Brod, das ich an deinem Tische esse, redlich verdienen, und ein rechtschaffener Mensch werden und mich plagen im Schweiße meines Angesichts, und wenn ich so ein rechter und braver Mensch geworden, dann hoff' ich wird mir wieder Jeder freundlich entgegenkommen, und die Menschen werden mir verzeihen, wie ich der einst Verzeihung hoffe dort oben.

Als es nun am andern Morgen im Städtchen bekannt wurde, des Amtmanns Johann sei wieder ankommen als ein Bettler und wohne beim Hans Jörg, da kamen Viele aus dem Orte vor das Haus und wollten den Johann sehen und ihn verspotten, da er ein Bettler war gleich ihnen.

Wie der Hans Jörg die Leute draußen allerlei schlechte Reden führen hörte, da trat er zornig unter sie und rief:

Was steht ihr hier und gafft und spottet eines unglücklichen Menschen? Keiner von euch hat sein Ende gesehen, und es weiß daher Niemand von euch, wie's ihm noch ergehen wird in späten Jahren! Auch ist der Johann kein Bettler, wie ihr glaubt, denn mein Haus und Hof und alles was ich besitze, gehört ihm zur Hälfte!

Wie das der Johann hörte, trat auch er hinaus unter die Leute und sprach:

Glaubt ihm nicht! Ja! ich bin ein Bettler, ich, des Amtmanns Johann, der ich früher auf euch herabgeblickt und euch verschmäht! Ja! ich bin ein Bettler, und so ihr mich verspotten wollt, thut's nur, denn ich hab' es verdient! Ich bin ein einfacher Bauersmann geworden wie ihr. Wenn ich mich aber nun sechs Tage der Woche redlich geplagt habe, wie jeder andere Mensch, dann verwehrt mir Sonntags der liebe Gott nicht einen Platz in seinem Hause, der Kirche, und so werdet ihr mir auch dann einen ruhigen Platz gewähren an eurem Heerde, wenn ich zu euch komme als eures Gleichen, und euch meine Hand biete!!

Und wie er seine Hand hinreichte, da drängten sich Alle sie zu drücken und zu pressen und Keiner dachte mehr daran, ihn zu beschimpfen.

* * *

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0432-4

Zwei Jahre wohnte schon der Johann beim Hans Jörg, und plagte sich rechtlich im Felde, und der Acker des Kesselflickers trug gute Früchte! Saßen Alle Abends in der Stube oder vor der Thüre, dann schlich sich der Johann häufig fort hinaus in's Feld! Und als der Hans Jörg über dieses unruhig wurde, ging er ihm eines Abends nach, und da fand er den Johann in Gedanken sitzen unter einem Baume.

Da sprach der Hans Jörg: Sag' an, Johann, dich drückt ein geheimer Kummer! So ich dein Freund bin, vertrau' mir's offen!

Ja! Du sollst's erfahren! entgegnete der Johann. Wie ich zu dir kam ein Bettelmann und glaubte, ich wär' ein unnütz' Ding in der Welt, da hast du mich gehalten und mir gezeigt, wie es niemals zu spät sei, wenn man ein bess'rer Mensch werden wollte, damals hab' ich über die Freude vergessen, was mich schwer drückte! Aber es scheint ein schwer' Verhängniß auf mir zu liegen, und daß ich untergehen muß unter dem Fehler meiner Jugend! Wie ich draußen herumgelaufen bin in der Welt, ein schlechter Mensch, und mein Geld verpraßte in schlechter Gesellschaft, und wie ich sah, daß mir Alles den Rücken drehte, als ich arm ward, da ward ich schier toll! Die Sucht nach Vergnügen und Glanz riß mich hin, und wenn ich auch manchmal so bei mir dachte, wie es besser wäre ein ordentlicher Mensch zu werden und zu arbeiten, und es kam grad' einer der schlechten Gesellen daher in Sammt und Seide, gleich packte mich's wieder und zog mich hin zum Verderben! Da begegnete mir eines Abends ein buckliger, schlechter Mensch, der bot mir an tausend Goldstücke zu leihen auf fünf Jahre, wenn ich ihm mich verschreiben wollte mit Leib und Seele, fall's ich nicht zurückgeben könnt' nach der Zeit! Das Geld hab' ich genommen und verpraßt, wie das andere, und nun steh' ich da, trotz allem Fleiß und gutem Willen, und schau' von einem Tag zum andern mit Schrecken der Zeit entgegen, wo die fünf Jahre abgelaufen sind.

Das sollst du nicht! rief der Hans Jörg. Noch bleibt mir, wie ich dir gesagt, ein Wunsch bei der Fee Hulda! Die wird uns helfen!

Den bewahre für dich und deine Kinder, erwiderte der Johann. Ich hab's verdient drum laß mich ruhig vergehen!

Der Hans Jörg aber rief: Was sagst du, ich soll einem Menschen helfen können und es nicht thun aus Angst um meiner Selbst willen? Besitz' ich nicht mehr als mein Vater und Großvater und sollt' noch mehr besitzen wollen? Was giebt's wohl Schöneres für den Menschen, als die Kraft zu haben, seinem Mitmenschen zu helfen und dereinst hintreten zu können mit ihm vor den himmlischen Vater und zu sagen:

Den hier hab' ich dem Bösen entrissen, bist du zufrieden mit meinem Leben?

Und ohne der Einwürfe des Johann zu achten, nahm der Hans Jörg den Ring und rief aus:

Liebe Fee Hulda! So du dich meiner noch erinnerst, hilf zum letzten Male dem Freunde, wie du mir geholfen!

Und siehe, da kam die Fee und brachte tausend Goldstücke und sprach:

Hans Jörg! Da du die drei Wünsche angewendet hast zum Besten deiner Mitmenschen, und nicht höher hinaus gewollt als dein Stand, so hast du die Proben bestanden als rechtlicher Mensch! Sprich d'rum aus dein Begehr, so du noch eins hast, und es soll dir erfüllt werden!

Der Hans Jörg aber antwortete:

Gnädige Frau Fee! Ich bin überglücklich und verlange nichts, als daß der liebe Gott mich in Gesundheit erhalte, willst du mir aber ferner gut bleiben, so gedenk meines Hänschens, wenn ich einst nicht mehr sein sollte, und führ' ihn den guten Weg,

Und als die Fee verschwunden war, da kam der bucklige Zauberer des Wegs daher, und wollte den Johann abholen. Der aber warf ihm den Sack mit den tausend Goldstücken vor die Füße und sagte:

Nimm hin dein Gold, daß du mir gegeben, ferner noch den bösen Weg zu gehen! Ich brauch's nicht mehr, denn ich leb' von meiner Hände Arbeit! Und gehe deiner Wege, denn hier ist für dich nichts zu suchen, wo wir alle wandeln im festen Vertrauen auf Gott und seine himmlische Gnade!

Da krümmte sich der Zauberer und verschwand mit dem Golde in die Erde.

Und als die beiden Freunde zu Hause ankamen, da nahm der Hans Jörg seine Schwester Agnes und führte sie hin zu dem Johann und sprach:

Johann! Schon lange schaust du die Agnes an mit einem Blicke, den ich verstanden habe, und hast du auch kein Wort gesagt, so errath ich doch was du willst. Es braucht der Mann ein Weib, das ihm treulich beisteht im Leben, und so die Agnes will, so lebet glücklich mitsammen für alle Zeiten!

Da rief der Johann:

Jörg, das ist zu viel! Willst du mich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0433-0

überglücklich machen, daß ich vergehen soll vor Freude? Ich bin der Agnes nicht würdig! So sie mich aber hinnehmen will, ganz einfach wie ich bin und mich immer führen den guten Weg, durch's ganze Leben, so will ich's ihr danken und lohnen jeden Tag und jede Stunde aus vollem Herzen!

Und als die Agnes nun weinend an des Johanns Brust sank, da waren alle im Hause glücklich und fröhlich.

* * *

Viele Jahre waren vergangen; der alte Pfarrer war heimgegangen in's bessere Leben, und der Hans Jörg war ein alter Mann geworden und lag auf seinem Sterbebette. Und wie sie alle in der Stube auf den Knieen lagen und heftig weinten, da sprach der Hans Jörg:

Seid ruhig und weint euch nicht die Augen roth! Ich hab' gelebt als ein rechtschaffener Mensch und brauch' mich nicht vor'm Tod zu fürchten! Ich gehe heim, woher ich kommen, unverzagt und freudig, weil ich als guter Mensch gelebt und meines Wissens kein Böses gethan!

D'rum weinet nicht und denket an das Liedlein vom Wiedersehen, das mich meine Mutter gelehrt:

Weine nicht! Weine nicht!
Wenn zu Ende geht dein Leben!
Zage nicht! Zage nicht!
Wenn Gott nimmt, was er gegeben!
Droben in den Himmelshöhen
Giebt's ein freudig Wiedersehen!

Die beiden Buckel.

Märchen, erzählt von **Fabricius.**

Einstmals lebte in einem Orte ein bucklicher Musikant, der Kunz, der ein gar braver und rechtschaffener Bursche war, und die Tochter eines reichen Müllers über alle Maaßen liebte; doch wagte er nicht seine Neigung zu gestehen, denn er fürchtete die Anna möge ihn nicht zum Mann wegen seines Buckels. Oft stand er Abends im Mondenscheine unter ihrem Fenster stundenlang und schaute hinauf wehmüthigen Blickes zu dem Kämmerlein des Aennchen. Als er nun einstmals an einem Sonntage draußen im Freien mit allen anderen Buben und Dirnen zusammen war, da glaubte er zu bemerken daß des Müllers Anna ihn mit einem gar guten und theilnehmenden Blicke anschaute, und da faßte er sich ein Herz und dachte bei sich:

Lange kann's nicht mehr so fortgehen, sonst vergeh' ich in Angst und Qual und es ist ja besser, daß ich gleich ins Reine komme, als Jahrelang hin und her sinnen, denn es kommt unterdessen vielleicht ein rüstiger Bursch und schnappt mir die Annchen fort vor der Nase!

Alsogleich legte nun der Kunz sein bestes Wamms an, steckte eine Rose in sein Knopfloch, ging hin zum reichen Müller und sprach:

Herr Müller, ich bin ein armer Bursch, aber Eurer Tochter gut und so Ihr mir die Annchen wollt geben zum Weibe, soll sie's gut haben bei mir bis an ihr Ende!

Der Müller aber lachte hellauf und sprach:

Hast wohl etwas viel getrunken, Kunz, sonst könntst du nicht die Frechheit haben mit solcher Bitt' vor mich hinzutreten! So du mir aber Gold bringst, so schwer wie dein Buckel, kannst du meine Tochter freyen: Bis dahin Gott befohlen!

Da fing der Kunz an gar bitterlich zu weinen und zu bitten, aber der Müller lachte noch mehr und kehrte dem armen Spielmann den Rücken!

Nachdem der Kunz noch eine lange Zeit betrübt da gestanden, dachte er: Ich hätt es besser nicht gesagt, denn wenn es die Andern erfahren, werden sie mich verlachen und verspotten, drum mag ich nicht länger im Orte bleiben, sondern zieh' fort in die Welt hinaus unter fremde Leute!

Es war spät am Abend und der Mond schien helle, als der Kunz das Städtchen verließ und tief betrübt hinaus wanderte in die dunkle Nacht! Da erblickte er plötzlich von Ferne ein hell erleuchtetes Schloß, darinnen es lustig herzugehen schien, und der Kunz schritt rüstig auf die Burg los, in der Hoffnung dort ein Nachtquartier zu finden.

Wie er nun in den Burghof trat, da sah er eine Menge schön gekleideter Herrn und Damen, die gar lustig umhertanzten, doch ohne Musik!

Mit Verlaub, edle Leute! sprach der Kunz.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0434-5

Es scheint mir, daß es hier hoch hergehet, doch tanzet Ihr herum ohne Fiedel, wie ich dergleichen niemals im Leben gesehen! Wenn's Euch recht ist, spiel ich Euch Eins auf zum Tanze!

Da trat ein alter Mann von der Gesellschaft vor zum Kunz und sprach: So du uns aufspielen willst zum Tanze ist's uns recht, denn wir brauchen grade einen Fiedler; doch sage mir, welchen Lohn verlangst du dafür?

Was Ihr wollt, mögt Ihr mir geben! entgegnete der Kunz. Zuförderst bitt ich um ein Nachtherberg.

Nun begann der Spielmann gar schön zu spielen und die Anderen tanzten, daß es eine wahre Freude war, mehrere Stunden lang; dann standen sie plötzlich stille und flüsterten sich zu: Nun ist's Zeit, daß wir gehen!

Da trat der Alte wieder vor und sprach: Lege dich ruhig hin in's Schloß und schlafe, morgen früh wirst du deinen Lohn finden!

Der Kunz that wie ihm geheißen wurde, und legte sich zur Ruhe! Lange mochte er schon geschlafen haben, als ihn ein derber Schlag auf den Rücken aufweckte! Der Spielmann rieb sich die Augen, stand auf und da ihn der Schlag gar sehr schmerzte, und er mit der Hand über den Rücken fuhr, so blieb er versteinert stehen, denn sein Buckel war verschwunden. Erst wußte er sich gar nicht zu fassen, dann aber ging er hinunter in den Hof, um sich zu bedanken, aber das Schloß war öde und verlassen; von dem Glanze und der Pracht der vorhergehenden Nacht war nirgend mehr etwas zu sehen, und als den Kunz nun der Hunger anfing zu plagen, griff er in die Tasche nach einem Butterbrod, das er mit auf Reisen genommen.

Wie er mit der Hand in die Tasche fühlte, da ward es dem Kunz gar sonderbar, denn die Tasche steckte voller Goldstücke, wohl an die tausend Stück!

So ward der Spielmann gar froh und guter Dinge und rief laut: Wer Ihr auch sein mögt, Ihr unbekannten Herren und Damen, ich sag' Euch tausend Dank'. Dann ging der Kunz vergnügt und eiligen Schrittes in die Heimath zurück, die er sobald wiederzusehen nicht gehofft hatte.

Wie er nun ohne Buckel zurück kam in das Städtchen, liefen alle herbei, das Wunder zu sehen, wie der Kunz über Nacht seinen Buckel verloren hatte und ganz schlank gewachsen vor ihnen stand, und er erzählte treuherzig und einfach die ganze Geschichte, wie's ihm ergangen, Wort für Wort! Wie er nun das Gold zeigte, da warf ihm manche Dirne zärtliche Blicke zu, aber der Kunz schritt gradezu auf des Müllers Haus zu, stellte sich vor den Müller hin, warf Alles Gold auf den Tisch und sprach:

Herr Müller, ich halt' Euch beim Worte! Hier ist Gold so schwer als mein Buckel und noch schwerer, also gebt mir Eure Tochter!

Dem Müller vergingen beim Anblicke so vieler Goldstücke alle Sinne, er fiel dem Kunz um den Hals, herzte und küßte ihn und nannte ihn einen „lieben Eidam" über den Anderen.

Nach wenigen Tagen heirathete der Kunz des Müllers Annchen und auf der Hochzeit ging's hoch her. Zum Tanze hatte man einen Spielmann aus der Nachbarschaft kommen lassen, der auch bucklig war und nebenbei ein gar böser Mann, dem Trunke ergeben! Wie der die Geschichte vom Kunz hörte, dachte er bei sich. Halt! das kann ich auch versuchen! und als nun der Tanz beendet war, da war der bucklige Hinz, so hieß er, ganz betrunken und wackelte hinaus, in der Hoffnung, das Zauberschloß zu erreichen und dort viel Geld zu verdienen, auch seinen Buckel los zu werden.

Der Hinz brummte vor sich hin:

Ich werd dem Herenpack Eins aufspielen, daß sie springen sollen bis an den Mond, und sie mir viel Geld schenken, damit ich gar nichts mehr zu thun brauche, als vom Morgen bis zum späten Abend im Wirthshaus zu liegen!

Da sprang ein kleines Zwerglein aus dem Graben auf und frug den Hinz: Wohin geht Ihr noch bei so später Nacht, buckliger Fiedler?

Ich will zum Herenschlosse! lallte der Fiedler;

I, das trifft sich gut! meinte das Zwerglein! Auch ich gehe dahin, und wenn Ihr mir folgen wollt, will ich Euch dahin geleiten!

Mit diesen Worten faßte der Zwerg den buckligen Hinz unterm Arm und die Beiden wackelten dem Herenschlosse zu!

Da ging's wieder lustig zu, wie damals als der Kunz hinkommen war! Der bucklige Hinz lehnte sich an die Mauer, und kratzte auf seiner Fiedel herum und die andern tanzten lange Zeit, bis es dem Hinz zu arg wurde! Da warf er die Geige hin und rief:

Ich hab's nun satt mit der Fiedel und lang genug aufgespielt! Nun gebt mir auch meinen Lohn!

Lege dich ruhig zu Bette! sprach das Zwerglein! Ueber Nacht bekömmst du sicher deinen Lohn!

Aha! dachte der Hinz, die Nacht geht's los! und legte sich ruhig auf's Ohr!

Plötzlich empfing der Fiedler einen derben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0435-1

L. Holster inv. Lith. Jnst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Der Specht und der Windhund.

(von Th. Colshorn.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0436-6
DFG

Schlag auf den Rücken, dann noch einen und noch viele!

Schlagt nur immer zu, Ihr Galgenpack! dachte der Hinz, wenn ich nur meinen Buckel los werde und recht viel Geld bekomme! Aber zuletzt hielt er's nicht mehr aus, sprang unter argen Schmerzen auf und fuhr mit der Hand über den Rücken, aber der Buckel saß noch immer fest. Da ward's ihm zu arg, und ängstlich fuhr er mit der Hand in der Tasche, nachzusehen ob Gold darinnen säße! Aber die Taschen waren und blieben leer!

Da ward der Hinz gar wüthend und schrie und fluchte heftig, er wolle nicht eher von dannen gehen, bis er seinen Lohn empfangen!

Deinen Lohn sollst du haben! lachte von draußen eine Stimme und im Nu flog etwas durch das Fenster, dem Fiedler grade auf die Brust, daß er schier auf den Rücken fiel, und ihm etwas schwer auf der Brust saß.

Aha! dachte der Hinz, daß ist gewiß Gold! und fuhr mit beiden Händen nach dem Paket auf die Brust, aber das saß fest und war kein Gold, sondern noch ein richtiger Buckel, so daß der Hinz nun zeitlebens mit zwei Buckeln herum laufen mußte! Alles Fluchen und Schimpfen half nichts! Der Hinz hatte und behielt seine beiden Buckel und wurde noch obendrein von Allen Leuten verlacht und verspottet!

Der Specht und der Windhund.

Mündlich in Lübbernstedt von Theodor Colshorn.

Der Specht im Walde hatte sein Nest voll junger Spechte in einem hohlen Baume, und kein Specht konnte so schnarren und klopfen wie er. Eines Morgens, als er wieder den Schnabel brauchte, wozu er gut war, hörte der Fuchs ihn hacken, und weil der die Nacht nichts gefangen hatte und hungrig war, sagte er: „Dreibein, Radjer,*) giebst du mir deine Jungen nicht heraus, so säge ich den Baum um und fresse euch alle mit einander." Der Specht lachte, daß es nur so hallte, und rief: „Womit, womit?" „Mit meinem Schwanze," sagte der Fuchs, „bis Abend gebe ich dir Bedenkzeit." Damit ging der alte Schelm weg und legte sich in seine Höhle. Als der Specht weiter darüber nachdachte, wurde er traurig und hüpfte unruhig und kopfhängend von Zweig zu Zweig. Seine Angst bemerkte ein Windhund, der gerade des Weges kam, und fragte: „Dreibein, Radjer, was treibst du für Dinge?" „Ich bin traurig," sagte der Specht. „Das sehe ich," erwiderte der Windhund, „aber was hast du?" „Du kannst mir doch nicht aus der Noth helfen, und keiner kann es," antwortete der Specht; „der Fuchs will bis heute Abend meine Jungen haben, oder er sägt den Baum ab." „Und da könnte ich nicht gegen, alter Narr?" sagte der Windhund, „nur verlange ich, daß du mir drei Bedingungen gewährst: ich beiße den Fuchs todt, und du giebst mir satt zu essen, satt zu trinken und satt zu lachen." Wenn's weiter nichts ist, das sollst du haben, sobald du mir geholfen," antwortete der Specht und hackte wieder lustig darauf los, daß die Späne nur so umherflogen.

Zur Vesperzeit schon kam der Fuchs und verlangte die Jungen; der Specht streckte die spitze Zunge heraus und lachte und schnurrte, daß es durch den ganzen Wald dröhnte. Das war aber das Zeichen für den Windhund. „Also willst du nicht?" sagte der Fuchs, „dann ist es gut, dann weiß ich schon, was ich thue," nahm einen Stein, wetzte den Schwanz darauf, klappte diesen um den Baum, und lief rundum, rundum. Als er noch beim besten Sägen war, da sah er, wie der Windhund in gewaltigen Sätzen herbei kam; „ei du garstiger Verräther!" schalt er den Specht und hatte kaum noch so viel Zeit, in seinen Bau zu schlüpfen. Hier angekommen, fragte er, wie er immer zu thun pflegte, die Augen: „Was habt ihr so eben gemacht?" die Augen antworteten: „Wieder hier, wieder dort gesehen, bis wir den Eingang gefunden." „Ist gut," sagte der Fuchs und fragte die Beine: „Was habt ihr so eben gemacht?" Die Beine antworteten: „Wieder hier, wieder dort gelaufen bis ins Lager." „Ist gut," sagte der Fuchs, und fragte die Ruthe: „Was hast du so eben gemacht?" Die Ruthe antwortete: „Wieder hier, wieder dort angehackt, an Dorn und Busch, damit der Windhund dich fresse." „Ei, so warte, tückisches Ding, so wollte ich, daß der Windhund dich an der Wurzel abbisse!" sagte der Fuchs, ging den Bau zurück und steckte den Schwanz weit aus der Thür; und der Windhund, der vor der Oeffnung lag, zog den Schwanz mit allem, was

*) Dreibein, Radjar, d. h. Rademacher, sind Namen für den Specht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0438-7

daran hing, hervor und biß den alten Schelm zu Tode. Nun kam der Specht, der alles mit angesehen hatte, herzu und hackte ein Grab, der Windhund machte dem Fuchs was aufs Grab, das war sein Denkmal, und verlangte nun satt zu essen, satt zu trinken und satt zu lachen. „Warum dieses nicht?" antwortete der Specht; „erst also satt zu essen und dann satt zu trinken und dann satt zu lachen, daß ich's nur recht weiß."

Nun traf sich's zu, daß gerade ein Mädchen vorbei ging mit einem großen Topfe voll Essen, welches sie den Schnittern bringen sollte. Das war dem Specht schon recht; hurtig flog er hin, setzte sich der Magd vor die Füße und lief immer dicht vor ihr auf. Diese setzte den Topf hin, um den kecken Vogel zu greifen, und während sich die beiden von dem Topf entfernten, sprang der Windhund herbei und fraß ihn leer bis auf den Boden. Das war satt zu essen.

„Nun bin ich aber durstig für zehn Mann," sagte der Windhund, „nun schaffe mir satt zu trinken!" „Nur Geduld," sagte der Specht, „da kommt es schon." Und ein Bauer fuhr des Weges mit einer Tonne Bier auf dem Wagen, das er von der Stadt geholt hatte, zur Kindtaufe. Der Specht flugs hin und setzte sich auf die Tonne; der Bauer, welcher ihn bemerkte, schlug mit der Peitsche nach ihm, so daß der Specht auflog, sich aber immer wieder auf die Tonne setzte. Da ward der Bauer quat, und er zog die Runge aus und schlug damit so lange nach dem Specht, den er nicht traf, und auf das Faß, das er traf, und mit so gewaltigen Schlägen, daß das Bier durch den Wagen auf die Erde lief. Nachdem der Bauer ingrimmig sich entfernt hatte, sprang mein lieber Windhund herbei und schlappte nach Herzenslust. Das war satt zu trinken.

„Bisher hast du es gut gemacht," sagte der Windhund zum Specht, der vom nächsten Baume aus es sich betrachtet hatte, wie dem Windhund nach und nach der Balg schwoll, und für sich schon davon satt zu lachen gehabt hatte, „bisher hast du es gut gemacht, indeß wo bleibt das Lachen?" „Dort fährt es hin, mach' nur schnell, daß es uns nicht wegfährt!" antwortete der Specht; „folge du nur in deinem Leben dem Bauer, so viel du kannst, so wird dir's am Lachen nimmer fehlen;" und der Specht flog und der Windhund lief dem Bauern nach. Als sie auf den Hof kamen, sah der Specht, daß das Fenster offen stand, und das Essen in der Fensterbank, um sich abzukühlen; schnell flog er hin und spuckte in den Napf, aber nicht mit dem Schnabel. Als der Bauer das sah, schlich er auf den Hof, schlug das Fenster zu und schrie vor Freuden: „Nun hab' ich dich! nun hab' ich dich! nun sollst du mir nicht wieder entgehen!" und als er das kleine Loch bemerkte, welches im Fenster war, rief er schnell ein altes Mütterchen herbei, daß die sich fest mit dem Kopfe davor stelle; darauf sprang er in die Stube und jagte den Specht hin und her, auf und nieder und wollte ihn fangen oder tödten. Die alte Frau konnte freilich nicht viel hören, aber den Spectakel in der Stube hörte sie doch; sie drehte sich also um, und weil sie aus Gewohnheit den Mund immer sperrweit offen hielt, und jetzt erst recht, kam, als sie den Kopf wieder ans Fenster drückte, ihr Mund gerade vor das Fensterloch. Dem armen Radjer in der Stube ging's derweil aber schlecht: der halbe Schwanz war ihm schon ausgerissen, und als der Bauer wieder ihn eben fassen wollte, flog er in seiner Angst durch's Fensterloch der alten Hexe gerade in den Hals hinein. Die verkehrte die Augen nicht schlecht! Der Bauer, der alles sah, rief: „Thut's Maul zu und beißt ihm den Kopf ab!" als er aber bedachte, daß sie ja keine Zähne mehr habe, schrie er: „Haltet die Hand auf's Maul, bis ich komme!" Das that die Frau, und der Bauer nahm ein Klopfholz, eilte in den Hof und stellte sich dicht vor das alte Mütterchen. „Nun die Hand weg!" rief er ihr zu; „huttut!" rief der Specht und guckte aus dem Munde; „Spitzbube!" rief der Bauer und schlug mit dem Klopfholz; wen er aber nicht traf, das war der Specht, der saß schon wieder hinten im Halse, und wen er traf, daß das Blut floß, das war die alte Hexe. Und zum zweitenmal ging's gerade so; als aber der Specht zum drittenmal huttut rief, wurde der Bauer so wüthend, daß er blind zuschlug und der alten Frau den Schädel zerbrach wie ein altes Ei. Da flog der Specht nach Hause; der Windhund aber, der ihm schon beim zweitenmal zugerufen hatte: „Hör' doch nur auf, es ist ja genug!" hatte so satt zu lachen gekriegt, daß er wieder hungrig geworden war, und sprang hinter dem Spechte her. Und wenn er nachher einmal krank war, so dachte er an diese Geschichte und lachte sich immer wieder gesund, bis zuletzt, da hat er nicht gelacht. Doch das ist eine Geschichte für sich.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0439-7

J. Fay inv.

Lith. Inst. v Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die himlische Rose.

(Sage von L. Bechstein.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0440-8
DFG

Die himmlische Rose.

Fränkische Geschichtssage von **Ludwig Bechstein.**

Zu den Zeiten, als der dreißigjährige Krieg durch die deutschen Lande wüthete, ging es allüberall gar schlimm her mit Raub und Plünderung, Brand und Blutvergießen; niemand war recht seiner Habe, noch seines Lebens sicher, denn es war ein ewiges Hin- und Herziehen der Heere, und das Kriegsvolk kannte sich nicht aus vor Ungestüm und Wildheit, denn es ging ihm selbst manchmal gar knapp und erbärmlich schlecht, fehlte nicht selten an Futter für Menschen und Vieh, und durfte mancher tapfere Soldat, der früher auf Federbetten geschlafen hatte, dem Himmel danken, wenn er nur seine Lagerstatt mit trockenem Heu oder Stroh überdecken konnte, und nicht auf Mist oder harter nackter Diele schlafen mußte, und doch geschah dies bisweilen selbst manchem Officier, der die Welt mit seinem Kriegsruhme erfüllte.

Ein solcher Held war Reinhold von Rosen, häufig auch kurzweg blos Rosa genannt, von Geburt ein Liefländer, der beim Kriegsheere des tapferen Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar als Feldobrist stand, und einer von dessen vertrauten Lieblingen war, die den Generalstab des Herzogs bildeten, der noch aus dem Grafen Johann von Nassau, dem Rheingrafen Johann Philipp, dem Generalmajor von Taupadell und anderen wackern Führern bestand.

Reinhold von Rosen wohnte der Belagerung von Rheinfelden bei, streifte von da mit Taupadell bis Villingen am Schwarzwald, half dann Rheinfelden einnehmen, zog hierauf mit anderen Kampfgenossen gegen Schwaben und Würtemberg, unterwarf die Schwarzwaldthäler und die des Breisgaues, drang bis zu den Donauquellen hinauf, und belagerte Hohenzollern. Später nahm derselbe Mann Theil an der Belagerung und Eroberung Breisachs, schloß im März 1639 die Stadt Than ein, schlug bei St. Diez ein Regiment Lothringisches Fußvolk in die Flucht und nahm einem anderen Reiter-Regimente 3 Standarten und 250 Pferde ab. Er eroberte Than, kämpfte tapfer im Elsaß unter seinem Herrn, dem Herzog, ebenso in Hochburgau, und als der Herzog zu Höningen am 3. Juli 1639 schwer erkrankte, war es zunächst Rosen, nebst den Führern Erlach und Ehm, die Herzog Bernhard zu sich berief, sie zu treuem Zusammenhalten nach seinem Tode, den er bereits ahnete, ermahnte, und ihnen die Fortführung des Krieges angelegentlich an das Herz legte, ja ihnen, nächst dem Grafen von Nassau, seine Armee gleichsam übergab.

Am 8. Juli starb der Herzog, und gleich nach seinem Tode brach mannichfacher Zwist unter den Leitern und Häuptern seiner Armee aus, der zu Spaltung und Trennung führte.

Zehn Weimarische Regimenter blieben dem Günstlinge ihres Herzogs, Rosen treu, und dieser führte sie unter die Fahnen Schwedens, und den Kaiserlichen entgegen, von denen eine Abtheilung unter der Anführung des Generals Gilli de Hasi, im Frankenlande zwischen dem Thüringerwalde und Würzburg schrecklich hauste. Rosen, jetzt mit dem Range eines Generalmajors bekleidet, hauste mit seinem Volke wenig besser, und den Bewohnern der übel geplagten Länder konnte es ganz einerlei sein, ob ein Heer, das sie über-

zog, ein feindliches oder ein befreundetes war, denn die Bedrängniß und die Schrecknisse waren all' überein, und Freund wie Feind führten sich oft so auf, daß es der Teufel selbst nicht schlimmer hätte machen können.

Da lag ein uralt Städtlein, Münnerstadt geheißen, an der Heerstraße zwischen Würzburg und Meiningen, Schweinfurt und Kissingen, rings doppelt ummauert und mit Thürmen, Zinnen und Schießscharten gar wohl versehen, doch ziemlich tief, im Thalgrunde der fränkischen Saale, und zieht die Straße südwärts einen sehr steilen Berg empor, welcher der Karlsberg heißt.

Auf dieses Städtleins Eroberung hatte es der Generalmajor von Rosen abgesehen, um damit dem Feind zu schaden, denn ein großer Theil der Einwohnerschaft war noch katholisch, und das Städtlein gehörte zum Bisthum Würzburg.

Rosen ließ auf dem Karlsberge eine Batterie auffahren, und Münnerstadt einen ganzen Tag lang beschießen, so daß es nur so Kanonenkugeln regnete, und die Kartätschen den Leuten beinahe, statt der Klöse, in die Schüsseln fielen. Geschah mächtiger Schaden an allen Gebäuden, doch blieben Menschenleben so ziemlich unversehrt.

Nun bestand seit lange zu Münnerstadt eine Bruderschaft frommer Betbrüder, die sich zum heiligen Rosenkranze nannte, und zu ihrer Schutzpatronin die allerseligste Jungfrau Maria, als eine Helferin in allen Nöthen, erkoren hatte. Auf diese himmlische Helferin setzte jetzt die Münnerstadter Rosenkranz-Bruderschaft ihr ganzes, volles Vertrauen, und stellte im Vereine mit noch vielen anderen Einwohnern der hart bedrängten Stadt einen Bittgang an, und flehten zu ihrer Schutzpatronin, daß sie doch gnädiglich das Städtlein beschirmen, und nicht in des Feindes Hände fallen lassen wolle.

Ueber dem Thore gegen Süden mit seinem hohen und starken Thurme aber krachte es fort und fort, und war des Schießens kein Ende, und ein heller Haufen Kriegsvolk stürmte jetzt vom Karlsberge herab mit Sturmleitern und Pechkränzen, und wollte das arme Städtlein, weil sich's noch immer nicht ergab, und kein weißes Fähnlein aufsteckte, sondern immer noch gut bischöflich die rothe und weiße Frankenfahne vom Thurme wehen ließ, berennen und mit Feuer anstoßen.

Aber siehe da — plötzlich erschien von Engeln umgeben, die Himmelskönigin in ihrer Glorie, im langen weißen Gewande, von himmelblauem Mantel umwallt, schwebend über den Mauerzinnen, und vor ihrer hehren Erscheinung sank jede feindliche Kugel nieder; keine traf mehr die Mauern oder flog über dieselben in die Stadt, und nach kurzer Zeit verstummten auch die Geschütze auf dem Karlsberge.

Der Soldatenhaufe, der das Städtlein berennen wollte, wich erschrocken zurück und wagte keinen Angriff, denn es bannte eine überirdische Gewalt ihn hinweg von dem Thore und von den Mauern, und lähmte ihnen den Arm, die Sturmleitern anzulegen und die brennenden Pechkränze zu schleudern, ja die Flammen derselben, die schon entzündet waren, erloschen von selbst wieder.

Am andern Tage war meilenweit und meilenbreit rund um Münnerstadt kein Feind mehr zu sehen noch zu hören. Rosen hatte die Belagerung aufgehoben und war mit seinem Volke in das Werrathal gezogen, allwo er gegen den kaiserlichen General-Feldwachtmeister Gilli de Hasi stritt, der mit Feuer und Schwert die gefürstete Grafschaft Henneberg verwüstete.

Die Dankbarkeit der Einwohner des Städtleins Münnerstadt für das gnadenreiche Wunder, das die heilige Jungfrau gethan, kannte keine Grenzen. Ein Dankfest wurde zunächst angeordnet, das für ewige Zeiten bestehen und stets am Tage Mariä Geburt mit hochfeierlichem Gottesdienst und festlicher Procession begangen werden sollte. Während der Procession sollten alle Thore der Stadt verschlossen, und Niemanden der Ein- oder Ausgang verstattet werden. Die Rosenkranz-Bruderschaft nahm das Bild der heiligen Jungfrau, wie sie schirmend über den gethürmten Mauerzinnen der Stadt in ihrer himmlischen Glorie schwebt, in ihr Siegel auf, und siegelt damit noch heute, da sie noch immerdar besteht.

In der herrlichen gothischen, mit trefflichen alten Glasmalereien in den Chorfenstern geschmückten Pfarrkirche wurde neben dem Frauenaltare ein sehr schönes Marienbild mit dem Christuskind aufgerichtet, und wurden daneben einige Gedenktafeln angebracht, und in deren Mitte zwei Kanonenkugeln, um noch die späte Nachwelt daran zu erinnern, welches hohe Wunder die erhabene Schutzpatronin der Bruderschaft zum heiligen Rosenkranze übte, und wie sie in schwerer Kriegsnoth das Städtlein beschützte, behütete und befreite.

Auf die Gedenktafeln ließ der Weihbischof von Würzburg, Dr. Johann Melchior Sölner, ein gelahrter und frommer Herr, den der Fürst-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0443-5

bischof Johann Philipp von Schönborn zu dieser Würde erhoben, in deutschen und lateinischen Reimen das Ereigniß verewigen, wodurch es geschah, daß auch der Name des feindlichen Heerführers mit genannt ward, und es dürfte wohl kaum aus jener schrecklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges zum zweitenmale der Name eines schwedischen Generals in einer katholischen Kirche der Nachwelt aufbewahrt worden sein.

Der Dichter der lateinischen Denkverse, jedenfalls der genannte Weihbischof selbst, spielt gar anmuthig mit dem Namen des Feindes, dem heiligen Rosenkranze, und der himmlischen Rose, wie in alten ascetischen Anrufungen die heilige Jungfrau Maria gar oft genannt wird, und lauten seine Verse in annähernder deutscher Uebertragung:

Hier wich Rose bestürzt; die gesegnete Rose des Himmels
Trat mit jungfräulichem Fuß siegend der Schlange das Haupt.
Und es streueten Rosen vom Himmel die Schaaren der Engel;
Fliehe, Rose, den Ort, den Sie — die Siegerin — schirmt!
So von der himmlischen Rose besiegt ward der irdische Rose,
Wurde durch frommes Erfleh'n Stolzen der Nacken gebeugt.
Und so blüht nun ihr Rosen, im Rosenkranze vereinigt,
Denn die Rose der Rosen scheucht' uns die grause Gefahr.

Flos und Blankflos.

Volksmärchen, erzählt von **Ellen.**

Es waren einmal vor langer, langer Zeit zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Flos und Blankflos hießen, das ist zu Deutsch Blume und Weißblümchen.

Flos war der Sohn eines ungläubigen Königs in Spanien, Fenis geheißen, und die Königin, seine Gemahlin, war auch noch Heidin. Der König Fenis war auf eine Zeit mit Heeresmacht über See in die Christenheit gezogen, wo er Burgen und Städte brach und zerstörte, Klöster und Gotteshäuser beraubte und in Asche legte und auf dreißig Meilen weit von der See das ganze Land verheerte. Auf diesem Kriegeszuge war ihm auch eine christliche Gräfin in die Hände gefallen, die mit ihrem Ehgemahl nach St. Jacob von Compostella hatte wallfahrten wollen. Der Graf hatte sich ritterlich vertheidigt und war getödtet, aber die Gräfin wurde gefangen und zu Schiff mit nach Spanien geführt, wo Fenis sie seiner Frau als Dienerin schenkte.

Die Königin war darüber sehr vergnügt, denn sie hatte den König schon oft um eine christliche Dienerin gebeten. Sie nahm die arme Gräfin zu sich in ihre Kammer und gab ihr Urlaub, ihren christlichen Glauben zu halten. Da diente sie der Königin früh und spät sehr getreulich, lehrte sie Französisch und schickte sich so in alle Dinge, daß sie am ganzen Hofe sehr geliebt ward. Und mit der Königin verkehrte die gefangene Gräfin wie mit einer guten Freundin.

Da geschah es bald darnach auf Palmsonntag, daß die Königin eines schönen Knaben genas, den nannten die heidnischen Meister Flos, das ist Blume, weil es in der Blumenzeit war. Und auf denselbigen Tag genas die gefangene Gräfin einer Tochter, welche sie selber taufte, und gab ihr den Namen Blankflos, das ist Weißblümchen. Sie weinte aber bitterlich bei der einsamen Taufe, denn sie gedachte ihres lieben Ehgemahls, der auf der Pilgerfahrt grausam erschlagen war und sich nun des allerliebsten Töchterchens nicht erfreuen konnte.

König Fenis war aber sehr froh, daß ihm ein Sohn und Erbe geboren war, stellte große Festlichkeiten an und gab der Christenfrau auf, den Sohn zu pflegen und fein zu warten. Daneben gab er ihr eine heidnische Amme.

Die Gräfin hatte also zweier Kinder zu pflegen und behandelte sie sehr gut und hatte beide so lieb, daß sie kaum wußte, welches ihr das liebste war, des Königs Sohn oder ihre Tochter.

Wie nun beide Kinder allzeit beisammen und beide gar gut waren, gewannen sie sich sehr lieb, wie Bruder und Schwester sich lieb haben sollen. Und ehe sie fünf Jahre alt waren, hingen sie so aneinander, daß Keines ohne das Andere sein mochte.

So wuchsen sie auf und als sie zu sieben Jahren gekommen waren, sah man weit und breit in allen Landen keine Kinder, die so schön

O. Arnz Inv.

Lith. Inst. v. Arnz & C.ie in Düsseldorf.

Flos und Blankflos.

(Märchen von Ellen.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0444-1
DFG

bischof Johann Philipp von Schönborn zu dieser Würde erhoben, in deutschen und lateinischen Reimen das Ereigniß verewigen, wodurch es geschah, daß auch der Name des feindlichen Heerführers mit genannt ward, und es dürfte wohl kaum aus jener schrecklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges zum zweitenmale der Name eines schwedischen Generals in einer katholischen Kirche der Nachwelt aufbewahrt worden sein.

Der Dichter der lateinischen Denkverse, jedenfalls der genannte Weihbischof selbst, spielt gar anmuthig mit dem Namen des Feindes, dem heiligen Rosenkranze, und der himmlischen Rose, wie in alten ascetischen Anrufungen die heilige Jungfrau Maria gar oft genannt wird, und lauten seine Verse in annähernder deutscher Uebertragung:

Hier wich Rose bestürzt; die gesegnete Rose des Himmels
Trat mit jungfräulichem Fuß siegend der Schlange das Haupt.
Und es streueten Rosen vom Himmel die Schaaren der Engel;
Fliehe, Rose, den Ort, den Sie — die Siegerin — schirmt!
So von der himmlischen Rose besiegt ward der irdische Rose,
Wurde durch frommes Erfleh'n Stolzen der Nacken gebeugt.
Und so blüht nun ihr Rosen, im Rosenkranze vereinigt,
Denn die Rose der Rosen scheucht' uns die grause Gefahr.

Flos und Blankflos.

Volksmärchen, erzählt von **Ellen.**

Es waren einmal vor langer, langer Zeit zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Flos und Blankflos hießen, das ist zu Deutsch Blume und Weißblümchen.

Flos war der Sohn eines ungläubigen Königs in Spanien, Fenis geheißen, und die Königin, seine Gemahlin, war auch noch Heidin. Der König Fenis war auf eine Zeit mit Heeresmacht über See in die Christenheit gezogen, wo er Burgen und Städte brach und zerstörte, Klöster und Gotteshäuser beraubte und in Asche legte und auf dreißig Meilen weit von der See das ganze Land verheerte. Auf diesem Kriegeszuge war ihm auch eine christliche Gräfin in die Hände gefallen, die mit ihrem Ehgemahl nach St. Jacob von Compostella hatte wallfahrten wollen. Der Graf hatte sich ritterlich vertheidigt und war getödtet, aber die Gräfin wurde gefangen und zu Schiff mit nach Spanien geführt, wo Fenis sie seiner Frau als Dienerin schenkte.

Die Königin war darüber sehr vergnügt, denn sie hatte den König schon oft um eine christliche Dienerin gebeten. Sie nahm die arme Gräfin zu sich in ihre Kammer und gab ihr Urlaub, ihren christlichen Glauben zu halten. Da diente sie der Königin früh und spät sehr getreulich, lehrte sie Französisch und schickte sich so in alle Dinge, daß sie am ganzen Hofe sehr geliebt ward. Und mit der Königin verkehrte die gefangene Gräfin wie mit einer guten Freundin.

Da geschah es bald darnach auf Palmsonntag, daß die Königin eines schönen Knaben genas, den nannten die heidnischen Meister Flos, das ist Blume, weil es in der Blumenzeit war. Und auf denselbigen Tag genas die gefangene Gräfin einer Tochter, welche sie selber taufte, und gab ihr den Namen Blankflos, das ist Weißblümchen. Sie weinte aber bitterlich bei der einsamen Taufe, denn sie gedachte ihres lieben Ehgemahls, der auf der Pilgerfahrt grausam erschlagen war und sich nun des allerliebsten Töchterchens nicht erfreuen konnte.

König Fenis war aber sehr froh, daß ihm ein Sohn und Erbe geboren war, stellte große Festlichkeiten an und gab der Christenfrau auf, den Sohn zu pflegen und fein zu warten. Daneben gab er ihr eine heidnische Amme.

Die Gräfin hatte also zweier Kinder zu pflegen und behandelte sie sehr gut und hatte beide so lieb, daß sie kaum wußte, welches ihr das liebste war, des Königs Sohn oder ihre Tochter.

Wie nun beide Kinder allzeit beisammen und beide gar gut waren, gewannen sie sich sehr lieb, wie Bruder und Schwester sich lieb haben sollen. Und ehe sie fünf Jahre alt waren, hingen sie so aneinander, daß Keines ohne das Andere sein mochte.

So wuchsen sie auf und als sie zu sieben Jahren gekommen waren, sah man weit und breit in allen Landen keine Kinder, die so schön

und so hübsch in allen ihren Gebärden gewesen wären. Da erachtete es König Fenis an der Zeit, daß Flos etwas Tüchtiges lerne und er sagte ihm, er wolle ihn in eine Schule thun, Königskinder müßten es nicht bloß in Kleidern und kostbaren Spielereien andern Kindern zuvorthun, sondern auch in Zucht, Sitten und allerlei nützlichen Kenntnissen.

Da betrübte sich Flos sehr, weinte jämmerlich, wie Kinder thun, und sagte zu seinem Vater, er könne nichts lernen, noch irgend ein Ding in seinen Sinn nehmen, wenn nicht Blankflos bei ihm bleibe und mit ihm lerne. Das war König Fenis wohl zufrieden, denn er hoffte, daß Flos dann um so fleißiger sein würde, und gab dem Meister Gaidon, der ein berühmter Lehrer war, beide Kinder in Unterricht.

Wie Flos und Blankflos vom Meister Gaidon nun wohl unterwiesen wurden, so machten sie auch gute Fortschritte und lernten Lesen, Schreiben und Latein sprechen, so daß sie sich oft kleine Briefchen in lateinischer Sprache schrieben, die keiner von den Dienern oder den andern Kindern verstand. So wuchsen Beide in großer Liebe zu einander auf und waren allezeit beisammen, daß man sie scherzweise die Unzertrennlichen nannte.

Auch König Fenis bemerkte das wohl, aber er war ungehalten, denn er besorgte, diese junge Liebe könne bei Flos überhand nehmen. Also beschloß er und sagte es der Königin, er wolle die kleine Blankflos tödten lassen, damit Flos sie vergessen und hernachmals seine Liebe einer hochgeborenen Königstochter zuwenden möge. So grausam war dieser Heide.

Aber die Königin bedachte ihres Söhnchens große Liebe zu Blankflos und rieth dem Könige die Blutthat ab, damit Flos nicht vor Schmerz und Verzweiflung sterben möge. Also wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß sie den Meister Gaidon als Abgesandten an einen anderen Hof gebrauchten, so daß die Lehrstunden bei ihm ein Ende hatten. Flos aber sollte nun nach Montorio gebracht werden, wo für allerlei feine Knaben und Mägdlein eine ausgezeichnete Schule war, allwo viel Gutes gelehrt wurde und wo man glaubte, daß Flos leichtlich seine Liebe zu Blankflos vergessen würde.

Dem war aber nicht so. Denn als Flos hörte, daß er gen Montorio abreisen solle, fragte er, ob Blankflos mit ihm reise? Fenis antwortete, der Blankflos Mutter wäre krank und da müßte sie bei ihrer Mutter bleiben, sie zu pflegen. So hatten sie verabredet, aber als Flos es vernahm, ward ihm außermaßen leidig zu Muthe und beklagte sich sehr und sagte, er könne ohne Blankflos nicht sein noch leben.

Da versprachen ihm seine Eltern, um seiner großen Ungebärdigkeit Herr zu werden, sie wollten ihm Blankflos in einigen Tagen nachschicken. Es war ihnen aber nicht so gemeint, sondern sie hofften, er würde sie inzwischen vergessen. So wurde Flos ruhiger, nahm zärtlich von Blankflos Urlaub und umarmte sie in Gegenwart seines Vaters in ihrer Mutter Krankenzimmer inbrünstig und küßte sie.

Das verdroß Fenis sehr und eilig und wohl ausgerüstet sandte er seinen Sohn nach Montorio auf die Schule, wo er von dem Herzoge Joras, dessen Frau Sante und Tochter Sibylla wohl empfangen ward. Und war Alles gar herrlich dort und viel gute Gesellschaft, er gedachte aber allezeit seiner auserkorenen Blankflos, so daß er oftmals tiefe Seufzer holte und sich sehr klagte. Als aber vierzehn Tage in's Land gegangen waren und Blankflos nicht kam, ward er noch viel traurriger, vermeinte sie wäre todt, konnte nicht essen, trinken noch schlafen und ward ernstlich krank.

Sein Kämmerling verfehlte nicht, solches alsbald dem Könige Fenis zu berichten, der voll Unmuths ward und zu der Königin sagte: Nun weiß ich keinen Rath mehr mit Flos, aber das weiß ich wohl, Blankflos zwingt unser Kind mit Zauberei zu ihrer Liebe, daß er bei Niemand als bei ihr zu sein begehret. Darum soll man sie gleich holen und tödten, daß er sie dennoch vergessen muß.

Aber die Königin widersetzte sich und sprach: Herr, das ist unweislich gesagt, daß Blankflos unser Kind verzaubert habe, denn sie liebt ihn auch außermaßen und ist elend krank wie er, voll Seufzer und großem Kummer, seit wir ihn gen Montorio geschickt haben. Auch wäre es Sünd' und Schande, solch ein Kind zu tödten ohne Urtheil und Recht. Besser lasset sie weit wegführen und im Hafen verkaufen, so wird gar bald nicht mehr hier zu Lande Rede von ihr sein.

Das gefiel dem Könige. Er beschied zwei reiche Kaufleute zu sich, welche nach Nicäa fahren wollten, übergab ihnen Blankflos und sagte, sie sollten sie dort verkaufen.

Und das geschah. Die Kaufleute nahmen die schöne Blankflos, wie sehr sie sich auch sträubte und schrie, zu Schiff mit nach Nicäa und verkauften sie dort für einen großen Schatz, denn sie erhielten für Blankflos sechzig Pfund Gold, hundert Pfund Silber, hundert Laken Zindal, hundert rothe Mäntel,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0447-7

hundert gute Pferde, und dreihundert Vögel, als Falken, Habichte und Sperber, und einen goldenen Becher über alle Maßen köstlich, daß dergleichen nie mehr gesehen ward. Diesen Becher hatte Vulkan gefertigt und darauf abgebildet, wie Paris, der Sohn des Königs Priamos von Troja, die schöne Helena entführte, wie ihr Gemahl, König Menelaus, sie sehr erzürnt verfolgte und danach den ganzen Trojanischen Krieg mit all seinen merkwürdigen Abenteuern. Und auf dem Deckel des Bechers stand ein Vogel so wohl gebildet, daß er lebendig schien. In seinen Klauen hielt er einen Karfunkel von so schönem und lichtem Schein, daß er den dunkelsten Keller erhellet hätte. Als Troja zerstört war, hatte Aeneas diesen Becher von Vulkan zum Geschenk erhalten, schenkte ihn selbst aber hernachmals in der Lombardei Einem der Brüder seiner geliebten Lavinia.

Für so große Schätze war die arme Blankflos verkauft, wie es bei den heidnischen Völkern geht, und einzig um ihrer hohen Schönheit willen. Ein tugendliches Herz und treue Liebe können aber mit allen Schätzen der Welt nicht bezahlt werden.

Die Kaufleute, so Blankflos gekauft hatten, brachten sie sofort auf dem schnellsten Wege nach Babylon und stellten sie dem großen Admiral vor, der Babylon beherrschte. Dem gefiel das anmuthige Kind außermaßen und wägte sie vierzehnmal mit eitel Gold auf, als er sie kaufte.

Denn der Admiral hatte wohl erkannt, einmal an ihren Kleidern, dann an ihrer Schönheit und der Zartheit ihrer Gliedmaßen, endlich an ihren feinen Sitten, daß sie von einem hohen Geschlechte sein müsse. Darum nahm er sich in seinem Herzen vor, Blankflos, wenn sie erwachsen sein würde, zu seiner Ehefrau zu nehmen und zur Frau Admiralin zu machen auf Lebenszeit.

Er ließ sie also in seinen Frauenthurm bringen und befahl fünf und zwanzig Jungfrauen, sie zu trösten und aufzuheitern. So wurde allerlei Spiel und Kurzweil vor ihr aufgeführt, imgleichen erhielt sie viel kostbare Gewänder, Schleier und Kleinodien jeder Art, wonach sonst wohl ein Mädchenherz gelüsten mag, sie blieb aber voll Kümmerniß, hub zu seufzen und zu klagen an und sprach in ihrem großen Herzeleid: O mein Flos, wer hat uns geschieden? Nimmermehr kann noch will ich dein vergessen. Weiß ich doch, daß Du nicht minder zu dulden hast, als ich, Du liebst mich, wie Dich selbst und sie müssen uns Beide tödten, die uns dies gethan haben, denn nimmermehr mag ich froh werden ohne Dich, mein allerschönstes Lieb.

So jammerte sie in der Einsamkeit ihrer Kammer, mußte aber ihr Loos tragen, sie mochte wollen oder nicht.

Inzwischen war König Fenis doppelt fröhlich, einmal daß Blankflos so weit außer Landes war, sodann daß er so köstliche Schätze für sie erhandelt hatte. Voll Sorgen war aber die Königin, sprach auch viel mit ihrem Gemahl und fürchtete, ihr Kind würde sich zu Tode betrüben, wenn er komme und Blankflos nicht fände.

Da ließ der König ein köstlich Grab machen von Elfenbein, Marmorstein und Krystallen, und ließ einen köstlichen Sarg darauf stellen und auf dem Sarge waren in Gold zwei schöne Kinder gebildet, das eine dem Flos gleich und das andere, als wäre es seine geliebte Blankflos selbst. Und jedes trug eine köstliche Krone auf dem Haupte und in der Krone des Flos war ein Karfunkel eingesetzt, der des Nachts leuchtete als wäre es Tag. Und die Figuren waren so eingerichtet, daß, wenn der Wind wehte, die Kinder mit einander spielten, sich umhalsten und küßten. Hielt dann der Wind inne, so sahen sich die Kinder freundlich an und boten sich die Blumen an, die sie in den Händen hielten. Das Alles schien so natürlich, als wenn sie am Leben wären.

Ein prachtvolleres Grab ist wohl nie für eine wirklich gestorbene Jungfrau gemacht worden, denn man sah daran köstliche Steine, als Sapphire, Chalcedone, Amethiste, Topase, Türkise, Jaspisse, Chryselithe, Diamanten, Rubinen und Hyazinthe und waren alle gar schön geordnet und mit goldenen Buchstaben war darauf geschrieben:

In diesem Grabe liegt die schöne Jungfrau Blankflos, die den Jüngling Flos geliebt hat aus stetem Herzen.

Dazu gebot der König allen Leuten, daß sie bei Leibe nicht anders sagten, als daß Blankflos wirklich todt wäre.

So nun waren die Dinge geordnet, als Flos zurückkam, Vater und Mutter inniglich grüßte und nach seiner lieben Blankflos fragte. Niemand gab ihm rechte Antwort. Da lief er in die Kammer von ihrer Mutter und wollte von der Auskunft. Die sah aber elend und verweint aus und sagte: Flos, ich weiß es nicht, wo sie ist. Endlich war er sehr erzürnt, ging schreiend einher und rief: Treibt nicht euren Spott mit mir, sondern sagt mir, wo sie ist, denn es ist nun schon lange genug, daß ich sie nicht gesehen habe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0448-3

Da sagte der König Fenis zu ihm: lieber Sohn, Blankflos ist gestorben und begraben. Er verhoffte nun Gutes für Flos. Aber Flos wurde wechselweise roth und weiß, dann fiel er zur Erde, so daß man besorgte, er stürbe. Nach einiger Zeit kam er langsam wieder zu sich und sagte seiner Mutter: weiset mich hin, wo ihr sie begraben habt. Da nahm ihn seine Mutter bei der Hand und führte ihn an das kostbare Grab und war voll Reue.

Flos las die Worte, die an dem Grabe angeschrieben standen und es ergriff ihn ein so heftiger Schmerz, daß sein Antlitz sich verzerrte und er dreimal hintereinander bei dem Grabe in Ohnmacht fiel. Dann kniete er, wie er es von Blankflos gesehen hatte, am Grabe hin, faltete die Hände und sprach: O Blankflos, nun hast Du mich verlassen und mir den ersten Schmerz zugefügt in unserm Leben, der ist aber so groß, daß ich daran sterben muß. O meine Blankflos, warum hast Du mir das gethan? Wir waren doch auf einen Tag geboren und lebten allzeit zusammen und hatten dieselbe Lehre, sollten wir dann nicht auch auf einen Tag aus dieser Welt scheiden? Ach, warum bist Du so schnell fortgegangen, mein allerliebstes Lieb? O bitterer Tod, wie grausam nimmst Du mir meine Freundin, die mir zur Wonne gegeben ward! Warum säumest Du nun? Komm auch zu mir und nimm mir das Leben oder ich will es mir selber nehmen und so in das blühende Gefilde fahren, wo Blankflos Seele nun Blumen liest.

So klagte er. Dann nahm er aus seiner Tasche einen goldenen Griffel und sagte: Dieses ist Alles, was mir von Blankflos übrig ist! Diesen Griffel gab mir mein auserwähltes Lieb in der Stunde, da wir scheiden mußten, damit ich an sie und unsre Liebe dächte, wenn ich ihn ansähe. Nun bist Du allein mein Trost, Du sollst mir aus dieser Welt helfen, in der ich ohne Blankflos nicht leben mag.

Damit wollte er sich den Griffel in das Herz stoßen, aber seine Mutter, die dabei stand, bemerkte es und entwand den Griffel seiner Hand. Lieber Flos, sagte sie, wie bist Du so verzweifelt in Deiner Liebe, daß Du Dich selber tödten willst? Wenn Du so thust, so kommst Du nimmermehr zu Blankflos in ihr blumenreiches Gefilde, sondern mußt in großen Qualen und Schmerzen wohnen bei Pyramus und Thisbe, die es auch verwirkten, zu großen Martern verbannt zu werden. Nun suchen sie einander, um Trost zu finden, aber es ist in der Götter Rath bestimmt, daß sie nicht zusammenkommen und nie wieder sollen sie von Liebe Trost gewinnen. Darum gieb Dich zufrieden, liebes Kind, ich weiß wohl noch Künste, sie wieder lebendig zu machen.

Danach ging sie sehr verzagt zum Könige und sprach: Herr, erbarmt euch über euer Kind. Sehet hier den Griffel, mit dem er sich selbst getödtet hätte, wenn ich ihm den Griffel nicht schnell entrissen hätte. Ach, und er ist unser einziges Kind und nun zum Tode betrübt. Weh uns und unserm Lande, wenn er stürbe. Also sagt mir, Herr, was soll geschehen? Was bedünket euch das Beste, auf daß wir unser liebes Kind am Leben behalten?

So sage ihm, versetzte der König, er solle sich getrösten und fassen, denn seine geliebte Blankflos sei noch am Leben. Freundlich nahm die Königin den Sohn bei Seite und sprach: Weine nicht mehr, ich will dir die Wahrheit sagen von deinem Lieb: sie liegt nicht in dem Grabe. Siehe her, und damit schob sie den Deckel bei Seite, der goldene Sarg ist leer. Wir hatten so gethan, damit du deine Liebe zu dem Mädchen ledig würdest, denn sie ist Christin und keine Königstochter und nicht wohl passend zur Gemahlin für dich. Dein Vater wollte sie tödten, aber ich rettete ihr das Leben. Danach ließen wir sie für kostbare Schätze zu Nicäa verkaufen in ferne Lande. Aber sie lebt.

Flos hatte seinen Arm in den Sarg gestreckt und sich überzeugt, daß er leer sei. Da war er froh im Herzen, hub sein Antlitz empor, daß seine Augen leuchteten, und vermaß sich, daß er, ob er schon noch ein Knabe sei, nicht eher ruhen und rasten wolle, als bis er sein süßes Lieb gefunden hätte, und was er auch darum leiden müsse.

Alsobald trat er auch vor seinen Vater und sprach: König Fenis, mein Vater, gebt mir Urlaub, daß ich ausziehe, meine Blankflos zu suchen, denn ich will keine Rast noch Ruhe haben, bis ich sie finde. Da war der König sehr betrübt, verfluchte den Tag, da er Blankflos verkauft hatte, und machte Ausreden, Drohungen und Versprechungen, wie es ihm sein arglistiger Sinn eingab. Aber Flos nahm keine Einrede an, denn er war durch seinen großen Schmerz plötzlich fest geworden, wie nicht jeder Mann, und sprach: Gelieb' es euch, mein Vater, mir Urlaub zu geben, denn ohne Blankflos bleibe ich nicht im Leben.

Da mußte König Fenis einwilligen, versprach ihm auch viel königlich Geleit und was vonnöthen wäre. Aber Flos sprach: Mich dünkt am Besten, daß ich reise als ein Kaufmann, der kaufen und verkaufen will. Zwölf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0449-2

Maulthiere sollen vor mir hergehen, drei sollen kostbares Pelzwerk tragen, drei andere gemünztes Gold, zwei gute Kleider von Seide, Sammt und Scharlach, aber die übrigen vier Buntwerk in allerlei Farben. Und zu den Maulthieren gebt mir zwölf Treiber und gebt mir auch zwölf Schildknechte zu meinem Schutz und Einen von euren Truchsessen, und einen Kämmerling, der recht klug ist, und die zwei Kaufleute, die sie verkauft haben, denn die wissen am Besten, wo wir sie suchen müssen. Finde ich sie dann, so will ich euch Botschaft senden und fröhlich wieder heimkehren in dieses Land Spanien, das mir jetzt verhaßt ist.

Da war König Fenis zerknirscht und also außer sich, daß ihm die Augen voll Wasser standen, aber er bewilligte seinem Kinde Alles, und gab ihm auch noch einen Zelter, mit köstlichem Geschmeide gar reichlich geziert, und ein Paar goldene Sporen, die er ihm selbst anschnallte. Danach setzte sich Flos auf den Zelter und begann aufzubrechen, als ihn seine Mutter noch einmal zu sich rief, wie von Ahnung getrieben, daß sie ihn nie wiedersähe. Sie küßte ihn deshalb dreimal mit beklommenem Herzen und gab ihm einen goldenen Ring mit einem Zaubersteine, also daß, wer ihn am Finger trüge, getrost sein könne, denn weder reißendes Gethier, noch Feuer oder Wasser hätten Gewalt über ihn, weder Mann noch Waffe könne ihm an; auch so er etwas erbitte, möge man es ihm nicht leichtlich abschlagen.

Den Ring nahm Flos gern, steckte ihn an, dankte, verabschiedete sich nochmals und ritt davon. Aber es war ihm nicht sonderlich leicht zu Sinne, denn er war wechselweise voll Furcht und Hoffnung und nahm sich zuletzt vor, wenn er seine liebe Blankflos nicht fände, in die Einsamkeit zu ziehen und dort zu leben. Ohne Blankflos wollte er nicht nach Spanien zurückkehren.

So zog er des Wegs, den die Kaufleute mit Blankflos genommen hatten, und kam ohne sonderliche Fährlichkeiten und Abenteuer nach Nicäa, wo er bei reichen Leuten Herberge nahm.

Die tischten gar herrlich auf und wünschten, allerlei schickliche Kurzweil mit ihm zu haben, aber er gedachte nur an Blankflos, saß also gar traurig und einsilbig da, und wußte bei Tische nicht, ob er Brod oder Fleisch zu Munde geführt habe. Das bemerkte seine Wirthin wohl und sprach zu ihrem Manne, ich wette das sind keine Kaufleute, sondern sie reisen in anderen Absichten.

Werther Junker, begann sie sodann zu Flos, ich sehe, daß ihr meiner Küche wenig Ehre anthut und in schweren Gedanken dasitzet. Darin gleichet ihr, wie in eurem Wesen, Sitten, Gebärden, auch in Jahren und den Stoffen der Kleider, einer holden Jungfrau, die unlängst hier geherbergt wurde. Sie seufzte ohne Ende und das mit Recht, denn sie war in Sclaverei gebracht und sollte nach Bagdad und Babylon zu Markte geführt werden. Mir vertraute sie an, daß sie sich um einen Jüngling, Namens Flos, so sehr klage, sie selbst aber nannte sich Blankflos.

Als Flos den Namen hörte, überkam ihn ein freudiger Schreck und erschütterte ihm Leib und Seele der Art, daß er einen großen Becher Wein, der vor ihm stand, umstieß und der Wein über die feine Leinwand verschüttet wurde. Aber er erholte sich schnell und ließ aus seinem Vorrathe ein kostbares Goldgeschirr holen und sagte zu der Frau: Dieses Kleinod schenke ich euch für den Weinflecken in eurem Tischgedeck und weil ihr mir zuerst Nachricht gegeben habt von meiner lieben Blankflos, die ich suche. Nun will ich gen Babylon aufbrechen ohne Säumen, also lebt wohl und seid bedankt. Damit schieden sie in Freundschaft von einander und Flos miethete ein Schiff, um zunächst nach Bagdad zu fahren mit seinem Gut und seinem Gefolge.

Dahin kam er sonder Beschwer und ging wieder in die vornehmste Herberge der Stadt. Aber der Wirth bemerkte bald seine innerliche Betrübniß und um ihn zu zerstreuen erzählte er ihm: Es ist nicht lange Zeit her, so waren hier Kaufleute über Nacht, die eine so schöne Jungfrau bei sich führten, wie ich nie eine schönere gesehen. Die sprach fränkisch und spaniolisch, war euch in allen Dingen gar ähnlich, auch sonderlich voll Herzeleid und die mit ihr waren, nannten sie Blankflos.

Eilig fragte Flos: Wißt ihr nicht, wohin sie fahren wollten, als sie Bagdad verließen. Da sprach der Wirth: Junker, sie zogen gen Babylon. Darauf schenkte der erfreute Flos dem Wirthe einen Scharlachmantel und einen Goldbecher und sagte: Nehmt das, Herr Wirth, zum Dank für die Botschaft, denn Blankflos, von der ihr redet, ist es, die ich suche. Da bedankte sich der Wirth sehr freundlich und wünschte ihm gute Verrichtung.

So setzte sich der Zug wieder in Bewegung und bald kam man vor ein Wasser, Fire genannt, und auf der anderen Seite stand eine Stadt, Montfalis mit Namen. War aber keine Brücke über das Wasser Fire. Wer über-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0450-4

gesetzt sein wollte, stieß in ein Horn, das an einem Cypressenbaum hing. Dann kam der Fährmann.

Als nun auch Flos so gethan hatte und der Fährmann ihn und sein Gefolge übergesetzt hatte, frug Flos den Fährmann, ob er ihm zu Nacht bei sich in Montfalis Unterkommen verschaffen und ihm dann eine gute Herberge für sich und seine Pferde in Babylon anweisen könne? Der Fährmann, der ein freundlicher, redsprächiger Mann war, bejahte ihm das, nahm ihn mit in sein eigen Haus, und als sie nun Abends zusammen saßen, erzählte auch er Flos wieder, daß letzthin ein wunderschönes Mädchen übergefahren sei, dergleichen man nie etwas Lieblicheres gesehen habe, nnd die mit ihr waren, hätten sie Blankflos genannt.

Danach wurde Flos begierig, mehr zu erfahren, und der Fährmann sagte ihm: Junker, wie ich gehört, ist sie dem Admiral von Babylon verkauft worden, der der mächtigste aller Könige dieser Zeit ist und die kleine Blankflos bei sich in seinem Frauenthurm pflegen und erziehen läßt, damit sie hernachmals seine Gemahlin werden möge, wenn sie erwachsen ist. Das vernahm Flos halb mit Freude und halb mit Kummer, verhielt sich aber der Gefühle seines Herzens und schwieg stille, denn er befürchtete, in Lebensgefahr zu gerathen, wenn es ruchbar würde, daß er ausgegangen sei, um der schönen Blankflos willen.

Andern Morgens gab ihm der Fährmann einen Brief mit an einen Herbergswirth in Babylon, der sein guter Freund sei und Flos mit Rath und That in seinen Kaufmannsgeschäften zur Hand gehen werde. Er sagte: Ehe ihr nach Babylon kommt, findet ihr ein breites Wasser und eine Brücke darüber geschlagen, die dem Admiral gehört und ihm viel Zoll einträgt. Der aber auf der Brücke den Zoll empfängt, ist mein guter Freund. Zu dem gehet, er hat in der Stadt ein Haus zu herbergen und wird euch gut empfangen. Auf meinen Freund könnt ihr euch in allen Stücken getrost verlassen.

So geschah auch Alles und Flos hatte bei dem Zollmann, der Darios hieß, gute Herberge und manche gute Auskunft. Aber er wurde, wie er sich nun in der Stadt erging, und die große Macht des Admirals kennen lernte, von Tag zu Tag bekümmerter, denn er fand keinen Weg und kein Mittel, um von Blankflos ein Wörtchen zu erfahren, noch auch um ihr kund zu thun, daß er angekommen sei, um sie wieder heimzuführen. Zudem wußte er wohl, daß der Admiral um alle Schätze der Welt Blankflos nicht gutwillig herausgeben würde.

In dieser Noth und Herzensbeschwerniß setzte er sich eines Abends mit seinem Wirthe und dessen Hausfrau, die Licoris hieß, zur Abendmahlzeit hin und hatte vor sich den Becher stehen, welcher der Kaufsumme um seine liebe Blankflos beigegeben war, trank aber schier Wenig, holte aber manchen tiefen Seufzer aus seiner Brust. Da sprach Licoris zu ihrem Ehgemahl: Herr, laßt uns die Tafel aufheben. Diesen jungen Mann gelüstet nicht zu essen; er bedürfe mehr unseres Trostes.

Also hoben sie die Tafel auf und Darios sagte: Liebster Junker, macht uns offenbar, was eure Sorge ist und euch so sehr beschweret. Saget, was euch gebricht, ich will euch rathen, so gut ich vermag. Und die Wirthin sagte gleich dazu: Haltet mir meine Frage zu gut, junger Herr, aber sicherlich geht euch die schöne Blankflos auf dem Thurme an. Das erkenne ich an euren Sitten und Gebärden, an eurer Sprache und Kleidertracht. Sie war vierzehn Tage in unserm Hause voll schweren Kummers um einen Jüngling, den sie liebte und von dem sie gewaltsam getrennt ist. Aber der Admiral hat sie von den Handelsleuten erstanden und vierzehn Mal mit Gold aufgewogen. Nun erkenne ich, daß Eines sein muß, junger Herr, ihr seid ihr Geliebter oder ihr Bruder.

Das Alles bestürzte Flos so, daß er freudig und unter Thränen ausrief: ich bin ihr Geliebter, gute Frau. Nicht doch, sagte er dann, ich bin nicht ihr Geliebter, sondern ihr Bruder. Wir haben einen Vater und eine Mutter.

Also verwirrte er sich, daß Darios lächelnd aber ernsthaft zu ihm sprach: Euer Wort in Ehren, junger Freund, aber ihr widersprecht euch in einem Athem. Saget mir jetzt gründlich die Wahrheit, damit euch mein guter Rath helfe vor dem Zorne des Admirals, denn ihr könntet Thorheiten begehen. Danach sagte ihm Flos seine ganze Geschichte unter viel Seufzen und betheuerte, sterben zu müssen, wenn er Blankflos nicht befreien könne.

Ueber Alles das waren Darios und Licoris voll Schreck und Erstaunen und so sagte Darios: Junker, ihr spielt ein gewagtes Spiel, denn keine Macht der Welt kommt gegen die des Admirals, also daß mit Gewalt ganz sicher nichts auszurichten ist und mit List schwerlich. Dazu soll der Admiral eure liebe Blankflos lieb halten vor all den andern Jungfrauen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0451-9

und bewahrt sie in seinem Mädchenthurm, den ihr wohl schon gesehen habt, in festem Gewahrsam. Oben in dem Thurme sind vier Wohnungen übereinander und in der obersten wohnt Blankflos mit anderen Jungfrauen in prachtvollen Kammern. Die Thüren sind von Eibenholz, das nimmermehr fault noch im Feuer verbrennt, und die Fenster sind von wohlriechendem Myrrenholz. Schöne Gemälde und Goldlasur zieren die Wände und alles Geräth ist von seltenster Kostbarkeit. In dem Mittelpfeiler des Thurms springt lebendig klares Wasser hervor, der Pfeiler ist von Krystall und sendet das Wasser durch alle Kammern, bis es wieder in den Pfeiler läuft. Das ist Alles gar schön und der Admiral wohnt auch in der Nähe in prachtvollen Sälen und in dem einen Saale schläft er. Die Jungfrauen müssen ihn bedienen und wenn er Morgens aufsteht, bringt ihm eine das Wasser und eine reicht ihm das Handtuch. Der Thurmwächter aber ist außermaßen böse und erschlägt Jeden, der ohne guten Grund auf den Thurm losgehet. Dazu sind sechszehn sehr zornige Männer bestellt, die den Thurm bewachen und Tag und Nacht nicht schlafen.

Darüber seufzte der arme Flos tief auf, aber Darios fuhr fort zu sprechen: Der Admiral nimmt jedes Jahr eine andere Jungfrau zum Weibe und wenn das Jahr um ist, entbietet er all seine Könige und Herrn zu sich und dann muß ein Ritter der letzten Frau den Kopf abschlagen, weil es dem Admiral zu gering ist, daß sie hernach eines Anderen Frau werde. So haben seine Frauen große Ehre, aber frühen Tod, also daß Keine Frau Admiralin zu werden begehrt. Sie müssen aber dann Alle hinunter kommen in einen köstlichen Lustgarten, in dem der Admiral seine Großen um sich versammelt hat. Den Garten umgeben Mauern von Gold und Lasur, edle Bäume stehen darin, die allzeit Blumen und Früchte tragen, die schönsten, die man in der Welt finden mag. Dazu wächst dort Allerlei, so man denken kann, Ingwer, Kaneel, Weihrauch, Nägelein, Muskat und Muskatblumen und andere köstliche Specereien und von alle den Blumen ist der Geruch so labend und der Gesang der Vögel so entzückend, daß man dort im Paradiese zu sein vermeinet. Mitten in dem Garten ist ein Wunderbaum, der immer blüht, denn sobald eine Blume abgebrochen ist, sproßt alsbald eine neue. Unter den Baum stellt sich der Admiral und ruft alle Jungfrauen dorthin zu sich. Nun ist der Zauber aber also, daß eine von den rothen Blüthen des Baumes auf die Jungfrau fallen muß, die der Herr in seinem Herzen am Meisten liebt. Das wird nun gewiß einmal die schöne Blankflos sein. Wann auf sie die rothe Blüthe fällt, nimmt er sie für das Jahr zum Weibe und läßt sie mit Ehren krönen. Aber zu Ende des Jahres läßt er sie tödten.

Da sprang Flos auf und rief: So werde ich in den Lustgarten dringen zur Zeit der Bluthochzeit des Admirals und sagen, Blankflos ist mein, Keiner hat ein Recht auf sie, als ich. Danach werde ich sterben müssen, aber ich sterbe um sie und so schmerzt es mich nicht. Auch weiß ich, daß sie dann nicht lange mehr leben, sondern mir bald folgen wird. Dann ist ihre Seele bei der meinen im Paradiese und dort wird unsere Liebe nicht gestört werden.

Der Wirth bedachte sich darauf und sagte: Es wäre ein Jammer, wenn ihr um die Jungfrau das Leben verlieren solltet. Aber der Admiral hat jetzt Blankflos mit ihrer Freundin Claris zu seiner Morgenbedienung und liebt Blankflos in seinem Herzen. Da ist nun guter Rath schwer und noch schwerer, klüglich nach dem Rathe zu handeln. Da ihr aber Alles zu wagen gewillt und bereit scheint, rathe ich euch also. Gehet in euren besten Kleidern an den Thurm, als wolltet ihr ihn nach Höhe Breite und Tiefe messen. Tritt dann der Thurmwächter mit Zorn und Scheltworten zu euch, so sagt ihm gelassen und artig, so glimpflich, als ihr wohl könnet, der Thurm gefiele euch und ihr wolltet euch daheim in eurem Königreiche auch solch einen Thurm bauen lassen, aber noch reicher ausgestattet. Dann wird er eures Reichthums sich wundern und begehren, euch näher kennen zu lernen und bitten, daß ihr Schach mit ihm spielen möchtet. Thuet das getrost und spielt immer um hundert Bisanten, denn er treibt es gern hoch und scheuet auch das Geld nicht, wenn er hoffen mag zu gewinnen. Befleißet euch dann, zu gewinnen, aber gebt ihm sein Geld wieder und das eure dazu, das ihr dagegen gesetzt habt. Andern Tags spielt mit ihm um zweihundert Bisanten und den dritten um vierhundert, gewinnet stets, aber lasset ihm das Geld, gebt ihm eures dazu und erwerbt so seine Gunst. Bringet auch euren schönen Becher mit, daß er ihn siehet, setzt ihn aber nicht aufs Spiel, verkaufet ihm das Kleinod auch nicht, denn er böte wohl tausend Mark Goldes dafür. Ist er denn recht lüstern gemacht, so verehrt ihm den Becher zum freundschaftlichen Angedenken. Danach wird er euch dankbar sein und auf Vergeltung sinnen und zuletzt

euch Treue schwören, euer Mann zu sein geloben und Alles anrichten, womit er euch behülflich sein kann.

Der Rath gefiel Flos wohl und leuchtete ihm absonderlich ein, daß er auch alsbald danach that in allen Stücken. Und wie er ein feiner, verständiger Jüngling war, so vollbrachte er sein Werk mit dem Thurmwart meisterlich, gab viel Geld aus und ward danach gut Freund mit dem Alten. Als Flos ihm danach auch den Becher zum Geschenk bot, vergaß der Wächter die Dienstpflicht und Treue gegen den Admiral gänzlich, die Begierde nach dem Kleinod bezwang ihn also, daß er Flos Treue schwur als sein verpflichteter Mann und Alles versprach, was Flos von ihm begehren möchte.

Darauf machte ihm Flos getrost seine Absicht offenbar und sagte ihm, er wolle auf den Thurm zu der schönen Blankflos. Den Thurmwart gereuete danach wohl sein Gelübde, aber er hatte geschworen und so sprach er gar betrübt: O mein Herr, euer Reichthum und eure Freigebigkeit hat mich zu einem Thoren verblendet, denn unser beider Leben, sorg' ich, muß bald ein Ende haben. Aber kommt auf den dritten Tag von heute wieder zu mir, dann ist der erste Tag des Maien. Ich will alle die ersten und schönsten Rosen und andere Blumen suchen lassen und sie so in einem eigens geflochtenen Korbe zu einem Frühlingsgruße eurer schönen Blankflos senden lassen, daß ihr euch vorher habt unter den Blumen verbergen können und also mit hinaufgetragen werdet in ihre Kammer. Da mögt ihr sie sehen und sprechen und bei ihr bleiben, so lange es euch gefällt.

Darüber wurde Flos fröhlich, sie verabredeten noch Mancherlei und Flos ging wohlgemuth in seine Herberge zurück. Der Thurmwart aber ließ einen passenden Korb zierlich flechten und sendete Boten aus, alle schönsten Rosen und andere Blumen zu suchen, die man finden mochte.

Den ersten Maitag hatte Flos inzwischen kaum erwarten können. Als er aber endlich da war, ging er in rothem Purpur gekleidet zu dem Thurmwart, wie ihn dieser geheißen hatte, damit er zwischen den Rosen nicht leichtlich erkannt werden möge. Der Wächter nahm ihn in eine geheime Kammer, ließ ihn in den Korb steigen und setzte ihm ein rosenrothes Hütlein, mit Rosen besteckt, auf den Kopf und ordnete danach die Blumen so über ihn, daß man schier Nichts von einem Menschen zwischen den Rosen sah.

Dann rief er zwei starke Diener herbei und sprach: Nehmt diese Frühlingsblumen und traget sie hinauf in Blankflos Kammer, grüßet die Jungfrau von mir und saget, ich sende ihr die Blumen. Hernach kommt wieder her zu mir.

So thaten die Diener, aber unterwegs, wie sie die breite Treppe, die um den Thurm ging, hinaufstiegen, verwunderten sie sich nicht wenig und sagten, sie hätten nie so schwere Blumen getragen. Danach dann verfehlten sie Blankflos Thüre und kamen in Claris Kammer und sagten: Jungfrau Blankflos, dieses Geschenk sendet euch der Thurmwart zum Frühlingsgruße. Claris dankte, als wäre sie Blankflos, hieß die Knaben gehen und gedachte, Blankflos zu holen, um der Freundin das Geschenk zu übergeben. Sie nahm eine Blume mit, die ihr gefiel. Da vermeinte Flos, Blankflos sei ihm nahe und tauchte aus den Rosen hervor, darüber Claris sehr erschrack, so daß sie ausrief: Ach, was ist das, was ist das?

Da merkte Flos seinen Irrthum, bückte sich wieder in den Korb und bedeckte sich mit Laub und Blumen. Die andern Jungfrauen waren indeß herbeigelaufen und frugen, weshalb Claris so ängstlich schrie und was ihr wäre? Der kam es da aber noch glücklich in den Sinn, daß ihr Blankflos viel von einem Jünglinge Flos, den sie liebe, erzählt habe, der ihr sehr gleich sähe und in Spanien lebe. Der müsse jetzt hier in dem Korbe stecken, dachte sie, und sei für Blankflos unter den Blumen heraufgesendet. Darum sagte sie lachend zu den anderen Mädchen, es sei ihr aus den Blumen eine Biene ins Angesicht geflogen, worüber sie so erschrocken sei, daß sie habe schreien müssen. Nach dieser schnellen Ausrede, wie es denn an derlei klugen Fräuleins niemalen gebricht, gingen die Mädchen wieder fort und Claris schloß die Thüre hinter ihnen zu. Sie hatte aber noch eine Thür, die grade in Blankflos Kammer führte, durch die ging sie.

Blankflos saß aber da auf ihrem Lager in tiefen Gedanken und seufzte um ihren geliebten Flos. Da sprach Claris: gehe mit mir, liebe Freundin, ich will dir Blumen zeigen, daß ich gewiß bin, du hast nie schönere in deinem ganzen Leben gesehen, als diese Blumen sind.

Ach, versetzte Blankflos, liebe Claris, es gibt nur eine Blume, die mein Gemüth erfreuen könnte, aber die ist in Spanien und das ist Flos, mein allerliebster Freund. Ich habe in meinem Herzen eine solche Schwere, daß ich nach allen Blumen Babylons nicht frage,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0453-1

denn ich bin fern von meinem Lieb und mein Lieb von mir. Auch bedroht mich ein großes Unglück, denn der Admiral hatte vorbestimmt, daß ich dereinst seine Gemahlin werden soll. Aber ich schwöre dir, daß ich es nicht zugebe, es wäre eine Missethat an meinem geliebten Flos, und darum will ich lieber Ursache suchen, daß ich bald umgebracht werde, denn ich will lieber das Leben verlieren, als ungetreu werden dem Jüngling, den meine Seele liebt.

Claris sprach aber dagegen: Nun klage jetzt nicht mehr, sondern gehe mit mir, denn ich sage dir, so lieb dir ein Flos ist, so sicher werden dir diese Blumen gefallen. Da ging Blankflos mit ihr.

Flos aber hatte Alles mit angehört und als er unter den Blumen hervor seine liebe Blankflos auf den Korb zuschreiten sah, sprang er vergnügt und fröhlich aus seinem Versteck hervor, das rothe Hütchen mit Rosen auf dem Kopfe. Da erkannte ihn Blankflos und wechselte so die Farbe, daß sie zwischen all den Rosen recht wie ein Weißblümchen erschien. Als sie beide aber eine Weile stumm gewesen waren vor Liebe und allzugroßem Glücke, da fielen sie einander um den Hals und küßten sich zärtlich.

Blankflos aber nahm zuerst das Wort und sagte: Ja, liebe Claris, dies ist mein Flos, meine Blume aus Spanien, mein einzig Lieb, das Herz meiner Seele, mein Trost, meine Zuversicht.

Danach baten Flos und Blankflos die gute Claris, daß sie ihre Liebe nicht scheiden wolle und kundthun, denn dann wären sie des Todes. Claris aber sagte: Sorgt nicht, sondern seid glücklich, denn ich will Euch helfen, soviel ich vermag. Der Wein und die Gerichte, die sie für uns zwei Mädchen bringen, reicht aus für uns Drei, und so sollt ihr mich allzeit getreu finden.

Da dankten sie der guten Claris und gingen von ihr fort in Blankflos Kammer, setzten sich auf das kostbar gestickte Lager in großer Zärtlichkeit und sprachen viel mit einander von all den bösen Abenteuern, die sie um ihre Liebe und um ihre unglückliche Trennung erfahren hatten. O Lieb, sagte Flos, es fehlte nicht viel, so wäre ich gestorben, denn ich war in mancherlei Nöthen. Aber dieser Ring, den mir meine Mutter gegeben hat, da ich auszog, hat mich stets errettet. Und dabei erzählte er ihr, welche große Zauberkraft in dem Steine des Ringes läge. Blankflos sagte: Seit man dich gen Montorio gefahren hat, bin ich nimmer froh worden, sondern hab auf meiner Kammer und hernachmals auf der Reise und hier allzeit in Trübsal geschwebt und nur an dich denken können. So sprachen sie gar freundlich und zärtlich miteinander, recht wie gute Kinder.

Claris war indeß beflissen, jede Sorge für sie zu tragen, als wenn sie die Mutter von Beiden wäre, und war doch auch ein blutjung Mägdlein. Sie war aber eines alemannischen Herzogs Tochter und sehr verständig, wußte es darum zu machen, daß sie stets selbdrei aßen und tranken und keine Menschenseele von Flos Anwesenheit auf dem Thurme ein Wörtlein erfuhr.

So waren Flos und Blankflos recht glücklich und begehrten in der Welt nichts Anderes, als immer so beisammen zu sein. Aber es fügte sich nicht, sondern sie sollten hart geprüft werden. Denn des Morgens, als Claris erwachte, war es schon später, als gewöhnlich. Sie eilte, dem Admiral das Handtuch zu reichen, vermeinend, Blankflos habe ihm schon das Krystallbecken mit Wasser in seine Kammer getragen. Aber Flos war in einer Art von Alkoven, darin man ihm eine versteckte Schlafstelle bereitet hatte, früh wach geworden, hatte sich zu seiner Freundin auf den Bettrand gesetzt, um mit ihr zu plaudern, und da waren beide Hand in Hand wieder entschlummert. So hatte Blankflos die Stunde, in der sie ihrem Herrn das Krystallbecken zu bringen hatte, verschlafen. Als nun Claris zu ihm trat mit dem Handtuche, verwunderte sich der Admiral, daß Blankflos fehle und rief einen Kämmerling und sprach: Geh und sieh, wo Blankflos bleibt. Der lief hin und kam in ihre Kammer, die sehr hell war von den köstlichen Steinen, und sah da ein prächtiges Lager, auf dem Blankflos lag, während Flos an dem Bettrande knieend schlummerte. Er meinte aber, es wäre Claris gewesen, denn Flos hatte weder Bart noch Flaum in seinem Angesichte und von allen Jungfrauen im Thurm war keine nächst Blankflos so schön als Flos. Wie sie nun so gar lieblich dalagen, jammerte es den Kämmerling, sie wecken zu müssen, kehrte zu dem Admiral zurück und sagte, Blankflos und Claris lägen und schliefen so lieblich, daß er sie nicht habe wecken mögen. Nun war aber Claris bei dem Admiral und beide hörten den irrigen Bericht des Kämmerlings, aber mit sehr verschiedenen Gefühlen. Claris zitterte am ganzen Leibe, der Admiral aber entfärbte sich vor Zorn und rief: Langt mir mein Schwert, ich will doch sehen, wer diese Jungfrau Claris ist, denn meine Claris, die ich kenne, stehet hier.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0454-6

Damit schritt er gewaltigen Schrittes in Blankflos Kammer und hatte das große Stahlschwert geschwungen. Als er nun Flos knieend vor dem Bette, das Haupt in Blankflos Schooß gelegt, und also schlafend fand, wollte er dem schönen Knaben sofort das Haupt abschlagen.

War es aber nun die Kraft des Ringes, den Flos am Finger trug, oder die hohe Lieblichkeit der beiden Kinder, die da lagen, wie Bilder der schlafenden Unschuld, das erhobene Schwert sauste nicht nieder. Flos und Blankflos erwachten aber beide, erkannten, daß sie gefunden waren, und sprangen auf, sahen sich unter bitterlichen Thränen einander an und gedachten so zu sterben. Da rief der Admiral: Elender, wer bist du und wie mochtest du dich erkühnen, in meinen Thurm zu dringen? Dafür sollst du mit dem Tode büßen.

Flos erwiederte aber mit lautem Weinen: Gnade, Herr! Ich bin Flos, Königssohn von Spanien, und diese ist meine geliebteste Freundin von Jugend an, so daß niemals stetere Liebe gefunden ist, als die wir für einander empfinden. Da bat durch die Kraft des Ringes der Kämmerling, sein Herr wolle sie nicht ohne Urtheil und Recht hinrichten, sondern vor die Herrn und Großen des Reiches stellen, die sich bald versammeln würden, danach möge ihnen geschehen, wie sie verdient hätten.

Das bewilligte der Admiral, ließ sie aber mit straffen Seilen binden, daß sie nicht entsprängen.

Als nun alle die Könige, Herzoge, Grafen und Barone des Reiches in dem großen Kronsaale beisammen waren, ließ der Admiral Flos und Blankflos gebunden hereinbringen und trug mit zorniger Stimme die Klage vor und sprach zum Schluß: Nun, ihr Herrn, ist es an euch, über sie zu richten, daß es euch Ehre bringt.

Alle waren sofort einstimmig, daß sie den Tod verwirkt hätten, und einige sagten, laßt sie hängen, andere, laßt sie erwürgen, andere, laßt sie durch Pferde in Stücke zerreißen, andere, laßt sie verbrennen, andere, laßt sie mit Mühlsteinen um den Hals ertränken, — kurz, eines recht martervollen Todes sollten sie sterben. Da erhob sich ein König, Aliers geheißen, der sprach: Es ist ein Schimpf und eine Schande, daß hier vor dem Throne solches Durcheinanderschreien ist und Jeder ein anderes Urtheil findet. Wählet Einen der Herrn, daß er das Urtheil spreche. Da wir aber die Anklage gehört haben, so wäre es billig, daß wir auch die Verantwortung dieser Kinder hörten.

König Baisier von Arabien war dagegen, und rief: Wer auf dem Diebstahl ertappt wird, braucht nicht erst vor Gericht gestellt zu werden. Also verhänge man sofort martervolle Hinrichtung für Flos und Blankflos.

Diese Reden vernahmen die Kinder, denen man indeß die Bande abnahm, mit ruhigem Weinen und schauten sich dabei so zärtlichen Blickes an, daß allmählig viele der Herren voll Mitleid wurden. Da trat Flos vor und sprach: Herr Admiral, ich weiß wohl, daß ich vor euch verdient habe zu sterben und nun sterben muß. Aber so lasset Blankflos am Leben, denn die Schuld ist einzig mein und so büße ich sie auch mit Fug und Recht allein. Auf sie kommt kein Schatten meiner Schuld, denn gänzlich ohne ihr Wissen und Zuthun bin ich in den Thurm gekommen.

Aber Blankflos rief dagegen: Mit Nichten, mein Herr, die Schuld ist mein, denn wäre ich nicht in dem Thurme gewesen, so wäre mein Lieb nicht hineingekommen. Auch möchte es wohl eine Schande heißen, wenn ein Königssohn um mich sterben sollte, da ich nur die Tochter einer Dienerin bin.

Nein, Herr, rief Flos wieder, laßt mich sterben und gebt die unschuldige Blankflos frei.

Der Admiral sprach aber dazwischen: Ohne Zweifel sollt ihr alle Beide sterben und ich selber will euch erschlagen mit eigener Hand.

Damit zog er sein großes Schwert aus der Scheide und zuckte es nach ihnen. Blankflos sprang gleich herfür und bot ihren blendendweißen Hals dar. Flos weinte, das sehend, laut hinaus, sprang hinzu, zog sie zurück und rief: Es würde mir eine Schande sein, daß du, ein Mädchen, vor mir sterben solltest. Du sollst nicht vor mir sterben.

Damit streckte Flos seinen Hals hin und wollte den Todesstreich empfangen.

Aber Blankflos lief wieder hinzu, riß ihn am Kleide zurück und hielt ihren Hals wieder vor.

Und so trieben sie es lange und Jedes wollte zuerst sterben.

Da wurden Alle, die es ansahn, von Rührung und Mitleid ergriffen, also daß manche der stolzen Herrn weinten und der Admiral selbst das Schwert auf die Erde fallen ließ. Und so trat ein alter Herr, den sie immer nur den eisernen Herzog nannten, vor und sprach: Mich dünkt, es wäre am Besten und für unsern Herrn am Ehrenvollsten, daß er ihnen Beiden das Leben schenkte. Was möchte es ihm helfen, wenn er sie tödtete? Dazu sind Beide annoch Kinder. Wohl aber möchte es dem Herrn frommen, wenn er sie beide mit dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0455-2

Beding frei gäbe, daß Flos sagte, wie er auf den Thurm gekommen ist. Dann mag man sich in Zukunft vor denen hüten, die dieses Mal Verrath geübt haben.

Und der Admiral war zu alle dem erbötig und fragte Flos, wer ihm behülflich gewesen sei, auf den Thurm zu kommen?

Aber Flos sprach: das sage ich nicht, es sei denn, daß ihr denen Verzeihung zusichert, die mir dazu geholfen haben.

Da ward der Admiral zornig, schalt Flos undankbar und wollte seinen Helfern nicht vergeben, sondern bestand darauf, daß sie für die Kinder sterben müßten, wer sie auch seien. Aber ein Bischof fiel dem Admiral zu Füßen und sprach: Herr, da ihr den Kindern vergeben habt, so verharret in eurer Milde und verleugnet sie auch bei denen nicht, die den Kindern geholfen haben. Wir Alle insgemein bitten euch darum. Lasset Flos seine Abenteuer vor uns erzählen, denn wir haben allesammt mehr Begehr, seine Geschichte zu hören, als ihn sterben zu sehen. Dazu sind beide die schönsten Kinder, die man weit und breit finden kann.

Also geschah es denn auch. Flos nahm seine Blankflos bei der Hand, trat vor den Thron und erzählte nun in Gegenwart des ganzen Hofes alle Dinge, die sie von ihrer Geburt an erlebt hatten, worüber Jedermänniglich sich höchlichst verwunderte. Danach aber fiel Flos dem Admiral zu Füßen und bat ihn, Blankflos ihm wiedergeben zu wollen, denn er könne nicht ohne sie leben.

Da hob der Admiral den Flos von der Erde auf, küßte ihn und ließ ihn bei sich sitzen, wie es einem Königssohne gebührte. Dann nahm er Blankflos bei der Hand, führte sie zu Flos hin und sprach: Freund, ich habe dir statt des Todes das Leben und die Freiheit geschenkt, hier gebe ich dir auch die Jungfrau Blankflos und bitte meinen Gott, daß er euch glücklich machen wolle.

Da fielen sie ihm beide zu Füßen und dankten ihm recht von Herzen. Er hob sie aber auf, küßte sie und schlug den Flos zum Ritter nach der Sitte seines Landes. Danach aber rief er Claris herbei und sprach: diese Sünderin hätte den Tod verdient, aber ich schenke auch ihr das Leben, gedenke sie aber zu meinem ehelichen Gemahl zu nehmen und als solche all mein Leben lang zu behalten.

Hierüber waren alle fröhlich und jauchzten und wünschten Claris Glück, wie sie es auch hernachmals erlebte. Es ward mit großer Pracht das Hochzeitsfest für den Admiral angerichtet und Claris als Königin gekrönt.

Danach blieben auch Flos und Blankflos noch geraume Zeit an dem babylonischen Hofe und hatten ein ehrenvolles Leben. Als aber Claris dem Admiral einen Prinzen geboren hatte und große Kindtaufe gefeiert werden sollte, da baten der Admiral und seine Frau Claris ihre Freunde Flos und Blankflos, daß sie nun auch Hochzeit halten möchten und das geschah auch mit aller fürstlichen Pracht und Herrlichkeit.

Kurze Zeit darauf aber kamen Gesandte aus Spanien und meldeten offenbarlich, daß König Fenis, Flos Vater, gestorben und das Land Spanien in großer Sorge sei um Flos Abwesenheit. Da ward Flos sehr betrübt und bat den Admiral, ihm Urlaub zu geben. Das that der ungern, aber er mochte es seinem Freunde nicht abschlagen, beschenkte ihn reichlich mit allerlei köstlichen Gaben und befahl ihn seinen Göttern.

Also zogen Flos und Blankflos mit vielem Gefolge gen Spanien, das sie sonder Ungemach erreichten. Sie wurden mit großen Ehren empfangen, und Flos wurde zum Könige gekrönt und Blankflos zur Königin. Und sie lebten allezeit in Liebe und Genüge beieinander, ihre Mütter bei ihnen, und Flos nahm mit allem spanischen Volke den christlichen Glauben an, Blankflos zu Liebe.

Danach erreichten sie ein hundertjähriges Alter.

Das Marmorschloß.

Märchen von **W. Herchenbach.**

In grauer Vorzeit, als das deutsche Land noch nicht, wie heute, von Straßen und Eisenbahnen durchschnitten war, schritt ein munterer Bursche lustig trällernd über die waldigen Höhen des Taunusgebirges.

Zeugten sein blauer Kittel und die nägelbeschlagenen Schuhe auch nicht eben von Reichthum und Wohlleben, so gab es doch vielleicht keinen Menschen auf deutscher Erde, der ein zufriedeneres Herz besaß, denn seine

Seele war noch nie von der Sünde berührt worden. Auch hatte das Schicksal ihn mit den Bitterkeiten des Lebens verschont und die Schattenseiten des Daseins waren ihm bis auf die heutige Stunde unbekannt geblieben. Ein frischer Lebensmuth, eine beneidenswerthe Genügsamkeit und ein gesunder, stattlicher Körper, das waren Güter, um die ihn sicherlich manches gekrönte Haupt hüben und drüben des blauen Rheinstromes beneidet hätte, wenn einem solchen nur die Möglichkeit eines so glücklichen Menschenlebens denkbar gewesen wäre.

Es war eben mitten im Herzen vom Winter, dick lag der Schnee auf den Feldern und Wäldern, und die Wipfel der Bäume beugten sich unter der Last desselben seufzend zu Boden. Dabei pfiff ein scharfer Wind und röthete die Wangen und die unverhüllten Ohren des liederreichen Wanderers.

Schon sank die Sonne hinunter und an ihrer Stelle leuchtete der Mond mit seinem weißen kalten Lichte auf die schlafende Erde hinab. Schatten flogen über den Weg, und von den Kirchthürmen, die hier und dort aus den Bäumen blickten, erscholl von Zeit zu Zeit der Ruf des Kauzes und der Thurmeule. Unserm Waller war die Furchtsamkeit unbekannt, darum fechtete ihn alles das nicht an und er that seinem Liede keinen Einhalt. Dennoch sollten ihn unerwartete Abenteuer treffen:

Gegen Mitternacht gelangte er in einen ausgedehnten Tannenwald, in welchem die Wipfel so dicht aneinander standen, daß der Wind über den sie bedeckenden Schnee hinbrauste, ohne die Stämme zu bewegen; nur zuweilen, wenn ein allzustarker Stoß kam, bogen sich die Kronen und knickten unter der schweren Last zusammen, daß Schnee und Gezweige prasselnd zu Boden stürzten.

Mitten in dieser Waldung gelangte er auf einen freien Platz, an dem ein großes, alterthümliches Gebäude lag, aus dessen sorgfältig vergitterten Fenstern ihm ein mattes Licht entgegenschimmerte. Hier, in dieser Waldeinsamkeit, hatte er am allerwenigsten eine gastliche Herberge erwartet, und in der That trug die ganze Umgebung, trotz des dämmernden Lichtstrahles, außerordentlich geringe Spuren menschlichen Daseins und noch weniger einer freundlichen Herberge. Nicht einmal ein Hund regte sich; das einzige Geräusch, welches seinem Ohre vernehmbar wurde, rührte von dem Knarren der Wetterfahne her, die sich mit rostigem Stöhnen den Stößen des Windes wiederstrebend fügte.

Während er da stand, zu den vergitterten Fenstern, dem mit schweren Balken verwahrten Thore und hinauf zu den vielen Ecken, Bogen und Vorsprüngen schaute, die dem Hause ein so ungeheuerliches Aussehen gaben, hörte er plötzlich dreimal seinen Namen rufen: Michael! Michael! Michael!

Rasch wandte er den Kopf nach dem Rufenden um, der sich in unmittelbarer Nähe der knarrenden Wetterfahne zu befinden schien. Aber wie scharf er auch hinschaute und wie oft er fragen mochte: Was willst du mir? — Stille und Mondenschein waren das Einzige, was seine Sinne traf.

Heda! schrie er nun, laut genug, daß es die Hahnen im nächsten Dorfe hören konnten, aufgemacht! Ich habe Hunger, Durst und Schlaf, und da ihr mich anruft, werdet ihr nicht wollen, daß ich draußen stehe und todt friere! Mit seinem derben Knotenstocke gab er diesen Worten einen starken Nachdruck, indem er durch die Eisenstäbe hindurch auf das Fenster pochte, daß die achteckigen Scheiben fast aus dem morschen Blei wichen.

Bst! bst! Schrei nicht so laut! sprach dieselbe Stimme eben so unsichtbar, wie früher; geh hinten um's Haus herum, dort wirst du Wärme und Genuß finden.

Das war für Michael Weisung genug, alsbald um die Ecke herumzubiegen. Aber er konnte lange tappen, ehe er eine Thüre fand, denn plötzlich wurde es so stockfinster, als ob der liebe Gott den Mond mit dem Chimberasso zugedeckt hätte. Er tastete mit den Händen vorwärts und rückwärts, griff aber nur in die kalte Luft hinein, das Gebäude war ihm unter den Händen verschwunden, und als er getäuscht stille stand und in die Nacht hinein lauschte, hörte er die Wetterfahne in weiter Ferne knarren. Kopfschüttelnd arbeitete er sich in der Richtung dieses Geräusches weiter, indem er bald die Stirne an einen Tannenstamm stieß, bald seine Füße im knorrigen Wurzelwerk verwickelte oder in Gräben und Vertiefungen stürzte.

In Schweiß gebadet stand er endlich stille, rathlos, was nun weiter zu thun sei, als plötzlich der Mond wieder taghell auf ihn herabschien. Dicht vor ihm erhob sich bis zu einer ungeheuern Höhe eine Wand, glatt und eben, wie aus einem Stücke gegossen. Das Alter hatte sie mit einem grünen Anlaufe überzogen, wie das Pferd auf dem Marktplatze zu Düsseldorf, und als er mit seinem Stocke dagegen schlug, gab es einen weithinschallenden Ton, wie der Klang einer großen Domglocke,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0457-3

denn die Wand war wirklich aus einem einzigen Stücke gegossen und bestand von oben bis unten aus faustdickem Kupfer.

Dahinter muß es angenehm warm sein, dachte er und schickte sich an, um dieselbe herumzugehen, die Eingangspforte zu finden. Die metallene Mauer erstreckte sich indessen in kreisförmiger Biegung so weit in den Wald hinein, daß er glaubte, nimmer an ein Ende zu kommen. Von einer Thüre fand sich keine Spur, nicht einmal eine Spalte war zu sehen.

So hätte Michael auf seinen Plan, hier einzudringen, verzichten müssen, wäre sein Auge nicht auf eine riesige Tanne gefallen, die dicht an der Wand stand und mit der Krone noch über dieselbe hinaus reichte.

Rasch entschlossen umfaßte er ihren Stamm und kletterte wie ein Eichhörnchen in die Höhe. In der Mitte erreichte er einen vereinzelten Ast, auf dem er verschnaufen und neue Kraft sammeln konnte, was er auch im vollsten Maße that. Ein halbgefrorner Apfel und eine Brodrinde schmeckten ihm in diesem luftigen Speisesaale ganz vortrefflich.

Guten Muthes kletterte er weiter und setzte endlich nach angestrengter Arbeit seinen Fuß auf die Mauer. Wie aber erstaunte er, als er da unten in den hellen lichten Sonnenschein hineinschaute. Wunderbar, in der That wunderbar! Während überall der Winter herrschte und Eis und Schnee eine dicke Decke über Felder und Auen breiteten, lagen da unten im vollen Reize des Sommers Gärten, Wiesen, Felder und Lusthaine. Die Wohlgerüche, welche die Blumen aushauchten, mit denen die dunkelgrünen Wiesen bedeckt waren, drangen bis hinauf zu seinem luftigen Standpunkte und er sog sie mit Entzücken ein. Nicht lange aber sollte er sich ungestört der lachenden Schönheiten erfreuen. Eine große Eule mit unheimlich funkelnden Augen, die ihn schon während des Emporkletterns verschiedenemale umschwärmt hatte, kehrte nun mit einer ganzen Schaar ihrer häßlichen Genossen zurück. Ihr Flügelschlag sauste um seine Ohren; in dichten immer enger werdenden Kreisen umflatterten sie ihn, sperrten die starken Schnäbel auf und machten Anstalten, ihn herunterzuzerren in den winterlichen Wald.

Michael war indessen nicht gewillt, so viel Anstrengung umsonst aufgewendet zu haben, vielmehr fest entschlossen, sich das unten liegende Paradies von jedem Feinde zu erkämpfen, der ihm dasselbe streitig machen würde; deßhalb schlug er mit seinem guten deutschen Stocke vernichtend in den Schwarm des Nachtgethiers hinein und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß gleich mit dem ersten Schlage zwei jener Unholdinnen tödtlich getroffen in den Wald hinabsanken. Bald war er von dem ganzen Gelichter befreit, nur die große Anführerin hielt wacker Stand, drang pustend und schnaufend auf ihn ein, reckte Schnabel und Klauen zum blutigen Griff gegen ihn, und schon begann sein Arm zu erlahmen, als aus der Tiefe des Gartens die geheimnißvolle Stimme sich wieder vernehmen ließ und in flehendem Tone ihm zurief: Michael, Michael, wehr dich! der Sieg ist nahe und reiche Belohnung harret dein!

Mit gewaltiger Kraft hob er nun den Stock empor und schmetterte ihn mit beiden Händen auf das Haupt der Eule nieder, die mit einem gräßlichen Schrei, wie von Menschenmund ausgestoßen, hinabstürzte. Im Falle sah ihr der Sieger nach, und während nun das Mitleid seine Brust durchbebte, gewahrte er, daß statt der Eulen die Leichen häßlicher Kobolde im Gehölze lagen.

Seine erste Sorge richtete sich darauf, wie er von der ungeheuren Höhe hinab in die Gärten gelingen sollte. Einen Sprung durfte er nicht wagen, er würde zerschmettert unten angekommen sein, auch standen am Fuße der Mauer in ansehnlicher Breite eine Menge spitziger Lanzen aufgepflanzt, auf denen er seinen Leib gespießt hätte.

In der Hoffnung, daß vielleicht auch im Innern ein wohlthätiger Stamm zu ihm hinaufrage, schlenderte er eine Zeit lang spähend auf der Höhe der Wand umher, ohne einen Gegenstand zu gewahren, der seinen Absichten günstig war.

Da fiel ihm sein blauer Kittel ein; er war stark, von echtem deutschem Hausmacher Leinen gewebt und konnte eine schwere Last wohl tragen. Sofort nahm er sein Taschenmesser heraus, schnitt ihn in breite Riemen, die er aneinanderknüpfte und am Stamme des Tannenbaumes festmachte. Das gab ein langes Seil, aber es reichte nicht bis auf den Boden; darum wagte er auch das Hemde daran, knüpfte zuunterst noch das lange Halstuch und begann nun getrost und im Vertrauen auf Gottes Hülfe die Fahrt in die Tiefe hinab. Schon hatte er das Ende des Seiles erreicht, als er fand, daß er noch lange nicht auf dem Boden sei und keine andere Wahl habe, als wieder hinaufzusteigen und in den Wald zurückzukehren oder sein Leben durch einen verzweifelten Sprung zu riskiren. Er wählte das Letztere und stand, ehe er sich's

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0458-8

versah, aufrecht und unbeschädigt zwischen den Lanzen, deren goldene Spitzen hin und wieder Blutspuren trugen, als ob Andere vor ihm weniger glücklich unten angekommen seien. Dafür zeugten auch die umherumliegenden Menschenschädel, die im Scheine der Sonne weiß geworden waren und im allergrößten Gegensatze zu der herrlichen Umgebung standen.

Michael durchstreifte die Lustwäldchen, welche angenehme aromatische Düfte verbreiteten, und sein Auge schweifte mit Wohlgefallen über die Wiesen, von denen eine jede mit einem verschiedenartigen Blumenreichthume übersät war. Seine Hand streckte sich nach den köstlichen Früchten aus, die unter den Blättern der Bäume hervorschauten oder im üppigen Grase zerstreut umherlagen. Ihm deuchte, daß er in seinem Leben etwas so Kostbares nicht geschmeckt habe.

Müdigkeit und Schlaf machten ihre Rechte geltend, und nachdem er dem Hunger vollständig abgeholfen, legte er sich in einem schattigen Sommerhause, vor welchem ein großer Sonnenzeiger auf die Stunde des Mittags deutete, zum Schlafe nieder. Die wunderlichsten Bilder gaukelten an seinen Sinnen vorüber; bald war er arm, elend und verlassen, bald trug er eine Fürstenkrone auf dem Haupte; jetzt flatterten die häßlichen Eulen durch sein Traumbild und einen Augenblick später verkehrte er mit göttergleichen Wesen, die den Staub der Erde abgestreift zu haben schienen.

Als draußen die Sonne im Osten emporstieg, erwachte er, rieb sich die Augen und sprang von der Steinbank auf, die ihm zum Lager gedient hatte. Sonderbar! draußen tagte der anbrechende Morgen, während hier alles den Mittag kündete, auch stand der Zeiger der Sonnenuhr noch auf demselben Flecke. Sein Verlangen, die Gärten genauer zu besehen, ließ ihm indessen zu Grübeleien und Kopfzerbrechen keine Zeit. Mit raschen Schritten eilte er von Beet zu Beet, von Baumgruppe zu Baumgruppe, überall sich der schönen Blüthen, der herrlichen Gewächse freuend. Jetzt erst fiel ihm die gänzliche Stille auf, die rings um ihn her herrschte, kein Blättchen regte sich, kein Vogel zwitscherte, kein Reislein raschelte zu Boden, nicht einmal ein Geräusch von Außen fiel herein, und doch sah er deutlich, daß sich die einzeln stehenden Pappeln auf dem nahen Taunusgebirge im Winde hin- und herbogen, daß der Schnee in dichten Flocken außerhalb des Gartens niederwirbelte, während in demselben der Hochsommer mit seiner ganzen Gluth und Farbenpracht herrschte.

Wunderbar erfaßt, schritt er weiter und gelangte in eine Allee von Pomeranzenbäumen, die, in großen Holzkübeln stehend, voll von duftenden Blüthen und schimmernden Früchten hingen. Auch aus andern Richtungen führten solche Alleen auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, den er mit immer steigender Verwunderung endlich erreichte.

Dies war ein großer runder Platz, auf welchem sich ein stattliches Schloß erhob, das mit seinen durchbrochenen Thürmen und Zinnen hoch in die Sommerluft emporragte und eine weite Grundfläche mit seinen Fundamenten bedeckte. Es bestand vom Sockel bis zur Dachspitze aus weißem Marmor und schien frisch aus den Händen des Baumeisters hervorgegangen zu sein, so rein, so fleckenlos und ohne alle Spuren der Zeit und des Wetters lag es vor dem Beschauer. Mit hintenübergebeugtem Kopfe blickte er an den Wappen und dem Bildwerke empor, die reich und kunstvoll in die breite Facade gemeißelt waren. Nie hatte er Aehnliches gesehen, nie in seiner Einbildungskraft sich so Zaubervolles vorgestellt, und doch wurde ihm das Herz schwer, weil er keine lebende Seele erblickte, all die Herrlichkeit zu genießen. Das Schloß schien in der That ausgestorben und von der Zeit vergessen worden zu sein.

Zögernd setzte er den Fuß auf die hohe Treppe, die sich in hundert Stufen rings um den Pallast zog. Die Nägel seiner Schuhe klapperten auf dem Marmor, als er hinaufstieg und durch das breite Thor in das Innere trat. Hier herrschte in allen Gemächern dieselbe Todtenstille. Sein Tritt war der einzige Wiederhall in den großen vergoldeten Sälen mit den farbenfrischen Gemälden auf den Wänden. Er wandelte Treppe auf und ab, hie und da einen Augenblick vor einer Marmorbildsäule stehen bleibend, weil er sie in freudiger Herzenserregung für einen Menschen zu halten geneigt war. Zuletzt trat er aus einem Gartensalon in weitläufige Gewächshäuser, wo zwischen blühenden Blumen eine schöne Jungfrau saß, die das traurige Haupt auf die Hand stützte und so sehr in ihre trüben Gedanken vertieft war, daß sie seinen Eintritt nicht bemerkte.

Der Jüngling hielt, eingedenk der vielen Täuschungen, die er erfahren, auch sie für ein Marmorbild und wollte an ihr vorüberschreiten, als sie seiner ansichtig wurde und einen jähen Schrei ausstieß.

Michael schrack vor diesem unerwarteten Leben zusammen und stand stille. Sie erhob sich rasch und reichte ihm die weiße Hand ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0459-8

gegen. Fremdling, sprach sie mit süßem Tone, dich hat nicht der Gewinn und die Habsucht hierhergelockt, du bist nicht gekommen, dich mit bösen Geistern um die Hand der unglücklichen Fürstentochter zu schlagen. Dein edles Antlitz zeugt von uneigennütziger Menschenliebe. Nicht wahr, du bist gekommen, meinen Vater und mich vom Banne zu lösen? Michael sah zu Boden und schwieg, denn die Bedeutung ihrer Worte waren ihm unentwirrbare Räthsel. Als sie ihn immer wieder von Neuem mit Fragen bestürmte, sprach er: Schönes Fräulein, ich verstehe euch nicht, aber ich will euch erzählen, wie ich hierher gekommen bin.

Getreulich berichtete er seine Abenteuer. Als er endlich geendet hatte, sprang die Jungfrau empor und rief mit glühenden Wangen: Du hast die Stimme gehört? O dann ist der Tag der Erlösung gekommen, und du bist von Gott zu unserem Retter bestimmt! Wisse nun aber auch, welche Bewandtniß es mit diesem Schlosse hat:

Mein Vater war der Fürst dieses Landes; an seinem Hofe versammelte sich die Blüthe des Adels und Alles was reich, schön und vornehm war; selbst bis in ferne Welttheile drang der Ruf von seiner Macht und seinem Reichthume. Da wurde der Stolz Herr über ihn und er wollte eine Burg erbauen, wie keine zweite in deutschen Landen je gewesen, ja er wollte alle Palläste der Erde übertreffen, und ließ deßhalb einen weltberühmten Baumeister kommen. Eine ganze Flotte von Schiffen durchsegelte die Meere, den seltensten Marmor herbeizuschaffen. Bald herrschte Leben und Thätigkeit auf dem Bauplatze, die Fundamente stiegen aus der Erde und ehe drei Jahre vergangen waren, stand dieses wundervolle Schloß da. Weithin erscholl der Ruf von seiner Pracht und aus aller Welt kamen Reisende, es zu sehen. Eines Tages fuhr ein schwarzer Fürst aus dem ewigheißen Afrika zum Thore herein; er fand Alles über die Maaßen prächtig, bedauerte aber, keinen einzigen Springbrunnen, keine künstlichen Wasserwerke zu finden, die im Sommer Kühlung und Erfrischung gäben. Da wich die Zufriedenheit von meinem Vater und er hatte keine Ruhe, bis er Jemanden fand, der geschickt wäre im Anlegen von Springbrunnen und Wasserkünsten. Seine Gesandten reis'ten von einer Königsburg zur andern und waren so glücklich, den Ersehnten zu finden und an den Hof zu bringen. Sofort wurde mit dem Graben begonnen.

Eines Tages, als mein Vater auf dem Throne saß und die Großen des Reichs um ihn her standen, öffnete sich mit großem Geräusche die Flügelthüre; ein fausthohes Männlein mit krummen Beinen und gebogenem Rücken trat geradezu vor den Thron und hob mit drohenden Worten also an: O Fürst, höre auf zu graben, denn die Wasser der Tiefe nehmen durch deine Brunnen einen falschen Gang und hindern die Geister der Gebirge, das edle Metall und die Erze zu schaffen, wie sie gewöhnt sind von Anbeginn.

Hebe dich hinweg, du unfaßbarer Schatten eines Kindergedankens, gab mein Vater übermüthig zur Antwort; die Berggeister sollen mich in meinem Werke nicht hindern und wenn sie allesammt in geschlossenen Schaaren vor meinen Pallast rücken!

Drohend hob das Männlein den Finger und wandte sich dann ohne Gruß und Abschied mit zornigen Augen der Thüre zu, wo es alsbald verschwunden war.

Nicht lange nachher kamen auch die Bewohner von Selters und klagten, die neuen Brunnen entführten ihnen das weltberühmte Wasser, die Trinkhalle stehe verödet, die Quelle trockne; Armuth und Noth seien die unausbleiblichen Folgen, deßhalb möge der Fürst mit seinen Unterthanen Erbarmen haben, die Brunnen verstopfen und dem Wasser wieder den Weg nach Selters öffnen.

Ihr Fluchen half nichts; die Becken wurden eingefaßt, die Röhren errichtet und schon der Tag bestimmt, an welchem die Wasser zuerst springen sollten. Die Neugier hatte den Adel des ganzen Landes herbeigeführt; erwartungsvoll standen sie im Schloßhofe, als das Männlein wieder erschien. Vor aller Augen hüpfte es aus einer Brunnenröhre, schnuckte das Wasser aus dem triefenden Filzhütchen und stellte dasselbe Begehren, wie vordem.

Statt der Antwort winkte mein Vater dem Hundepeitscher. Da schwoll die Stimme des Männleins an, wurde immer stärker und drohender und er sprach: Der Fluch über dieses Schloß 1000 Jahre lang! Nichts soll sich ändern in dieser Zeit, die heutige Tages- und Jahreszeit soll über ihm bleiben, bis der Fluch gewichen ist. Der Apfel am Baume soll nicht fallen, der Zweig soll nicht dorren, das Blatt nicht welken. Jedes lebende Wesen, welches im Umfange des Schlosses und der Gärten verweilt, soll in Marmor verwandelt werden und die tausend Jahre harren müssen in leblosem Stein. Deine Tochter allein soll im Fleische bleiben, weil sie für uns gefleht hat. Du aber sollst in den Tiefen der Erde mit deinem eigenen Leibe den Wassern den Weg

dämmen, daß sie wieder zurückkehren müssen in ihre alten Adern. Und der Zauber soll auch nach den 1000 Jahren nicht eher genommen werden, bis ein Jüngling, den nie die Sünde berührt hat, des Weges kommt, und den ich mit eigner Stimme anrufen werde, daß er hierhereilt, den Bann zu brechen.

Kaum waren die Worte verhallt, so erscholl ein schreckliches Krachen in den Lüften und im Innern der Erde. Jedermann glaubte, der jüngste Tag sei im Anzuge und ich kniete nieder, um zu beten. Alle aber, die gekommen waren, die Wasser springen zu sehen, eilten in großer Hast hinweg und in wenigen Augenblicken war ich allein, denn auch der Vater und das Männlein waren verschwunden. Bald darauf ertönte ein Geklipper und Geklapper und tausend unsichtbare Hände errichteten die gewaltige Wand, welche das Schloß umzieht. Von dieser Stunde an sah ich nur alle hundert Jahre einen Waghals, den die Sage von dem verwünschten Schloß und der verzauberten Prinzessin hierhertrieb, um durch einen kühnen Handstreich eine Braut und ein Königreich zu gewinnen, aber weil ihr Sinn sündig war, wurden sie von den Lanzen aufgefangen und gespießt. Seitdem habe ich das Gedächtniß für die Zeit verloren, aber mein Herz sagt mir, daß die tausend Jahre verflossen sind und daß du zum Retter gesandt bist.

Michael flehte aus der Tiefe seines Herzens zu Gott, daß dem also sein möge. Sinnend, wie das Werk zu beginnen sei, schritt er in dem Gewächshause auf und nieder, als sich plötzlich neben ihm die Blüthe der hundertjährigen Aloe in zehn Schüssen entlud und damit das Zeichen des wiederkehrenden Lebens gab. Dann neigte sich der hohe Blumenstengel lebensmüde auf die Seite und entfiel dem Topfe, aus dem blitzgeschwinde das krummbeinige Männlein hervorschlüpfte, eine tiefe Referenz vor Michael machte und ihm eine Fallthüre zeigte. Dort steige hinab, sprach es, nimm dieses Schwert, und wenn du auf den Riesen trifft, so fürchte dich nicht, sondern schlage wacker auf ihn los, damit er erkenne, wer dich gesandt hat.

Michael stieg hinab; anfangs führte ihn eine bequeme, in den Fels gehauene Treppe mit regelmäßigen Stufen, nach und nach aber verengte sich dieselbe zu einer darmartigen Höhle, durch die er sich nur mit Mühe hindurchwinden konnte.

Ueber seinem Kopfe, unter ihm und an den Seiten rauschten die Wasser mit heller Musik vorüber und gaben sich in neckendem Gelispel Antwort. Endlich erweiterte sich die Höhle wieder und er befand sich in einem viereckigen Raume, wo ein baumhoher Riese vor einer eisernen Thüre Wache hielt. Aus dem einen Auge, welches mitten aus der Stirne stand, glänzte ein durchdringendes Licht, welches die Finsterniß wie eine Lampe erhellte. Er hob bei Michaels Anblick ein breites Schwert in die Höhe und holte zum Streiche aus. Der aber war nicht faul, stellte sich männlich zur Wehr und versetzte ihm solche Schläge, daß er gewaltigen Respect bekam und furchtsam von der Thüre wegrückte und sich in die Ecke duckte. Diesen Augenblick benutzte der Jüngling und that einen so gewaltigen Schlag nach des Riesen Waffe, daß sie in drei Stücke zu Boden fiel und nur noch das Gefäß in seinen Händen blieb.

Halt! rief ihm der Ueberwundene zu, ich erkenne, daß du der Mann bist, der nie eine Sünde begangen! Mein Wächteramt ist zu Ende, und hier ist der Schlüssel zu dieser Eisenthüre, der mir vor 1000 Jahren vom Fürsten der Berggeister überreicht wurde. Doch komme, suchen wir zuvor die verborgenen Quellen auf, die den Wasserkünsten jenes Schlosses Nahrung zu geben im Stande sind, ohne die heilsamen Brunnen abzuleiten und die Berggeister im Bereiten der Metalle zu hemmen.

Der Riese mit dem leuchtenden Auge schritt nun voraus durch die Erde, die sich allenthalben vor ihm öffnete und freien Durchgang gestattete. Hier sind wir unter einem großen Sumpfe, sprach er, der die Gegend meilenweit verpestet und der Aufenthalt des giftigen Gewürmes ist. Leiten wir seine Wasser durch die Tiefen der Erde hinab, daß sie sich im Sande, Erz und Gestein reinigen und nach langem Laufe das Auge durch die Röhren der Springbrunnen ergötzen. Bei diesen Worten klopfte er dreimal mit dem Gefäße des abgebrochenen Schwertes gegen die Felsenwand, und Tropfen an Tropfen drängte sich urplötzlich hinab.

Als nun die Fluth stärker hinabrieselte und sich in den hohlen Adern des Gesteins vorwärts stürzte, kehrten sie zu der eisernen Thüre zurück, welche Michael mit dem Schlüssel des Riesen aufschloß. In enger Kluft lag ein Mann vor seinen Füßen, eine Krone auf dem Haupte und ein Scepter in den Händen.

Ewigkeit, wie lange dauerst du? sprach er in traurigem Tone. Herr, wann wird deine Barmherzigkeit erkennen, daß mein Stolz sich in Demuth gewandelt? Erbarmen! Erbarmen! Mitleid! Mitleid!

Michael hob ihn gerührt empor und sprach: der Herr hat dein Flehen gehört, deine Fesseln

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0461-5

sind gebrochen, dein tausendjähriger Kerker ist geöffnet. Komme an das Licht des Tages, wo die Tochter deiner in Liebe und Sehnsucht harret.

Der König starrte mit weitgeöffneten Augen in das Angesicht seines Retters; doch blieb ihm nicht lange Zeit, seine Dankbarkeit auszusprechen, denn vor ihnen öffnete sich ein breiter Gang, wo Arm an Arm, mit fröhlich strahlenden Gesichtern die kleinen Berggeister zu beiden Seiten mit Fackeln in den Händen aufgereiht standen. Eine fremdartige, wunderbare Musik schwebte vor ihnen her, und der König und sein Retter wallten zur Oberwelt empor, wo sie von der harrenden Tochter mit einem Schrei des Entzückens empfangen wurden.

Indeß der König und sein Töchterlein sich umhalsten, trat Michael an die Wasserwerke und drehte an den Krahnen. Donner und Blitz erfüllten den Schloßhof, dann ward es stille, ein dumpfes Rauschen ward vernommen, hoch und kerzengrade stiegen die Wasserstrahlen empor und plätscherten niederregnend in die trocknen Marmorbecken.

Nun war der Zauber gehoben, der Bannspruch hatte seine Kraft verloren und die Natur machte plötzlich ihre Rechte geltend. Mit dem Schwinden der Metallwand raschelten die Blätter von den Bäumen, die Blumen neigten unter der hereinbrechenden Kälte ihre Kelche zu Boden und die Wasserstrahlen der Springbrunnen gefroren zu hohen Eiscandelabern.

Der König aber nahm Krone und Scepter, überreichte beides dem Retter aus tausendjähriger Gefangenschaft und legte die Hand seiner lieblichen Tochter in die Hand des frommen Jünglings. Seid glücklich in diesem Marmorschlosse, sprach er, und regiert ein neues Volk nach neuen Gesetzen! Ich aber ziehe wieder in meine alte Burg, auf welcher noch immer die rostige Wetterfahne knarrt, dort in Betrachtung und Demuth mein Leben zu beschließen. Tausend Jahre hat sie dem Wanderer unsichtbar am Wege gelegen, bis sie Michael wieder in der alten unverwüsteten Gestalt erschien. Das ist mir Fingerzeigs genug, dorthin meinen morschen Leib zu tragen.

Die Kunde von dem wiedererstandenen Könige verbreitete sich blitzschnell im Lande. Von allen Enden strömten die Karossen zu dem Marmorschlosse, und als der Frühling mit seinen Reizen den Wald und die Schloßgärten auf's Neue schmückte, tanzte der Adel des Landes auf der Hochzeit des Bauernburschen mit der Königstochter.

Die gestohlene Lammsleber.

Märchen von **Dr. Johann Nep. Vogl.**

Als der Herr noch auf Erden wandelte, besuchte er mehre Länder, um zu sehen, welchen Fortgang seine Lehre unter den Völkern nehme. Auf einer dieser Wanderungen gelangte er auch in das Land, welches die Kroaten bewohnen, und das von diesem Völkerstamme den Namen hat.

In Kroatien waren zu jener Zeit, und sind zum Theile noch, wüste Landstriche und unwirthbare Wälder, in welchen man nur selten eine schlechte Waldschenke erblickt, und daher gezwungen ist, die Lebensmittel für die Reise mit sich zu führen

Einen solchen Wald hatte nun der Herr mit seinem Jünger und Begleiter, dem getreuen Petrus, zu durchwandern. Sie nahmen daher in dem letzten Dorfe einen Bauer, Namens Dane (Daniel) zum Führer, kauften sich ein Lamm und machten sich sodann auf die Wanderung.

Sie mochten bereits eine halbe Tagreise zurückgelegt haben, als sie Ermattung und Hitze zwang, unter einer schattigen Eiche auszuruhen. Sowohl der Herr als Petrus streckten sich auf den duftigen Grasboden nieder, um ein wenig zu schlafen, während Dane das Lamm schlachten und nach kroatischer Sitte, nämlich im Ganzen, braten sollte.

Dane machte sich an seine Arbeit und bratete das Lamm. Aber die Leber desselben lachte ihn so unwiderstehlich an, daß er nicht umhin konnte, selbe in aller Eile zu verzehren.

Als der Herr und Petrus erwachten, und sich anschickten, nun auch einen Theil des Bratens zu verzehren, vermißte der Erstere die Leber, und befragte daher den Führer: „Dane, wo ist die Leber des Lammes?"

„Herr, ich habe nichts von der Leber gesehen," sagte dieser mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Lüge nicht," sprach der Herr, ihm scharf ins Gesicht blickend. „Du hast die Leber gegessen."

Dane aber schwur und betheuerte, daß er

dies nicht gethan, ja, daß das Lamm gar keine Leber gehabt habe.

„Wohlan," sprach der Herr, „die Zukunft wird uns zeigen, ob du gelogen oder nicht."

Auf dieses kamen sie an den Fluß Klupa, welcher durch Regengüsse angeschwollen war, und ihren Weg hemmte, denn sie mußten an das jenseitige Ufer.

Der Herr aber winkte, da theilten sich die Wellen, und er, so wie Petrus, schritten durch dieselben. Furchtsam und zögernd folgte ihnen Dane. Als letzterer aber in die Mitte des Flusses gekommen, hob sich das Wasser mit einem Male um ihn, und wuchs und wuchs bis es ihm an die Kehle reichte, und Dane, in der Furcht zu ertrinken, ein fürchterliches Zetergeschrei erhob.

Da wendete sich der Herr, und rief ihm zu: „ Bekenne, Dane, du hast die Lammsleber gegessen."

„Herr," stöhnte Dane, „und wenn ich im nächsten Augenblicke ertrinken muß, ich bin unschuldig und habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr wieder, die Fluthen senkten sich, und Dane folgte den Beiden.

So wanderten sie nun wieder eine Weile, die Nacht begann bereits stark hereinzubrechen, als sie eine schlechte Erdhütte gewahrten, auf die sie zuschritten.

Bald hatten sie die einsam gelegene Waldschenke erreicht, und beschlossen, in selber die Nacht zuzubringen.

Nachdem sie ihr Nachtmahl eingenommen, begaben sie sich zur Ruhe, und da für alle drei nicht Raum genug in der untern Stube war, mußte Dane auf den Heuboden sein Nachtlager aufschlagen.

Der Schlummer hatte sich noch nicht lange auf ihre Augenlider gesenkt, als sie ein heftiges Geräusch erweckte. Die ganze Hütte stand in Flammen.

Der Herr winkte, und sieh, das Feuer theilte sich, und sowohl er, als Petrus und die Wirthsleute, gingen unversehrt durch dasselbe.

Viel schlimmer aber erging es Dane, unter dessen Füßen bereits der Boden brannte, und der, um sich nicht die Füße zu verbrennen, auf den Kohlen mit den fürchterlichsten Grimassen herumhüpfte und sprang, vergebens einen Ausweg aus den Flammen suchte, und um Hülfe schrie. Da rief der Herr ihm abermals zu: „Dane, bekenne, du hast die Leber gegessen."

„Herr," ächzte Dane, „und wenn ich gleich verbrennen muß, ich habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr abermals, das Feuer erlosch, und Dane hinkte mit halbversengten Sohlen den beiden Wallern nach.

Des andern Tages kam der Herr mit Petrus und Dane in einen Marktflecken, in welchem eben das Kirchweihfest gefeiert wurde.

Kroatische Bauern und Dirnen trieben sich im bunten Gewühle um die Krambuden herum, um sich dies oder jenes zu kaufen. Musik erscholl aus der Schenke und vom Tanzboden, wo die Jugend sich bei Insulaner-Wein und Tanz unterhielt.

Plötzlich rief ein Krämer: „Ein Dieb! ein Dieb!"

Alles strömte verwirrt durcheinander, den Flüchtigen zu fangen, der aus einer der Buden einen Leibgürtel gestohlen hatte.

Er war entwischt, man wußte nicht wohin.

Da schöpften die Leute Verdacht, daß einer jener drei Fremden der Thäter sei und der Richter verfügte sich zu ihnen und forderte sie auf, ihre Gepäcke zu öffnen. Der Herr und Petrus willfahrten seinem Begehren, ohne daß das Entfremdete gefunden wurde.

Als aber Dane seine Tonba öffnete, da winkte der Herr, und zur größten Bestürzung Dane's fand sich der entwendete Gürtel in dem Sacke.

„Fort, auf den Galgen mit dem Dieb!" schrie wüthend die Menge und der Richter ließ Dane sogleich von seinen Knechten ergreifen und nach dem Galgen, welcher sich unfern des Marktfleckens befand, führen, um das Urtheil ohne Verzug an ihm zu vollstrecken.

Schon kletterte der Freiknecht den Galgen hinan, befestigte an den Querbalken den Strick, und ließ sich durch die andern den armen Dane hinaufreichen, um ihn anzuknüpfen.

Vergebens suchte Dane seine Unschuld zu beweisen, vergebens schrie er auf das Entsetzlichste um Hülfe, schon kitzelte die rauhe Schlinge seinen Hals — vier Sekunden noch und er ist verloren.

Da wendet sich der Herr nochmals zu Dane und ruft: „Dane, ich rette dich, bekenne aber, daß du die Lammsleber gegessen hast."

„Herr," ächzte Dane, „und wenn ich alsogleich erdrosselt werden muß, ich habe sie nicht gegessen." Da winkte der Herr abermals, und verschwunden war Galgen, Henker, Richter und Volksgewühl.

Dane glaubte geträumt zu haben, denn er befand sich, die Tonba auf der Schulter, wie früher in Gesellschaft der Reisenden, jedoch eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt.

Der Herr war sichtbar erzürnt über Dane's Beharrlichkeit im Läugnen, und sprach leise zu Petrus: „Führwahr, Petrus, es ärgert mich, daß ich trotz aller Wunder, die ich angewendet, aus dem halsstarrigen Burschen nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0463-6

das Geständniß seiner Schuld herauszubringen vermag."

„Ach Herr," erwiderte Petrus, „du kennst das Volk nicht, welches diesen Boden bewohnt. Ertheilst du mir die Erlaubniß, an deiner Statt zu handeln, so will ich ohne große Mühe das Geständniß aus ihm locken."

„Es sei," sagte der Herr.

„Nun so laß uns hier ausruhen, und stelle dich als ob du schliefest," sagte Petrus.

„Ich bin müde," sagte hierauf laut der Herr zu Petrus, „laß uns hier ein wenig verweilen und ausruhen."

Auf dieses streckten sich alle drei in das Gras und der Herr stellte sich, als ob er schliefe. Da zog Petrus ein Beutelchen aus der Tasche, aus welchem er Goldstücke nahm. Lüstern blickte Dane auf die blinkende Münze.

Petrus zählte und theilte die Goldmünzen in vier Theile. Verwundert schaute ihm Dane zu. Da aber Petrus gar nicht auf ihn zu achten schien, vermochte er seine Neugierde nicht länger zu beschwichtigen, und näherte sich dem Petrus, den er auf das Freundlichste fragte: „Ei, was macht ihr da mit den vielen schönen Goldstücken?"

„Ich theile sie in vier gleiche Theile," antwortete Petrus, „da wir nun am Ziele unserer Wanderung sind, und uns an jener Wegscheide trennen."

„So?" versetzte Dane, „und wem gehört jenes erste Häufchen?" fragte er weiter.

„Das gehört dem Herrn."

„Und das zweite?"

„Das gehört mir," antwortete Petrus.

„Und das dritte?"

„Das dritte Häufchen ist dein Eigenthum."

„Ja, aber da bleibt ja noch ein viertes übrig, wem gehört denn das vierte?"

„Das gehört demjenigen, welcher die Lammsleber gegessen hat," antwortete Petrus.

Da sprang Dane plötzlich auf und schrie aus allen Kräften: „Herr! das Häufchen gehört mir, denn ich habe sie gegessen, ich, ich! Das schwöre ich euch bei meiner Seligkeit, bei allem was mir werth und theuer ist. Kein anderes Menschenkind bekam davon einen Bissen, ich habe die ganze Lammsleber während eures Schlafes verzehrt!!"

Die Geschichte vom starken Hanns.

Märchen von **N. Hocker.***)

Vor langer Zeit lebte in einem kleinen Städtchen ein armes Ehepaar, das zwei Kinder hatte. Der Eine hieß Hanns, der Andere Peter. Hanns war ein großer starker Bursche und aß jeden Tag einen Kessel voll Brei. Dadurch wurde er kräftiger, als alle Jungen seines Alters. Eines Tages ging er mit seinen Kameraden spazieren. Da fingen diese an vom „fürchten" zu sprechen. Hanns konnte gar nicht begreifen was „fürchten" eigentlich sei. Die Andern beschlossen daher, ihm das einmal zu lehren. Nun schickte ihn sein Vater eines Abends zum Krämer, Einkäufe zu machen. Der Weg führte über den Kirchhof. Als Hanns in der Mitte war, stellte sich sein Bruder, der ihm gefolgt war, hinter einen Baum und fing an zu brummen. Als Hanns ihm mehrmals zugerufen hatte, wer er sei, konnte er seinen Aerger nicht mehr bemeistern und gab ihm so derbe Ohrfeigen, daß er rücklings zu Boden fiel. Als seine Eltern nun nach dem Peter fragten und ihn suchen gingen, fanden sie ihn todt auf dem Kirchhof. Hanns erschrack sehr und erzählte den Vorfall seiner Mutter. Diese rieth ihm, sich auf und davon zu machen, damit er nicht wegen dieser bösen That das Leben verliere. Rasch backte sie ihm zwölf Pfannkuchen und Hanns machte sich noch in derselben Nacht auf den Weg. Es war heller Mondschein und als er eine halbe Stunde durch das Feld gewandert war, sah er einen Galgen, an dem drei Leichname hingen. Hanns, dem es fror, machte sich unter dem Galgen ein Feuer an, kletterte an demselben empor und schnitt die Stricke entzwei, so daß die Gehängten herunter fielen. Er setzte sie ans Feuer, hieß sie sich wärmen, und als er sah, daß sie sich nicht rühren wollten, zog er weiter. Morgens in der Frühe kam er an ein

*) Mündlich an der Mosel.

Kloster. Er fragte den Pförtner, ob sie keinen Knecht brauchten und ob sie ihn nicht fürchten lehren könnten. Gewiß, war die Antwort, das sollst du hier lernen. Hanns blieb nun im Kloster und er bekam reichlich zu essen. Im Speisesaal stand der Tisch für achtzehn Personen gedeckt, und sechs Schüsseln voll Gemüse und Fleisch dabei, die er Alle leer aß, so daß für die Andern nichts mehr übrig blieb. In der Nacht schickten ihn die Chorherrn um zwölf Uhr in die Kirche, um zum Herrn zu läuten. Sie hatten aber Leichen an die Glockenseile gebunden, um den Hanns fürchten zu lehren. Als er auf den Glockenthurm kam und die Körper der Todten sah, freute er sich sehr, daß ihm Jemand läuten helfe. Er ermahnte sie mit lauter Stimme, die Glocken zu ziehen, da sie aber sich nicht rührten, warf er sie vom Thurme auf den Kirchhof. Morgens schnürte unser Hanns seinen Bündel, und wanderte von dannen. Gegen Mittag kam er an eine Mühle und fragte den Müller, ob man ihm nicht fürchten lehren wolle. „Du bist grade vor die rechte Schmiede gekommen!" versetzte der Müller. Seit vielen Jahren steht meine Mühle unbenutzt, weil kein Knecht eine Nacht darin aushalten will; aus Furcht umzukommen. Hanns wurde nun des Müllers Knecht, und ging schon in der ersten Nacht in die Mühle. Er hatte sich einen Schleifstein und ein Dutzend Messer mitgenommen, um diese während der Nacht zu schleifen, um sich so die Zeit zu vertreiben. Als es zwölf Uhr schlug, öffnete sich die Decke des Zimmers, und ein Menschenarm fiel herab. Gleich darauf kam wieder einer; dann ein Bein und nach einer Weile wieder eins. Endlich kam der Körper heruntergestürzt. Das wäre ein ganzes Kegelspiel, wenn der Kopf noch käme, bemerkte Hans. Da fiel auch der Kopf durch die Oeffnung der Decke. Hanns setzte nun die Beine und Arme in die vier Ecken des Zimmers und den Rumpf in die Mitte und warf mit dem Kopfe danach, als schiebe er Kegel. So wie sich die einzelnen Glieder berührten, wuchsen sie an den Rumpf, der Kopf sprang auf den Hals und plötzlich stand ein großer langer Kerl vor Hans, der sich das seltsame Schauspiel verwundert ansah. „Was machst du hier?" fragte auf einmal barsch der Mann. „Das kümmert dich nicht!" war Hannsens kecke Antwort. Der Kerl ging nun drohend auf ihn zu, aber Hanns faßte ihn um den Leib, setzte ihn auf den Schleifstein und schliff so lange, bis ein hervorragender Theil seines Körpers völlig abgeschliffen war und er flehentlich bat, doch von ihm abzulassen. Das that denn Hanns. Der Mann aber forderte ihn auf, ihm zu folgen und führte ihn durch eine Reihe von Zimmern in einen großen Saal, in dem zwei Geldhaufen, ein großer und ein kleiner lag. Wähle dir Einen von diesen beiden, sagte der Mann. Hanns wählte sich den kleinsten, da sagte der Schwarze: du hast die Prüfung, die Viele nicht aushalten konnten, wohl bestanden. Hättest du den größern gewählt, so würde es dein Leben gekostet haben. Weil du aber den kleinen begehrtest, so befreitest du mich von der Strafe, die wegen Habsucht über mich verhängt wurde und ich kann nun ruhig in der Ewigkeit bleiben. Nimm dir all' das Geld, es gehört dein und sei glücklich. Plötzlich befand sich Hanns wieder in der Mühle. Es war heller Morgen und der Müller schaute ängstlich zur Thüre herein, um nach seinem neuen Knechte zu sehen. Dieser zeigte ihm lachend das viele Geld und erzählte ihm seine Geschichte. Der Müller gab ihm seine Tochter zur Frau, mit der Hanns lange und glücklich lebte.

Der betrogene Teufel.

Erzählt von **Fabricius.**

Vor mehreren hundert Jahren lebte einstmals ein armer Bauer, dem 's recht schlimm zu Muthe war, denn es war der Einzige im Orte, der kein eigenes Häuslein hatte, sondern er wohnte in des Nachbar's Eigenthum um schweren Zins. Das plagte den Hans, so hieß das Bäuerlein, ganz ungemein und er sann Tag und Nacht auf alle möglichen Mittel zu einem Eigenthum zu gelangen. Aber wie er auch hin und hersinnen mochte, es

wollte ihm kein Mittelchen einfallen, und das Bäuerlein verfiel darüber in gar mancherlei Gedanken.

Als der Hans nun an einem schönen Sommerabend, sinnend und brütend im Felde umherstrich, da begegnete ihm ein langer häßlicher Kerl, eingehüllt in einen rothen Mantel, und auf dem Kopfe trug der Fremde einen rothen Hut, mit einer riesigen rothen Hahnenfeder.

Der Fremde trat auf den Hans zu und sprach:

Warum läufst Du so einsam im Felde herum, Bäuerlein und sinnst hin und her? Wenn Dich ein stiller Kummer drückt, so vertrau mirs, damit ich Dir helfe!

Wie wollt Ihr mir helfen können? rief der Hans. Mir fehlt gar viel, denn ich möcht' gern ein eigenes Haus haben und dazu eine Scheune und einen Stall, stattlich wie des Nachbar's Haus, damit sie mich nicht mehr als armer Schlucker so über die Schulter ansehen und ich mich nicht mehr zu schämen brauch vor den Anderen und dazu könnt Ihr mir doch nicht verhelfen?

Nun, das käme auf einen Versuch an, meinte der Fremde, aber ein Dienst ist des Andern werth! Ich baue Dir, was Du verlangst, wenn Du mir versprichst nach zwanzig Jahren mir zu dienen mit Leib und Seel?

Zwanzig Jahre, dachte der Hans, ist eine gar lange Zeit und darum ist mir's einerlei! Aber bis wann wollt Ihr mein Haus fertig bauen?

Noch diese Nacht, lachte der Fremde; beim ersten Hahnenschrei soll Haus und Scheune fix und fertig da stehen! Also gehst Du auf meinen Vorschlag ein, so wollen wirs zu Papier bringen!

Mir ist's recht! entgegnete der Hans, doch Eins möcht' ich mir noch vorbehalten, nämlich daß Ihr über zwanzig Jahre mir auch erlaubt, daß ich Frau und Kind mit zu Euch bringe und bei mir behalte?

Den Gefallen will ich Dir schon thun! lachte der Fremde. Nur muß Du mir's zu Papier bringen, daß Du mein Eigen sein willst nach zwanzig Jahren, und ich bau Dir Haus und Scheune noch diese Nacht vor dem ersten Hahnenschrei fix und fertig!

Also fix und fertig mit Thür und Riegel? frug der Hans!

Mit Thür und Riegel! erwiederte der Fremde. So ich nicht mit Allem bis zum ersten Hahnenschrei fertig bin, brauchst auch Du Dein Versprechen nicht zu erfüllen.

Wie sie nun Handel eins geworden, holte der Fremde unter seinem Mantel Papier und Feder, setzte den schriftlichen Vertrag auf, den dann auch der Hans unterschrieb und froher Dinge war. Aber als der Fremde sich entfernte, da gewahrte das Bäuerlein zu seinem Schrecken, daß der Lange einen Pferdefuß hatte und da wurde es ihm nun gar schlimm zu Muthe und der Hans lief nach Hause und erzählte alles haarklein seiner Frau Anne Marie und wie er nun glaube, der Fremde sei der Leibhaftige gewesen! Dem Hans ward es gar sonderbar um's Herz! Aengstlich lief er nun im Hause auf und ab, und verwünschte Haus und Scheune!

Seine Frau aber, die Anne Marie, tröstete den Hans und sprach: Lege Dich nur ruhig zu Bette und laß mich machen! Wir wollen den Teufel schon anführen!

Der arme Hans legte sich nun zu Bette und gar bald schlief er ein! Die Frau aber stellte sich hinter's Fenster und wartete! Schlag zwölf Uhr nun fing's unten auf dem Platze an zu hämmern und zu pochen; da waren wohl ihrer tausend kleine Männlein, die emsig hin und herrannten und geschäftig bauten! Bald stand das Haus fertig! Nun ging's an die Scheune, die auch bald da stand! Da trat der Teufel mitten unter die Männlein und sprach: Jetzt hängt noch rasch Thür und Fenster ein, denn Alles muß beim ersten Hahnenschrei fix und fertig da stehen! Wie nun die Männlein die Thüren herbeiholten da steckte die Anne Marie plötzlich den Kopf durchs Fenster und schrie:

Kikeriki!

Da flogen nun die Männlein nach allen Ecken auseinander, und auch der Teufel verschwand fluchend, daß er nicht bis zum ersten Hahnenschrei fertig geworden!

Der Hans aber lebte mit seiner Frau glücklich bis an sein Ende in dem Hause und war froh und guter Dinge!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0466-3

Mosel-Sagen.

Von N. Hocker.

4. Das Korn auf dem Speicher.

Der schöne Thurm an der Sct. Gangolphskirche in Trier ist durch eine edle Frau, Adelheid von Besselich, erbaut worden. Sie war mildthätig gegen die Armen und wer sie um eine Gabe anflehte, der konnte sicher sein, daß er beschenkt von dannen ging. Der Thurmbau sowie die Noth eines harten Winters hatten einstens ihre Mittel gänzlich aufgezehrt. Da kam ein altes hungerndes Weib vor ihre Thür und flehte weinend um ein Almosen. Mochte ihr Frau Adelheid auch wiederholt versichern, Nichts mehr zu haben, sie ließ sich nicht abweisen. Sie bat um ein wenig Korn, um davon ihren Kindern Brod backen zu können. „Geht selbst auf den Speicher und überzeugt Euch, daß Alles aufgezehrt ist" versetzte mit einem flehenden, von Thränen verdunkelten Blick zum Himmel die fromme Frau. Die Bettlerin eilte auf den Speicher und fand alle Räume mit Getreide gefüllt, obgleich vorher kein Körnchen mehr zu finden gewesen war. So hatte der Himmel das Vertrauen der Frommen gelohnt.

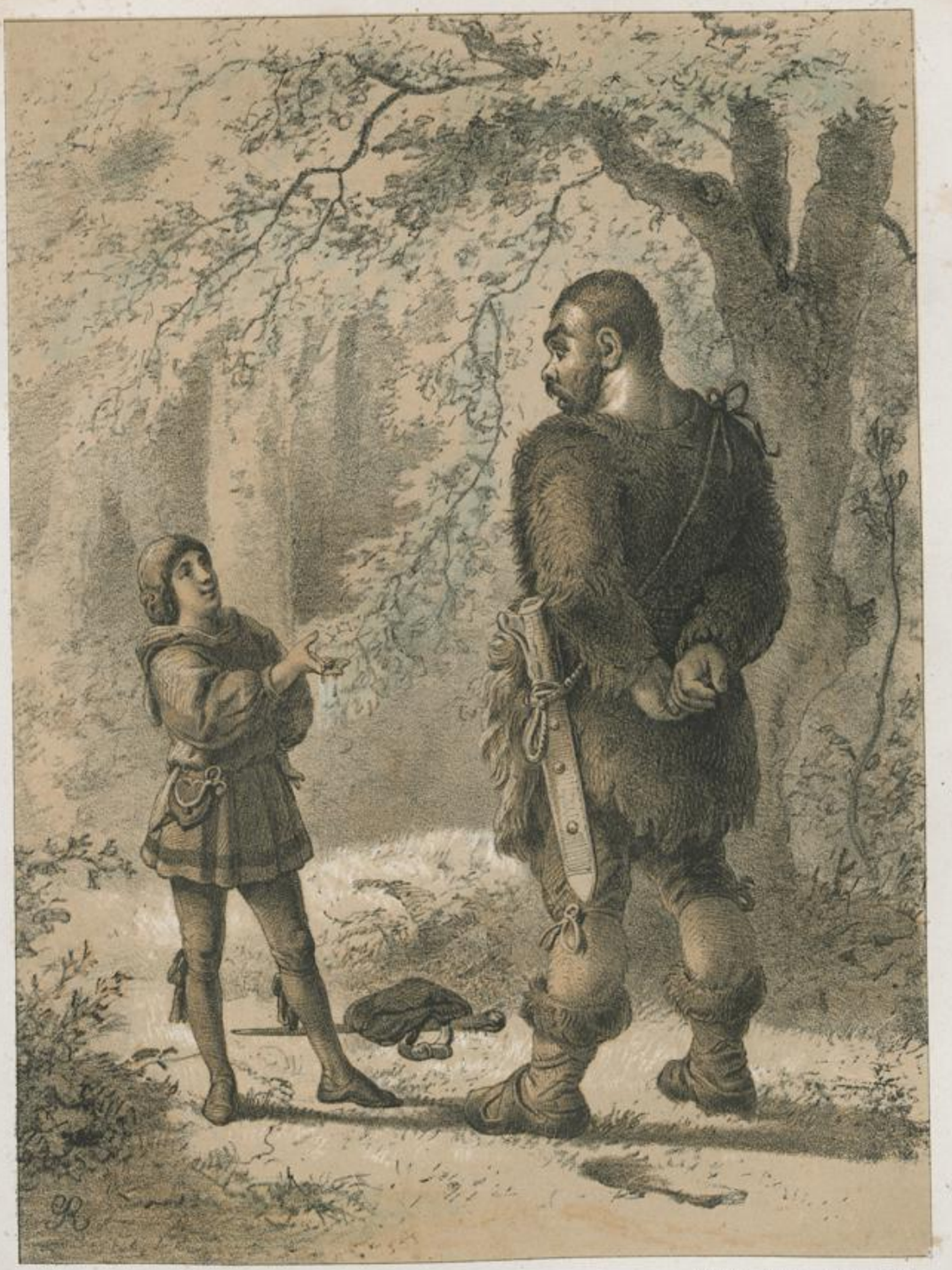
5. Die Teufelskirche.

Das Simeonsthor in Trier wird vom Volke die Teufelskirche genannt. Der Teufel, erzählt das Volk, hatte den Rathsherren zu Trier, die den Bau nicht vollenden konnten, gelobt, die Kirche Schlag Zwölf in der Weihnacht fertig zu liefern und noch dazu die Thorflügel vom Capitol in Rom herbeizuschaffen. Als Lohn verlange er nur die Seele des Menschen, der zuerst seine Andacht in der neuerbauten Kirche verrichten würde. Satan macht sich auch wirklich in der heiligen Nacht, mit den Thorflügeln der Capitols belastet, auf die Reise durch die Luft, um vor Ablauf des Termins in Trier eintreffen zu können. Da trat ihm auf der Mitte des Wegs Maria in Gestalt einer schönen Frau entgegen, die ihn durch mancherlei süße Reden aufzuhalten wußte. Er langte endlich an Ort und Stelle an, allein im Augenblicke, als die Gesänge der Priester den Gläubigen verkündeten, der Heiland sei geboren. Wüthend über den ihm gespielten Streich schleuderte er die erzenen Thorflügel durch das Dach der Kirche, das einstürzte, und noch heute sieht man den blauen Himmel durch die Oeffnung schimmern.

6. Der Helenabrunnen.

In der Nähe des Dorfes Euren befindet sich am Eingange in eine Thalschlucht ein zierlich in Steine gefaßter Brunnen, vom Volke der Helenabrunnen genannt. Als die Mutter Constantins, die fromme Helena, einst zur Mittagszeit in großer Sommerhitze mit ihren Frauen lustwandelte, wurden sie vom fürchterlichsten Durste gepeinigt. Weit und breit war keine Quelle zu sehen, so daß sie beinahe verschmachteten. Da stieß die heilige Frau vertrauensvoll ihren Stab in den Boden und sofort entsprang demselben ein frischer Quell, an dessen silbernen Fluthen sie ihren Durst löschten. Einer andern Angabe zufolge wäre es mit dem Kreuze Christi geschehen. Gestärkt und erfrischt gingen nun die Frauen weiter. Sie kamen auf eine grüne Wiese, wo sie sich niederließen. Da aber kein Schatten vorhanden war, so breitete Helena ihren Schleier über sich. Sofort entsproßten ringsum wilde Rosen, die mit ihren duftigen Kelchen Kühlung fächelten und ein Blüthendach über sie breiteten. Als eines Tages Kinder aus Euren an der Quelle spielten, sahen sie das Bild der heil. Helena in dem klaren Wasserspiegel. Nun wurde die Quelle schön eingefaßt und Helenenbrünnchen genannt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0467-8



G. Reimer. Lith. Inst. v. Arntz & Cie in Düsseldorf

Schneider und König.

(Märchen von F. Lebrecht.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0468-4
DFG

Schneider und König.

Original-Volksmärchen von **Fr. Lebrecht.**

Vor langer alter Zeit, als in Deutschland Bären und Wölfe noch nicht zu den Seltenheiten gehörten, Lindwürmer hausten und Drachen noch ihr Unwesen trieben, da traf's sich wohl, daß man da einmal auf Zwerge und dort wieder auf Riesen stieß, welche heutzutage so wenig mehr vorkommen als Zauberer und Heren, die auch damals noch in gefürchtetem Ansehen standen.

In den Ländern und Städten sah es aber auch ganz anders aus; es herrschten daselbst ehedem viele hundert souveraine Herren, Grafen und Ritter, die mit ihrer Macht und Gewalt unumschränkt verfahren konnten, wie sie wollten, und mitunter auch einen so rücksichtslosen Gebrauch davon machten, daß die armen Unterthanen oft bitter unter ihrem harten Joch seufzen mußten.

Da aber die Bevölkerung im Allgemeinen noch nicht zu der heutigen Größe angewachsen war und die Erzeugnisse des Bodens sich auf eine verhältnißmäßig geringere Zahl Nahrungsbedürftiger vertheilten, so konnten sie im Essen und Trinken auch leichter befriedigt werden, und es kam daher nicht leicht vor, daß ganze Menschenklassen, sowie ganze Landstriche entbehren und Hunger leiden mußten, wovon die spätere Geschichte leider so traurige Beispiele aufweist. Nur wenn ein nacheinander folgender Mißwachs mehrere Jahre eintrat, oder die Geissel des Kriegs und innere Unruhen verheerend über Land und Stadt hereinbrachen, und sich oft lange Zeit auf die sonst gesegneten Auen und gewerbreichen Städte lagerten, dann wurden auch sie von der Gräuel und der Pest heimgesucht, die sich die Menschen größtentheils aber nur selbst unter einander schufen.

Zu allen Zeiten gab es übrigens Mißvergnügte, die mit ihrem Schicksale nicht zufrieden waren und im Hader mit ihrem Loose die Aufgabe des Lebens verfehlten. Dazu gehörte denn auch der nicht sehr ehrsame Schuster Fuseck, welcher in dem ehemalig schwäbischen Reichsstädtchen Weil seinem Vater auf dem Pechstuhl gefolgt war. Die Schuld seines nachmaligen rüden Lebens lag aber besonders in der Erziehung, die ihm in der Jugend geworden, denn sein Vater war nicht besser als er später ward, und bekanntlich fällt ja der Apfel nicht weit vom Stamm. Seine Mutter war aus Gram frühe heimgegangen und da der alte seinem halbverwaisten Sprossen gar nicht nachsah, oder was dasselbe ist, alles nachsah, was er trieb, so reifte in ihm nach und nach ein sittlich verwahrloster Mensch im Verderben heran.

Der alte Schuster Fuseck trieb neben seinem Flickwerk auch noch Musik und spielte in den Schenken und bei Hochzeiten und Kindtaufen auf der Geige zum Tanz und zur Kurzweil der Gäste, was ihm jederzeit weit gemächlicher schien als der Umgang mit Hammer, Ahle und Pechdraht, wobei es nur trocken herging, bei den lustigen und fröhlichen Gelagen aber stets soviel abfiel, daß die immer durstige Kehle gehörig gefeuchtet, ja nicht selten mit ganzen Platzregen erquickt werden konnte. Das Söhnlein wurde über denselben Leisten geformt, d. h. er wurde zum Halbschuster und zum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0470-5

Halbfiedler herangebildet, und ihm unter Beihülfe des geschmeidigen Knieriemen, der von Alters her schon zu seiner Rolle im Lehrfach bestimmt gewesen zu sein schien, Ahlstich und Drahtzug, wie auch das edle Saitenspiel auf der Schruppgeige bunt durcheinander beigebracht, daß ihm während der Lehrjahre schon nicht nur der Montag, sondern auch die ganze Woche blau und schwarz auf dem Rücken zu lesen war. Die Lehrmethode selbst ging ganz nach dem Gehör, und wenn der angehende Jünger vom Schutzpatronat des h. Crispinus und des Leyergotts Apoll zugleich, nicht hören wollte, so mußte er fühlen, wie denn auch die bittere Essenz des Sprichworts stabil auf seinem Buckel geschrieben stand, bis er mit der aufgeschnappten Kunst endlich dem Brod nothdürftig mit nachlaufen konnte.

War denn irgendwo mit der Musik aufzuspielen, dann figurirte er dem Alten zur Seite und spielte die zweite Geige, beim Essen und Trinken jedoch gab er seinem väterlichen Lehrmeister bald gar nichts mehr nach. Bei diesen Gelegenheiten verschimmelte aber der Mehlpapp in der hölzernen Schüssel, die Schlappen blieben ungeflickt, und die Kunden brachten aus Unwillen zuletzt keine Arbeit mehr ins Haus; dadurch kam der Haushalt aber immer mehr und mehr in Verfall und das Ende vom Liede war eine vollständig liederliche Wirthschaft. Es dauerte auch nicht mehr lange, da hatte sich der Alte die Gurgel vollends abgesoffen, und der Junge, damals in seinem vierundzwanzigsten Jahr, war bereits auch als ein recht tüchtiger Saufbold gegliedert und ausgewachsen.

Gleich und gleich gesellt sich gern, und auch dieses Sprüchwort brachte der Bruder Schuster und Geiger, der jetzt in der Welt allein stand, alsbald in Erfüllung, indem er eine Dirne im Orte fand, die früher mit Zigeunern herumgezogen und von diesen im Städtchen verlassen worden war. Sie konnte wahrsagen und die Karten aufschlagen, und das abergläubische Volk bediente sich ihrer und ihrer Kunst, wenn den Leuten der knappe Verstand nicht mehr ausreichte, dieses oder jenes zu erforschen und zu ergründen. Beide gestanden sich ihre gegenseitige Zuneigung, knüpften das Band der Liebe durch eheliche Verbindung fest, und gründeten miteinander einen gemeinschaftlichen Herdt.

Hymens Bande waren aber mit Rosen und Veilchen nicht durchflochten und die Vergißmeinnicht blühten in den Flitterwochen schon auf der gilbigen Haut des weiblichen Ehegesponns, entsprossen der Einsaat des schwellenden Knieriemen, der im Fuseck'schen Hause einmal überkommen blieb, und sich als das Factotum der Familie stets lebendig traditirte. Hader und Zwietracht, Schimpfen, Fluchen und Schlagen standen bald auf der Tagesordnung der neuen Wirthschaft und endete an jedem Abend mit Völlerei, wenn die Pfennige beschafft werden konnten, um den obligaten Branntwein dafür herbeizuholen. Mitten in diesem wüsten Leben blieb indeß der Stammbaum des Schusters Saufaus nicht ohne Knospen und im zweiten Jahre der Verbindung wurde das Ehepaar mit einem Knäblein gesegnet, das nach seiner Geburt übrigens schon so jämmerlich in die Welt hineinschrie, als wollte es seinen Ursprung und sein Dasein laut beklagen.

Das Kindlein wurde nun von der Mutter mit der größten Zärtlichkeit gestillt und erzogen und mit wahrer Affenliebe verhätschelt. Der Vater dagegen kümmerte sich fast gar nicht um den Jungen und erbarmte sich seiner erst als der Bengel, wie er ihn nannte, kräftig und fähig geworden zu sein schien, ihn im Handwerk und Erwerb zu unterstützen. Diese Verfahrungsweise war ganz analog jener, die man bei seiner Erziehung geltend gemacht hatte, und der vererbte Knieriemen spielte also auch hier den handgreiflichen Lehr- und Zuchtmeister. Wenn aber der grausame Rabenvater auf solche Weise das lebendige Fell des Augapfels der Mutter manchmal gar zu arg zu walken bemüht war, dann schnitt ihr der Schmerz tief ins arme Weiberherz, und nicht selten trat sie als Vermittlerin dazwischen, wobei es in der Regel passirte, daß ihr eigener Rücken als Blitzableiter für die Hiebe und Schläge einstehen mußte, die ihrem lieben Söhnchen a priori zugedacht waren.

Der zweite Generations-Sprosse des schusterlichen Hauses Fuseck ward unter diesen Umständen aber ein ziemlich verschlagener Kerl. Er hatte bei der Taufe den Namen „Hans" erhalten, unter welchen er nun in die Geschichte tritt. Bemerklich machte er sich frühe schon dadurch, daß er gleich von vornherein kein Pech riechen konnte und überhaupt an Allem, was mit der Schusterei zusammenhing, durchaus keinen Geschmack fand. Geige und Bogen brachte er auch zu keinem Ansehen in seiner Hand, da ihm der Taktschlag seines Vaters beim Unterricht die Annehmlichkeit der Himmelsgabe Musik wenig empfinden ließ, und wenn er überhaupt noch eine gewisse Neigung dazu ererbt zu haben glaubte, so hätte

er sich lieber zur Flöte bekannt, wobei ihm, wie er meinte, doch wenigstens ein Loch offen bliebe, um dem väterlichen Lehramte zu entkommen, weil dieses dann auf eine andere hätte übergehen müssen.

Ob es nun Halzstarrigkeit oder Ungeschicklichkeit gewesen, Hans machte weder im Geigenspiel noch im Schustern Fortschritte, und wenn selbst die fürchterlichsten Schläge nichts fruchten wollten, da sagte der entrüstete Vater: an dem Bengel ist Hopfen und Malz und jeder Schlag verloren, der neben hinaus fällt. Die Mutter weinte aber die bittersten Schmerzenszähren laut und im Stillen, und versuchte alle Schritte, das harte Loos des Söhnchens zu mildern oder zu ändern.

Neben ihren zärtlichsten Liebkosungen und heimlichen Zusteckereien gab sie sich alle Mühe, dafür zu sorgen, daß Hans außer dem Hause untergebracht würde, wodurch sie ihn der Wucht des barbarischen Vaters zu entführen hoffte. Als es ihr endlich gelungen war, einen ehrsamen Schneidermeister aufzufinden, der sich geneigt zeigte, den kleinen Hans auf drei Jahre in die Lehre zu nehmen, zuckte der Strahl der mütterlichen Freude in ihrer Brust, und als noch gar der rauhe Gemahl kein Bedenken trug, seine Einwilligung dazu zu geben, da riß ihr die Wonne das Herz fast ganz auseinander. Der Lehr-Kontrakt wurde jetzt definitiv abgeschlossen und der Lehrling seinem neuen Meister, dem Künstler von der Nadel, übergeben.

Alles ging glücklicher von Statten, als man anfänglich geglaubt hatte. Hans begriff besser und schneller mit Nadel und Fingerhut umzugeben, als den Pechdraht und die Kneipe zu handhaben, und nach ausgestandener Lehre konnte er sich in seiner Kunst mit jedem Genossen messen, deren Schaar das Ellenmaß zum Paniere trägt. Doch blieb er ein gar schmächtiger Kerl, wohl in Folge der allzu frühzeitig erhaltenen Schläge und Püffe, die seinen Wachsthum gehindert haben mochten, und als man ihm seinen Lehrbrief und die Kundschaft, zierlich und sauber auf Pergament geschrieben, übergab, da staunte die ganze löbliche Zunft über das Miniaturbild, welches jetzt als Geselle in die Genossenschaft zu treten die Ehre haben sollte.

In der guten alten Zeit gehörte das Wandern der Gewerksleute mit unter die nothwendigsten Erfüllungen der vielen Vorbedingungen, welche jedem gesetzt wurden, wollte er sich früher oder später niederlassen und sein Handwerk frei auf eigene Faust betreiben. Selbstverständlicherweise mußte auch Hans diese Schule des Lebens durchlaufen, und auch die betrübte Mutter war deßhalb von der Nothwendigkeit einer Trennung von ihrem Liebling durchdrungen. Mit aller Sorgfalt, soweit ihre Kräfte und Mittel nur reichten, suchte sie daher den kleinen Hans aufs beste herauszustaffiren; sie füllte ihm das lederne Ränzlein mit Wäsche und Kleidern, zog ein glänzendes Wachstuch über sein Reisehütlein und kaufte ihm zur besseren Stütze und zum Schutz in Noth und Gefahr einen angemessenen Wanderstab aus Hagedorn geschnitten, wunderschön gebeitzt und um und um mit herrlichem Lack überzogen.

Als der Tag der Trennung herangerückt war, da fiel es der Armen gar schwer aufs Herz und ihr Kummer und Schmerz würde endlos geblieben sein, hätte sie nicht als weise Sibylle vorher im Horoscop ihres Herzenshänschens gelesen, daß ihm eine glänzende und glückliche Zukunft beschieden wäre. Die Betrübniß, ihn an ihrer Seite und in ihrer Nähe zu missen, brach ihr nichtsdestoweniger aber doch die schwer bewegte Brust. Unter Herzen und Küssen, Weinen und Schluchzen erfolgte der Abschied, und als sie dem Scheidenden noch die zu seiner Wanderung aufgesparten Mutterpfennige liebreich in die Hand gedrückt hatte, verdeckte sie das Antlitz mit der Schürze, den Thränenströmen beider Augen freien Lauf lassend. Bisher als stummer und regungsloser Zeuge umstand die Gruppe der Vater des jungen Wanderers, kalt und gefühllos, wie er sich überhaupt gegen Hans während seiner Lehrjahre gezeigt hatte. Kaum, daß er die Hand des Sohnes faßte, als sie ihm dieser zum Abschiedsdruck reichte. „Jetzt bist du so weit gekommen," sagte der Schuster Fuseck, „daß du als ein spindiger Schneider in die weite Welt ziehst, der überall ein verachtet Ding ist. Für meine guten Lehren hattest du aber keinen Sinn, sonst ständest du heute auf dem Punkte, wo du als Schuster, mit Gunst allerwärts aufgenommen, deine winzige Person hättest noch zur Geltung bringen können. Ziehe nun hin, wohin du willst und wenn es dir gut geht, habe ich nichts dagegen." Nach diesen wenig erbaulichen Worten hing er sich der Mutter voller Harm nochmals um den Hals und ging darauf feuchten Auges und betrübten Gemüthes aus dem Vaterhause, ihm das letzte Lebewohl von außen noch zuwinkend.

Hans zog gen Nord-Ost. Er kam über den Neckar, durchwanderte den Taubergrund, besuchte die Städte des Mainstroms, schlug

sich durch die Rhöne und lenkte so in die sächsischen Lande ein. Wo es ging, nahm er aber Arbeit an, und wenn er sich dann einen schönen Albus im Säckel erspart hatte, brach er wieder auf, immer weiter und weiter fortzuwandern. Bei diesem Wechsel der Orte blieb denn gar manches an ihm hängen. Der Verkehr in den Herbergen, wo er mit allerlei gewaschenen und durchtriebenen Gesellen zusammentraf, weckte seinen Verstand und sein Nachdenken in allen Dingen; alle Erlebnisse beutete er zur günstigen Anwendung für die Folgefälle aus, und die vielen Abenteuer, die er hier und dort zu bestehen hatte, machten ihn nach und nach nicht nur gefaßt, sondern auch entschlossen und muthig bei gefährlichen Händeln, die ihm häufig aufstießen und begegneten.

Es mochte ungefähr zur Zeit des Pfingstfestes oder etwas später gewesen sein, als er eines Morgens die Herberge verließ, wo er übernachtet hatte, und die Landstraße einschlug, die übers Gebürge hinwegzog. Die Gegend seiner vor ihm liegenden Durchwanderung war volkleer und es kam wohl vor, daß der Reisende auf solchen Wegen vor Abend keine menschliche Wohnung antraf. An derlei unbewohnten Stellen pflegte man die Wandersleute in den Schenken davon zu unterrichten, und die Ziehenden ermangelten dann nicht, sich mit Lebensmitteln für den Tag zu versehen, die man zu diesem Zwecke auch immer bereit fand. Solches war auch hier der Fall und Hans verfehlte es nicht, seine Taschen mit Brod, Käse und andern ähnlichen Frugalien weidlich zu bepacken.

Die goldenen Tage des Maies lagen auf Aue und Flur. Die erwärmenden Strahlen der glänzenden Sonne ruhten labend auf der grünen Natur, die üppig entfaltet, nunmehr die letzten Spuren des rauhen Winters ganz entfernt hatte der hier ein eisiger Gast hart und gewaltig auftritt. Die narkotischen Düfte des Waldblüths trugen leise Lüfte überall hin und sogen sich ein gar lieblich und mild. Links und rechts verlor sich das Auge in der fernen Gefilde duftiges Blau und vorwärts lachte ein Thal im prangenden Schmucke jungfräulichen Frühlings. Wie war es da dem kleinen Wanderer so wohl ums Herz in Gottes schöner Natur; nichts trübte des Einsamen wonnige Seele und selbst den leisen Anflug von Wehmuth beim Gedanken an die Mutter in der weiten Heimath löste bald wieder der Schöpfung balsamischer Thau.

Gefesselt in schwärmender Empfindung war Hans nach kurzem aus seinen Träumereien erwacht. Mit neuem Muth und mit neuer Kraft lenkte er weiter und sieh, da stand er auf einmal vor einem mächtigen Kirschbaum, der eben seine korallenrothen Früchte so einladend auf natürlichem Grün präsentirte, daß es dem Schneiderlein vor Lust das Wasser im Munde spannend zusammenzog. Da kannst du doch unmöglich vorüberziehen, ohne die Herrlichkeit verkostet zu haben, dachte sich Hans, und im Nu war Hut und Ranzen abgeworfen, um des Baumes Aeste bequemer besteigen zu können und sich dort an der frischen Frucht die Zunge kühlend zu laben.

Einem Eichhörnchen gleich duckte sich das Schneiderlein zwischen den Zweigen und ätzte sich trefflich am ländlichen Mahle der Natur, doch nicht lange und er vernahm nicht ferne vom Stamme des Baumes ein starkes Geräusch, das aus dem hohen Grase zu kommen schien. Aber, o Schrecken, kaum wollte er seinen Augen am hell lichten Tage trauen! Von der Erde erhob sich ein gewaltiger Riese, der sich auf weichem Moose im Schatten des Grünen gelagert hatte, um zu ruhen. Als er gerade aufrecht stand, schien er mindestens an die zehn Fuß nach alter Reichswährung zu messen und mit seinen ungeheuren Armen, konnte er gemächlich wohl vierzehn Fuß Höhe erreichen. Wo er aber auftrat im weichen Grase und auf der lockeren Erde, da ließen seine Sohlen Spuren von sechs Zoll Vertiefung zurück, so mächtig war der Eindruck, den sein schwerer Körper verursachte. Seine Augen leuchteten wie zwei große Salzfässer von Krystall und sein Rachen öffnete sich beim Gähnen so weit auf, daß ein ganzes Kaninchen oder eine gebratene Martinsgans ungestreift darin eingehen konnten. Wenn er schnaufte, dann bewegten sich die nächsten Zweige und sein Odem schüttelte das Laub und die Blätter an ihren Stielen.

Der Morgenschlaf mochte wohl den Hunger des Riesen wachgerufen haben, denn kaum erblickte er den Kirschbaum mit seiner Frucht, als er unverkennbare Miene machte, sich einen Imbiß daran zu holen. Dem armen Schneider, der das Ungeheuer in Menschengestalt nicht aus den Augen ließ und ängstlich dessen Schritte und Tritte verfolgte, entging dieses auch nicht, und daß sich der Goliath jetzt dem Baume nähern würde, schloß er allein schon aus dem lüsternen Blick, den jener nach der spendenden grünen Kuppel warf, hinter deren Dickicht er für den Augenblick noch versteckt war. „Mein Gott, dachte er sich, wenn dich der abscheuliche Kerl da gewahrt, so frißt er Dich sammt Haut

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0473-1

und Haar, und deine Mutter erhält niemals mehr Kunde von dir!" Als er aber zitternd und bebend also dachte, kam der Gewaltige auch schon heran.

Ohne sich lange zu recken und zu strecken, ergriff er den nächsten besten Ast mit kräftiger haariger Faust, zog ihn herunter bis ans grimmige Maul und streifte ihn dann langsam durch die fingerlangen Zähne, indem er die Kirschen der Reihe nach so geschickt daran abknapperte, daß keine einzige dazwischen seiner Gier entschlüpfte. Hatte er aber auf diese Weise einen Ast leergefressen, dann ließ er ihn mit solcher Gewalt wieder losschnellen, daß sich die Schwingungen noch eine ganze Minute nachher verspüren ließen. Der Schneider sprach indessen gleich einem armen Sünder beim letzten Stündlein ein Stoßgebetlein nach dem andern, und trotz der Zusammenraffung seiner ganzen Kourage krachte ihm der Herzbändel einmal über das andere. „Ich muß mich nur noch kleiner zu machen suchen als ich bin, denn da der Schreckliche alles mit so großen Augen ansieht, so hält er mich vielleicht für einen Maikäfer oder für etwas Aehnliches, und thut mir alsdann kein Leid an." Indem Hans also dachte, kauerte er sich noch mehr zusammen und drückte sich noch enger in die Gabel der Aeste.

Trost und Vorsicht des Geängstigten waren aber vergebens, denn der Riese kam auch an den Ast, darauf der Schneider seinen Angstschweiß aus allen Poren trieb, und als er den Zweig herunterbog, da kam jener so dicht vor sein Gesicht, daß er seinen Blicken unmöglich entgehen konnte.

„Wurm elender!" hob der Riese sogleich an, „wie kannst du es wagen in mein Gehege zu kommen und dich hier festzunisten, um mich durch deine krüppelhafte Gestalt im Appetit zu stören? Es wäre kein Wunder ich bliese dich an, daß du zu Boden fielest, damit ich dich mit meinem Fuße zertreten könnte!

Dieweil ich mich aber schon sattsam geweidet habe, so magst du dein Schicksal zwischen Himmel und Erde suchen!" Nach diesen schrecklichen Worten ließ er den Ast los, und einer neunzigpfünder Bombe gleich flog das Schneiderlein im Bogen durch die Lüfte, in gerader Höhe wenigstens zweihundert Fuß vom Erdboden entfernt.

Beim Fluge war diesem Hören und Sehen vergangen und er merkte daher nicht, wie er mit zunehmender Schnelligkeit wieder abwärts stürzte, nachdem er im leichten Aufsteigen den Höhepunkt der Wurfkraft erreicht hatte. Aber plumps! da lag er, wohl hundert Schritte vom Orte des Auffliegens entfernt. Der Fall war glücklich abgelaufen, denn dem unfreiwilligen Aeronauten hatten zwar alle Rippen im Leibe gekracht, doch war ihm keine einzige dabei entzwei gegangen, und wenn die Berührung mit der Muttererde auch gerade keine sanfte war, so reichte sie doch hin, ihn schnell wieder aus seiner Betäubung zu bringen. Er blickte sich um, und sah den Riesen noch immer am Kirschbaume stehen, von wo aus er seinem Fluge durch die Luft nachgesehen und sich an seinem salto mortale ergötzt hatte. Bleibst du hier liegen, dachte er sich nun, dann kommt der Furchtbare zuletzt herbei und tritt dich mit seinen kolossalen Füßen mausetodt. Besser ist's drum, wenn du ihm muthig entgegen gehst und ihn durch List zu bewältigen suchst Dreistigkeit und Geistesgegenwart haben dich ja schon oft dem Stärkeren gegenüber zum Sieger gemacht! Also gedacht, gethan. Der Schneider las sich von der Erde auf, lief geraden Wegs auf den Riesen zu und sprach, als er vor ihm stand: „Ich danke dir, Brüderlein, für das kleine Vergnügen, das du mir gemacht hast, denn ich war eben auch im Begriff, mich selbst ein wenig durch die Luft zu schnellen und Burzelbäume zu meiner Kurzweil zu schlagen, wie ich es nach jeder Mahlzeit zu thun pflege; nur bin ich gewohnt, dabei höher zu springen, als du mich zu schleudern im Stande warst."

„Was sprichst du da, Erdwurm? Dein witziger Frevel verdiente, daß ich dich zusammenschlüge, wie eine Mücke! Wer bist du und wer hat dir erlaubt, solche Sprache vor mir zu führen, vor dem nur zittert Alt und Jung des erbärmlichen Menschengeschlechts?! Denn wisse, ich bin der stärkste unter meinen zwölf Brüdern, und diese erschlagen rüstige Heere und zertrümmern den größten Ochsen durch einen einzigen Faustschlag!" Also geberdete sich der Riese.

„Das mag wohl sein und dagegen habe ich nichts," entgegnete der Schneider, „darum können aber andere Leute auch stark sein, und auch der kleine David schlug einst den riesigen Goliath. Was aber mich und meine Stärke betrifft, so nehme ich es mit jedem auf, und wenn du meinen Worten nicht glauben willst, so magst du dich durch eine Probe mit mir messen."

Da hohnlächelte der Gigas fast zum Zorne gereizt, und es hätte wirklich nicht viel gefehlt, so wäre es um den kecken Schneider geschehen gewesen. „Deine Kühnheit," brüllte er, „macht

mir beinahe Spaß, denn deine Sprache paßt gerade zu deiner Figur, wie ein Kirchthurm auf ein Schneckenhaus; damit du aber einen Begriff von meiner Stärke bekommst und an die Achtung erinnert wirst, die du, Wurm im Kothe, mir schuldig bist, so sieh und staune!" Bei diesen Worten hob er einen Stein von der Erde auf und drückte ihn so gewaltig zwischen Finger und Faust, daß sich der Basalt zu Pulver und Staub zermalmte. „Was sagst du nun?"

„Kleinigkeit!" erwiederte der Schneider. „Ein Kraftstück gewöhnlicher Art, das ich dir leicht nachthun könnte; doch will ich dich ja übertreffen." Während dieser Rede hatte er sich aber unbemerkt einen Handkäse, den er sich am Morgen mit den andern Lebensmitteln eingesteckt hatte, aus der Tasche hervorgeholt, und nun that er, als ob er gleichfalls einen Stein von der Erde aufnähme. „Sieh hier diesen Stein," sprach er weiter, „er ist von derselben Beschaffenheit wie der deinige; den werde ich jetzt mit leichter Mühe zerdrücken, daß er sich nicht in Staub verwandelt, aber so, daß sogar das Wasser daraus hervorlaufen soll!" Quatsch! und in demselben Augenblicke reichte er dem Riesen den zerquetschten Handkäse dar.

Da war das Großmaul so erstaunlich verblüfft, daß er die Stirne runzelte und die langen Ohren steif spitzte, nach einiger stillen Betrachtung aber ausbrach: „Wer hätte es glauben sollen, daß ein solcher Floh, wie du bist, solche Kraft besäße! Verzeih darum, wenn ich dich vorhin ungerecht beleidigt habe und reich mir zur Versöhnung deine Hand. Wir wollen Freunde sein und mit einander gehen, denn wir beide werden alles vollbringen, was sonst niemanden möglich ist."

Als der Riese aber des neuen Bundesgenossen Hand ergriff, da zitterte dieser wie Espenlaub, und als er sie ihm gar noch zum jungen Bunde zu schütteln anhob, da glaubte er vor Schmerz, daß ihm das Blut zu den Fingerspitzen herausspritzen müsse. Doch ließ er seine Wehen selbst nicht laut werden, damit er sich nicht als Schwächling verräthe; die Hand blieb ihm aber noch lange wie gelähmt.

Der also Gedrückte nahm jetzt sein Ränzlein wieder auf den Rücken, drückte sich den Hut in den Kopf und mit dem Wanderstab in der Linken schritt er mit dem Riesen weiter. Es war dieses aber gar drollig anzusehen, denn der Schneider in Duodez-Format nahm sich neben dem kolossalen Riesen ungefähr aus, wie die Kröte neben dem Storch auf seinen langen Beinen. Die gemeinschaftliche Reise ging übrigens wochenlang fürbaß, ohne daß etwas Besonderes oder Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Nach Verlauf von einigen Monden kamen die beiden Gefährten in eine große Stadt, darin ein reicher und mächtiger König residirte, und kaum hatten sie das Thor passirt, so sahen sie aus dem Anblick, der sich ihnen darbot, daß hier etwas Außerordentliches bevorstehen müsse. Alle Häuser waren mit schwarzen Tüchern von oben bis unten behängt, die Thüren und Fensterladen waren geschlossen, und alle Menschen die auf den Straßen wandelten, zeigten sich in tiefe Trauer gehüllt. Nirgends wurde ein Laut gesprochen und gehört. Jede Straße glich einer langen Todtengruft mit offenem Gewölbe und schauerlich tönten von allen Thürmen die Glocken, die in kurzen Pausen als monotone Klänge angeschlagen wurden, und noch dumpfer erdröhnten als das schauerliche Geläute zum Grabe. Die beiden Fremdlinge sahen sich hierüber verwundert an und keiner konnte die Ursache und die Bedeutung errathen, deren räthselhaftes Gepräge sie so unheimlich überraschte. Mittlerweile langten sie aber in der Herberge an. Auch hier war die Fröhlichkeit gewichen, die aus den Schenken und Zechstuben sonst nicht leicht zu verbannen ist, und es schien mithin, daß sich eine allgemeine große Trübsal bis in den innersten Nerv der ganzen Stadt geschlichen haben müsse. Die ersten Begrüßungsformeln waren kaum ausgetauscht und den Ankömmlingen der Imbiß nebst einer vollen zinnernen Kanne vorgesetzt, als der Schneider seine Neugierde nicht mehr bemeistern konnte und daher über die seltsame Ausschmückung der Stadt und die große Trauer überall umher Nachfrage hielt.

„Es steht der Stadt ein großes Unglück bevor," erklärte nun der Herbergshalter, „das heute über sieben Tage hereinbricht und jetzt schon großes Weh verbreitet. Auf dem Berge da, den Ihr über den Marktplatz weg erblicken könnt, herrscht nämlich in einer schauerlichen Höhle ein furchtbarer Drache mit sieben Köpfen, und diesem muß alle sieben Jahr eine Jungfrau geopfert werden, die das dreizehnte Jahr erreicht und das neunzehnte noch nicht überschritten hat. Wird ihm aber nicht Genüge geleistet, dann stürzt er sich herab in unsere friedlichen Mauern und schont weder Alter noch Geschlecht, bis er seine Wuth gestillt und seinen Blutdurst befriedigt hat. Da dem Ungeheuer aber keine Gewalt widerstehen kann,

so haben sich unsere Voreltern, wie auch wir, jederzeit geduldig in das unvermeidliche Schicksal ergeben. Damit sich übrigens weder ein Vorzug noch eine Ausnahme beim Loose, wie es die Unglücklichen trifft, geltend mache, so haben wir ein beschworenes Gesetz, nach welchem die Bestimmung und die Ordnung erfolgt, aus welchem Hause das Opfer geliefert werden muß. In diesem Jahre fällt das Unglück aber gerade auf die Residenz des Königs, und es giebt kein Mittel und kein Ausweg, die sechszehnjährige Prinzessin vom sichern Tode zu retten. Darum herrscht die große Trauer, wie Ihr es selbst gesehen. Der König hat nun zwar überall ausgeschrieben, daß, wenn einer käme, der den Drachen erlegen und die Prinzessin aus seinen Klauen befreien würde, nicht nur mit Reichthümern überhäuft werden solle, sondern auch noch obendrein die Prinzessin zur Gemahlin, und nach des Königs Ableben sogar dessen Macht und Regierung annehmen könne. Bis jetzt hat sich jedoch noch keiner gemeldet, und in den freien sieben Tagen wird sich auch schwerlich noch einer melden, denn mit dem Drachen ist es ein gefährlich Aufnehmen, und wenn der Tollkühne, der es wirklich wagen wollte, den mittleren der sieben Köpfe nicht sogleich tödtlich trifft, so ist er verloren, denn nur an dieser Stelle ist der Drache verwundbar."

„Hm," meinte nach Anhörung dieser Erläuterung der Schneider, „die Geschichte ließe sich doch immer noch in Erwägung ziehen, und ich glaube sogar ohne viel Nachsinnen," fügte er hinzu, „daß ich und mein Kamerad da, wenn wir zusammenstehen, dem Drachen am Ende doch noch gewachsen sein dürften."

Ob dieser aberwitzigen Worte stieß ihm der Riese aber verstohlen in die Rippen, daß das Schneiderlein einer Ohnmacht nahe war, und zur Erörterung die Worte hinzusetzend: „Verdammter Halunke, was sprichst du! Weißt du denn nicht, daß man uns beim Munde nehmen, und so man uns als Windbeutel erkannt, uns mit Schimpf und Schande über das Weichbild und die Grenzmark bringen wird, vorausgesetzt, daß man uns nicht im schweren Kerker elend zu Tod hungern läßt?"

„Feigherz!" schalt ihn hierauf der Schneider. „Wo bleibt dein Muth und das Vertrauen auf deine Stärke, damit du so groß prahltest, als ich an jenem Kirschbaum zum ersten Male mit dir zusammentraf? Hast du keine Kourage, so geh, ich nehme das Wagniß allein über mich, und bei allen verheißenen Schätzen, Reichthümern und anderen Herrlichkeiten sollst du mir dann auch leer ausgehen."

Als der Riese diese Dreistigkeit und Zuversicht des Schneiders vernahm, da dachte er sich, daß der kleine Geselle am Ende doch stärker sei, als seine Vermuthung bisher gegangen und lenkte, geködert durch den Reiz der zu erwartenden Belohnung nach dem Gelingen der That, wieder zutraulich bei seinem Gewährsmanne ein.

Die Worte des Schneiders waren aber auch den anwesenden Gästen nicht entgangen und da sich zufällig einige Diener aus des Königs Hofhaltung darunter befanden, so eilten diese sogleich unbemerkt hinweg, um die Kunde schleunigst zu den Ohren ihres allerhöchsten und tiefbetrübten Herrn zu bringen. Eine halbe Stunde war hierüber noch nicht verstrichen, da erschien auch schon ein Abgesandter vom Hofe des Königs, der, obgleich von hoher Würde, die beiden geschilderten Abenteurer dennoch höflich und leutselig anredete und mit der Frage hervortrat, ob sie ihre vorhin gethane Aeußerung in Ehren zu halten und den Kampf mit dem Drachen zu bestehen noch bereit seien.

„Ja wohl!" entgegnete der Schneider, „unsereiner spricht niemals in den Wind, und wären es auch der Drachen sieben und hätte jeder derselben der Köpfe einundzwanzig, sie müßten dennoch unterliegen."

Es war jetzt niemand froher, als der Abgeordnete des Herrn, denn er fürchtete bei seiner Mission schon im Voraus, daß sie mißlingen würde und daß er alsdann den ganzen Unmuth des Königs zu empfinden habe; so aber leuchtete ihm von ferne schon der höchste Ordensstern am breitesten Bande vor Augen, für den wichtigen Dienst, den er dem Vaterlande mit seiner Botschaft geleistet.

Die nächste Folge dieser Unterredung war aber, daß zwei königliche Hofkarossen mit glänzender Bedienung bei der Herberge vorfuhren und dienstthuende Kämmerlinge den Riesen und den Schneider in tiefen Bücklingen einluden, die elende Kneipe zu verlassen und dafür ihren Aufenthalt in der königlichen Residenz zu nehmen.

Die beiden Abenteurer, die vor kurzem noch so unbeachtet eingezogen waren, erhoben sich alsbald zu den Helden des Tages. Man stellte sie dem Könige und der jungen Prinzessin vor, die sich beide die Augen beinahe schon aus dem Kopfe geweint hatten, und deren Thränen zu trocknen, dem Schneider vorbehalten war. Es gelang ihm die-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0476-8

ses auch besser durch seine leichtfertige Rede, die er über den zu bestehenden Kampf führte, und durch die Zuversicht, mit welcher er sich über den Ausgang hinwegsetzte, als es selbst des Riesen imposante Leibesgröße und die damit muthmaßlich verbundene Körperstärke vermochten, so Außerordentliches man sich auch davon versprach. Um aber jeden Zweifel verschwinden zu lassen und die trostvolle Hoffnung allgemeiner zu befestigen, veranlaßte der Schneider, daß der König noch am nämlichen Abend den Befehl gab, alle äußeren Zeichen der Trauer überall zu entfernen. Die Häuser verloren mit einem Male ihren düstern Schmuck und an die Stelle der bangen Klagelieder traten frohe Gesichter und heitere Stimmung. Der Minister des Königs publicirte indessen, daß Jedermann den Anordnungen der fremden Gäste unbedingte Folge zu leisten habe, und zwar bei Vermeidung der allerhöchsten Ungnade und peinlicher Todesstrafe in besonderen Fällen.

Sorglos und behaglich ließ sich das gefeierte Fremdlingspaar die vortreffliche Küche des Hofes schmecken und setzte nicht minder dem auserlesenen Keller zu, und erst am zweiten Tage ihrer gastlichen Aufnahme dachten sie daran, Berge und Höhle des Drachen zu recognosciren, um sich für den schweren Kampf zu orientiren und die allenfalls nöthigen Geräthschaften, Waffen und Werkzeuge anfertigen und herbeischaffen lassen zu können.

Die Höhle des gefürchteten Drachen mündete zwischen einer grotesken Felsenmasse, die sich über einem Plateau erhob, auf welchem der Ausgang selbst in sandiges Gestein auslief. Ueber der Wölbung des symetrielosen Portikus sprang ein zackiger Felsen hervor, der gleichsam den natürlichen Tragstein zu bilden schien und in seiner wagrechten Richtung so viel Flächenraum faßte, daß man sich darauf ganz gut bewegen konnte. Nach An- und Einsicht dieser Oertlichkeit wurden von beiden Seiten Vorschläge gemacht, wie der Angriff auf das Ungeheuer zu geschehen habe, wobei, wie es schien, jeder immer den minder schwierigen Posten für sich auszuwählen suchte. Da wurde denn dieses und jenes verworfen und immer wieder neues aufs Tapet gebracht, doch dauerte es lange, ehe man zur vollständigen Einigung kam. Ausgemacht wurde zuletzt, daß der Drache mit einer Zange gefaßt und mit dem Hammer erschlagen werden solle.

Die Hammerschmiede mußten deßhalb Tag und Nacht arbeiten, wie es der Schneider befohlen, damit das Kampfgeräthe rechtzeitig vorhanden und frühzeitig auf den Tummelplatz gebracht werden könnte. Beide Instrumente waren aber so fabelhaft großer Art, daß sie auf dem Eisenhammer nur mittelst außergewöhnlicher Hebwerke gedreht und gewendet werden konnten und zum Transporte mußte schnell noch ein Wagen von doppelter Tragkraft konstruirt werden. Die Zange maß vierundzwanzig Fuß in der Länge und ihr Gewicht betrug eben so viele Zentner. Der Hammer war aus einer Masse von zweiunddreißig Zentner Eisen zusammengeschmiedet und der Stiel daran war allein sechszehn Fuß lang. Als diese Monstre-Werkzeuge noch in der Halle der Schmiede lagen, wohin man den Schneider und den Riesen zur Besichtigung und Prüfung derselben eingeladen hatte, war man verlegen über die Art und Weise, wie Hammer und Zange auf den Wagen geschafft werden könnten. Da meinte nun einer, und bestimmt nicht der Einfältigste unter dem Schmiedevolke, daß diejenigen, welche die Instrumenten regieren würden, sich wohl nur einer kleinen Mühe unterzögen, wenn sie dieselben selbst auf den Lastwagen legen wollten, wodurch die Sache am schnellsten abgemacht und alle weitere mühseligen Vorrichtungen und Aufstellungen von Hebgeschirren ganz überflüssig gemacht werden könnten.

„Hans," sprach hierauf ohne Bedenken der Riese, „nimm du die Zange, ich will den Hammer nehmen; werfen wir sie so beide auf das Fuhrwerk."

„Du bist doch ein gemächlicher Kerl," erwiederte darauf der Schneider, „dieweil du aber Worte machst, hätte ein anderer das kleine Werk schon längst vollbracht. Pfui, schäme dich, ich will es lieber allein thun!"

Dieser Verweis vor allen anwesenden Grobschmieden und Essenknechten wirkte so beschämend auf den Riesen, daß er nichts mehr einwendete und stillschweigend Hammer und Zange auf den Rüstwagen warf, wobei die schweren Achsen krachten und laut ächzten, als hätten sie unter der gewaltigen Bürde zu seufzen. Der Schneider lachte sich aber heimlich ins Fäustchen, denn die List war ihm gelungwodurch er sich geschickt aus der Schlinge gezogen.

„Begleite nun den Wagen und gehe mit auf den Berg," wendete er sich weiter zum Riesen, „dort magst du die Werkzeuge einstweilen abladen, dieweil ich mich zum Könige verfüge und ihm rapportire, wie weit die Sache gediehen. Auch will ich bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, daß er uns sein Versprechen vorher noch gehörig verbriefe, damit wir des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0477-4

gebührenden Lohnes sicher sind, so wir unser Werk ganz erfüllet." Auch gegen diesen vernünftigen Vorwand konnte der Riese keinen Einwand erheben, und da er den Schneider zu spitzfindigen Unterhandlungen tüchtiger erkannte, als er es sich selber zutraute, that er, wie ihm der schlaue Hans gesagt hatte. Dieser zog sie so aber abermals aus einem mißlichen Handel, denn schicklicherweise wäre es an ihm gewesen, die beiden Mord-Instrumente vor der Höhle abzuladen, da sie der Riese allein aufgeladen hatte.

Als endlich der verhängnißvolle Morgen des siebenten Tages heranbrach, regte sich ein gewaltiges Leben und Treiben in der Stadt und Jedermann harrte ängstlich und beklommen der Dinge, die da kommen sollten. Nur der Schneider blieb sich gleich, und war wie immer guten Muthes. Die Glocken läuteten auf allen Kirchen zur Messe und die Andächtigen zogen schaarenweise zu den heiligen Tempeln, wo sie in dichten Massen auf den Knieen des Himmels Beistand zu der glücklichen Wendung des schweren Tagwerks erflehten, welche die bedrängte Stadt mit einem Male von allen künftigen bitteren Leiden erlösen sollte. Die gelegensten Punkte, welche die Eingänge und die Thore beherrschten, waren vorher aber schon mit mächtigen Schleudergeschützen versehen worden, deren Leiber mit tödtlichen Wurfgeschossen gefüllt, jeden Augenblick bereit standen, ihr Verderben zu entsenden. Dieses war aus Vorsicht geschehen, daß, wenn der Drache seinen unmittelbaren Angreifern allenfalls entginge, wenigstens der letzte Versuch noch gewagt werden könnte, ihn wo möglich noch niederzustrecken, ehe er sich in die Stadt wälze. Auf den hervorragenden Höhen und Gipfeln der umherliegenden Berge sammelten sich zu gleicher Zeit die Mengen, um das furchtbare Kampfspiel aus der sicheren Ferne mit anzusehen, so gut es ginge. Die Portale und Zugänge der Residenz waren indessen mit schweren Pallisaden und Schutzwehren aller Art versehen und alle übrigen Bewohner der Stadt hatten ihr Möglichstes gethan, in ihren Mauern so fest zu widerstehen, als es nach Umständen nur thunlich gewesen. Die Prinzessin endlich wurde in ein verborgenes Gemach eingeschlossen gehalten, und der König selbst mit seinem ganzen Hofstaat begab sich auf die Zinnen des Schlosses, alle in größtem Galla und angethan im höchsten Schmucke ihrer Würden.

Anders gestalteten sich die Sachen auf dem Berge des Unheils. Vor der Höhle des Drachen standen der Riese und der Schneider in ernster Ueberlegung, wie sie ihre Positionen zu ergreifen hätten. Der letztere hatte das Wamms abgelegt, die Hemdärmel weit aufgeschürzt und zeigte sich durchaus so unverzagt, daß der Riese, dem in der nahen Stunde der Gefahr das Herz schon wacklich geworden, sich an seinem Beispiel zuletzt völlig ermuthigte. Die einzige Verlegenheit des Schneiderleins bestand nur darin, daß er nicht recht wußte, wie er es anfangen solle, um den Riesen neuerdings zu täuschen und hinter das Licht zu führen. Doch war er mit seinem Plane bald im Reinen und sprach daher zu seinem Gehülfen in Noth und Gefahr:

„Höre mich jetzt an, ich will dir mittheilen, wie wir den Angriff beginnen. Da du der größere bist und auch längere Arme hast, als ich, so nehme du den Hammer zur Hand, ich dagegen will die Zange ergreifen. Mit dieser stelle ich mich auf den Vorsprung über der Höhle, und wenn das Ungeheuer herauskommt, dann halte ich es fest, du aber schwingst die bestielte Keule nach seinem mittleren Kopf und schlägst es mit einem kräftigen Zuge zu Boden." Ohne den Angeredeten aber lange zur Ueberlegung kommen zu lassen, kletterte der flinke Wicht flugs auf den Felsen, und als er sich oben auf dem vor Gefahr sicheren Vorsprung befand, ersuchte er den Riesen, ihm die Zange in die Hand zu reichen.

Dieser that dies ohne besondere Beschwerde, indem er das kolossale Werkzeug vor der Höhle niedersetzte, und an den Felsen anlehnte, daß die Schienen zur Handhabung nach oben reichten; zugleich zog er die Zange so weit auseinander, daß des Schneiders kurze Arme die Ausspannung noch erfassen konnten. Als der schmächtige Kerl nun die Eisenstäbe mit beiden Händen ergriff, angeblich um zu probiren, ob sie ihm auch gerecht in den Fäusten lägen, war es wieder weiter nichts als eine Finte von ihm, denn in der Wirklichkeit hielt sich die schlaue Schneiderseele selbst am Eisen fest, und nicht umgekehrt, die Zange mit seinen schwächlichen Händen. Der Riese dagegen schwenkte versuchsweise den Hammer, und nachdem er damit gut fertig zu werden vermeinte, stützte er sich mit seinen stämmigen Armen auf den großmächtigen Stiel, einem Cyclopen gleich, harrend auf die Ankunft des Drachen.

Schon fing es an zu gähren im Bauche der Höhle und dumpfes Gebrause ließ sich vernehmen, als wollte sich öffnen ein wüthender Vulkan. Schon wirbelten dichte Rauchwolken aus dem felsigen Schlunde und in gemessenen Abständen zuckten feurige Blitze mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0478-9

bläulichem Lichte daraus hervor. Da überfiel Schrecken und Angst das schwache Schneiderherz auf starkem Felse und auch ein unheimliches Bangen schlich sich in die schwellenden Adern des Riesen.

Nach und nach rollte der unterirdische Donner immer deutlicher, es war das Gestöhne des Drachen; die Blitze und Rauchmassen wurden immer dichter und dichter, es war sein Geschnaube; und die Dünste von Schwefel und Pech erfüllten alsbald die Lüfte, es war seines verwüstenden Othems scheußliche Pest. Der Schneider vermochte sich kaum noch zu halten und der Riese schneuzte sich unwirrsch, eingehüllt in mephistischen Qualm.

Doch mit einmal, als käme ein Krater zum Ausbruch, leuchtete ein feuriges Meer um die klaffende Höhle und mit einem Gekrache und Gepolter, als löse sich der Erdball, raset hervor das schreckliche Unthier, und sieben gräßliche Köpfe sprühten Verderben ringsum, gierig die Beute der Unschuld zu verschlingen, welche als Opfer suchten die blutrünstigen Augen.

In der Wucht seines Heranschießens stieß er mit seinen grünen Lenden an die eiserne Zange, der Schneider verlor die Besinnung und fiel herab, gerade auf den Rücken der Bestie. Der Riese aber, die eigene und des Gefallenen Gefahr erkennend, erfaßte den günstigen Augenblick, schwang seinen Hammer und zerschmetterte von den sieben Köpfen glücklich den mittleren mit gewaltigem Streich. Da reckte der Drache die Glieder, das Blut floß im rothen Strome aus der weit aufstehenden Wunde und unter fürchterlichem Röcheln verendete der Unhold das Leben.

Der Schneider hatte sich von seinem Schrecken aber schnell wieder erholt, und gefaßt wie immer, schrie er auch jetzt dem Riesen, der ihn gerettet, schnöde entgegen: „Tölpel, was hast du gethan? verdirbt mir der Kerl doch immer den Spaß! Sahst du denn nicht, daß ich mich schon kühn auf das Unthier geschwungen? Ich wollte den Drachen lebendig in die Stadt hineinreiten und ihn drin auf offenem Markte erdrosseln, so aber geht mir das Vergnügen elend verloren. Dein Schlag kam nur zur Unzeit!“

Der Riese nahm des Schneiders Schelten für baaren Ernst hin und suchte den aufgebrachten Waghals durch freundliche Worte zu besänftigen. Er entschuldigte sich, das Vorhaben des Schneiders nicht gekannt zu haben und meinte, daß es zuletzt doch einerlei sei, wie man den Drachen unschädlich gemacht und erlegt habe. Hans stellte sich indessen noch lange mürrisch und gab endlich nur nach langem Zureden nach.

Inzwischen erscholl von allen Höhen der nahen Berge ein unbeschreiblicher Jubel. Man hatte gesehen, daß die Geissel der Stadt zerschmettert zu den Füßen der beiden Siegeshelden lag, und Hüte und Tücher schwenkten sich in der nun freien Luft. Von den Thürmen hallten die Glocken in frohem Geläute und die Feldschlangen und Böllerkessel auf den Schanzen der Thore verkündeten laut das gelungene Werk für nah und fern. Auf dem Söller des Schlosses prangte die weiße Flagge des Friedens und der Freude und ihre Wipfel spielten lustig im Blauen des Himmels.

Alsbald erschienen auf dem Berge des verbannten Schreckens die Knechte des Königs mit Rossen und Wagen, das schuppige Ungeheuer abzuholen nach der Residenz. Das Monstrum war aber so groß, daß es nicht verladen, und nur auf einer Art Rothschlitten fortgeschleift werden konnte. Die beiden Kämpen wurden aber in prächtige Chaisen gesetzt und von einer großen Anzahl Ritter und Reisigen hinuntergeleitet in die Stadt. Dort ließ man ihnen vor allem Zeit, um sich zu reinigen von Blut und Staub, damit sie sich im Kampfe um und um besudelt. Nachdem man ihnen aber herrliche Kleider und kostbares Geschmeide angelegt, brachte man sie vor den König, der sie, umgeben von seinem glänzenden Hofstaat, im Hofe des Schlosses empfing, und die ersten Worte des tiefsten Dankes im Namen seines Hauses, der Stadt und des ganzen Landes mit bewegter Stimme an sie richtete. Ehe er sie aber einlud, einzutreten in die inneren Räume, ließ er die beiden abenteuerlichen Gefährten niederknieen, und schlug sie angesichts des ganzen Kreises öffentlich zu Rittern.

Begabt mit dieser Würde traten sie darauf vor die erlöste und vom Tode befreite Prinzessin, die im Lilienschmuck prangender Jungfräulichkeit und, umgeben von vielen stattlichen Damen und holden Frauen, in majestätischer Schönheit darunter hervorleuchtete. Sie schlug gar verschämt das milde Augenpaar zum Busen nieder, und als sie die purpurnen Lippen zur Rede aufschloß, da erglänzten zwei Reihen Zähne, weiß wie blendender Schmelz; auf ihren zarten Wangen aber, vom Kummer und vom Leid der vergangenen Tage gebleicht, malte sich ein Anflug von sanftem Karmin der Rosen des Frühlings.

„Edle Männer und tapfere Ritter,“ sprach sie mit zaghafter Silberstimme, wenn ich nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0479-8

die Worte finde, meinen unendlichen und tief empfindenden Dank für Euer kühnes Wagniß um mich auszudrücken, wie es in meinem Herzen unvergeßlich geschrieben steht, dann möge mich die Aufregung und der Eindruck des Augenblicks in Eueren Augen entschuldigen. Auch wenn ich meine ganze Kraft zu sammeln mich bemühe, bin ich doch nicht im Stande, meiner Gefühle Meisterin zu werden; doch um Euch einen Beweis meiner Huld und Gnade zu sichern, so reiche ich Euch die Hand dar, die jeder von Euch küssen möge mit seinem Munde."

Das war gewiß viel gewährt. Die neugebackenen Ritter thaten denn auch dem Ansinnen völlig Genüge, und damit schlossen vorläufig die ersten Ceremonien, wie sie im Programm des Oberhofmarschalls geschrieben standen. Was weiter erfolgte, füllt eine ganze Chronik des Reichs aus und kann hier füglich nicht wiederholt werden. Nur soviel sei gesagt, daß der Hof und das Volk acht Tage lang nicht aus dem Jubel und aus den Festen herauskam, die auf des überglücklichen Königs Kosten in der Residenz und im ganzen Lande veranstaltet und bei Hof mit einem glänzenden Tournier beschlossen wurden, wobei die schöne Prinzessin Adelgunde den Dank vertheilte. Zur ewigen Erinnerung an das große Ereigniß wurde aber von Staats wegen eine sinnige Medaille geprägt, die den Sieg über den Drachen für alle Zeiten verherrlichen sollte.

Nachdem der Rausch der Freude endlich verschlafen und sich die Gemüther wieder aus dem Taumel der Glückseligkeit erholt, da tauchte allmählig auch der Frage Ernst auf, der sich seither im rastlosen Gewühl vergessen hatte. Der König erinnerte sich an sein Versprechen und an den verhießenen Lohn der aus dem Drachenkampf siegreich hervorgegangenen beiden Kämpen. Kam die Pflichterfüllung durch Reichthümer und Güter in Betracht, da gab es Rath, denn die Schatzkammern des Reichs waren angefüllt mit Silber und Gold in schweren Barren und alle Truhen strotzten von funkelnder Diamanten, Edelsteinen und sonstigem werthvollen Geschmeide. Galt es dagegen der Klausel, welche die Hand der Prinzessin und die Nachfolge auf dem königlichen Throne in sich schloß, so waren alle und selbst die feinsten Diplomaten und Rathgeber der Krone außer Stand, ein entscheidendes Wort abzugeben, denn es waren der Bewerber zwei, jeder mit gleichem Anrecht, dessen sich keiner begeben wollte und mochte, so glänzend man auch die Abfindung für den einen oder andern gestellt hatte.

Die Billigkeits- und Gerechtigkeits-Liebe des Königs war auch vorherrschend, und nicht gerne wollte er diesen beglücken und jenen betrüben, daher konnte er sich auch nicht zu dem Machtspruch entschließen, die Auskür des Bräutigams der Neigung der schönen Adelgunde anheim zu geben. Der unpartheiische Regent versammelte deshalb seinen großen und geheimen Staatsrath um seinen Thron und dieser that endlich den Ausspruch, daß der Zufall des Schicksals in der vorliegenden wichtigen Angelegenheit allein entscheiden solle. Damit jedoch dem Schicksale unter die Arme gegriffen und der Zufall beschleunigt werde, lautete die Sentenz weiter, so sei den beiden Prätendenten aufzugeben, daß jeder einen Rosenstock von gleicher Art eigenhändig in den Schooß des Schloßgartens pflanze. Dessen Strauch aber die erste Knospe zur Blume entfalte, der solle den Vorzug erhalten. Nach feierlicher Verkündigung dieses Ausspruchs der höchsten Weisheit des höchsten Staatskörper thaten beide Schicksalsgenossen wie ihnen geboten, und diese Gelegenheit rief abermals eine große Festlichkeit am Hofe des Königs ins Leben.

Ritter Simson, der Riese, setzte seinen Zweig gleichgültig in die Erde, band ihn nothdürftig an einem Pfahle fest und überließ den Bringer seines künftigen Glücks der Lenkung der Natur. Bis zum vermeintlichen Ausschlage lebte er aber sorglos und unbekümmert um des Strauches Gedeihen, schwelgte am Tage im Essen und Trinken und verschlief die Nächte in schnarchender Ruhe.

Ritter Hans dagegen setzte sein Stöcklein in frisch gelockerte Erde, gab ihm ebenfalls eine kräftige Stütze mittelst eines zierlichen Stabes und begoß die Wurzel reichlich mit Wasser des klaren Springquells. Er ermangelte nicht, es sorgsam zu pflegen, säuberte täglich das Erdreich vom Unkraut und das Stämmlein vom Gezieser und überdeckte es sogar mit einer Glocke von Glas, darin sich am Tage die wärmenden Strahlen der Sonne sammelten und die den zarten Pflegling vor feuchtem Nachtthau beschirmte.

Während nun Simsons Pflanze vom Unkraut überwuchert, von abscheulichen Läusen und Erdflöhen übersäet, und von giftigen Raupen, die sich schmarotzend überall angenistet, mit Fäden überspinnen im Wachsthume verkrüppelte, schoß Hansens gepflegter Stock üppig empor. Ehe sich der Mond aber zweimal ge-

rundet, entwickelten sich die zarten Keime zu lieblichen Blättern und gar bald auch traten hervor an der dornigen Ruthe die moosigen Knospen. Noch einmal wechselte Lunas bleiche Sichel und die Strahlen der zaubernden Sonne sprengten die geschlossenen Kapseln im Sternschnitt und zum duftenden Kelch entfaltet, prangte ein Bild der Keuschheit und Anmuth, die jungfräuliche Rose. Ein scheußlicher Wurm benagte indessen die Wurzel vom Stamme des andern und siech und verwelkt hing das verwahrloste Gestrüpp trocken und gelb am dürren verfaulten Pfahl.

Als man dem Riesen den Ausgang hinterbrachte, wendete er sich träg auf dem Polster seines Lotterbettes und sprach: „Was kann ich dagegen wollen, das Schicksal läßt sich niemals bemeistern."

Ritter Hans, der aber das Gegentheil gezeigt hatte, wurde jetzt durch Herolde als der bestätigte Bräutigam der Prinzessin Adelgunde unter Trompeten-Geschmetter und lauten Fanfaren an allen Ecken und Enden der Stadt feierlich ausgerufen und zugleich als künftiger Erbe des Reichs und des Thrones pomphaft öffentlich proklamirt. Auch unterließ man nicht, alle Unterthanen des Landes aufzufordern, ihm von nun an mit den pflichtschuldigen Ehren zu begegnen und ihm in Allem gehorsam zu sein nach seines Standes und seiner Würden Gebühr. Inzwischen aber wurden alle Vorbereitungen und Zurüstungen zum Beilager getroffen und der Tag der ehelichen Vermählung in den Registern des königlichen Hauses anberaumt.

Prinz Hans, wie er jetzt heißt, vergaß in der Ueberschwenglichkeit seines Glücks und auf der Höhe seines Glanzes seines Herkommens nicht. Er sandte daher auch eiligst Boten mit reichen Geschenken nach dem Städtchen seines Heimathlandes und ließ an Vater und Mutter die Einladung ergehen, an das Hoflager des Königs zu kommen und Zeugen seiner nahen Verbindung mit der liebreizenden Prinzessin Adelgunde zu sein. Auch gab er den Auftrag mit, seine Eltern möchten ihre sämmtliche Habe beweglichen und unbeweglichen Guts, den ledernen Knieriemen nicht ausgenommen, an arme und der Wohlthat bedürftigen Nachbarn verschenken, da sie von nun an ihre Lebenstage bei ihm in sorgloser Ruhe beschließen sollten.

Als die Abgesandten auf stolzen Rossen in dem Städtchen Weil einzogen und drei schwer bepackte Maulthiere hinter sich herführten, war das Gaffen und die Neugierde der kleinen Reichsstädter schon groß, als sie aber Anfrage hielten nach dem ehrsamen Schustermeister Fuseck und dessen eheliche Hausfrau, da war das Erstaunen noch größer, und Alle zerbrachen sich die Köpfe, was dieser seltsame Zuspruch wohl zu bedeuten habe.

Der Botenzug setzte aber seinen Weg fort bis zur armseligen Hütte, die man ihnen als das Fuseck'sche Stammhaus mit dem Bemerken bezeichnet hatte, daß Meister Knieriem schon lange heimgegangen zu Vater und Großvater seligen Andenkens und nur noch Mutter Sibylle allein im einsamen Kämmerlein hause. Als die stattlichen Reiter vor dieser dürftigen Wohnung stillhielten und der Anführer mit hohen Stiefeln und klapperndem Sporn in die Pforte trat, vor dem Eingange aber gar noch den breitkrämpigen Hut mit der langen Schwungfeder ehrerbietig vom Haupte nahm und mit höflicher Manier fast schüchtern an der Thüre anpochte, da überkam sie ein unheimliches Beben und Herzklopfen, daß sie ein kaum hörbares „Herein" hervorstottern konnte.

„Gott zum Gruß, ehrwürdige Frau und Mutter," sprach nach dem Eintreten der Reitersmann mit dem schweren Sarras am Hüftgurt, „ich bringe Euch Kunde und Gruß von Eurem Sohn, meinem allerdurchlauchtigsten Herrn und gnädigstem Gebieter, welcher sitzet zur rechten Hand des Königs im Lande, woher ich gekommen. Er hat den Drachen des Berges erschlagen und die Prinzessin Adelgunde errettet von Tod und Verderben, die er jetzt heimführt ins Brautgemach als ehelich Gemahl. Ihr aber sollt uns folgen in das Land gen Osten und Euch erfreuen am Glücke des Sohnes, der, die Mutter baldigst ans kindliche Herz zu drücken, vor lautrer Begierde brennt. Zum Beweise der Wahrheit meiner Worte sendet Euch Prinz Hans Schätze und weiblichen Schmuck an dreier Maulesel Last, damit ihr Euch mögt kleiden nach Wohlgefallen und Geschmack. Eure seitherige Habe sollt Ihr aber vertheilen an Nachbarn und Freunde, die Ihr werth haltet Eurer Gunst."

Nachdem der Redner geendet, da schlug Mutter Fuseck die mageren Hände über den Kopf zusammen vor Staunen und wischte sich dann das Wasser aus den feuchten Augen, denen sie eben so wenig traute als den eigenen Ohren, denn was sie sah und hörte, vermeinte sie nur zu träumen. Als aber auf einen Wink des Führers die Reisigen Anstalten

machten, den Maulthieren die Bürde abzunehmen und ins Haus zu bringen, wo dann die Herrlichkeiten auf Tischen, Stühlen und Bänken vor ihren Blicken ausgebreitet wurden, da glaubte sie endlich doch an die Wirklichkeit des Evangeliums, so ihr der Bote ins Kämmerlein gebracht und hob mit der Sprache an:

„Lieber Herr," sagte sie zu dem Feldreiter des Prinzen, der die Escorte befehligte, „seid Ihr denn auch recht bei mir und wißt Ihr es gewiß, daß kein Irrthum obwaltet in der Person? Ich bin ja nur die arme Wittwe des Schusters und Geigers Fuseck, und mein Sohn, der allerdings den Namen Hans führt, zog vor zweier Jahre Frist nur als harmloser Schneidergeselle in die Fremde. Wenn nun dieser Euch sendet, von dem Ihr sagt, daß er des Königs Eidam werde, dann muß ich Euch natürlich folgen in das ferne Land; denn wer auf der Welt könnte des leiblichen Kindes Glück mehr fühlen und sich daran erfreuen wollen als die Mutter, die es gesäugt!"

„Wir waren auf der rechten Fährte, würdige Frau, als wir zu Euch einlenkten, glaubt es immerhin und macht Euch ohne Säumen fertig zur Reise. Unsere Maulthiere werden Euch tragen und unsere Schwerter Euch beschützen. Jetzt thut noch, zu was Ihr Euch im Uebrigen gesinnet, wir harren Eueres Winkes in der großen Herberge, wo wir einstellen mit Mann und Roß."

Die reichsstädtischen Spießbürger von Weil waren auch von Fleisch und Blut, wie andere Menschenkinder und man mag daher den Aufstand unter dem Volke begreifen, der entstand, als man die Mähr von Haus zu Haus trug. „Wer hätte das hinter dem kruppigen Schneider gesucht," hieß es am Ende, nachdem die Zungen vom vielen Klatschen und Rätschen schon ziemlich ermüdet waren, „das winzige Bürschlein zog aus als armer Schlucker und jetzt schwebt ihm die Krone über dem Kopfe; und wenn man erst die saubere Herkunft betrachtet, was soll man gar da noch sagen?!" Die abscheulichsten der Lästermäuler gingen aber noch über die Lebenden weit hinaus, zerrten an der Fuseck'schen Sippschaft im Grabe, und ließen auch nicht ein gutes Haar daran, obgleich die Hinübergegangenen längst schon dem Moder verfallen waren.

In Mitte dieser boshaften Zungendreschereien verfügte Mutter Sibylle über ihren Besitz an alter Habe, begab sich darauf unter den Schutz ihrer Begleiter und sagte als letzter Rest der Familie der Stadt und ihren Bewohnern Valet für immer.

Prinz Johann, vorläufig noch ohne Land, konnte den Zeitpunkt kaum erwarten, wo er seine Eltern wiedersehen, besonders aber seine Mutter, eingedenk ihrer Liebe und Wohlthaten, in die Arme schließen sollte. Als er ihre baldige Ankunft vermuthete, schickte er aber Späher auf die Heerstraße, die ihn schleunigst in Kenntniß setzen mußten, sobald die Ersehnten heranzögen. Endlich wurde sein heißer Wunsch erfüllt. Mutter und Sohn lagen sich in den Armen und in der Freude des Wiedersehens wollte das gegenseitige Liebkosen beinahe kein Ende mehr nehmen. Dem Andenken des entschlafenen Vaters widmete er aber eine stille Thräne, deren ihm jener frühe schon so viele entlockt hatte, jedoch auf ganz andere Weise.

Die Vermählung der königlichen Prinzessin wurde im Herbste gefeiert. Was jene Zeit an Pracht und Verschwendung aufzuweisen hatte, wurde nicht gespart, die Festlichkeit so glänzend wie nur denkbar und möglich zu machen. Am Tage der Hochzeit trug die Prinzessin um das Diadem von funkelnden Diamanten einen Kranz von frischen Rosen zur Erinnerung an den Sieg, den sich Prinz Hans über den Riesen errungen. Alle Jungfrauen ahmten aber an ihrem Ehrentage diesem Beispiele nach und so wurde die Sitte auch auf unsere heutigen Tage vererbt, daß die Braut am Tage der Hochzeit Scheitel und Flechten mit Rosen schmückt.

Der Riese ward übrigens trotz aller Auszeichnung die seinem ehemaligen Kumpane gespendet wurde, nicht eifersüchtig auf dessen Glück. Er lebte nach wie vor in behaglicher Ruhe und fühlte am Ende gar kein anderes Bedürfniß mehr als Essen, Trinken und Schlafen, wozu ihm denn auch in Allem volle Gewähr wurde bis an seinen Tod im hundertsten Jahre nach seiner Geburt.

Der König hatte noch vor seinem Ende die Freude, eine kleine Schaar von Enkeln auf seinem Schooße wiegen zu können und hinterließ seinem Eidam das Reich und den Thron mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß die Dynastie seines Hauses feste Wurzel geschlagen und gedeihlich fortwachse.

Mutter Sibylle ward nach und nach ein steinaltes Mütterlein und verschied endlich in einem sanften Schlafe. Der dankbare Sohn ließ sie in der fürstlichen Gruft beisetzen, wo sie neben den entschlafenen Königinnen im Balsam ruhte im ewigen Frieden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0482-1

König Hans, mit dem Beinamen Drachenblut, regierte sein Land mit mildem Scepter. Er war den Seinen ein Vater des Vaterlandes und daher geliebt und geehrt von allen Vasallen und Unterthanen, die sich keinen besseren Herrscher wünschten.

Länder und Völker sind aber untergegangen im Wechsel gewaltiger Zeiten, und so verschwand auch dieses Königreich, das einst von einem Schneider regiert, heute noch manchen andern zum Muster dienen könnte.

Herr Olaf.

Märchen von **Amara George**.

Herr Olaf, der schöne Jüngling und tapfere Held, ging leichtfüßig durch einen dunkeln dichten Eichenwald; Bogen und Köcher hing über seine Schulter, in der Hand trug er einen leichten Speer; sein Haupt war entblößt und die goldenen Locken hingen lang auf die Schulter herab. Herr Olaf wollte jagen; er hatte sich frühe aufgemacht, denn seine einzige Leidenschaft war die Jagd; aber nun, da er unter den himmelhohen, rauschenden Eichen dahin ging, vergaß er, was er wollte; sein Sinn war wie gefangen und wie im Traume sah er zwischen den hohen Wipfeln den blauen Himmel durchscheinen, hörte er das Geflüster der Blätter, die ein leiser Wind bewegte, und den Gesang der tausenderlei Vögel, und dachte nicht mehr daran, durch wildes blutiges Jagen diese selige Ruhe zu stören; es ward ihm so wohl und so weh um's Herz, daß er es selber gar nicht zu fassen vermochte; sein Fuß schonte die Blumen und Gräser, die üppig emporschossen, soviel ihm nur immer möglich war; die flüchtigen Rehe, die sein Schritt emporgeschreckt, sah er so freundlich und sanft an, daß sie stehen blieben und seinen Blick mit dem ihrer großen, klaren Augen beantworteten; die schnäbelnden Vöglein blieben kosend auf den Zweigen sitzen oder flatterten zutraulich um ihn her. Herr Olaf wußte nicht, wie ihm geschah, aber er wünschte sich, daß es immer so bleiben möchte. Nur ein brennender Durst, der ihn befiel, ließ ihn nach einer Quelle verlangen, die ihm mit ihrem frischen Wasser Erquickung spende. Kaum war aber dieser Wunsch in ihm aufgetaucht, als an sein Ohr auch schon das muntere Plätschern und Rieseln einer Quelle drang; ein wohlgeebneter Pfad leitete ihn zu ihr und mit vollen Zügen schöpfte er Labung aus dem frischen, kühlenden Naß; doch nun ergriff ihn plötzlich auch eine große Mattigkeit; er blickte um sich und fand, daß der Ort zur Ruhe und Erholung wie geschaffen war. Er befand sich in einem sehr großen, freien Raum; rings herum war ein Lager von üppig schwellendem Moose; die Bäume bogen sich über dasselbe und schützten es vor den Sonnenstrahlen und die Quelle theilte es in zwei gleiche Theile. Herr Olaf ließ sich nieder auf dem weichen Lager, stützte das Haupt mit dem Arme und gab sich ganz dem träumerischen Zustande hin, der sich seiner an diesem Orte immer mehr bemächtigte, ohne daß er jedoch in Schlaf fiel. Da horchte er plötzlich auf, denn mitten durch das Murmeln der Quelle und das Singen der Vögel, durch das Rauschen der Blätter und das Summen der Käfer, hatte er Töne, wie von Menschenstimmen, und doch wieder schöner und lieblicher, gehört, als solche zu sein pflegen; er blieb ruhig liegen, wandte aber das Auge nach der Gegend, woher sie gekommen, und nun hatte er den schönsten Anblick, der einem menschlichen Wesen werden kann; durch das Gebüsch der anderen Hälfte des Ortes, wo er lag, traten drei Frauengestalten von wunderbarer, übermenschlicher Schönheit; sie berührten mit ihren weißen, zarten Füßen kaum den Boden, sondern kamen wie schwebend auf die Quelle zu und ließen sich am Rande derselben muthig neben einander nieder. Sie schienen Herrn Olaf drei Schwestern, wiewohl Jede von ganz anderm Aussehen war, als die beiden Andern; diejenige, die er für die älteste hielt, war groß und von königlicher Gestalt; ihre Haare und ihre Augen waren dunkel, wie die Nacht und die Farbe des Gesichtes erhielt dadurch auch einen dunkleren Ton. Dieses war wunderherrlich, aber ernst und streng; die schwarzen Augen funkelten düster und sprühten Feuer, die Augenbrauen waren kühn gezeichnet und die feingeschwellten Lippen kräuselten sich trotzig und streng. Sie trug ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0483-7
DFG

J. W. Wallande.

Lith. Jost v. Arnz & Cie in Düsseldorf

Herr Olaf.

(Märchen v. Amara George.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0484-2

weites, purpurrothes Gewand, auf dem Haupte einen kleinen, kostbar verzierten Helm und über die Schulter hatte sie einen aus Silberdraht geflochtenen Köcher, mit elfenbeinernen Stäben gefüllt; in dem leichtgeschürzten Gewande barg sie eine Menge bunter und glänzender Federn, die sie, nachdem sie sich niedergelassen, unter fast finsterem Schweigen und mit eigenthümlichen Geberden zu kleinen Sträußen band und an die elfenbeinernen Stäbe befestigte; ehe sie einen solchen als fertig aus der Hand legte, blickte sie ihn mit ihren blitzenden Augen an und wie ein Funke flog aus ihnen in den Federbusch, der dann immer flammend aussah. Sie war herrlich anzuschauen, aber Herr Olaf fühlte doch einen geheimen Schauer vor ihr. Und er wandte gern den Blick von ihr weg auf die Zweite; die schien ihm jünger; sie war üppig und reizend gewachsen; ein blaues Gewand schmiegte sich ihren Formen an und braune Haare umrahmten ihr Gesicht, das sanft, fast traurig lächelte, indeß zwei braune Augen ihm einen Schein von List und Schelmerei verliehen; sie spann mit einer goldenen Spindel einen feinen, seidenartigen Faden und entwickelte darin eine merkwürdige Gewandheit.

Endlich richtete er sein Augenmerk auf die Dritte. Sie saß etwas entfernt von ihren Schwestern, dicht an der Quelle; ihre schneeigen Füßchen hingen in die klare Fluth, die sie lüstern und hastig, Welle auf Welle, küßten; auf dem Schooße hatte sie Blumen von prächtiger Farbe und Gestalt und wand aus ihnen einen Kranz; dazu sang sie mit der lieblichsten Stimme ein Lied von wundersamer Melodie. Ein einziger Sonnenstrahl, der sich durch die Zweige stahl, fiel auf ihr seideweiches, goldenes Haar, das in weichen Wellen sich um das rosige Gesichtchen schmiegte und wie ein Mantel über ihre entblößten Schultern und Arme fiel; die Augen strahlten im reinsten, sanftesten Himmelblau, die Wangen eiferten an Weiße und Zartheit mit dem Schnee der Lilie und an duftiger Röthe mit der hellaufgeblühten Rose. Sie war fast noch Kind, wiewohl das leichte, weiße Gewand schon die Umrisse einer jungfräulichen Gestalt verrieth. Auf ihr ließ Herr Olaf seinen Blick am längsten ruhen; ihre Erscheinung that ihm wohl, wie die eines Engels und ihr Gesang drang ihm bis in die innerste Tiefe seines Herzens. Die Wirkung aber, die er auf ihn machte, war berauschend und einschläfernd; seine Augen schlossen sich und er sank in einen tiefen Schlaf, in welchem ihn die wundersamsten Bilder umgaukelten von Fahrten und Abenteuern, von Höhen und Tiefen, Zaubergrotten und hülfreichen Feen, Todtengerippen und Ungeheuern, Singen und Hochzeiten, Wonnen und Seligkeiten der höchsten Art.

Lange mochte er so geschlummert und geträumt haben, als er plötzlich erweckt wurde. Erschreckt und betroffen richtete er sich empor; er erblickte die älteste der drei Schwestern, die mit dem strengen Gesichte im purpurrothen Gewande; sie hatte einen Jagdspeer in der aufgehobenen Hand und stand drohend und finster vor ihm, indem sie rief:

„Verwegener, wie konntest Du wagen, in dieses Heiligthum zu dringen und es durch Deine Anwesenheit zu entweihen! Du bist verloren! Kein Sterblicher hat dies noch ungestraft gethan; empfange Deinen Lohn!"

Der Speer flog aus ihrer Hand und würde den vom Schlafe und erstem Schrecken noch halbbetäubten Jüngling unfehlbar tödtlich getroffen haben, hätte ihn nicht die rasch dazwischen tretende jüngste Schwester, die im weißen Gewande, mit den blonden Haaren und den blauen Augen, mit ihrer kleinen Hand aufgefangen.

„Halt ein, Schwester, tödt' ihn nicht!" rief sie mit bebender Stimme; „er ist schön, wie der Tag und eine schöne Seele leuchtet herrlich aus seinen Augen hervor; er hat unser Heiligthum nicht entweiht; er hat nichts Rohes und Wildes gethan; wofür denn willst Du ihn strafen?"

„Schweige, Kind, das Du bist und ewig bleiben wirst!" rief die finstere Schwester, jedoch schon milder, als sie es vor Kurzem noch gewesen; „er ist ein Menschensohn und verderben wir ihn nicht, verdirbt er uns. Er darf von dieser Stelle nicht entweichen und nur sein Tod wird mich beruhigen. Er muß sterben."

Der junge Ritter kniete stumm vor der kindlichen, für ihn flehenden Jungfrau; er wußte kaum, was sie sprach, noch was die Schwester ihr entgegnete; er war geblendet von der göttlichen Schönheit der beiden, übrigens so ganz von einander verschiedenen Schwestern; er dachte nicht an die Gefahr, in der er schwebte, und selbst den Todesstreich hätte er vielleicht in der Entzückung, in der er sich befand, ohne Klage, ja ohne Schmerz erlitten.

„Er hat uns nichts zu Leid gethan," sagte Ariane, und ihre Augen erglänzten in feuchtem Schimmer; „er soll also nur sterben, weil er uns und unsern Lieblingsort erblickte? Ist das nicht zu grausam? — Laß ihn ziehen, o

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0486-4

Schwester! Ich, Deine Ariane, bitte Dich darum. Laß ihn ziehen, o Kara!"

„Es darf nicht sein, Ariane," entgegnete ihr Jene; „Du weißt nicht, was ich weiß, und hast nicht erfahren, was ich erfahren; ich wollte Deine junge Seele nicht durch meine Mähren vergiften; aber ich könnte Dir Dinge erzählen, die auch Dich mit Zorn und Furcht erfüllen sollten. Es gibt kein schrecklicheres, grausameres, verrätherischeres Geschlecht, als dieses menschliche, Du bist verloren, wenn Du ihm traust. Glaube mir und laß mich diesen Fremdling tödten, ehe er uns verderblich wird!"

„Aber gäbe es keinen anderen, milderen Rath?" fiel hier die zweite Schwester, die mit dem blauen Kleid und den schelmischen blauen Augen, ein; „er ist noch zu rein und zu unschuldig, als daß man ihn so eilig tödten sollte; und bedenkst Du denn nicht auch, meine theure Kara, daß es mit diesem Jünglinge eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse? Nur diejenigen unter den Menschen, die man Sonntagskinder nennt und die eine gewisse Verwandtschaft mit uns haben, vermögen hier einzudringen, wo gemeine menschliche Naturen keinen Pfad und Eingang zu finden im Stande sind. Wie wäre es daher, wenn wir ihn bei uns behielten und zu ewigem, treuen Dienste verpflichteten? Er kann Dir helfen, unsere Feinde zu besiegen, er kann mir bei meinen Webereien behülflich sein, er kann Ariane beschützen, wenn wir sie allein zu lassen genöthigt sind, und ihren weichen Gesang mit seiner männlichen Stimme begleiten. Er soll uns Diener, Freund, Bruder sein — merken wir, daß gleichwohl etwas Schlimmes in ihm auftaucht, nun gut, so soll er sterben!" —

„Es mag so sein!" sagte Kara; „aber er hüte sich! Ich traue keinem menschlichen Wesen; zu oft birgt sich unter dem Scheine der Unschuld und Güte, eine unreine Seele, ein falsches Gemüth. Die geringste Lücke, der kleinste Verrath kostet ihm das Leben."

Ariane tanzte und sang, ganz glücklich, daß der schöne Jüngling nicht sterben mußte; dann wand sie wieder Kränze, spielte mit den Füßchen in den Wellen und ließ die beiden Andern treiben, was sie wollten.

Und diese hatten nun die Aufgabe, Herrn Olaf mit seinen Pflichten bekannt zu machen. Dieser, wiewohl er wußte, daß sein Leben jetzt mehr einer ewigen Gefangenschaft, als sonst etwas Anderem gleiche, fügte sich mit der größten Freude darein. Hielt ihn auch äußerlich ein Ansehen und eine Macht gefangen, die mehr, als menschlich schien, so wußte er doch, daß eigentlich nur die Schönheit es sei, die ihn banne und unter ihrem, wenn auch noch so despotischen Joche, fühlte er sich seliger, als er sein ganzes Leben gewesen, als er es je zu werden geahnt.

So lebte denn Herr Olaf viele, viele Monde bei den drei Schwestern; er begleitete Kara auf ihren Zügen und kämpfte mit ihr gegen ihre und ihrer Schwestern Feinde tapfer und siegreich, so daß er sich die lebhafteste Zufriedenheit der erhabenen Jungfrau erwarb; er half Idoren bei ihren künstlichen Webereien und gab ihr manchen guten Rath; aber vor Allem, was zu seinen Pflichten gehörte, war ihm doch nichts so süß und angenehm, als wenn er Arianen Gesellschaft leistete; ihr Blumen zu sammeln und sie ihr in den Schooß zu werfen, ihr Kränze zu winden und sie ihr auf das holde, kindliche Haupt zu setzen, ihr köstliches Geschmeide aus den herrlichsten Steinen, Metallen und Perlen zu bereiten, deren ihm der Wald und die Quelle so viele bot, ihr stets frisches, weiches Moos zum Lager zu holen, ihre liebliche Stimme im Gesange zu begleiten und bei ihr zurückzubleiben, wenn die beiden Schwestern einmal zusammen einen Ausflug machten, das war ihm eine unbeschreibliche Seligkeit. Aber auch Ariane fühlte sich ganz besonders wohl dabei; sie war noch immer halb Kind, aber es war doch schon nach und nach eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die dazu beitrug, ihre Reize zu erhöhen und sie zu dem herrlichsten Wesen der Schöpfung zu machen. Besonders wenn sie allein mit Herrn Olaf war, da breitete sich ein ganz wunderbarer Zauber über sie; die Rosen ihrer Wangen wurden dunkler, das Auge leuchtender, wenn es auch öfter und länger von dem zarten Lid und den seidenen Wimpern beschattet wurde, beim Gesange wurde ihre Stimme noch weicher und ein leises Beben machte sie noch rührender und ergreifender. Ariane war nie so schön, nie so hinreißend und verführerisch, als wenn sie mit ihrem getreuen Herrn Olaf allein war und dieser, wiewohl er die stolze, strenge Kara verehrte und ihr gern und willig gehorchte, und wiewohl er die kluge, schelmische Idora wie eine Schwester liebte und ihr unendlich dankbar war, weil sie ihm das Leben gerettet und Schuld war, daß er in diese göttliche Gefangenschaft gerathen — es war ihm doch nirgends so wohl, wie bei Ariane und keiner war er so ergeben wie ihr. Herr Olaf wußte es lange nicht, warum dies so war; da belauschte er einmal zufällig ein Gespräch zwischen den beiden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0487-9

Schwestern Kara und Idora; er war eingeschlafen in drückender Sonnenhitze, hinter einem schattigen Strauch; Kara und Idora setzten sich vor demselben in das Gras und sprachen ernst und lebhaft miteinander; er hörte seinen Namen nennen; gleich darauf den seiner liebsten Herrin, Ariane; er horchte auf und hörte, wie Kara sagte: „O, glaube mir, Idora, ich täusche mich nicht; auch sie wird dem über uns verhängten Schicksale nicht entgehen, auch sie wird ihr Herz und ihre Sinne einem Menschgebornen erschließen und auch sie wird unglücklich dadurch werden, wie wir es geworden. Ach, hätte ich Olaf getödtet, damals, als ich es wollte! Jetzt giebt es keine Hülfe mehr und Ariane ist dem Unglücke verfallen!"

Kara blickte finster vor sich hin, aber die sonst so strengen, glühenden Augen waren feucht und schimmerten sanfter. Nach einigem Schweigen sagte Idora: „Es ist noch nicht so schlimm, als Du es Dir denkest, o Schwester! Ich setze keinen Zweifel darin, daß Olaf unsere Ariane liebt und daß auch ihrem Herzen die Liebe zu ihm nicht fremd ist; aber das glaube ich doch ebenso bestimmt, daß die beiden sich dessen kaum bewußt sind; sie kennen das sie für einander beseelende Gefühl noch nicht und haben sich nie darüber gegen einander ausgesprochen. Der Funke glimmt zwar, aber er wird nur dann zur Flamme werden, wenn wir unvorsichtig daran rühren; ich rathe, daß wir schweigen und daß wir Olaf in kürzester Zeit aus unserer Gesellschaft entlassen; er ist zu edel, als daß er uns feindlich entgegentreten wird, wenn er in Freiheit ist. Ueberlege Dir, o Kara, meinen Vorschlag und sage mir, ob Du ihn nicht annehmbar findest?" —

„Es ist das Beste, ja das Einzige," entgegnete diese, „das zu thun ist. Ach, könnt' ich Ariane doch vor dem oft allzubarten Schicksale bewahren, das uns verfolgt!"

Darauf schwiegen beide einige Zeit; dann erhoben sie sich von ihren Sitzen und entfernten sich.

Herr Olaf war zum Tode betroffen; die kluge Idora hatte ihm tief ins Herz geblickt; wohl liebte er Ariane glühend und unbegränzt, und zwar anders als der Bruder die Schwester liebt — aber er war sich dessen bis jetzt nicht klar bewußt gewesen und er wäre es vielleicht nie geworden, denn er war so glücklich in diesem Zusammenleben mit der Geliebten daß er sich keine Veränderung wünschte; er wäre zufrieden gewesen, sie immer so still zu verehren, ihr ewig so seine anspruchlosen Dienste zu weihen. — Weiteres hatte er sich nie gedacht; er wußte kaum, daß Anderes noch zu wünschen sei. Aber jetzt mit einem Male fielen ihm die sanftverhüllenden Schleier von der Seele; der Funke, der still geglimmt — er loderte nun, da an ihm gerührt wurde, zur unbezwinglichsten Flamme empor und die glühendste Leidenschaft übermannte ihn. Seiner Sinne kaum mehr mächtig, nur noch von dem Gedanken beseelt, von Ariane getrennt zu werden, eilte er von seinem Verstecke fort, um sie aufzusuchen. Er fand sie an ihrem Lieblingsplätzchen, dort, wo er sie das erste Mal erblickt hatte; sie schaute träumerisch vor sich hin und als sie Herrn Olaf's Tritt hörte, fuhr sie, süß erschreckend zusammen und erröthete tiefer. Dieser aber eilte auf sie zu, stürzte sich vor ihr nieder, umschlang ihre Füße und rief: „Himmlische Ariane, rette mich, schütze mich! Man will uns trennen! Es ist mein Tod, wenn es geschieht, denn ich liebe Dich und nur in Deiner Liebe kann ich noch leben!"

Da wurde auch Ariane, die sanfte, bewußtlose Taube aus ihren kindlichen Träumen und Spielen aufgeschreckt. Sie umschlang ihn fest und rief: „Beruhige Dich, Olaf, wir werden nicht getrennt, wer sollte mir es wehren, Dir hold zu sein, wer sollte es wagen, meinem Gefühle Gewalt anthun zu wollen? Auch ich liebe Dich und" —

„Halt ein!" rief plötzlich eine Stimme und Kara trat hervor; „Niemand wird Dir Gewalt anthun, denn Du bist so frei und so mächtig, wie ich es bin; aber Du bist unerfahren und weißt und begreifst nicht, was Dir droht, wenn Du der Stimme eines Menschensohnes Gehör verleihst; nicht gebieten kann ich Dir, Dich nicht bethören zu lassen, aber ich kann Dich warnen, bitten, beschwören, auf Deiner Hut zu sein. Ariane, höre auf das Wort Deiner Dich so zärtlich liebenden Schwester; überwinde Dich in diesem Augenblick; der Kampf ist kurz; fliehe die Gefahr, bevor es zu spät ist; sonst harret Deiner Tod und Verderben!" —

„Nein, Kara," rief Ariane, „Du täuschest Dich; Olaf liebt mich und ich liebe ihn; er will mein Glück und ich vertraue ihm — wie sollte mir Verderben durch ihn drohen, der so sanft, so gut, so edel ist?" —

„Höre mich, Ariane, und auch Du, Olaf, achte auf meine Rede!" sagte Kara und setzte sich neben Ariane; dann begann sie:

„Wir drei Schwestern, Ariane, Idora und ich, sind nicht menschlichen Ursprungs; das wirst Du, Olaf, längst geahnt haben. Ariane kennt unsere Natur und Geschichte noch nicht;

ich habe sie mit Absicht darüber im Dunkeln gelassen; jetzt jedoch ist die Zeit gekommen, wo auch sie Kenntniß davon erhalten muß. Arum und Mirola waren die mächtigen Herrscher über die weitausgedehnten Wälder und Berge dieses Landes; sie lebten und herrschten viele, viele Jahrhunderte, lang in größter Ruhe und Eintracht und soweit sie walteten, traf man nur auf Glück und Zufriedenheit. Wir drei Schwestern waren nicht ihre einzigen Kinder; sie hatten noch drei Söhne, und diese waren ihr höchster Stolz, denn sie waren schön, wie die Sonne, sanft, wie der Zephyr und tapfer wie der Löwe. Höre, Ariane, wie es diesen Deinen Brüdern, Deinen Eltern und mir selber ergangen ist! An der äußersten Gränze unseres Reiches stand die Burg eines alten Ritters, der hier still und zurückgezogen mit nur einigen Dienern und einer jungen Tochter lebte; dieses Mädchen war wunderschön und von ausgezeichnetem Liebreiz; sie erblickte einst unser ältester Bruder Udo und er entbrannte in so glühender Liebe zu ihr, daß er nicht mehr ohne sie sein konnte; er gestand es unsern Eltern und bat sie, hinzugehen und sich um sie bewerben zu dürfen; er wollte erst einfache Menschengestalt annehmen, so die Liebe des schönen Mädchens sich erringen und dann mit ihr in unser Reich zurückkehren, wo ihr durch die Macht unserer Eltern ewige Schönheit und Jugend verliehen werden sollte. Die Eltern gaben, von den flehenden Bitten des Sohnes erweicht, ihre Einwilligung und er verließ uns, um sich die Geliebte zu holen. Er war ausgestattet mit dem größten Reichthum und sah, selbst als er seine Göttlichkeit abgelegt, und als einfacher Mensch von uns wegzog, noch wunderbar schön aus. Er warb um das Mädchen und wurde erhört; sie wurde sein Weib und er lebte einige Zeit sehr glücklich mit ihr. Da theilte er ihr einmal seine wahre Abstammung mit und machte ihr den Vorschlag, mit ihm in das Reich seiner Eltern zu ziehen; sie hörte ihm anfangs überrascht und erfreut zu, war aber zu schwach, darüber gegen ihre Umgebung schweigen zu können, wie es Udo von ihr verlangt hatte; sie theilte es besonders einem finstern, harten Manne mit, den sie mit einem eigenen Namen nannten und dieser flößte ihr Furcht vor ihrem Gatten ein und brachte sie so weit, daß sie Udo trotz ihrer Liebe zu ihm, verabscheute. Udo entging die Veränderung seines Weibes nicht und er beschloß, sobald als möglich, mit ihr in unser Reich zu ziehen, wo er es zu bewirken hoffte, daß sie ihm wieder, wie vormals zugethan sei. Aber bevor er dies ausführen konnte, ließ ihn das schwache Weib auf das Anstiften ihres meinem Bruder feindlich gesinnten Rathgebers, der sie ganz umgarnt hatte, von gedungenen Knechten ermorden. Er hatte menschliche Gestalt und Natur angenommen, und so war er auch den menschlichen Schicksalen unterworfen. Er wurde in einem kalten, düstern Gebäude bestattet, welches außerhalb unserer Sphäre liegt und wohin wir uns nicht begeben können; sonst hätten wir uns seiner Gebeine bemächtigt und sie durch unsere Zauberkraft sofort wieder in einen lebendigen Leib verwandelt.

Kara machte hier eine kleine Pause; sie schien einen Augenblick zu zögern, ob sie ihre Erzählung fortsetzen solle; ihre Stirne faltete sich und sie wurde noch ernster; doch bezwang sie sich und fuhr dann fort:

„Noch ehe wir von dem traurigen Schicksale unseres Bruders Kunde erhalten hatten, wagte ich mich einmal, durch Neugier gelockt, aus unserm Reiche hinaus; ich wollte im Anfang nur einen Blick in die mir bisher verschlossene Welt werfen und mich dann wieder sogleich zu meinen Eltern und Geschwistern zurückbegeben. Der Bruder hatte mir schon viel erzählt von dem Leben und Treiben der Menschen, deren einige sich dicht an der Grenze unseres Reiches angesiedelt hatten, und da ich nach einigen Schritten, die ich gethan, nichts mir Auffallendes bemerkt hatte, so ging ich muthiger und mit gesteigerter Neugier und Ungeduld weiter; plötzlich aber fesselte mich ein Schauspiel eigener Art; unter einer schattenverbreitenden Eiche im hohen Grase lag dicht vor mir ein unvergleichlich schöner Jüngling wie ich, selbst meine schönen Brüder nicht ausgenommen, nie etwas Aehnliches gesehen; er hatte seinen Arm um den Hals eines großen, langhaarigen Hundes geschlungen, dessen Rücken seinem Haupte zum Pfühl diente, und schlummerte. Ich war geblendet von diesem Anblick und blieb wie gebannt vor ihm stehen. Eine Bewegung des mich gewahrenden Thieres weckte seinen Herrn, der, als er mich erblickte, aufsprang, und mich freundlich und Zutrauen erweckend ansprach. Ariane, von diesem Augenblick an war es um mich geschehen; der erste Anblick hatte mich schon tief ergriffen, als aber noch die verführerischen Klänge seiner Stimme, die süßen Schmeicheleien seiner an mich gerichteten Worte mein Ohr trafen, da zog ein, mir bisher noch ganz fremd gewesenes Gefühl in meinen Busen; die heftigste Leidenschaft erfaßte mich und, Alles vergessend, meine El-

tern und Geschwister, meine Geburt und meinen Stolz, lauschte ich nur dem, was er mir zuflüsterte und ließ mich ganz von ihm berauschen und bethören. Ich hatte ihm auf seine sanften Fragen nach und nach mitgetheilt, wer ich sei und woher ich gekommen. Er war nicht wenig erstaunt darüber und pries sich um so glücklicher, von mir geliebt zu werden; als ich ihm ferner sagte, daß ich allen meinen Herrlichkeiten im väterlichen Reiche, allem bisher daselbst genossenen Glücke entsagen wolle, um ganz und gar nur ihm anzugehören, da zeigte er sich erst im höchsten Grade entzückt und drückte mich stürmisch an seine Brust; dann aber wurde er ernst und trüb und sagte, daß er jetzt noch nicht im Stande sei, sich förmlich mit mir zu verbinden, da er zu arm dazu sei und kaum selber wisse, wohin er sein Haupt legen solle. Ich war tief betrübt darüber; denn von ihm getrennt zu sein, schien mir unendlich bitter; aber er setzte mir die Nothwendigkeit eines noch ferneren Beharrens in dem gegenwärtigen Zustande, so klar auseinander, daß ich mich darein ergeben mußte. Wir machten nun miteinander aus, daß ich einstweilen meinen Eltern und Geschwistern nichts von unserer Liebe sagen solle, da Lindor, so hieß er, sich erst Reichthum und Macht erwerben und dann bei meinen Eltern um mich freien wollte. Ich erklärte mich mit allem einverstanden und fühlte mich glücklich, als er mich bat, den folgenden Tag wieder an dem Orte zu erscheinen. Ich handelte nun ganz, wie Lindor mir gerathen hatte und es gelang mir vollkommen, meine nichtsahnenden Eltern zu täuschen und täglich mit dem Geliebten an der bestimmten Stelle zusammen zu kommen. Es war mir nicht ganz wohl bei dieser Falschheit gegen die Meinigen; aber Lindor wußte mich darüber zu beruhigen, denn er besaß eine große Kunst und Meisterschaft Alles so darzustellen, wie es ihm gerade gelegen war. Als ich einst klagte, daß wir uns nur so selten sehen könnten, sagte er mir, daß auch er sich unglücklich darüber fühle, daß es ihm aber, trotz all seines Strebens nicht gelinge, sich auch nur soviel zu erwerben, um für sich selbst ein nicht gar zu angestrengtes und trübseliges Leben führen zu können, um wie viel weniger sei es ihm möglich, mir ein Asyl bei sich anzubieten. Da konnte ich es nicht mehr über mein Herz bringen, ihn so darben zu sehen, und beschwor ihn, einen Theil meiner mir so überflüssigen Reichthümer anzunehmen; nach einigem Zögern erklärte er sich bereit dazu. Ich brachte ihm nun allmählig alle meine Kostbarkeiten, Perlen, Edelsteine, Gold- und Silbergeräthe; er schien mir unendlich dankbar dafür zu sein und gab mir seine Liebe und Verehrung mit den schmeichelhaftesten Worten zu erkennen; er leistete mir tausendmale den Eid einer ewigen, unbedingten Treue und Ergebenheit; doch traten zugleich Umstände ein, die mir schmerzlich waren und mit so heißen Gluthen nicht zu harmoniren schienen. Sonst sehen wir uns doch wenigstens täglich eine Stunde, nun kam es aber allmählig dazu, daß wir uns immer erst am zweiten oder dritten Tage sahen; er schützte vor, die Anstalten, die er treffen müsse, um mich endlich einmal von meinen Eltern zum Weibe begehren zu können, nähmen ihn so sehr in Anspruch, daß er nicht täglich abkommen könne; es sei ihm selber der höchste Schmerz, aber es solle nur kurze Zeit währen, dann solle alles Leid für immer abgethan sein. Wir hatten uns nie an einem andern Ort getroffen, als an dem, wo wir uns das erste Mal gesehen, wiewohl ich ihn oft bat, mich etwas weiter gehen zu lassen; er sagte mir stets, daß es für mich sehr gefährlich sein könnte und vertröstete mich auf die Zeit, wann ich sein Weib sein und dann die unbedingteste Freiheit genießen würde. Ich mußte nicht, wie es kam, aber allmählig fühlte ich mich viel weniger glücklich, als ich es anfangs gewesen und trotz meiner Liebe zu Lindor und dem Vertrauen, das ich in ihn setzte, stiegen doch nach und nach einige Zweifel und Bedenken in mir auf, deren ich mich zwar schämte und die ich zu unterdrücken suchte, die aber mit jedem Tage stärker und bestimmter wurden. Daß sie nur zu gegründet waren, sollte ich bald erfahren. Eines Tages fühlte ich eine unbeschreibliche Qual und Angst in mir, als geschähe etwas Schreckliches, und da mir Lindor theurer war, als mein eigenes Leben, so hielt ich diese Angst für ein Anzeichen, daß ihm etwas Schlimmes begegne, und da sie immer lebhafter und peinlicher wurde, machte ich mich auf und ging zu dem Orte unserer Zusammenkunft, um ihn dort vielleicht zu treffen, wiewohl er mir den vergangenen Tag ausdrücklich gesagt hatte, daß wir uns erst in drei Tagen wieder sehen könnten und mir das Versprechen abgenommen hatte, mich nicht eher aus dem Reiche meiner Eltern zu entfernen. Ich eilte zu jener Eiche hin — Nichts war zu sehen und zu hören; die tiefste Stille herrschte weit umher; einen Augenblick nur blieb ich zweifelnd stehen, dann entschloß ich mich, weiter zu gehen und in keinem Falle zurückzukehren, als bis ich Lindor gesehen oder mich doch überzeugt hätte, daß mir

kein Leid begegnet. So ging ich denn vorwärts und immer vorwärts; plötzlich sah ich seinen Hund, der mir sehr anhänglich geworden war, und den auch ich wiederum sehr lieb gewonnen; er sprang auf mich zu, beleckte wie sonst, meine Hände und Füße und lief dann wieder den Weg zurück; ich wußte, daß von ihm Lindor nicht weit entfernt sein könne, und eilte ihm nach. Was sah, was hörte ich da! Vor meinen Augen erhob sich ein großes, prächtiges Schloß, strahlend im Sonnenschein und kostbar verziert und geschmückt; vor ihm dehnte sich ein Garten, mit den herrlichsten Blumen, mit den edelsten Bäumen und köstlichsten Baumfrüchten, mit springenden Wassern und den reizendsten Lauben und Laubgängen geziert. Mit einem Blicke übersah ich dies Alles, blieb aber wie versteinert stehen, als ich, noch einige Schritte gegangen, aus einer dieser Lauben Lindor's Stimme vernahm, zärtlich kosend und schmeichelnd, wie in den ersten glücklichen Zeiten unserer Liebe; ich sah durch das Laub und erblickte ihn zu den Füßen eines schönen, lachenden Weibes, das ihm mit glückstrahlenden Augen zuhörte und alle seine Reden rasch und keck beantwortete. Das Fürchterlichste aber war mir, was er dieser fröhlich gestimmten Schönen erzählte und wodurch er sie zur ausgelassensten Heiterkeit reizte; er trug ihr nämlich mit dem schonungslosesten Hohn und Witz die ganze Geschichte unserer Liebe vor, sprach von meiner so reinen und heiligen Gluth und Hingebung an ihn, auf eine Weise, die mein Gefühl auf's alleräußerste empören mußte, schilderte, wie lächerlich, ja widerlich und unausstehlich ihm mein Benehmen gewesen sei, wie ihn anfangs eine Art von Mitleid bewogen, meine Zudringlichkeiten zu dulden und meine Liebkosungen zu erwiedern, wie er das aber nicht lange auszuhalten vermocht und sich daher allmählig von mir los zu machen gesucht habe, wie ich aber trotz der augenscheinlichsten Zeichen seines Widerwillens, nicht von ihm zu entfernen sei, wie ich ihm, um ihn, festzuhalten, sogar meine Kostbarkeiten aufgedrungen, so sehr er sich dessen zu erwehren gesucht — kurz, er entwickelte eine Herzlosigkeit und Niederträchtigkeit, von der ich bis jetzt auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt, und das Weib, dem er zu Füßen lag, lachte nach jedem Zuge seiner boshaften Darstellung laut auf und sprach im verächtlichsten Tone von mir und meiner Leidenschaft. Ich war außer mir; ich konnte mich nicht länger beherrschen; meine flammende Liebe hatte sich plötzlich in einen eben so glühenden Haß verwandelt; ich trat rasch vor und rief ihm mit donnernder Stimme zu, was mir die Stimmung des Augenblicks eingab. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, aber wohl erinnere ich mir, daß Beide, Lindor und die leichtfertige Schöne, einen Augenblick erschrocken und verlegen waren, daß er aber dann in sein Horn blies, den auf sein Ruf herbeieilenden Dienern den Befehl gab, mich fortzujagen und mit lautem, frechen Geschrei seinen Hund auf mich hetzte. Die rohen Knechte und das unvernünftige Thier thaten mir kein Leid; sie blickten mich mit einer Mischung von Ehrfurcht und Mitleid an, und wagten es nicht, sich zu nähern und irgend einen Angriff zu machen, wohl nicht ohne Ahnung meiner höhern übermenschlichen Natur. Ich aber ging fast sinnverwirrt und bewußtlos von diesem Orte des Unheils und Frevels hinweg. Wie ich bei meinen Eltern angelangt, ich weiß es nicht mehr; aber als ich sie erblickte, warf ich mich ihnen zu Füßen und gestand ihnen Alles. Sie zürnten mir nicht, sie vergaben mir, um meiner unerfahrnen Jugend und um des schrecklichen Leides willen, das ich erlitten hatte. Mein zweiter Bruder aber schäumte auf vor Zorn und Ingrimm; er schwur, den mir angethanen Schimpf zu rächen und keine Bitte und Vorstellung vermochte ihn davon abzuhalten; er legte seine göttliche Gestalt ab, um ganz nur als Mensch vor dem Elenden zu erscheinen, ihn und sein schändliches Leben mit eigenem Auge zu beobachten und dann die gebührende Strafe über ihn zu verhängen. Er war jedoch nicht geübt genug, um die Rolle der Verstellung anhaltend spielen zu können; er verrieth sich einmal in einem Momente auflodernden Zornes und der Mann, der mich so namenlos elend gemacht, ermordete mir meuchlerisch jetzt auch den Bruder. Seine Gebeine senkte er in's Meer und da dessen Beherrscher von uralten Zeiten her der grimmigste Feind unserer Eltern war, so war er erfreut, ihnen dadurch wehe thun zu können, daß er die Gebeine ihres Sohnes nicht wieder herausgab; auch er ist uns nun für immer verloren. Nun waren meine Eltern auf das ängstlichste bedacht, sich ihren jüngsten Sohn zu erhalten, der fast noch Kind war; sie hüteten ihn unaufhörlich, denn mein Vater, vom Kummer über den Verlust seiner beiden Söhne niedergebeugt, wollte, sobald Erwino reif genug gewesen wäre, diesem die Herrschaft übergeben und sich in die Einsamkeit zurückziehen. Aber ehe dies noch geschah, drangen unsere zahlreichen Feinde, die von der Niedergeschlagenheit

meines Vaters, von dem Untergang meiner beiden Brüder und von der noch großen Jugend und Schwäche Erwino's wußten, von allen Seiten in unser Reich. Es war ihnen gelungen, einen unbewachten Eingang zu entdecken und Vater, Mutter und Bruder fiel in ihre Gefangenschaft. Dieser, im Verhältniß zu der frühern Größe unseres Reiches, kleine Raum war für unsere Feinde unverletzbar, weil er mir von dem höchsten der Götter, der die Herrschaft über alle andern Geister und Wesen hat, aus besonderer Gunst zu eigen gegeben war. Er sah wohl voraus, was uns drohte, und seine Gnade wollte uns für die Zeit, da alles Andere für uns verloren sein würde, wenigstens dieses eine Asyl bewahren. Es gelang mir, mich mit meinen Schwestern hieher zu flüchten, und so leben wir nun seit vielen, vielen Jahren; kleine boshafte Streiche derer, die die nächsten Nachbarn unseres Reiches sind, bestrafe ich mit eigener Hand; es liegt Rachsucht und Blutgier nicht von Natur aus in mir, aber die Menschen mit ihrer Tücke, die an all unserm Unglück Schuld war, haben sie mir aufgedrungen, und denke ich an unsere schöne Vergangenheit, die noch so herrlich bestehen könnte, so fühle ich mich fähig, das ganze Menschengeschlecht, das uns so unverdient verdarb, wäre es in meiner Gewalt, gnadelos zu vernichten und die Erde wieder in das alte, selige Zauber- und Wunderreich zu verwandeln, das durch die Menschen so traurig verwüstet und zerstört worden ist. Daß ich Dich, Olaf, schonte, auf den Vorschlag meiner allzugütigen Schwester eingehend, wie reut es mich! Dich jetzt zu tödten wäre zu grausam; ich vermag es selbst nicht mehr; aber ich fordere, daß Du aus unserem Bezirke weichest und Dich nie mehr darin sehen lässest. Kehre so schnell als möglich in Deine Dir heimathliche Region zurück und suche Dir da eine Dir gleiche, menschliche Liebste und Braut; auf Ariane hoffe nicht und sie möge ebenso auf immer auch Dir entsagen; sie wird, wie ich hoffe, unter unserer liebevollen Leitung und in Erwägung dessen, was ich ihr berichtet habe, sich das Andenken an Dich aus dem Sinne schlagen, und wieder so harmlos glücklich sein, wie sie gewesen ist. Jene unselige, nach namenlosem Glücke durstende und sich hiebei so jammervoll täuschende Leidenschaft, welche man Liebe nennt, schlägt immer und immer nur zu Unheil und Verderben aus. Wohl mag ihre ursprüngliche Heimath das Land der Götter und höheren Geister sein, hier unten aber ist sie ein Kind des Staubes geworden, ja es haben sich die fürchterlichsten Dämonen des Abgrundes in ihre zarte, himmlische Gestalt gehüllt. Sowie sie auf dieser Erde wandelt, lastet ein Fluch auf ihr, den ich noch nie besiegt erblickte, und es wäre ein wahres Wunder, wenn ihr diese schwierigste aller Aufgaben löstet."

Kara schwieg und wollte sich entfernen. Aber Olaf hielt sie zurück; seine Liebe zu der himmlischen Ariane war zu groß und zu tief, als daß er sich sofort mit dem Ausspruche Kara's hätte zufrieden geben können. War Ariane auch stumm und ohne eine Bitte an die strenge Schwester zu wagen, so sprachen doch ihre plötzlich erbleichten Wangen und die zahlreich über dieselben strömenden Thränen deutlich ihr Inneres aus und machten ihm Muth, zu dem, was er zu sagen und zu thun gedachte.

„Erhabene Kara!" rief er; „Du hast, leider! Grund genug, so zu sprechen und ich kann Dir den Haß auf die Menschen und Deine Furcht vor ihnen durchaus nicht verargen. Aber höre mich an und entscheide dann! Ich bin nicht gesonnen, mir Arianens Besitz in der Art zu erwerben, wie man sich eine liebliche Blume pflückt, die eben das Auge reizt; mit meiner Liebe habe ich ihr mein Leben zu Füßen gelegt, und ich will euch zeigen, was ich um ihrentwillen zu thun vermag. Seit einigen Minuten kenne ich Deiner und Deiner Familie Geschichte und seitdem bin ich voll Hoffnung und Zuversicht, denn nun kenne ich den Weg, den ich einzuschlagen habe, um zu meinem Ziele zu gelangen. In einer Stunde mache ich mich auf, Deine beiden todten Brüder, Deinen Vater, Deine Mutter und Erwino, Deinen jüngsten Bruder zu befreien und wieder in eure Arme zu legen. Ob es mir gelingen wird? — Ich zweifle keinen Augenblick daran; die Götter werden mir ihren Beistand leihen und treue Liebe nicht zu Schande werden lassen. Dann magst Du, mag Ariane entscheiden, ob ich Deiner Huld und ihrer Liebe würdig bin und ob der Fluch besiegt ist, der, wie Du behauptest, auf der Liebe lastet. Ihr seht mich entweder nie wieder oder in Begleitung eurer Eltern und Geschwister."

Die beiden Schwestern horchten gespannt und überrascht auf; Ariane erblaßte von Neuem, als sie vernahm, welchen gefahrvollen Plan der Liebling ihrer Seele gefaßt; Kara's Wangen aber überzog ein bei ihr so seltener Purpur der Freude und ihre Augen strahlten vor Entzücken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0492-1

„Versuche es," rief sie feurig; „es ist ein gewagtes, aber glorreiches Unternehmen und der Preis, der Deiner harrt, der Gefahr gleich, die Du übernimmst. So sehr ich jetzt noch gegen eure Liebe sein muß, so sehr werde ich mich dann für sie erklären. Gehe mit meinem Segen und Wunsche für das Gelingen Deiner Plane und kehre glücklich und siegreich wieder zurück zu uns!"

Sie legte ihre Hand auf des Jünglings blondgelocktes Haupt und drückte einen Kuß auf seine Stirne. Dann entfernte sie sich.

Die kurze Zeit, die Herr Olaf noch bei seiner geliebten Herrin blieb, verging ihm nur zu schnell unter den leidenschaftlichen Aeußerungen seiner Gefühle und Hoffnungen und dem Anhören ihrer schüchternen Erwiederungen. Sie trennten sich dann ohne den förmlich ausgesprochenen Schwur einer ewigen Liebe und Treue, denn an eine Untreue dachte Keines; Beide lebten in den schönsten, kühnsten Erwartungen, wodurch der Schmerz der Trennung doch in Etwas gelindert wurde. Ein letzter Blick in Arianens Augen voll göttlicher Schönheit und himmlischer Huld war ihm ein Schild gegen alle zage Furcht vor den Mühen und Schrecken, die seiner warteten; er begann freudigen Muthes den gefährlichen Zug.

Wieder halb träumend gelangte er aus dem Aufenthalte der drei Schwestern in den weiten, großen Wald, darinnen er vor langer Zeit eines Morgens hatte jagen wollen; er gelangte zur Burg seiner Väter; sie war unbewohnt und halb verfallen; er mußte viele, viele Jahre weg gewesen sein, denn da er sie verließ, war sie noch fest und gut erhalten und zahlreiche Dienerschaft bewohnte sie; er hielt sich jedoch nicht lange darin auf, sondern wandte seinen Schritt zu einer in einem Felsen befindlichen Grotte, in deren dunkler, kühler Mitte ein Brunnen rauschte; er stellte sich vor denselben und rief in seine Tiefe hinunter: „Pelona! Pelona! Pelona! Schutzgeist meiner Kindheit und meiner Jugend, erscheine mir!"

Kaum hatte er dieses gerufen, als das Rauschen sich einen Augenblick vermehrte und dann über dem Brunnen eine luftige, geisterhafte Frau, von der sanftesten, zartesten Schönheit, erschien. Sie fragte ihn freundlich um sein Begehr, und nun theilte er ihr die ganze Geschichte seiner letzten Vergangenheit, die Schicksale der drei Schwestern, seine Liebe zu Ariane und die Bedingungen, unter denen sie sein Eigen werden sollte, mit, und bat die gütige Fee, die ihn von frühester Zeit an geliebt und beschützt hatte, um ihre Hülfe bei seinen Unternehmungen. Er wünschte nur, daß sie ihm angäbe, welchen Weg er einzuschlagen habe, um in das Reich des Dämons zu gelangen, der Arianens Eltern und jüngsten Bruder gefangen hielt; wie auch den Ort finden zu helfen, wo die Gebeine der Beiden andern Brüder begraben seien; alles Andere wollte er mit eigener Hand vollbringen. Die liebevolle Fee willfahrte seinen Wünschen; sie sagte ihm, daß die Gebeine des ältesten Bruders nirgends anders, als in der fast ganz verfallenen Kapelle seiner eigenen Burg begraben seien, bezeichnete ihm genau den Ort und befahl ihm, sie sogleich auszugraben und in die Grotte zu bringen, indem sie dann vor jeder neuen Gefahr gesichert seien; die Gebeine des andern Bruders wolle sie durch ihre dienstbaren Geister von dem Grunde des Meeres herbeiholen lassen. Die dritte Aufgabe mußte er selbst lösen; doch versprach sie ihm auch hiebei alle mögliche Hülfe. Sie sagte ihm, er möge, wenn er die Grotte verlassen habe, stets auf seinen Weg sehen; da werde er einen, wie Seide dünnen und feinen rothen Strich gewahren; dem solle er nachgehen, ohne sich irgendwie ablenken zu lassen; denn theils würden sich furchtbar bedrohliche Erscheinungen, theils reizende verführerische Gestalten zeigen, und sowie er sich von den einen schrecken, von den andern locken ließe, würde er des Weges fehlen und sich in ganz andere, fremde Regionen verirren. Den seidenen Faden, der den Strich bilde, solle er vor sich her Schritt vor Schritt aufwinden und so einen festen Knäuel bilden; durch ihn geleitet, werde er an einen jähen und unabsehbar tiefen Abgrund gelangen, vor dem ein hoher Baum stehe; um den solle er dann die Seide schlingen und den Knäuel in den Abgrund werfen, sich selbst aber an ihm in denselben niederlassen, unten angekommen werde er ein furchtbares Ungeheuer erblicken, das werde ihn zu verschlingen drohen; er solle ihm aber nur furchtlos entgegen treten und aus seiner Mähne mit kühner Hand drei Büschel Haare reißen; das Thier werde sich dann legen und ihm furchtsam und scheu die Füße lecken; dies solle er sich gefallen lassen, bis er Schmerz empfinde, dann solle er den einen Gang entlang gehen, bis er zu einer Stelle gelange, wo derselbe sich in drei Wege theile: von diesen solle er den zur Linken wählen, der mit züngelnden, blauen und rothen Flammen bedeckt sei; er werde ihn zu einer dunkeln Höhle führen, aus der ihm ein wunderlicher Lärm entgegenschalle; er solle sich von

ihm nicht abhalten lassen, sondern kühn hineintreten und sein Auge werde dann gewahren, wie sieben Ungeheuer, im Kreise herum liegend, durch lautes Schnarchen diesen Lärm machten; jedem dieser sieben Ungeheuer solle er dann einen Theil der dem Unthier am Eingange ausgerissenen Haare in den Mund stecken; hierauf solle er noch einmal weiter gehen in die nächste Grotte, dort seien die Eltern und der Bruder der drei Schwestern, an Händen und Füßen mit schweren Ketten gefesselt; die solle er lösen und zuerst den Vater, dann die Mutter und zuletzt den jüngsten Bruder den von ihm schon gegangenen Weg zurücktragen, bis er an den Eingang komme, wo noch die rothe Seide herniederhange; die Drei, welche von den Fesseln ungelenk geworden, müsse er nun nacheinander, an dem Faden in die Höhe kletternd, hinauftragen. Oben angekommen, werde sich die rothe Seide von selber so legen, wie er zu gehen habe, um zu seiner alten Burg wieder zu gelangen, die Gebeine der beiden andern Brüder zu holen und dann, von ihr selbst geführt, in das Zauberreich der drei Schwestern zu gelangen.

„Fester Wille, Muth und Gewandtheit," fügte sie noch schließlich hinzu, „sind die drei Eigenschaften, deren Du zur Ausführung dieses allerdings schwierigen Unternehmens bedarfst; doch wenn Du genau meinen Rath befolgst, so muß es Dir gelingen."

Herr Olaf aber gedachte der göttlichen Ariane und machte sich mit leichtem Herzen daran, genau nach den Worten seiner gütigen Schutzherrin zu handeln; und wie diese verkündet hatte, so traf er Alles und wie sie befohlen hatte, so that er auch. Alles gelang, er ließ sich weder durch Schrecknisse, noch durch Reize von seinem Pfade ablenken, und bald war er mit den hohen Eltern und Geschwistern, seiner früheren Herrscherinnen und seiner angebeteten Arinane in dem Zauberwäldchen angelangt. Der Anblick des grenzenlosen Glückes allein, den er bei dem ersten Wiedersehen Aller hatte, würde ihm schon Ersatz gewesen sein, für alle die beschwerlichen und Gefahr drohenden Schritte, die er gethan.

Als aber der erste Freudenrausch vorbei war, da trat Kara auf ihn zu und führte ihn in die Mitte ihrer Eltern und Geschwister; sie erzählte Alles, was sich zwischen ihm und ihr und ihren beiden Schwestern begeben hatte und daß sie einzig ihm das Glück der Gegenwart zu danken hätten, daß ihm aber nun auch der Besitz der Geliebten werden müsse, für die er doch eigentlich dies Alles ausgerichtet habe. Sie führte ihm die vor Freude fast ohnmächtige Ariane zu, und schon wollte er sie in seinem Entzücken in die Arme schließen, als der Vater dazwischen trat und also zu sprechen begann: Aber wißt ihr auch, meine Kinder, daß von dem Augenblicke an, wo Ariane Olaf's Weib wird, sie aus unserem Zauberreiche scheiden und so menschlich werden muß, wie er es ist? Ich werde sie nicht abzuhalten suchen, wenn sie mit ihm verbunden sein will, aber sie wird dann allmählig ihre Jugend verlieren und mit der Jugend ihre Schönheit, sie wird allen unsern Reichthümern und Herrlichkeiten entsagen und ein vielleicht dürftiges und armseliges Leben führen müssen, wie es sich für ihre höhere Natur nicht schickt. Ariane, fürchtest Du das nicht?" —

Diese aber eilte auf den Geliebten zu, schlang ihre Arme um ihn und rief: „Ihm zu Liebe und mit ihm im Bunde vermag ich Alles, kann ich Allem entsagen, werde ich jedem Schicksal furchtlos entgegengehen — ich bin sein!"

Und die Eltern und die Geschwister riefen: „Sie ist sein!"

Kara aber bat ihren Vater, alle seine Macht aufzubieten, daß es Arianen und Olaf möglich sei, von Mond zu Mond in ihren Kreis zurückzukehren und stets drei Tage bei ihnen zu bleiben. Idora und die drei, nun als wunderschöne Genien erscheinenden Brüder, wie auch die Mutter, vereinigten ihre Bitten mit denen Kara's, und der Vater, selber von diesem Wunsche erfüllt, versprach zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Bald darauf verließ Herr Olaf mit seiner heißgeliebten Ariane den Zauberwald und zog mit ihr in die, von seiner Schutzherrin wieder hergestellte Burg seiner Väter ein. Ihr Leben war ein glückseliges; kein Schmerz der Seele nahte sich ihnen: sie liebten sich unwandelbar; nach jedem Besuche, den sie im Zauberwäldchen abstatteten wurden sie wieder jünger und schöner; das Alter und die Häßlichkeit blieb ihnen fern, liebliche Kinder, die schönsten Früchte ihrer immer blühenden Liebe, umgaben sie, und als Jahre vergangen waren, und es den tapfern Brüdern Arianens gelungen war, wieder in den vollständigen Besitz ihrer früheren Macht zu gelangen, da wurde es ihnen auch möglich, die Gesetze soweit zu ändern, daß Ariane, Herr Olaf nnd die Kinder der Beiden für immer in dem nun allgewaltigen und großen Zauberreiche aufgenommen werden konnten. So leben sie nun Alle im ungestörtesten Glück beieinander, und geht

ein reines Sonntagskind, wie Herr Olaf war, im lauen Sommer durch einen dunkelschattigen Eichenwald, und legt es sich unter einer weitästigen Eiche, in der Nähe einer leise murmelnden Quelle zum Schlafen nieder, so wird es scheinbar im Traume einen Blick in jenes glückselige Reich thun und sehnsüchtig, aber doch glücklich, daß es so Hohes geschaut, in die Menschenwelt zurückkehren, wenn es nicht etwa den Pfad entdeckt, der wirklich in das herrliche Zauberreich führt, worin wir ihm dann auch aus Herzensgrund wünschen, eine zweite Ariane zu finden und mit ihr den Fluch zu überwinden, der, nach der Meinung der herzzerrissenen Kara, auf der Liebe ruht.

Mosel-Sagen.

Von N. Hocker.

7. Sct. Nicolaus.

Auf der Brücke zu Trier, die aus den Römerzeiten herrührt, steht auf dem mittelsten Pfeiler ein Kreuz und unter demselben nach dem Flusse zu die Statue des heil. Nicolaus, des Patrons der Schiffer. Als einst zur Winterszeit die Mosel hoch angeschwollen war, fuhr ein Schiffer die Mosel hinab. Da erfaßten die Wogen den Nachen und drohten ihn an den Pfeilern der Brücke zu zerschellen. Da rief der Schiffer in seiner Noth zum heiligen Nicolaus und gelobte ihm, wenn er glücklich durch die Brücke komme, eine Kerze so hoch wie der Mastbaum. Kaum hatte er vollendet, als die Wuth der Wellen sich legte und der Nachen leicht auf dem Wasser hinglitt. Der Schiffer lachte und rief: Nun siehe zu, wo du die Kerze kriegst. Im nächsten Jahre kam der Schiffer wieder mit schwerbeladenem Nachen vor die Brücke. Die Wogen brandeten und der Schiffer gelobte wieder seine Kerze. Allein plötzlich drehte sich der Nachen, schlug um und versank mit dem Schiffer in der Tiefe.

8. Die Glocke von Kochem.

Die alte Stadt Kochem an der Mosel ist durch die vielen Schwänke bekannt, die dort von den Bürgern verübt wurden. Als im dreißigjährigen Kriege sich die Schweden dem Orte näherten, gerieth die Bürgerschaft in absonderliche Besorgniß wegen der schönen Glocke, die im Rathhausthurm hing. Der Gemeinderath trat zusammen, um über die besten Mittel nachzudenken, wie man die Hoffnungen der Schweden vereiteln wolle. Ein Bürger, der sich durch große Klugheit auszeichnete, machte den Vorschlag, die Glocke in die Mosel zu versenken. Gesagt — gethan! Die Glocke wurde aus dem Thurme genommen und in einen Nachen verladen. Da kam aber ein anderes Rathsmitglied auf den Einfall, man könne ja später beim Herausziehen die Stelle nicht mehr finden, wo die Glocke liege. Dieses Bedenken beseitigte sofort ein Zweiter, indem er mit dem Vorschlag herausrückte, an der Seite des Nachens, wo die Glocke versenkt worden, ein Kerb zu machen. Dieser Vorschlag wurde von Allen als trefflich befunden und sofort ausgeführt. Noch heute können die Kochemer trotz ihres Kerbes die Glocke nicht wieder finden. Wie das zugeht, hat Keiner ergründen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0495-8

Der Riese Wuth.

Alpensage von **Ludwig Bechstein.**

Im Lande Tirol lebt aller Orten und Enden die alte Sage, daß vor Zeiten, als die Menschen noch besser waren wie sie jetzt sind, es auch geistige Wesen gegeben habe, welche, gleichsam Lichtalfen, mit höheren Kräften begabt, friedlich und freundlich, guten Engeln ähnlich, mit den Menschen Umgang pflegten. Diese holden Wesen alter Mythe nennt das Volk die „seligen Fräulein" oder kurzweg in seinem landesüblichen Dialekt: „die Saligen," und schildert dieselben von überirdischer Schönheit und mit allem Aufwande lebhafter Phantasie. Sie wohnten in Krystallpalästen unter den riesigen Kronen des Hochgebirges, schirmten die Alpenthiere, waren guten Menschen hülfreich, halfen deren Arbeiten verrichten, und standen unter einer Königin, deren ganzes Wesen hold und Huld war, daher sie auch Hulda hieß. Vor allem war die Hulda mit ihren Dienerinnen, den Seligen, dem nützlichen Flachsbau förderlich; sie führten denselben ein im Gebirge, sie überwachten ihn, sie belohnten fleißige Spinnerinnen, spannen auch selbst, erschienen zu zweien und dreien in den Hütten der Berg- oder der Thalbewohner, und spannen darin mit den Frauen um die Wette. In den zwölf Nächten, vom ersten Weihnachtstage an bis zum Dreikönigstage, zogen Hulda und ihre Seligen umher, und brachten fleißigen Spinnerinnen und Hausfrauen erfreuliche Gaben. In der Sommerzeit aber weilten sie gern auf den Almen, tanzten und schwebten über die Bergesmatten, sangen auch wol, ach und so süß, daß sie manchem Sohne des Gebirges das Herz aus dem Busen sangen.

Das dauerte lange so fort, aber dann kam eine andere Zeit; es kamen Riesen in das Land, ungestaltete, rohe Gewalten, wilde Jäger, welche die Seligen haßten und verfolgten, weil diese alle Jagdthiere: Steinböcke, Gemsen, Schneehühner, Schildhähne u. A. in ihren besonderen Schutz nahmen. Wo die Riesen eine Selige sahen, verfolgten sie dieselbe mit dem wildesten Eifer, und es gab für eine solche Verfolgte fast immer nur dann eine Rettung, wenn es ihr gelang, ein Kreuz zu erreichen und zu umklammern, oder einen Holzblock, auf welchem die Holzhauer drei Kreuze eingehauen hatten.

Im Ober-Etschthale, im Vintschgau, eine Viertelstunde über dem Orte Graun, zeigt sich im Mittelgebirge ein Vorsprung voll Steinplatten, mit einer Kluft, welche Stelle noch heute „z' Salig" (zur Seligen) genannt wird. Dort war der Eingang zum unterirdischen Palaste einiger Seligen, welche in jener Gegend wohnten und die Menschen liebevoll beglückten, dafür aber auch dankbar von ihnen verehrt wurden. Und vorzugsweise geschah dies von den jungen Bäuerinnen im Dorfe Reschen, welche gar eifrig den Flachsbau beschickten, da deren Aeltern auf den ertragreichen Neubrüchen des früheren Seebodens schöne Flachsfelder besaßen.

Es ist im ganzen Innthale bekannt, und wer hindurchkommt sieht es ohnehin, daß die drei freundlichen See'n die einer hinter dem andern den Thalgrund schmücken, und vorzüglich der oberste, der Reschen- oder grüne See gar nicht weit entfernt von der Etschquelle, früher

viel größer waren, daß ihnen zahllose Morgen Landes bereits abgenommen sind und in Ackerland oder Wiesen verwandelt wurden.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen überstrahlte Höhen und Thalgründe; der Heider-See, der Graun- oder Mitter-See und der Reschen-See lagen still und stahlblau im Thale, von leichten Nebelflören und federnden Wölkchen überschifft. Die Sonne war noch nicht herauf über den Oetzthaler Ferner; sie machte sich noch zu viel mit dessen, wie mit der Eiszackenhörner des Weißkogl, des Vernagt-Ferner und des Gebatscher Ferner Morgenanzügen zu thun; sie kleidete alle diesen majestätischen Höhen in Rosaschimmer, und die Eiswand über dem Plenailthale, die nordwestlich herabhing, mußte ziemlich lange warten, bis auch an sie die Reihe kam, ein Lichtgewand angethan zu erhalten; mittlerweile aber waren alle schroffen und nackten, wie alle grünen und reizenden Höhen in die klare Morgenpracht des Aethers getaucht; die Seeen blitzten jetzt wie goldene Spiegel, in denen der ferne Ortler sich still beschaute; die rasche Etsch erschien wie ein silbernes Band, an welchem diese Spiegel hingen, einer über dem andern; selbst die so öde und verrufene Malser-Haide glich jetzt einer riesigen weit gedehnten grünen Alme, der nichts fehlte, als Kaserhütten.

Nun regte sich auch bereits in dieser erhabenen Naturherrlichkeit, die wie ein Feiersabbath hehr und still Gebirge und Thäler umfing, die Thätigkeit der winzigen Menschlein. Die Ackerleute zogen ins Feld; eine Schaar junger Mädchen aus Reschen begab sich zur Leinsaat, um dieselbe zu jäten, und ihre Arbeit mit Gesang und fröhlichem Geplauder zu würzen; die Kinder eilten zur Schule, und gar feierlich klangen, vom lau den Thalgrund der Etsch aufwärts fächelnden Südwinde getragen die Glocken des auf stolzer Höhe stolz gelegenen Stiftes Marienberg, das stattlich, wie ein Fürstenschloß, hoch über dem grünen Thalschlosse Fürstenberg thronte.

Die muntern Töchter des Etschthales, die zum Flachsland zogen: Nasi und Stasi, Emerenz und Crescenz, einige Burgeln, wie die Taufnamen Nottburga und Walburga in Burgel abgekürzt werden, eine Afra und eine Barbara und eine Resi und andere Namenträgerinnen gefeierter Heiligen lachten und scherzten, sangen und kreischten wie es kam, warfen manchem im Rollwägelein die Straße die dicht am Flachslande vorbeizieht, dahin fahrenden frühen Reisenden Grüße oder auch Scherzreden zu und begleiteten dieselben mit weit nachschallendem Gelächter.

Das alles verstummte urplötzlich, denn fast zugleich richteten sich aller Blicke einer überraschenden Erscheinung zu. In der Richtung von Reschen her kamen halb laufend, halb schwebend in eiliger Hast drei weiße weibliche Gestalten, von weitem anzusehen wie drei Nebelstreifen, die am Gebirge bisweilen schnellen Fluges dahin ziehen; aber als sie näher kamen, gewahrten die Flachsjäterinnen gar wohl, daß es Jungfrauen waren mit fliegendem Haare, Angst in den schönen, aber bleichen und blutlosen Gesichtern, die Hände flehentlich erhoben, die den ängstlichen Ruf innig bittend hören ließen: Haltet auf! Haltet auf! — und schon waren sie den erstaunten Gebirgerinnen vorübergeglitten, und wendeten sich in das langtauferer Thal, aus dem der Wildbach Carlin, der aus dem Eismeer des Oetzthaler Ferner abrollt, mit wildem Tosen herausbricht und sich in das Becken des Grauner See's stürzt.

Den Flachsjäterinnen hatte der Athem gestockt und die jungen Herzen klopften stärker unter den farbigen Miedern.

Beim Eid! rief eine Burgel: das waren Salige! Freilich — wer sonst anders? bestätigte altklug die gesetzte Afra.

Was in aller Welt aber mögen's denn so gar eilig haben? warf Stasi die Frage auf, eines der jüngeren Dirndln, Verwunderung im ganzen Gesichte.

Ach Gott, sie sind gewiß einmal verfolgt! muthmaßte voll Mitleid und zarter Besorgniß die sanfte Resi. —

Da schaut hin! Um Jesus Willen! schrie Barbara, und schlug ein Kreuz und deutete thalaufwärts nach dem Reschenscheideck.

Gott und alle Heiligen! Der Ries'! — Jesus, Maria, Joseph! der Ries'! — O all ihr heiligen Nothhelfer — der Ries'! schrien ängstlich und bänglich die Stimmen aller Mädchen durcheinander und einige wollten schon davon laufen, denn droben auf der Reschener Höhe stand in der That — ein Riese.

Ein Riese — das ist gleich gesagt — aber was ist ein Riese?

Ein Mann, der seine acht Fuß Länge mißt, das ist schon ein Riese, kann aber ein ganz hübscher und artiger Mann sein, dabei auch sogar ein wenig klug, auch sehr gut gesittet und wohlerzogen — so sind die Hochgebirgsriesen aber keinesweges.

Der Goliath ist auch ein Riese gewesen, aber der kleine David hat ihm einen kleinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0497-0

Kieselstein an den Kopf geworfen, davon ist er gleich hingefallen und tod geworden — so sind die Hochgebirgsriesen nicht; die werden nicht hin von so einem kleinen Steinchen, da müßt's dicker kommen, da müßt' der Stein gätlich so groß sein wie ein Stadel.

Der Hochgebirgsriese, das ist ein wilder Mann, ein Salvang, der wirft häusergroße Steine, wie die Buben Schneebälle; sein ganzer Leib ist mit graugrünem Haare bewachsen, wie Baumbart; sein Kleid ist ein Mantel von Bärenfellen, eins reicht nicht, die Knöpfe sind versteinerte Ammonshörner. Des Riesen Augen brennen wie Kohlen, sein Hals ist der Hals eines Stieres, sein Bart ist sauborstig, sein Wanderstab ist ein Fichtenbaum, seine Wohnung ist im tiefsten, dichtesten Urwalde und in unterirdischer Felskluft. Die Stimme eines solchen Riesen ist eine tiefe Baßstimme, und dem brausen der Windsbraut, dem tosen des Wasserfalles und dem Schlage des Donners vergleichbar, und seine Kraft ist entsetzlich. Ein Glück nur, daß der Bergriese den Menschen nichts anhaben kann, den Christenmenschen nicht, weil selbe erlöset und getauft sind, und den Judenmenschen nicht, weil sie das auserlesene Volk Gottes sind — wie es der Riese mit Türken und Heiden hält, kann man so eigentlich nicht wissen, weil deren wol nur selten durchs Tirol kommen; möglich ist's aber immerhin, daß der Riese selbige Völker ehedem gefressen hat, weils im Lande keine der Art mehr gibt.

Solch ein Ries' war's, der dort ob dem Reschenscheideck stand, wo die Wasserscheide ist zwischen dem Etschthale und dem Innthale, denn gleich links über Reschen quillt die Etsch, und rechts rinnt vom Fuße des Spitzlat der Stillebach hinunter nach Nauders, um sich bei Finstermünz in den blauen See zu stürzen.

Der Riese stierte mit seinen rollenden Augen im dicken Kopfe gerade aus, und dann links, und dann rechts, und sah nichts mehr von den drei seligen Fräulein, die er verfolgte; und er brummte, daß es klang als ob durch die fernen Thalschluchten im Gebirge ein Wetter rolle, und dann schritt er in das Etschthal nieder.

Er kommt, haltet Stand! rief die beherzteste der jungen Dirnen, die blühende Crescenz. Ihr habt's gehört, was die armen Saligen uns zuriefen: Haltet auf! Mit den Händen freilich können wir den wilden Ranggen nicht aufhalten, wol aber mit dem Munde, denn habt acht, er wird uns fragen, und da wollen wir hübsch mit ihm schwätzen, daß die Zeit darüber vergeht, anhaben und thun kann er uns ja doch nichts. —

Dieser Rath war gut und genügte, und die Flachsjäterinnen thaten nicht, als ob sie den Riesen gesehen hätten, wareten ihrer Arbeit, und hoben auch wieder Gesang an; mit diesem wollte es aber nicht recht fort, er kam ins Stocken, auch vergingen nicht zwei Minuten, so war der Riese bei den Dirnen, strich sich den Zottelbart, und gab sich Mühe, angenehm zu erscheinen.

Potz tausig, was die Madlen fleißig sind! Seid's schon früh auf heut, ihr Dirndln! — begann der Riese seine Anrede.

Es thut sich noch — antwortete Crescenz. Der Lein will zeitig gejätet sein.

Werd't's wohl aus selbigem Flachs euere Brauthemden spinnen, und sie auch von euern lieben Saligen segnen lassen? spöttelte fragend der Riese.

Darauf antwortete keines der Mädchen, die Emerenz aber fragte: Wer seid's denn ös? Was sucht's ös?

I bin der Ries' Wuth, und i hab' ane Wuhuhuth, daß i glei allens derwürg'n möcht'! antwortete der wilde Salvang, der sich in der angenommenen zarten Rolle schon nicht mehr gefiel, und seine Stimme war nun schon laut genug, wiewohl er sie noch mäßigte, daß die schroffen Bergwände zu beiden Seiten des Thales sie wiederhallten.

Habt ihr nit drei Salige gesehen, Dirndeln? fragte der Riese. G'wiß, ihr habt s' gesehn! Wo hinzu sind sie?

Wir haben keine gesehen! riefen die Dirnen alle wie aus einem Munde.

Oho! schrie der Riese, und riß sein Maul dabei auf wie ein Stadelthor. Ihr werdet sie schon verläugnen, das kann ich mir recht gut denken — sie sind ja auch so alte Spinnweiber, die euch helfen und euch den Lein in der Nacht mit Himmelsthau begießen, daß er recht lang wachst. Selt weiß ich. —

Ha, der Ries' wird was rechts von der Leinsaat und vom Flachsbau wissen. Weit gefehlt! rief die beherzte und kluge Crescenz das können wir ihm besser sagen. Da muß man das Land im Herbst schon hübsch zuschicken und pflügen, und im Frühjahr, wenn der Schnee weg ist, muß man den Lein säen, wenn man nämlich Frühflachs haben will, wie das welcher ist, den wir hier jäten, der muß schon im April gesäet werden, siehst Du; wenn man aber Mittelflachs haben will, so hat es mit der Saat bis zum Juni Zeit, und will man Spätflachs haben, ei so kann man bis

Johannistag warten. Die Saat muß recht dicht gestreut werden, da wird der Flachs stark und fest, und wenn die Saat aufgelaufen ist, so muß selbige zweimal gejätet werden, siehst Du, dasmal jäten wir zum ersten, und hernach —

Halt endlich dein Maul Dirn'! grölste der Riese unterbrechend: um alles dös frag ich nit, ich frag nach den Saligen.

Da trat gleich Nottburgel vor, und schaute dem Riesen mit ihren hellen Guckern keck in das Waldschrattgesicht und hub an: das mußt du doch wissen, mein braver Ries', daß der Flachs, wen er „ristig" geworden ist, und abgeblüht hat, gerauft wird, vorab, wenn man ihn nicht zur Leinsaat stehen und die Knotten völlig reifen läßt — siehst Du, da wird er fein am obern End' gefaßt, und aufgezogen und in Bündel gebunden und die Bündel lehnt man reihenweis' gen einander — nachher werden die Knotten auf der Raufe abgeriffelt, und die Stengel werden sauber in eine Ordnung gelegt, und das Unkraut, das allenfalls noch im Flachs geblieben ist, wird ausgelesen, und nun werden die Stengel in Bausten gebunden, je eine gute Hand voll, und nun geht es ans röſten.

Dem Riesen wetterleuchtete die helle Ungeduld über das ganze Gesicht, er schüttelte heftig mit dem Kopfe und rief: Um alles dös frag' ich nit, ich frag nach den Saligen!

Sei doch stat, liebster Ries'! bat, nahe an ihn herantretend die sanfte Resi! — und bedenk' sein, was der Flachs für eine gute Sach' ist. Geröstet muß er doch werden, das wird Dir einleuchten, wenn Du auch keine Hemden tragst. Man kann ihn im Thau röſten und an der Luft, siehst Du — da breiten wir ihn, wenn er abgeriffelt ist, dünn neben einander auf der Wiese aus und wenden ihn fleißig; o mein guter Ries', das kostet mehr Arbeit, als Du denkst, da braucht's meist acht, ja neun Tage, bevor er soweit ist, daß sich die Fasern leicht vom Holze losschälen, oder wir röſten ihn auch im Wasser, in Wiesentümpeln, daran es hier nicht fehlt; da wird er in Bündeln eingelegt und mit Steinen beschwert, dann fault das holzige und da muß gehörig aufgepaßt werden, daß der Flachs nicht durchs überröſten verdirbt. Das ist gar eine böse Arbeit, die wäre nichts für Dich, mein vortrefflicher Ries' denn der geröstete Flachs staubt ganz niederträchtig, daß es unser einer oft den Odem versetzt. Wenn der Flachs drei Tage im Wasser gelegen hat, siehst Du, da müssen wir schon alle drei oder vier Stunden nachsehen, und müssen einzelne Halme um die Finger wickeln, und probiren, ob das holzige leicht bricht, nachher thut man ihn heraus, und wenn er noch nicht alle gleich gut ist, kann man ihn an der Luft noch nachröſten lassen.

Ich wollte, daß ihr in der Hölle geröstet würdet! schrie jetzt der Riese, daß der Schreck allen Mädchen ins Herz schlug. Nach alle eurem Flachs und Stinkzeug frag' ich nit, ich frag nach den Saligen. Gleich sagt's, wo sie hin zu sind!

Herzlich gern thäten wir Dir das sagen, gestrenger Herr Ries' — nahm jetzt Afra mit großem Ernste den Faden des Gespräches auf, und suchte mit diesem schwachen Faden den starken und unbändigen Riesen immer noch ein wenig zu fesseln: — wenn wir's nur selber wüßten.

Sie werden halt spinnen gegangen sein — wie können wir armen Dirndlen wissen, allwo die Saligen ihre Spinnstube haben? Siehst Du, wenn der Flachs geröstet ist, so wird er aufgestaucht, und die Bündel oder Stauchen werden in die Sonne gestellt, und dann wird er entweder ausgebreitet, und an der Luft völlig getrocknet, oder er kommt in die Darre, und wird ob dem Darrofen gedörrt, nachher kommt er unter den Bläuel, wenn man ihn nicht zu kürzerer Verrichtung unter das Pochwerk einer Flachsmühle bringt. Nachher geht das brechen los, entweder auf der Bockemühle, oder wie bei uns zu Lande noch bräuchlich, auf der Handbreche. Aus dieser kommend, schwingen wir den Flachs, der nun so zart ist, wie Dein Haar, mein allerschönster Ries', da theilen sich die Fasern, und die Schalen oder Anken fahren heraus, da muß man sich sehr in Acht nehmen, daß die einem nicht in die Augen kommen. Nachher wird der Flachs gebürstet, nachher gehechelt, damit sich Flachs und Werg scheiden, nachher —

Ei, daß euch verdammte Madeln alle der helle Satan hechele! schrie jetzt voller Zorn der Riese Wuth, und es knallte rings durch die Thäler wie Wetterschläge. Das frag' ich ja zu allem Henker nit, ich frag nach den Saligen! —

Ei freilich! rief ihm die gar saubere, nette, und dabei jugendlich kecke Nasi entgegen, und hüpfte dem grimmigen Riesen so nahe, daß sie ihn hätte am Bart zupfen können, wenn ihre Arme und Hände so weit hinauf gelangt hätten. Ei freilich! die Saligen sind schon werth, daß man nach ihnen fragt. Du hast vorhingesagt, goldiger Ries', die Saligen wären alte Spinnweiber. Siehst Du, denen geht's accurat,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0499-4

wie den Flachsdocken, oder Kauten. Die nehmen auch mit dem Alter an Güte zu; das wird man wohl nicht von Menschen, und auch kaum von Riesen Deinesgleichen behaupten können. Wenn man den Käutchenflachs laugt, wird er noch feiner. Ob ein Ries' feiner wird, wenn man ihn mit Spott laugt, weiß ich nit. Der beste Flachs, siehst Du, mein scharmanter Ries', das ist der Paternosterflachs! — und dabei hielt die kecke Stasi ihren Rosenkranz in der Hand, so hoch sie konnte, dem Riesen entgegen, und schüttelte ihn, daß die Küglein klapperten und das Kreuzlein unten daran sammt dem geweihten Benediktenpfennig daneben zusammen klingelte — was den Riesen bewog, zwei Schritte zurück zu treten, denn seinem heidnischen Wesen waren diese christlichen Schutzmittel gegen allen bösen Zauber höchst zuwider, und er schüttelte sich und schrie: Bleib' mir gleich vom Leib, Du z'nichte Person, Du Blitzkröt, mit Deinem versteinerten Krötenlaich! Ich frag' nit nach Deinen Flachsdocken, du Dorfdocke, ich frag' nach den Saligen!

Freilich! rief jetzt mit heller Stimme die Stasi. Ihr hört's ja, daß der gnädige Herr Ries' nach den Saligen fragt, und immer gebt ihr ihm keine rechte Antwort. Geht weg und laßt mich reden! —

Endlich hör' ich ein gescheites Wort von euch sakrischen Fratzen! sagte der Riese und die Falten seines wunderlich gefurchten Gesichtes glätteten sich — er ließ sich sogar herab, der Stasi zu schmeicheln. Sprich frei, mein Dirndl! Du bist doch halt a sauberes! Du hast den wahren Verstand! Du verdienst a Busserl vom schönsten Riesen, den's im ganzen Gebirg' giebt!

Die Mädchen kreischten allzugleich laut auf, und hielten sich die Schürzen vor die Augen; die Stasi aber nahete sich und begann: Eure Großmächtigkeit, hochgnädigster Herr Ries', muß wissen, daß die Saligen nichts lieberes thun, als uns zu lehren, wie der Flachs erst gesponnen, und hintendrein hernach gewebt, zuletzt aber gebleicht wird. Das Spinnrad, wirst Du wissen, das hat die Perchtl derfunden, die man hie und da auch Frau Hulda nennt, und hat's uns ins Tirol gebracht, und hat unsern Uhrahndeln das spinnen gelehrt, siehst Du, und die Hulda, das ist die Königin der Saligen, das wirst D' auch wissen, mein prächtiger Ries'! O Du bist allweil der Schönst', den man weit und breit derschauen kann, Du bist ein wahrer Herr Kules, von dem uns der Schulmeister derzählt hat, daß er gar ein großer, starker und stattlicher Held und zugleich Ries', accurat wie Du, gewesen, ein wahrer Mordskerl, siehst Du, und der habe auch gesponnen, und sich des nicht geschamt, und sein Garn, so heißt nun der Flachs, wenn er gesponnen und geweift ist, wird wohl auch zum Leinweber gekommen sein; der hat es geschlichtet, was die Kettenfäden betrifft, und den Einschlag ungeschlichtet gelassen, wie sich von selbst versteht, nachher ist selbiges Garn vom Webstuhl herunter und auf die Bleiche gekommen, wo man es nun Leinwand heißt, da wird sie, die Leinwand nämlich, angepflöckt, und fleißig begossen und gewendet, was wir alles auch noch eben so gut machen, als es die Dirndlen und Weibeln zu des Herr Kules selig Zeiten schon gemacht haben.

Jetzt laßt mich aus, oder ich zermalm' euch! schrie der Riese Wuth in voller Wuth, und stampfte mit einem Fuße auf, daß die Berge zitterten, und Steine von den schroffsteilen Abhängen gefahrdrohend herunter zu poltern begannen. Dös alles will ich ja nit wissen, ihr Sakra-Malefiz Dirndlen ihr, dös frag ich nit, ich frag nach den Saligen! Zum Donner auch!

Nun ja doch, brauchst D' denn deswegen einen so mordlich zu derschreck'n und zu schreien, wie ein Zahnbrecher? fragte die Walburgel, und trat dem Riesen, der sich jetzt ärgerlich zum fortgehen wandte, kecklich in den Weg. Es lernt sich keiner aus in der Welt, mein Ries'! Und es schadet Dir gar nichts, wenn Du derfährst, daß ein Unterschied ist zwischen feiner Leinwand und Werggarn, zwischen Sack- und Pack- und Atlas-Drell, zwischen Batist und Baras, o mein guter Ries' — zwischen Brabantina und Calaminka, zwischen dem Hemde einer Saligen und einem Kartoffelsack. Die Hemden, siehst Du, zerfallen in Manns-Hemden und Weibsleut-Hemden, es gibt auch Ober- und Unterhemden, Taghemden und Nachthemden. Was den Schnitt der Hemden betrifft, so muß Du wissen —

Nix muß ich wissen, nix will ich wissen, nix wollt' ich, als daß ich euch all mitsammen, wie ihr gewachsen seid, ihr Malefiz-Madeln, in Grund und Boden taufig Klafter eini schlagen dürft'! brüllte jetzt der Riese, außer sich vor Zorn, ja er heulte förmlich: So wahr ich der Riese Wuhuhuhuhuth bin, huhuhuth, so wahr bin ich noch niemals so genarrt worden. Und ich Ochs trete auch noch her und höre das nirnutze fadenlange Geschwätz mit an, unterdeß die Saligen mir entwischen.

Und er schüttelte seinen Baum, daß die Aeste knackten, und stampfte mit dem Fuße

und trat alsbald einen Matzen schuhtief in die bebende Erde, daß man noch immer die Telle sieht, und schnaubte und brüllte, daß es von allen Bergwänden zurückscholl: Wuhuhuth! Wuhuhuth! wie Donnerstimmen, und von dem Stampfen des Riesen wurden die Berge so erschüttert, daß von allen Wänden Muren niederrutschten und prasselten, und die ganze Luft wurde eitel Dampf und Staub, und die armen Madeln fielen vor Angst und Schreck und Zittern und Zagen alle in Ohnmacht, eine über die andere und lagen da wie ein Häufchen Unglück. Der Riese Wuth aber setzte seine wilde Jagd nach den Saligen fort, und rannte vom Graun-See links in die Berge hinein, ins Ochsenthal, dahin er, seiner eigenen Aeußerung nach, gehörte; er lief aber bis auf die beinahe zehntausend Fuß hohe Danzewell-Spitze, allwo auch eine schöne Gegend und Aussicht, gradaus nach Westen ins Etschthal, rechts nördlich ins Langtauferer Thal, links südlich ins Plenailthal, und östlich auf eitel Schnee- und Eis-Gebirge, voran der schier zwölftehalbtausend Fuß hohe Weißkogl. Von seinem hohen Standpunkte aus blickte der Riese rings umher, etwas von den seligen Fräulein zu entdecken, deren es dort herum, und absonderlich im Oetzthale, viele gibt, aber er sah nichts von solchen, und zumal sah er die nicht, die er an diesem Tage verfolgt hatte, denn die waren längst in der nächsten Nähe von Graun und Reschen in ihren unterirdischen Krystallpalast geschlüpft, und in guter Sicherheit, und segneten die Reschener Mädchen, die mit neckischem und schalkhaftem Geplauder den tölpischen Riesen so lange aufgehalten hatten. Der Riese aber segnete nicht, sondern er fluchte. Er verwünschte alle Bewohnerinnen des Ober-Etschthales, und alles Flachsland und alle Spinnrocken und Spinnräder und alle Garnweifen, und alle Bleichen, und die drei Seen sollten zu Eis erstarren und aus dem Carlin und der Etsch sollten Gletscher werden, und sich im Thale vorschieben bis gen Mals und Glurns.

Selbiger Riesenfluch ist zur Zeit noch nicht in Erfüllung gegangen, aber in der Sage jener Thäler lebt er fort, und hat sich zu einer unheilvollen Prophezeihung gestaltet.

Die in Ohnmacht gefallenen, den Saligen so treu und anhänglich gesinnten Flachsjäterinnen sahen und hörten lange nichts von den drei Saligen, denen sie sich so hülfebereit erzeigt, aber als Winterschnee alles Land bedeckte, und der Vorabend des heiligen Dreikönigstages kam, und die dort im Lande so genannte Gömnachten, (anderorts Perchtlabend geheißen), da hat sich's denn gezeigt, was die Saligen vermochten. Da fand jede von jenen braven Dirndlen, als sie ihren Abendsegen gebetet hatte, und zu Bette gehen wollte, auf der Decke einen ganz frischen, maigrünen Brautkranz, und der blieb grün und blieb grün, und ehe sechs Wochen ins Land gegangen waren, so waren alle jene Madeln Bräute, und bekamen theils recht brave und wohlhabende Bauern, oder auch Beamtete in der lieben Heimath, einige, die am weitesten weg freiten, kamen theils nach Meran, theils nach Innsbruck, die andern freiten nach Mals, Nauders, Landeck, Imst u. s. w. und sind alle glückliche Frauen und Mütter geworden und ist ihnen gut gegangen all' ihr Leben lang, und ihre Brautkränz' sind zur Verwunderung lange immer grün geblieben, und haben ihnen bei ihrem abscheiden aus dieser Zeitlichkeit in die Heimath der wahren Seligen noch die in Ehren ergrauten Matronenhäupter geschmücket.

Die beiden Musikanten.

Märchen von **W. Albert.**

Vor gar langer Zeit lebten einmal in einem Orte zwei Musikanten, die weit und breit in der Gegend vereint zum Tanze aufspielten!

Der Eine, Gottfried genannt, war ein braver und frommer Bursch, der seinen alten blinden Vater kümmerlich ernährte durch seine Geige, auf welcher er gar schön spielte! Der Gottfried war von schlankem Wuchs und schönem Angesicht; der andere Musikant hingegen war ein häßlicher buckliger Bursch mit rothem Haar und er hatte ein schlechtes Herze, und verzehrte den Sonntags erworbenen Lohn gleich Montags im Wirthshaus, spielte Karten und führte überhaupt ein abscheuliches Leben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0501-8
DFG

J.B. Sonderland inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die beiden Musikanten.

(Märchen von W. Albert.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0502-3 DFG

Kamen die Beiden oft am hellen Morgen nach einer auf dem Tanzboden durchwachten Nacht heim, dann freute sich der Gottfried schon darauf, daß er dem Vater den erworbenen Lohn heimbringen konnte! Der Konrad lachte darüber hell auf und sagte einst:

He Gottfried! Bist doch ein absonderlicher Bub, daß Du niemals ins Wirthshaus kommst zu den Anderen, wo's hoch hergeht und wir lustig leben in Freud' und Seeligkeit! Statt dessen sitzt Du zu Hause in der dunklen Kammer und es muß Dir doch oft gar lästig sein, daß Du Dich sollst plagen und darben für den Alten, der doch zu nichts mehr nütze ist auf der Welt, und darum besser bei Gott wäre!

Der Gottfried aber antwortete: Hör Konrad! Ich weiß nicht warum Du's thust, aber es scheint Dir recht wohl zu sein, wenn Du mich plagen kannst! Mein Vater ist mir niemals zur Last gewesen und wird's auch niemals sein und ich geb gern den letzten Heller, daß es ihm wohlergehe! Die Mutter hat mir's oft erzählt, daß, wie ich ein Kind war, ich Jahrelang krank und schwächlich danieder lag, und der Vater hat mich drum nicht minder geliebt wie den andern Bruder, der heimgegangen ist zu Gott, und oft mit schwerem Herzen hat der Vater da oben gesessen und den Andern vorgefiedelt zum lustigen Reigen, damit er mir nachher um so besser helfen könne und er hat sich nimmer beklagt, daß er darben mußte um Meinetwillen, und nun, da ich ein rüstiger Bursch geworden, durch seine und der Mutter Pflege, nun da der Vater meiner bedarf, auf seinen alten Tagen, will ich's ihm herzlich gern vergelten, was er früher an mir gethan, und mein einziger Wunsch ist, daß Gott ihn noch recht lange erhalte!

Schön gesprochen! lachte der Konrad, aber mir ist's doch wohler ohne einen blinden Vater! Das Geld, was ich verdien, gehört mir, und lebten meine Eltern noch, so könnten sie sehen, wie sie durchkommen; Jeder sorgt für sich in der Welt, und wäre was Rechtes an Deinem Vater, so sollt er Dir nicht zur Last fallen, und sollt' sich Sonntags an die Kirch' stellen, und um Almosen bitten so gut wie andere alte Leute.

Der Gottfried aber fuhr auf: Hör an Konrad, ich sag Dir's im Ernste, ich will nichts mehr davon hören, und wenn Du meinen Vater beschimpfst, so werde ich Dir's vergelten, daß Dir's vergehen soll! Mein Vater sich hinstellen an die Kirch? Eher wollt ich mich in Stücke reißen lassen; also laß das unnütze Geschwatz gut sein! Auch sag ich Dir, Du thust nicht gut mit Deinem Lebenswandel! Nicht einmal Sonntags kommst Du zur Kirch und treibst allerlei unnütz Zeug!

In die Kirch? lachte der Bucklige und was sollt' ich da? Mich schulmeistern lassen vom Pfarrer wie ein Schulbub! I, das fehlte noch! Das Leben vergeht so schnell, daß man's genießen muß so gut es geht;

Ja! meinte der Gottfried, das Leben vergeht wirklich schnell, und eben darum solltest Du einen anderen Lebenswandel anfangen, damit es Dir dereinst gut ergehe!

Ach was schwatzest Du da grad wie der Herr Pfarrer! Was scheert's Dich, ich verlang nach keinem andern Leben, als das Meinige, und so lang ich guten Trank hab und Glück im Spiel, so lange bin ich zufrieden!

Mit diesen Worten ging der Konrad gradezu in's Wirthshaus! Der Gottfried aber eilte nach Hause in die Hütte seines Vaters und brachte ihm, wie gewöhnlich, den erworbenen Lohn.

Der alte blinde Geiger war auch recht glücklich, ob der Freude, welche er an seinem Sohne erlebte und als er sich an einem schönen Frühlingstage hinausführen ließ in's Freye, da sprach er zu seinem Sohne:

Hör an, Gottfried! Du bist ein braver Bursch und machst mir viele Freude! Doch solltest Du dran denken, Dir bald ein eheliches Weib ins Haus zu nehmen, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, und eh' mich Gott zu sich nimmt, möcht ich Dich noch aufgehoben wissen bei einem braven Weibe, das Dich von Herzen liebt!

Der Gottfried antwortete nicht, aber seine Wangen färbten sich roth und er blickte hinüber zu der Wohnung des Schulzen!

Auch, fuhr der Vater fort, thut's mir weh, daß ich Dich niemals so recht von Herzen lustig seh'! Als ich ein junger, rüstiger Bursch war wie Du, da ging ich Abends hinaus auf den Markt mit der Geige! Und wenn ich mich hinstellte an den Brunnen und schöne Weisen spielte, da kamen die Buben und Dirnen alle herbeigelaufen, stellten sich im Kreis um mich herum, und hörten zu! Da spielte ich ihnen manches lustige Liedchen und die reicheren Burschen gaben mir manchen schweren Heller, die Aermeren aber drückten mir dankbar die Hand und das that mir wohl, denn die Musik ist ein göttlich Ding, und man soll sie nicht nur benutzen Geld zu erwerben,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0504-4

sondern auch noch um seinen Mitmenschen zu gefallen!

Der Gottfried schwieg und schaute unverwandt hin nach des Schulzen Haus, wo die schöne Marie am Fenster lag!

Und als er den Vater nach Hause geleitet, da setzte sich der Gottfried vor die Thüre hin und verfiel in tiefes Sinnen!

Der Vater hat Recht, dachte der Musikant, aber was soll's nützen! Der ich gut bin, sie weiß es nicht, und wenn sie's wüßte, so würd sie mich vielleicht auslachen und mich verspotten, weil ich ein armer Bursch bin, drum ist's besser, sie möcht's niemals erfahren!!!

Nachdem er eine lange Weile da gesessen hatte, stand er auf, holte die alte Geige von der Wand und ging schnurstracks hin zum Markte, stellte sich an den Brunnen und spielte schöne Lieder!

Da kamen von allen Seiten die Dirnen und Burschen hergerannt, stellten sich um den Spielmann herum, und hörten aufmerksam zu! Der Gottfried aber schaute immer hinüber nach des Schulzen Haus, bis sich endlich die Thüre öffnete und die schöne Marie hintrat zu den übrigen Dirnen!

Und wie der Gottfried ihr ins Auge schaute, da überzog ein tiefes Roth sein Gesicht, das Blut rollte schneller durch seine Adern und mit sehniger Faust sprang der Bogen über die Saiten hin, daß sie schwirrten, und die Umstehenden riefen Beifall zu! Dem Gottfried aber vergingen die Sinnen schier und immer gewaltiger flog der Bogen über die Saiten, daß die alte Geige erdröhnte unter dem Drucke der nervigen Faust, die den Bogen führte!

Und als der Gottfried geendet, da fielen die Heller von allen Seiten in seine Mütze, die er hingelegt hatte auf den Brunnen! und Alle riefen:

Ein Lied, Gottfried! ein Lied!

Ihr wißt ja, ich kann nicht singen! entgegnete der Musikant, sonst thät ich's herzlich gern Euch zu Gefallen!

Da trat die schöne Marie nun auch hin zu dem Spielmann und sagte: Versuch's nur Gottfried, es wird schon gehen!

Wenn's Euch Vergnügen macht, erwiederte der Musikant mit bebender Stimme, so will ich's schon versuchen!

Und wie sich seine Wangen noch röther färbten, da griff er zu der Geige, spielte nnd sang dazu:

Das Lied vom armen Burschen!

Es war ein Bursch gar brav und gut
Und schön von Angesicht,
Der liebte ein herzjunges Blut,
Doch ach! sie wußt' es nicht.

Des Nachts er in dem Fenster lag
Und schaut zum Mondeslicht;
Er seufzte tief und weint, und sprach:
Ach Gott! sie weiß es nicht!

Und als er einst am Felsenhang
Stand, wo die Well' sich bricht.
Da schaut hinunter er und sang:
Ach Gott! sie weiß es nicht!

Die Thränen fielen schwer hinab,
Der arme Bursche spricht:
Viel besser wär's, ich läg im Grab,
Denn ach! sie weiß es nicht.

Stürzt sich hinunter in die Fluth,
Und als sein Auge bricht,
Da ruft er noch: Ich war Dir gut
Doch ach! Du wußt es nicht!

Gottfried hatte den letzten Vers mit bebender Stimme gesungen und als er geendet, erscholl von allen Seiten der Beifall! Einige Dirnen weinten, die schöne Marie aber rief:

So er ein rechter Bursch gewesen wär, hätt' er's offen gestanden, denn es ist keine Schand, denk ich, einem Mädel gut zu sein! Aber der Gottfried hat's schön gesungen und drum soll er auch seinen Lohn haben!

Die schöne Marie nahm ein Geldstück, und warf es hin in die Mütze des Musikanten;

Dieser aber ward roth bis hinter den Ohren und, zitternd, ließ die sonst nervige Faust den Bogen fallen!

Und als die Buben und Dirnen sich entfernt hatten, und der Musikant allein zurückgeblieben war am Brunnen, da fiel eine schwere Thräne herab aus des Gottfried's Auge auf das Geldstück der schönen Marie!

Wie er eine Weile so da gesessen, dachte er:

Ich geb' ihr mein Herzblut, mein Spiel, mein Sang, und freue mich, ihr gefallen zu können durch ein Lied; und sie giebt mir Geld wie die Andern! So er ein rechter Bursch gewesen wär, hätt' er's offen gestanden? Und wenn ich's ihr gestände und wenn ich's ihr sagte, und wenn sie mir antwortete:

Ich mag Dich nit Gottfried, dann wär's aus mit mir, und ich müßt mich scheuen, ihr künftighin ins Angesicht zu schauen! Drum

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0505-0

ist's besser, ich sag's ihr nicht, und bewahr's in meinem Herzen!!

* * *

Jeden Abend ging nun der Gottfried zum Brunnen und spielte seine Weisen und erwarb sich manches Geldstück und alle im Orte waren ihm gut! Die Mädel grüßten ihn freundlicher auf der Straße und die reichsten Buben blieben bei ihm stehen, gaben ihm die Hand und baten ihn, doch recht häufig an den Brunnen zu kommen, sie wollten's ihm reichlich lohnen!

Darüber ärgerte sich der Konrad gar gewaltig, und auch er beschloß Abends auf dem Markte aufzuspielen. Aber wie er auch hinausging mit seiner Geige, und sich quälte, die Dirnen blieben beim Gottfried, denn er spielte weit schönere Weisen. Und wie der Konrad nun zum Trotz auch Abends an den Brunnen sich hinstellte und auf seiner Geige herumkratzte, den Gottfried zu stören durch sein Spiel, da ward's den Buben im Orte zu toll, und sie jagten den Konrad heim mit Schimpf und Schande!

Als nun der Konrad zu Hause saß und darüber nachsann, wie er's dem Gottfried vergelten könne, da ward er sehr zornig und rief:

So ich ein Mittel wüßt' ihnen zu trotzen, und den Gottfried wegzubringen vom Brunnen, wollt ich mich mit Leib und Seel dem Teufel verschreiben!

Da öffnete sich die Thüre und herein zum Konrad trat ein langer, häßlicher Kerl, ganz roth gekleidet und sprach:

Wenn's Dir Ernst ist Konrad, so weiß ich ein Mittel, Dir zu helfen!

So ihr mir helfen könnt! antwortete der Bucklige, Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, so will ich mich Euch verschreiben um Leib und Seel!

Hi! hi! lachte der Lange! Bist ja ein rechter Bursch ohne Furcht! und Dir bangt's nicht um Deine Seligkeit, wie den dummen Buben im Orte!

Was scheert mich meine Seeligkeit, lachte der Konrad laut auf! Glaubt Ihr denn, ich kümmre mich drum, was der Pfaff schwatzt in der Kirche? So ich mein Lebtag sattsam Geld hab' zum Essen, Trinken, Spiel und anderen Vergnügungen mehr, scheert's mich nicht, was da kommt, wenn ich gestorben bin!

Gut! entgegnete der Fremde, so Du mir das unterzeichnen willst, geb' ich Dir eine Zaubergeige, desgleichen Du niemals gesehen, denn wenn Du darauf spielst, wird Alt und Jung die Hütte verlassen, und zu Dir kommen, Dir zuzuhören, und Du wirst viel Geld verdienen, und der Gottfried wird morgen Abend allein am Brunnen stehn und sich's Haar ausraufen!

Top! das gilt! rief Konrad, und wie er's dem Fremden schriftlich gegeben, holte dieser unter seinem Mantel eine niedliche Geige hervor, reichte sie dem buckligen Musikanten, und sagte:

Viel Glück, lieber Konrad,

und verschwand!!

* * *

Als nun der Abend kommen, und der Gottfried wieder am Brunnen stand, da nahm auch der Konrad seine Zaubergeige und ging hinaus.

Und wie er begann zu spielen, da kam aus den Hütten Alt und Jung hergelaufen hinter ihm her! So zog er bis zum Brunnen, stellte sich nicht weit von dem Gottfried hin und spielte die schönsten Weisen auf der Geige! Die Buben dachten nicht mehr daran, ihn zu verjagen, sondern sie hörten aufmersam zu und Einer nach dem Andern verließ den Gottfried und lief hin zum Buckligen!

Da ward's dem Gottfried warm unterm Wams, seine Glieder bebten und er spielte schöner und inniger denn je! Aber so sehr er sich auch plagte, eine Dirn nach der Andern verließ ihn zuletzt und war nur noch die schöne Marie bei ihm!

Und wie der Gottfried da stand allein des Schulzen Tochter gegenüber, da flog sein Bogen noch mächtiger über die Saiten und mit zitternder Stimme rief er dazwischen:

Um Gotteswillen, Marie! verlaßt mich nicht wie die Andern!

Und als die schöne Marie dennoch sich umkehrte, da fing der Gottfried an mit bebender Stimme zu singen:

Hinunter stürzt sich in die Fluth
Der Bursch, sein Auge bricht
Da ruft er noch: ich bin Dir gut
Doch ach! Du weiß es nicht!

Die schöne Marie aber kehrte ihm den Rücken und ging hin zu den Uebrigen!

Wie nun der Gottfried hinüber sah zum Konrad und dieser hämisch entgegenlachte, da ward's dem Burschen zu arg!

So bin ich denn verschimpft und verspottet! rief er aus und Alles dreht mir den Rücken, und auch gar sie, die Marie, hat mich verlassen! So ist's denn aus mit mir, und mein Leben ist mir zur Last, und auch ich

möcht mich hinunterstürzen in die Fluth und sterben! Was nützt mich die Geige nun, da ich sie nicht mehr gebrauchen soll, da sie mir nicht mehr zuhört, da auch sie mich verlassen wie die Andern alle! So fahr denn hin Du unglücklich Instrument und zerschell an diesem Stein, wie mein Herz gebrochen ist, an ihrer Härte!

Und wie er die Geige mit gewaltiger Faust in die Höhe hob, sie am Brunnen zu zerschmettern, da flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr:

So Du willst, Gottfried, zerschlag' die Geige, und wenn Du brav und folgsam bist, geb' ich Dir eine neue Zaubergeige wie dem Konrad, daß die schöne Marie wieder zu Dir komme!

Und wie der Gottfried sich betroffen umschaute, da stand der lange häßliche Kerl hinter ihm!

Der Lange wiederholte nochmals seine Worte und fügte hinzu:

Wenn Du fein folgsam bist, mein Gottfried, soll's Dir gut ergehen, und die schöne Marie wird Dein Weib! Ueberleg Dir's und wenn's Dir gefällt, komm bei Nacht hinaus zum Rabenstein, und Du sollst mich dort finden! Gehab' Dich wohl!!

Mit diesen Worten verließ der Lange den Musikanten, der allein blieb am Brunnen; und wie die hellen Schweißtropfen herabperlten von seiner Stirn in das Wasser, da dachte der Gottfried bei sich:

Ich soll hinaus an den Rabenstein mir eine Zaubergeige holen? Und wenn ich's thät, so wär's nicht recht, aber die Marie wird mein Weib, und so wär' ich glücklich! Wer mag der lange, häßliche Kerl gewesen sein, und warum will er mir helfen? Ich kenn ihn nicht und doch dringt er sich mir auf! Wie sie da alle stehen herum um den Konrad, und die Dirnen sich freuen über sein Spiel! Ich gönnt's ihm von Herzen, wär nur die Marie da blieben und hätt' ich ihr die Weisen allein vorspielen können, so wär ich schon glücklich worden, aber wie sie mir den Rücken gewendet hat, da hat's mir das Herz zerrissen, und wenn ich wollt dem Langen folgen, so ging vielleicht Alles gut! Fahr hin du alte Geig, auf der mein Vater und mein Großvater gespielt hat! Ich brauch dich nicht mehr! Als Kind war ich so glücklich, wie mich der Vater die ersten Griffe gelehrt, und ich an der Mutter Geburtstag hintrat in die Stube, und das erste Liedlein geigte! Ja, ich erinner mich's noch wie heut, wie die Mutter Freud gehabt hat, und der Vater und ich!! Und auch der kleine Bruder, der kranke Wilhelm wunderte sich da gar sehr, und wie er sich aufrichtete im Bette und zum Vater sagte: „Lehr mich auch die Geige spielen wie den Gottfried", da hätt' ich nimmer gedacht, daß mir so viel Leid's geschehen könn't durch das Instrument! So fahr' denn hin du alte Geig' und zerschell am Brunnen, denn du bist mir unnütz und der ganzen Welt!

Und wie er die Geige wiederum emporhob, sie zu zerschmettern an den Steinen, da flüsterte ihm eine Stimme zu:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Und als sich der Musikant umdrehte, stand da ein altes Mütterchen, welches den Gottfried bei der Hand faßte und sprach:

Willst Deine Geige zerschlagen, tolles Blut?

Laßt mich! bat der Gottfried, so Ihr mich belauscht, mögt Ihr mein Unglück kennen, mir ist die Geig unnütz, denn sie erfreut Niemand mehr! Auch laßt mich in Frieden, ich bin nicht gewillt Red' und Antwort hier zu stehen; es ist schon spät und ich muß weg!

Mußt heim? lachte das Mütterchen! Gute Nacht denn Gottfried!

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Das Mütterchen verschwand und wie der Geiger noch eine lange Weile da stand am Brunnen im hellen Mondeslicht und die Geige in seinen Händen hielt, da dachte er:

Mir ist's doch lieb, daß ich sie nicht zerschlagen hab', die alte Geige, die mich so oft erfreut hat in der Jugend und mit erlebt hat alles Leid und Freud' bei uns zu Hause!

Auf des Vaters Hochzeit hat der Großvater aufgespielt zum Tanz mit der Geig, und wie die gute Mutter starb, da hat's die Geige auch mitgefühlt, ja ich erinner mich's noch wie heut; es war ein kalter Winterabend! Im Bette lag die Mutter todtkrank, und wie sie uns segnete und ihren Geist aufgab, da sprangen die Saiten und aus der Geige heraus drang ein Schmerzenston, als ging's ihr nahe wie uns!

Und wie nun der Musikant den trüben Blick hinwandte zum Rabenstein, da sprangen nochmals die Saiten entzwei mit demselben Tone, wie am Sterbetage der Mutter und aus

der Ferne drang zu dem Musikanten hinüber die Stimme des Mütterchens:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Da erfaßte den Gottfried ein unheimlich Grauen! Er preßte die Geige an die Brust unter sein Wamms und lief eiligen Schritts nach Hause!

* * *

Als der Gottfried am andern Morgen vor der Thüre draußen stand, da kam der Konrad aus dem Wirthshaus und lachte und war guter Dinge.

Guten Tag Gottfried! lachte der Bucklige! Schau'st nun wer Recht hat. Gelt ich geh nicht in die Kirch? ich bin ein böser Gesell! Gelt ich bin nicht schön gewachsen wie Du, denn ich bin der Bucklige! Und doch laufen mir die Dirnen alle nach trotz dem Herrn Pfarrer, der mich von der Kanzel herab Einen gottlosen Burschen schimpft über den Andern! Aber, fuhr der Bucklige fort und schlug mit der flachen Hand auf die Taschen seiner Weste, ist's auch mit mir beim Pfaffen nicht gut bestellt, hier sieht's um so besser aus.

Laß' doch die gottlosen Reden, antwortete Gottfried, der Herr Pfarrer meint's gut! An Deinem Spiel ist kein Segen und so ich wollte, könnt ich eine Geige haben gleich Dir; aber ich will meine Seligkeit nicht hingeben für eitlen Tand, und hat's der liebe Gott beschlossen, daß ich soll verarmen, so werd ich's tragen mit Geduld!

Trag's wie Du's willst! lachte der Bucklige, und wenn Dir's gefällt, so komm heute Abend zum Brunnen, daß ich Dir eins vorgeig, dem Pfarrer zum Trotz!

Wie nun der Gottfried aber allein blieb, da erfaßte ihn bitteres Weh!

Und wenn der Konrad doch recht hätte, meinte er, wenn's doch besser wär sein Leben in Lustigkeit zu verbringen und sich nicht zu kümmern um das, was da später kommt, wenn ich hinausging zum Rabenstein zu dem Langen, und der mir verhelfen wollt' zu der Marie, so wär' ich doch recht glücklich, und braucht nicht zu fürchten um Brod für den Vater und mich!

Und als der Abend kommen, und der Gottfried allein und trübe da stand, da erscholl vom Brunnen zu ihm herüber in lustigen Tönen die Fiedel des Konrad und aus den Häusern hervor eilten die Buben und Dirnen an dem Gottfried vorbei, ohne ihn zu grüßen! Und als nun endlich auch die schöne Marie kam, und schnurstracks hinlief zum Markte, da wards dem Gottfried zu arg und er dachte bei sich:

Und wenn der Konrad doch recht hätte!

Und wie die Nacht gekommen und vom Markt herüber drangen die Töne der Fiedel, und der Beifall der Menge, da faßte es den Gottfried, und er lief hinauf in die Kammer den Mantel zu holen und hinauszugehen zum Rabenstein!

Aber als er die Stiege hinunterging, an der Kammer des Vaters vorbei, da schlug dem Musikanten ängstlich das Herz, und wie er durch das Schlüsselloch hineinguckte, in die Stube des Blinden, zu sehen ob dieser schliefe, da lag der Vater auf den Knieen und betete laut:

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uebel!

Da sank auch der Gottfried überwältigt zu Boden und rief:

Und führe uns nicht in Versuchung!

Draußen aber erscholl die heisere Stimme des alten Mütterchens:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

* * *

Monate waren vergangen, wo der Gottfried nichts verdient hatte, denn alle liefen hin zum Konrad, der Geld vollauf hatte und den ganzen Tag im Wirthshaus lag, nur Abends spielte er einige Stunden am Brunnen!

Damit der blinde Vater die Noth im Hause nicht merken sollte, verkaufte der Gottfried ein Stück vom Hausgeräth nach dem Andern, um den Vater nicht darben zu lassen! Und wie es immer schlechter und schlechter ging im Hause, der Konrad hingegen vollauf zu leben hatte, da dachte Gottfried manchmal nach über sein Schicksal, und halbe Nächte wälzte er sich auf seinem dürftigen Lager herum und dachte bei sich:

Und wenn der Konrad doch Recht hätte!

Und als der Sommer zu Ende ging, da veranstalteten die Bauern draußen im Freyen einen Tanz; wozu der Konrad aufspielen sollte! Der aber war übermüthig geworden, seitdem er so viel Geld hatte und sagte:

I was! Lang genug hab' ich Euch aufgespielt zum Tanz und es behagt mir nicht mehr! So Ihr einen Spielmann haben wollt',

geht meinetwegen zum armen Gottfried, der mag Euch aufspielen. so viel Ihr wollt! Ich aber will mein buntes Wamms anziehen und mit Euch tanzen, daß es eine Art habe.

Da gingen die Burschen nun zum Gottfried und baten ihn, ihnen aufzuspielen! Der nahm schweigend seine Geige und folgte ihnen hinaus auf den Tanzplatz!

Draußen nun ging's hoch her! Die Paare ras'ten vor dem Spielmann vorbei, daß es eine Lust war! Und unter den Burschen war der Konrad der Ausgelassenste! Kam er mit seiner Tänzerin an dem Gottfried vorbeigehupft, dann rief er:

Hop! fein schneller, Du fauler Geiger! Heißt das aufspielen für's Geld?

Und wie es dem Gottfried auch juckte, dem Buckligen die Geige auf den Kopf zu schlagen, er dachte an den blinden Vater und spielte ruhig weiter. Bei sich aber dachte er:

Und wenn der Konrad doch Recht hätte?

Und wie es ihm im Kopfe anfing zu schwirren und zu sausen, da kam die schöne Marie auch auf den Tanzplatz und die Burschen stürzten sich ihr entgegen und baten um einen Tanz!

Die schöne Marie war heute noch schöner als gewöhnlich und als ihr der Gottfried ins Auge schaute, da ras'te der Bogen über die Fiedel, daß die Burschen hoch aufjauchzten und in die Hände klatschten. Und wie der Tanz zu Ende war, da trat die schöne Marie zum Spielmann hin, und wünschte ihm einen guten Abend! Der Gottfried aber faßte ein Herz und sprach:

Verzeiht mir's Marie, wenn ich so zu Euch red', aber mir ist's gar schlecht! So Ihr mir's zu Liebe thun wollt', tanzt nicht mit den Buben, denn es bricht mir's Herz, daß ich hier oben stehn muß und zuschauen, wie Ihr herum springt mit den Andern!

Die schöne Marie aber lachte hellauf und antwortete:

Was fällt Dir ein, Gottfried, so zu reden? Warum soll ich nicht tanzen wie die andern Dirnen, und mich lustig machen nach Herzenslust?

Und dabei reichte sie einem Burschen die Hand zum Tanze und alle riefen: Aufgespielt! Aufgespielt!

Da stieg dem Gottfried das Blut zu Kopfe, und ihm vergingen schier die Sinne! Und mit nerviger Faust griff er zur Geige und spielte! Und wie die Marie an ihm vorbeiras'te und der Musikant zitternd am ganzen Leibe da oben stand, da guckte ihm plötzlich der Lange über die Schulter und flüsterte ihm ins Ohr:

Komm hin zum Rabenstein!

Und wie die Marie zum Zweitenmale bei dem Gottfried vorbeitanzte, da dachte dieser:

Der Konrad hat doch Recht!

Und als nun die Marie zum Drittenmale vorbeitanzte und hell auffauchzte vor Lust, da stieg dem Musikanten das Haar zu Berge, und mit einem gewaltigen Schlage zerschellte er die Geige an dem Baume, daß die Stücke rings umher flogen, und lief auf und davon!

Der Gottfried lief durch den Ort, schnurstracks dem Rabenstein zu, und wie er eine Strecke gelaufen war, bis an die Kirche, da trat ihm das alte Mütterchen entgegen und sprach:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Der Gottfried aber rief: Laßt mich in Frieden mit Euren Sprüchlein und tretet mir nicht in den Weg, sonst möcht's Euch schlecht ergehen Was scheert mich's Ende, wenn ich mein Leben soll verbringen in Angst und Qual und Schand und Schimpf! Ich will hinaus zum Rabenstein!

Schaut hin zum Konrad, der ist ein loser Bursch und doch ergeht's ihm gut! Nichts will ich mehr wissen von all dem Geschwätz in der Kirch drin, noch vom Pfarrer, noch von keinem Andern!

Und wie der Gottfried wilden Blicks umherschaute, da fiel sein Auge auf die Gräber neben der Kirche, und als nun der Mond hervor trat hinter den Wolken, und die Stätte der Dahingeschiedenen beleuchtete, da fiel des Spielmanns Auge auf ein einfach Kreuzlein von Holz, das auf dem Grabe seiner Mutter stand, und der Gottfried fiel bewußtlos zu Boden!!

* * *

Als der Gottfried zur Besinnung kam, lag er in einem prächtigen Gemache, wo Gold und Edelstein waren in Masse, und das alte Mütterchen in der ärmlichen Kleidung stand neben ihm?

Der Musikant rieb sich die Augen, und frug verwundert, wo er sey, und was sich mit ihm begeben habe.

Da sprach das Mütterchen:

Ende gut, alles gut! Dreimal mußtest Du dem Langen widerstehen, bevor es mir vergönnt war, Dir helfen zu können! Du

hast die Proben rühmlichst bestanden als braver und biederer Bursch, und nun sollst Du auch den gerechten Lohn empfangen!

Nachdem das Mütterchen also gesprochen, fielen die ärmlichen zerlumpten Kleider herunter von ihrem Leibe, die Falten in ihrem Gesichte verzogen sich, und bald stand sie da vor den Augen des Musikanten als eine wunderschöne Fee!

Dem Musikanten vergingen schier die Sinne, und als er weiter hinschaute auf all die Herrlichkeiten, da sah er an der Wand eine Geige, ganz gleich derjenigen, welche er zerschlagen hatte auf dem Tanz! Und wie er die Geige herunternahm und sie nach allen Seiten beguckte, da schien's ihm noch immer mehr, als ob es seine eigene Geige wäre, und in ihm stiegen herauf alle die Jugenderinnerungen, die sich an die Fiedel knüpften! Und als das Mütterchen nun sprach:

Wähle unter all den Schätzen, was Dir am Liebsten, da antwortete der Gottfried:

So ich wählen darf, laßt mir die Geig', denn ich war schier toll als ich sie zerschlagen hab' und verzweifelte an Gottes Hülfe, und nun, da ich ruhig bin, bereue ich's von ganzem Herzen, aber die Geig', die mich begleitet hat durch's ganze Leben, soll mich nicht mehr verlassen, und wenn ich sterb', soll man sie mit mir hineinlegen in mein Grab, denn sie hat Freud' und Leid mitgemacht und sie ist ein Theil geworden von mir selbst!

Da sprach die Fee: So geschehe denn wie Du willst, ziehe heim mit der Geig zu Deinem Vater und versüß ihm die alten Tage.

Der Gottfried dankte der Fee tausendmal und wie er draußen wieder im Freien war, und sie nach allen Enden beschaute, da stand auf der Rückseite der Geige in goldenen Lettern:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Und wie der Spielmann tief verwundert die Geige wieder anschaute, da fielen aus ihr heraus die schönsten Edelsteine und des Goldes gar viel!

Da war nun der Gottfried ein reicher Mann, und wie er heimkehrte in den Ort, da ging er zuerst hin neben der Kirche auf das Grab seiner Mutter! Und wie er da niederkniete, da strömten ihm die hellen Thränen aus den Augen und er sprach:

Liebe Mutter im Grabe! Verzeih's Deinem Kind, wenn es den bösen Weg wandeln wollt', und wie mich der Anblick dieses Kreuzleins gerettet hat gestern Nacht, so soll Dein Angedenken mich bewahren in Zukunft vor allem Bösen, und was der liebe Gott mir auch bescheert an Glück oder Unglück, ich wills tragen ohne Uebermuth und mit Geduld als ein frommer Christ mein Lebelang!

Dann stand der Gottfried auf und ging neugestärkt hin zu seiner Wohnung, und erzählte dem Vater Wort für Wort wie sich's zugetragen habe und bat auch ihn um Verzeihung, daß er einen Augenblick ernstlich daran gedacht habe, ihn zu verlassen!

Und auf den Abend faßte der Gottfried ein Herz und trat hin zu der Marie und sprach:

Liebe Marie! Ich bin Dir von jeher gut gewesen und hab's nie gewagt, Dir's zu sagen, weil ich ein armer Bursch bin! Nun aber hab ich Geld genug, daß Du bei mir sollst ein Leben verbringen, wie im Paradies, und so es Dir nun gefällt, werde mein Weib!

Und wie nun die schöne Marie beschämt die Augen niederschlug, da ertönte vom Markt herüber die Fiedel des Konrad, und da ließ die Marie den Gottfried stehen und ohne ihm zu antworten, lief sie hin zum Brunnen!

Der Gottfried aber ward todtenbleich und dachte:

Sie mag mich nicht leiden und will mich nicht! So ist's denn aus mit mir und nicht länger mag ich hier zurückbleiben im Orte, wo mich jeder Stein an sie erinnert und mir's Herz bricht! Ich will fortziehen mit dem Vater, fern von den Menschen, und es dem lieben Gott überlassen, zu thun, wie's ihm wohlgefällt; und zur Stunde ging er heim zum Vater, und bat diesen ihm zu folgen. Dem alten Geiger ward's schwer um's Herze als er die Wohnung verlassen sollte, darinnen er geboren, wo er gelebt hatte und wo er auch gerne gestorben wäre, allein er sprach zu seinem Sohne:

Wie's Gott will, lieber Gottfried! So Du nicht glücklich sein kannst im Orte, laß uns fortziehen in die Welt, denn es ist besser wir leben anderswo zufrieden, als hier, wo Du unglücklich bist, und leicht nochmals verlernen könntest, auf Gott zu vertrauen!

Der Gottfried aber ging zum Pfarrer und sprach: Herr Pfarrer! Mir ist's nicht wohl mehr im Ort, und ich will fort mit dem Vater! Nehmet die Hälfte von Allem, was mein ist, und gebt's den Armen, damit sie wenigstens froh werden, wenn's auch mir nicht gelinget und lebet herzlich wohl!

Noch an demselben Tage zog der Gott-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0510-7

fried und sein Vater hinaus aus dem Orte und als sie an des Schulzen Haus vorbeikamen und dem Gottfried die hellen Thränen herunterliefen an den Wangen, da sah er einige Schritte weiter den Langen stehen und der winkte dem Gottfried zu; der Musikant aber wandte seine Augen von ihm weg und zog hinaus zum Orte!

Am Thore kam ihm der Bucklige entgegen, welcher gehört hatte, wie der Gottfried reich geworden sey, und nun wollte der Konrad wissen, wie es der Gottfried angefangen habe, um zu dem Gelde zu gelangen! Der Gottfried erzählte ihm alles treulich und sagte denn noch zum Schlusse:

Adieu Konrad! Ich zieh hinaus in die Welt! Mög' es Dir gut geben und ändere bei Zeiten Deinen Lebenswandel, bevor Du alt wirst und stirbst; auf daß es Dir dereinst gut gehe im andern Leben!

Dummes Zeug! lachte der Konrad, mir fehlt's an Nichts und ich bin ganz zufrieden mit dem Schicksal. Also gehab' Dich wohl, ich muß hinein ins Wirthshaus, wo die Andern auf mich warten!

Gottfried sah seinem Genossen eine Weile betrübt nach und entfernte sich mit dem Vater! Die Beiden zogen hinaus weit ins Land und da kaufte der Gottfried ein Häuschen und lebte darin mit dem Vater! Abends nahm der Sohn die Geige, zog hinaus in die Einsamkeit und spielte mit wehmüthigem Herzen das Lied vom armen Burschen!

* * *

Der Konrad aber ward drinnen im Orte mit jedem Tage übermüthiger und er sann auf ein Mittel mit einem Schlage reich zu werden wie der Gottfried, daß er gar nicht mehr zu arbeiten brauche! Der Gottfried hatte ihm die Geschichte mit der Fee erzählt und nun lief der Konrad jeden Abend hinaus ins Freie und dachte bei sich:

Wenn ich das alte Mütterchen treffe, so will ich mich recht gut und folgsam stellen, damit sie mir viel Geld schenke, wie dem Gottfried, und dann brauche ich gar nicht mehr zu arbeiten!

Als nun einst das alte Mütterchen des Weges daher kam, da ging der Konrad zu ihm hin und sagte:

Gutes Mütterchen! Woher so spät des Weges? Erlaubt Ihr, daß ich Euch führe, auf daß Ihr nicht stolpert über Stock und Stein!

Das alte Mütterchen lachte in sich hinein und dachte: Oh Du Heuchler! Dich will ich schon anführen! Dann sagte sie laut: Ey Ihr seid ja ein rechter Bursch und es ist brav von Euch, so dem Alter beizustehen!

Ja! sagte der Konrad, man muß es thun, weil's geschrieben steht, doch bin ich ein armer Bursch, und hätt's wohl verdient, daß eine gute Fee sich meiner annähm wie des Gottfried!

So es Euch darum zu thun ist, meinte das Mütterchen, kann ich Euch dazu verhelfen; Ihr habt da eine schöne Geige, wenn Ihr mir die Fiedel verkaufen wollt, geb ich Euch hundert Goldstücke!

Hundert Goldstücke? sagte der Konrad! So viel verdien ich im Leben nicht mit der Fiedel, und mit dem Geld kann ich ein Leben führen so gut wie der Kaiser! Also gebt her das Geld, und ich geb Euch die Geige!

Das alte Mütterchen gab die hundert Goldstücke, und als sie dafür die Geige in Händen hatte, zerschlug sie das Instrument an einem Baume, daß die Stücke umherflogen, stand plötzlich vor dem Konrad als eine schöne Fee und sprach:

So zieh den hin mit dem Golde, und benutz es um ein ordentlicher Mensch zu werden und laß ab von Deinem jetzigen Lebenswandel, auf das es Dir gut gehe!

Der Konrad aber lachte laut auf und sprach:

Das Geld hab' ich in meiner Tasch' und nun scheert Euch nicht drum, was ich damit anfange! Denkt Ihr etwa, nun, da ich reich bin, sollt' ich den ganzen lieben Tag in die Kirch laufen? Ich hab' den lieben Hergott gar nicht nöthig, denn ich bin reich und thu' wie's mir gefällt!

Der Konrad führte nun ein abscheuliches Leben, kam aus dem Wirthshaus gar nicht mehr weg, kaufte sich ein Roß und ritt im Orte umher, und schaute mit Uebermuth herab auf alle die Andern und sprach:

So Ihr ferner Musik haben wollt', spielt Euch selbst Eins auf! Ich hab's nicht mehr nöthig!

Und als der Bucklige das letzte Goldstück verpraßt hatte, da dachte er: Halt! Ich geh' hin zum Langen und verschreib mich zum zweitenmale, wenn er mir zum Gelde verhilft!

Aber der Lange lachte ihm ins Gesicht und sprach: Warum sollt' ich Dir helfen? Deine Seligkeit hast Du mir verschrieben, nun mach, mas Du willst und stürz' Dich meinetwegen hinab in den Brunnen, wenn's Dir gefällt!

Da stand nun der Bucklige von Allen verlassen und zum erstenmale im Leben stieg

in ihm der Gedanke auf, daß es vielleicht besser gewesen sey, wenn er ein anderes Leben geführt hätte!

Und wie er Abends mit seiner alten Geige auf den Mark ging um wieder durch sein Spiel sich einige Heller zu verdienen, da kratzte er auf dem Instrument wieder ungeschickt umher wie früher, eh' er die Zaubergeige gehabt, und die Buben und Dirnen verlachten und verspotteten ihn, und liefen heim!

Da stand er nun an derselben Stelle, wo einst der Gottfried gestanden, verzweifelnd wie Jener, und wie der Gottfried zerschlug nun der Bucklige seine Geige am Brunnen, und schaute tief sinnend hinauf in die hellen Sternlein!

* * *

Jahre waren vergangen! Der blinde Geiger war heimgegangen zum besseren Leben, und den Gottfried drängte es, noch einmal hinein in seinen Geburtsort, zu erfahren, was aus der schönen Marie geworden sey und das Grab seiner Mutter zu sehen!

Es war ein schöner Sommer-Abend als er in seiner Heimath anlangte, und wie er hin zum Brunnen ging, die Stätte zu sehen, wo er so unglücklich geworden, da liefen ihm die Thränen herab an den Wangen und der Musikant hüllte sich in seinen Mantel, und setzte sich sinnend hinter den Brunnen!

Und als er eine lange Weile da gesessen, da kam die schöne Marie daher Wasser zu schöpfen, und auch sie setzte sich hin an den Brunnen und seufzte tief und sprach zu sich selbst:

Hier stand ich einst, die Erste unter allen Dirnen im Orte und lachte und scherzte fröhlich den ganzen Tag! Nun aber, da der Vater todt, muß ich wie die andern Dirnen als Magd dienen um mein täglich Brod, und mich verspotten lassen und hören, wie die Andern boshaft sich ins Ohr flüstern:

Die da war ein reiches Mädel und trug schöne Kleider, und nun muß sie zum Brunnen als eine Magd wie wir, und Wasser schöpfen und schwere Arbeit thun, denn der Schulze ist gestorben, und ihr Haus ist abgebrannt, und wie auch die Buben sich um sie gerissen, da sie reich war, jetzt schau't sie Niemand mehr an, da sie arm ist, wie wir!

Und wie die schöne Marie da saß eine Weile und ihr ganzes Leben nochmals überdachte, da dachte sie auch an den Gottfried und mit thränenschwerer Stimme summte sie vor sich hin:

Es war ein Bursch gar brav und gut
Und schön von Angesicht,
Der liebte ein herzjunges Blut,
Doch ach! sie wußt' es nicht!

Wie das der Gottfried hörte, da ward's ihm warm um's Herz! Mit zitternder Hand holte er unter dem Mantel die Geige hervor und mit der tiefsten Innigkeit begann er das Lied vom armen Burschen zu spielen!

Und wie die Marie laut aufschrie, da trat der Gottfried auf sie zu, erfaßte ihre Hand und sprach:

Herzinnige Marie! So muß ich Dich hier wiederfinden an derselben Stelle, wo ich verzweifelte und unglücklich geworden! Aber wie ich Dich wiederseh' vergeß' ich Alles, was mir wiederfahren, doch als ich hinauszog in's Land, da ist mein Herze bei Dir geblieben, und wie damals sagt es Dir noch heut:

Liebe Marie! Ich bin Dir von jeher gut gewesen und hab's nicht gewagt, Dir's zu sagen, weil ich ein armer Bursch war! Nun aber hab ich Geld genug, daß Du bei mir ein Leben verbringen sollst wie im Paradies, und so es Dir nun gefällt, werde mein Weib!

Die schöne Marie kehrte dem Musikanten nicht mehr den Rücken, hinzulaufen zu den Andern, sondern sie ergriff seine Hand und bedeckte sie mit ihren Küssen und ihren Thränen!

* * *

Am folgenden Sonntag zog ein Hochzeitszug hin zur Kirche, voran die schöne Marie und der Gottfried; und als sie hinauf gingen die Treppe zum Kirchlein, da streckten die Armen ihnen die Hände entgegen, flehend um ein Almosen!

Und mitten unter ihnen saß auf der Treppe der buckliche Konrad, und streckte seine Hand aus gegen den Gottfried.

Da trat dieser auf den Konrad zu und sprach:

So weit ist's also mit Dir kommen, daß Du hier sitzest mitten unter den alten Leuten, Du, ein rüstiger Bursch, und bettelst um Dein täglich Brod? Wär's nicht besser gewesen, daß Du Dich geplagt hättest und redlich gegangen wärst durch's Leben? Hier auf der Treppe ist nicht Dein Platz! Dein Platz ist in der Kirch da drinnen!!

Und wie der Konrad beschämt die Augen niederschlug, da faßte ihn der Gottfried sanft bei der Hand und sprach:

Konrad! ich sag Dir's im Ernst, werd ein besserer Mensch, und statt zu beharren in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0512-9

Deinem Starrsinn, geh hinein und erbitt' Dir Verzeihung!

Da antwortete ihm der Bucklige:

Gar oft hab ich mir's überlegt, aber ich schäm mich hinein zu gehen vor den Andern, denn wenn sie mich, den gottlosen Konrad, drinnen sehn, werden sie mich auslachen und mich verspotten!

Laß sie reden, laß sie spotten! entgegnete der Gottfried: Die, so Dich verspotten, haben ihr letztes Stündlein noch nicht gesehen, und wenn sie alt und schwach werden, werden sie die Hände ausstrecken, daß ihnen Gott verzeihe!

Und als nun alle hineinzogen in die Kirche, da fingen die Glocken an zu läuten und drinnen sanken alle auf's Knie, nur der Konrad stand vor der Thüre und brummte vor sich hin: So sie alt und schwach werden, werden sie ihre Hände ausstrecken, daß ihnen Gott verzeihe!

Und wie der Konrad draußen stand und sein ganzes Leben an ihm vorbeirollte, da war's ihm gar sonderbar zu Muthe, und als er eine Stiege höher hinauf schritt zur Kirche, da trat ihm der Lange entgegen, und hielt in der Hand das Papier, darauf sich ihm der Konrad verschrieben hatte!

Da stiegen dem Konrad die Haare zu Berge, und wie ihm der Angstschweiß von der Stirne rannte, da fiel er nieder auf die Knie und rief:

Vater im Himmel! Laß mich nicht verderben!

Da schoß plötzlich ein großer Vogel herunter, entriß dem Langen das Papier, und verschwand mit den Worten:

Klage nicht!
Zage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

* * *

Wie nun der Brautzug aus der Kirche kam, da lag der Konrad auf den Knieen vor der Thüre, und betete inbrünstig Da erfaßte der Gottfried die Hand des Buckligen und sprach:

Wie freut's mich Konrad, Dich also zu zu sehen! Der Mensch ist nicht geschaffen, trotzend den Kopf in die Höhe zu werfen, sondern ihn zu beugen, und in Demuth zu wandeln durch's Leben! So Du willst ziehn heim mit mir, und wenn Du ein guter Bursch werden willst, so verdien Dein Brod als rechtschaffener Mensch mit Deiner Hände Arbeit, und hast Du das gethan vom Morgen bis zum Abend, dann will ich Abends Dir entgegentreten als ein Freund und mein Haus soll Dir offen stehen zu jeder Stunde!

Auf des Gottfrieds Hochzeit spielte Abends der buckliche Konrad zum Tanze auf, und als der Gottfried heimzog mit seinem Weib in die Wohnung seiner Eltern, da blieben die Beiden am Brunnen stehen und schauten vergnügt hinauf zu den Sternlein am Himmel!

Und wie sie da standen, da sagte die Marie: So Du mich recht glücklich machen willst, Gottfried, spielst Du mir manchmal Abends das Lied vom armen Burschen, daß ich's nimmer vergesse, wie weh ich Dir gethan und wie Du mir's vergolten hast, durch Güte uud Liebe!

Der Gottfried aber küßte sein Weib und sprach: Ach was, von dem Liede will ich nichts mehr wissen, denn er war doch ein recht dummer Bursch, so zu verzweifeln und ins Wasser zu springen, anstatt zu hoffen und zu vertrauen auf Den da oben, denn wie's auch gehn mag im Leben, der liebe Gott wird's schon recht machen und

Ende gut, Alles gut!

Die drei Königskinder.

Mündlich in Osterholz von **Theodor Colshorn.**

Es war einmal ein König, der hatte drei Kinder, nämlich zwei Söhne und eine Tochter. Nun hauste in seinem Lande ein Zauberer, der allen Dingen andere Gestalt geben konnte; das war des Königs Feind, und Niemand vermochte ihn zu fangen, da er in allen vier Elementen leben konnte, in Feuer, Wasser, Luft und Erden. Seine Frau dagegen, die im Walde hinter dem Schlosse wohnte, war so viel besser; sie lebte von ihrem Manne getrennt, da sie nimmer in seine Tücke hatte willigen wollen, und wo sie Jemanden guten Rath geben konnte, war sie bei der Hand.

Einst spielten die drei Königskinder im

Schloßgarten; da kam der Zauberer als großer Adler durch die Luft gerauscht, nahm den Kronprinzen in die eine Kralle, die Prinzessin in die andere und fuhr mit ihnen davon. Die Prinzessin weinte still für sich hin; der Kronprinz hingegen, der schon halbwachsen war, tobte und drohete. „Du hast ja ein loses Maul," lachte der Zauberer, „so muß ich es dir mal stopfen!" und verwandelte ihn in einen Fisch; da konnte der Königssohn nur noch schnalzen, sonst war er stumm wie alle Fische. Als aber die Königstochter nun ganze Tage und Nächte weinte, sagte der Zauberer: „Das ewige Greinen ist nimmer zum Aushalten!" warf den Fisch in einen tiefen Fluß und brachte die Prinzessin in ein Glashaus, das am Grunde stand. Da lebten die beiden armen Kinder mit einander; des Tages schwamm der Fisch umher, und die Königstochter arbeitete an einem goldenen Kleide, das ihr der Zauberer zu nähen gegeben hatte; um Mitternacht weinten sie mit einander, denn da war der Fisch wieder ein Mensch. So trieben sie's viele Jahre, und der Zauberer hatte seine Freude daran.

Im Lande aber war großes Leidwesen, und der König und die Königin wollten sich nicht trösten lassen. Sie reisten selber hin, wo der Zauberer gewöhnlich zu hausen pflegte, sahen ihn auch dicht an sich vorbeihuschen; doch als sie ihn anflehten, lachte er sie aus, und als ein Regiment Soldaten wider ihn geschickt wurde, da lachte er erst recht, daß die Heide wackelte, und fuhr mit der Windsbraut davon; sobald er indessen merkte, seine Frau sei die Windsbraut, warf er sie darnieder, daß es krachte, und ritt auf einem drachenähnlichen Blitz in alle Welt. Da war er nicht weiter zu finden, denn die Welt ist groß.

Unterdessen war auch der jüngste Königssohn herangewachsen, und als ihm einst die Königin ihr Leid klagte, rief er: „Ich will sie erlösen!" Jene erschrak, halb vor Freude, halb vor Schmerz, und fragte: „Wie möchte das angehen!" Doch als ihr nun der Jüngling von dem guten Rath erzählte, den ihm die grüne Mutter im Walde gegeben hatte, und daß er Bruder und Schwester erlöse, sie möchten in Fisch oder Vogel, in Vieh oder Gewürm verwandelt sein, da drückte ihn die Königin ans Herz, segnete ihn und entließ ihn mit Gott. Und er ging mit Gott.

Am ersten und zweiten Tage begegnete ihm nichts Sonderliches; doch am dritten wurde die Gegend immer wilder und wilder: hohe Berge und Felsen mit allerlei seltsamen Gestalten stiegen überall auf, und plötzlich stand der Königssohn an einem schäumenden Flusse, der aus den Bergen quoll und hier in einem Kessel Wirbel schlug und aufbrauste, als wäre ein großes Feuer unter ihm. Als sich der Prinz ein wenig an das Getöse gewöhnt hatte und sich nun die Gegend näher betrachtete, erblickte er dicht zu seinen Füßen ein liebliches Vergißmeinnicht, was ihn um so mehr rührte, als es plötzlich seine Gedanken von der schauerlichen Natur hinweg und auf Bruder und Schwester lenkte. „Das nimmst du ihnen mit!" dachte er und wollte es brechen; dabei indessen glitschte er aus und stürzte ins Wasser. Wenn du nun aber meinst, er sei ertrunken, so irrst du sehr: die Wellen thaten sich aus einander, und der Königssohn gelangte trocken an den Grund, dicht vor das Glashaus, in welchem die Schwester saß und die Fasern von dem goldenen Kleide suchte, das sie eben vollendet hatte. Das war eine Freude! Doch als nun der Fisch von draußen an das Haus schwamm und freudig hin und herschoß und nichts konnte als schnalzen, da verwandelte sich ihre Freude in Traurigkeit. „Nun weine nicht mehr," sagte endlich der jüngste Prinz, „ich will euch beide erlösen!" und erzählte so Vieles von den Eltern und liebkoste der Schwester so lange, bis sie wieder heiter wurde. So verlebten sie den ganzen Tag.

Als Mitternacht nahe war, so um die Zeit, wenn der Todtenvogel zum erstenmal ans Fenster pickt, huschte es draußen ums Haus und plätscherte, da öffnete die Prinzessin die Thür, der Fisch sprang herein, warf das Schuppenkleid ab und war ein schöner Jüngling. Nun küßten und drückten sie sich und weinten vor Freude und Traurigkeit. So mochten sie eine halbe Stunde gefeiert haben, da wurde der Kronprinz unruhig und mahnte zu Bett; sein Bruder that schon, als schliefe er, und kaum hatte auch jener sammt der Prinzessin sich zur Ruhe begeben, so rutschte dieser auf den Knieen durchs Zimmer in die Ecke, wo das Schuppenkleid lag, zog die drei größten Floßfedern heraus, zerkaute sie und schluckte sie hinunter. Um Mitternacht sprang der Kronprinz vom Bett und lief in die Ecke zu seinem Fischkleid; als die drei Floßfedern fehlten, bat er den Bruder so rührend darum und so inständig, daß dieser sie ihm gegeben hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre. Es war ein Glück, daß er sie nicht mehr hatte; denn nun, sobald Mitternacht vorüber, war der Kronprinz für immer wieder ein Mensch. Aber draußen rauschte und toste es, das Wasser schäumte

hoch auf, und als sie aussahen, erblickten sie zwei feurige Schlangen, die kämpften miteinander auf Leben und Tod und waren bald am Grunde, bald an der Oberfläche, und das Feuer, das sie spieen, erleuchtete das Wasser, und die Felsen und die schwarzen Wetterwolken, und auch der Himmel begann zu blitzen und zu donnern. Endlich erlosch der Glanz der einen Schlange; es war aus mit ihr. Da ward das Glashaus mit den drei Königskindern und allem, was noch sonst darin war, von einer großen Muschel aufgefaßt und in die Höhe getragen; am Ufer aber stand ein prächtiger Wagen, der brachte die drei Königskinder wohlbehalten zu ihren Eltern. Da haben sie in lauter Freude gelebt, und die drei Geschwister haben nimmer von einander gelassen; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Die böse Schusterfrau.

Märchen von **Fabricius.**

Es war einmal ein Schuster, der plagte sich den ganzen Tag und saß an seiner Arbeit vom Morgen bis zum Abend; aber was er verdiente, half Alles nichts, denn er hatte eine gar böse Frau, die vielen Putz machte und Alles verpraßte und der arme Schuster ward darüber sehr unglücklich, so daß er zuletzt alle Lust an der Arbeit verlor, und sich gar sehr grämte.

Da ging nun der Schuster eines Abends verdrießlich vor dem Thore spazieren, denn seine Frau hatte im Hause Alles kurz und klein geschlagen; da begegnete ihm ein Männlein kaum einen Schuh hoch, und frug den Schuster nach der Ursache seines Kummers! Der Schuster weinte bitterlich und sagte: Ach liebes Herrchen, ich hab ein gar böses Weib, das mich sehr plagt, und ich gerne los wäre!

Wenn's weiter nichts ist, lachte das Männlein, so will ich dir dazu schon verhelfen; geh' nur ruhig nach Hause und lege Dich zu Bette!

Der Schuster that, wie ihm das Männlein geheißen, aber er traute der Sache nicht recht, und schlief endlich ein! Wie groß aber war sein Erstaunen, als er am andern Morgen erwachte und seine Frau weg war! Er durchsuchte jeden Winkel, und als er sich endlich fest überzeugt hatte, daß seine Frau wirklich verschwunden, ward er froh und guter Dinge und um den glücklichen Tag zu feiern, ging er schnurstracks ins Wirthshaus und that sich was zu Gute! Wie er nun in der Nacht nach Hause wackelte, da dachte er bei sich:

Ich bin doch recht dumm gewesen, daß ich mir nichts Beß'res gewünscht habe; wenn ich noch einmal zu wählen hätte, würde ich viel Geld wünschen, denn es ist doch ganz angenehm, wenn man alle Tage ins Wirthshaus gehen kann und gar nicht mehr zu arbeiten braucht!

So dachte das Schusterlein lange hin und her und wackelte immer weiter, ohne zu wissen wohin es ginge, bis er sich plötzlich wieder vor dem Thore befand; und das kleine Männlein stand auch wieder da und rief:

Woher des Weges so spät?

Da war der Schuster sehr erfreut, und sprach ganz vergnügt:

Ach liebes Herrchen! Ihr ward so gut und habt mir von meinem bösen Weibe abgeholfen, wollt Ihr mir nicht auch noch zu viel Geld verhelfen, daß ich nun ein gutes Leben führen kann, nachdem ich ein so schlechtes Leben bisher verbracht habe mit meiner Frau!

Das Männlein lachte hell auf und antwortete: Wenn Du weiter nichts willst, dann kann Dir geholfen werden; folge mir!

Da führte nun der Zwerg den Schuster in eine Höhle, darinnen drei verdeckte Körbe standen!

Wähle Dir einen dieser Körbe und was darinnen ist, aber lasse ja die beiden Andern unangetastet! sprach das Zwerglein und verschwand.

Da stand der Schuster vor den Körben, und dachte lange hin und her, welchen er nehmen sollte. Endlich faßte er ein Herz, nahm von dem ersten Korbe die Decke und erblickte zu seinem Erstaunen darin viele Goldstücke! Nun ward der Schuster froh, aber er dachte bei sich: Das Männlein ist weg, da könnt' ich mir wohl recht gut noch so einen Korb nehmen, dann wär ich noch reicher!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0515-5

Gesagt, gethan. Der Schuster hob die Decke von dem zweiten Korbe und fand darin nochmals viele Goldstücke! Aha! dachte er, das geht gut, ich hätte wahrlich Lust auch den dritten Korb noch mitzunehmen, dann wäre ich der reichste Mann im Lande. Nachdem er ängstlich hin- und hergeschaut, ob das Zwerglein richtig weg sei, näherte er sich nun auch dem dritten Korbe und husch! zog er die Decke weg!

Diesmal verging aber dem Schuster Hören und Sehen, denn aus dem Korbe sprang heraus seine böse Frau, prügelte ihren Mann weidlich durch und nun mußte der Schuster seine Frau bei sich halten sein Lebelang und sich plagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Oft ging er hinaus ins Freie und seufzte und weinte, aber das Zwerglein ließ sich nie mehr sehen.

Die Goldamsel.

Märchen von **W. Herchenbach.**

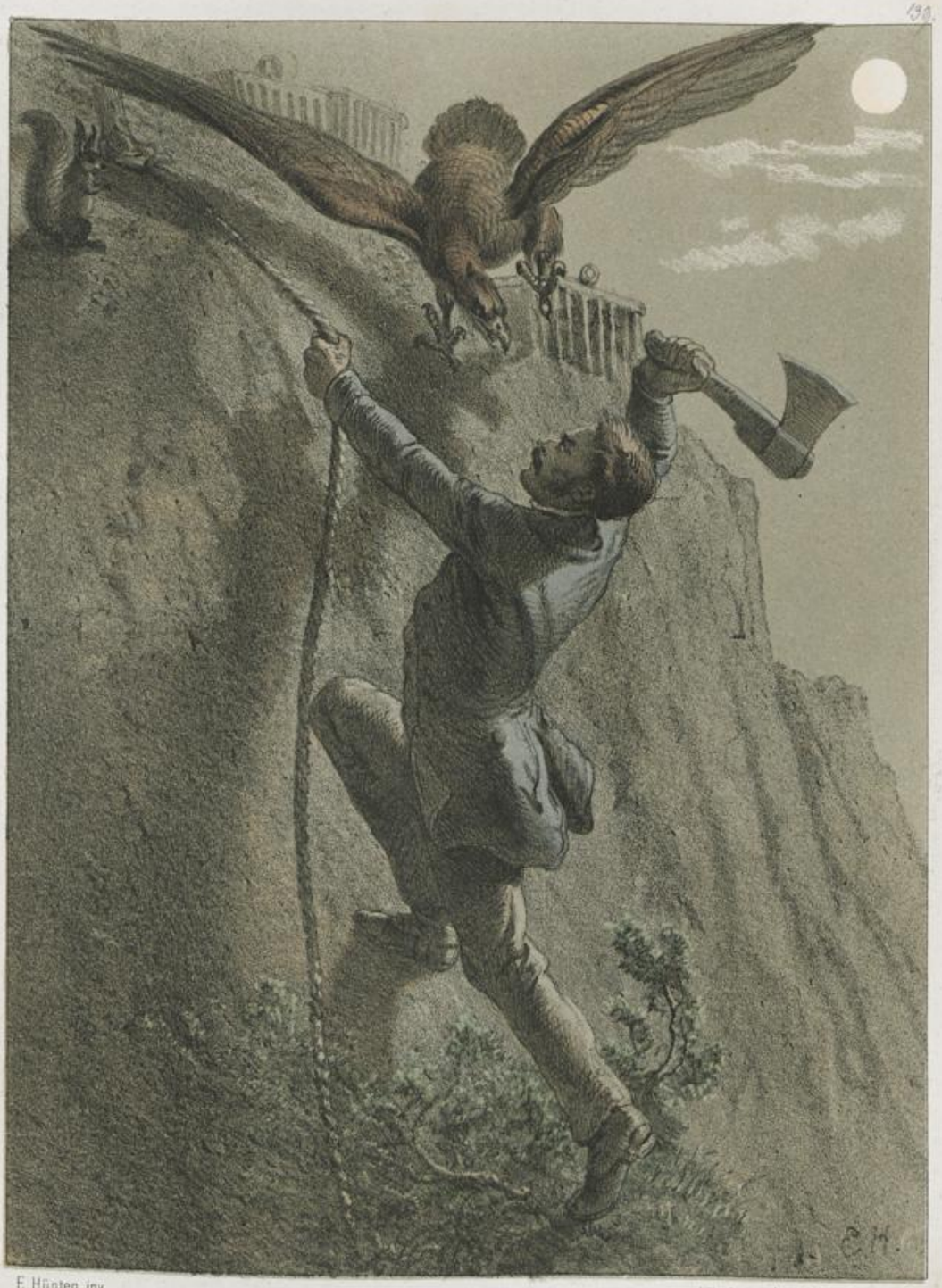
Es war eine würzige Sommernacht; der Mond streifte mit seinem silberweißen Lichte über die Erde, Berg und Thal lagen wie mit einem dünnen, durchsichtigen Flor verdeckt und am fernen Horizonte tauchte hin und wieder ein Kirchlein in unsichern Umrissen empor. Stille, wie am Sabbath, standen die mächtigen Buchen an dem abschüssigen Warthberge, und die schlanken Tannen drüben auf dem Rennenberge rührten kein Zweiglein. In dieser lautlosen Nachtstille schritt ein Jüngling gedankenvoll den Warthberg hinab; zuweilen setzte er sich auf eine der Wurzeln nieder, die wie einladende Stühle überall an dem engen, treppenartigen Fußsteige hervorstanden, und legte das Haupt sinnend in die Hand oder schaute lauschend in das dunklere Thal hinab, das sich unten tief ausbreitete, denn in seiner Erinnerung tauchten alle die Sagen und Spukgeschichten auf, welche sich an diese zauberhafte Stelle knüpften; es wäre ihm so recht nach dem Herzen gewesen, wenn er in dieser geheimnißvollen Stunde Zeuge hätte sein können, wie die Zwerge des Gebirges auf einer überhängenden Klippe einen Marmorpallast aufbauten oder einen Berg auf den Berg thürmten.

„Schade," sprach er vor sich hin, indem er aufstand und bergab schritt, „daß die Welt so schrecklich verständig und ungläubig geworden ist. Zauberer, Spuk und Geister sind vor dieser kalten Vernunft geflohen und die goldenen Schlösser der Einbildungskraft haben sich in thurmhohe Feuerschlote, in lauter Räder und Maschinen verwandelt. Die armen Heren sind längst verbrannt; selbst dem Teufel ist die Miethe gekündigt, und er darf sich nur noch zuweilen in Frack und Glacee-Handschuhen verstohlener Weise wie ein reicher Gutsbesitzer oder ein vornehmes Parlamentsmitglied unter dem Volke zeigen. Hörner und Pferdefuß, die ihm doch eigentlich ein rechtes Ansehen verliehen, hängen in der Hölle an irgend einem spinnwebigen Balken und träumen von vergangener Herrlichkeit, indeß seine Großmutter die verteufelte Noth hat, ihm die Vatermörder gehörig zu bleichen und zu steifen."

Als er mit diesem Monologe zu Ende war, raschelte etwas über ihm im hohen Eichbaume und ein Eulenschrei mit einem scharfen, häßlichen „Kuit" erfüllte die stille Nacht. Löwenberg schaute empor und ein Paar Augen funkelten ihm wie glühende Kohlen entgegen. In demselben Augenblicke gaben sich von allen Eichbäumen die grauen Nachtvögel Antwort; aber es war wie ein einziger Schrei, dann lagen Berg und Thal wieder ruhig, wie zuvor.

Löwenberg hatte jetzt den Fuß des Berges erreicht und stand an dem brausenden Bache, der das Thal durchschnitt. Der Nachen schaukelte sich an der Kette; weiter oben, wo sich das Gesträuch des Ufers dunkel in dem Wasserspiegel abzeichnete, schnellte zuweilen ein Fisch empor und fiel dann wieder in die Fluth zurück, als ob ein Traum ihn plötzlich emporgeschreckt oder ein lustiges Fischgelag ihn zu einem Freudensprunge veranlaßt habe.

Er stieg in den Nachen und ruderte den Bach hinauf, dorthin, wo die Erlen hin und her schwankten, die blaue und gelbe Iris über die Wellchen nickten, die Binsen und Schachtelhalme ihre Wurzeln im Wasser netzten. Je weiter er ruderte, desto seltsamer und unbekannter erschien ihm das Ufer, wo er doch jeden Stein, jeden Strauch, jeden Strudel,



E. Hünten. inv.

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Die Goldamsel.

(Märchen von W. Hershenbach.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0516-1
DFG

Gesagt, gethan. Der Schuster hob die Decke von dem zweiten Korbe und fand darin nochmals viele Goldstücke! Aha! dachte er, das geht gut, ich hätte wahrlich Lust auch den dritten Korb noch mitzunehmen, dann wäre ich der reichste Mann im Lande. Nachdem er ängstlich hin- und hergeschaut, ob das Zwerglein richtig weg sei, näherte er sich nun auch dem dritten Korbe und husch! zog er die Decke weg!

Diesmal verging aber dem Schuster Hören und Sehen, denn aus dem Korbe sprang heraus seine böse Frau, prügelte ihren Mann weidlich durch und nun mußte der Schuster seine Frau bei sich halten sein Lebelang und sich plagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Oft ging er hinaus ins Freie und seufzte und weinte, aber das Zwerglein ließ sich nie mehr sehen.

Die Goldamsel.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Es war eine würzige Sommernacht; der Mond streifte mit seinem silberweißen Lichte über die Erde, Berg und Thal lagen wie mit einem dünnen, durchsichtigen Flor verdeckt und am fernen Horizonte tauchte hin und wieder ein Kirchlein in unsichern Umrissen empor. Stille, wie am Sabbath, standen die mächtigen Buchen an dem abschüssigen Warthberge, und die schlanken Tannen drüben auf dem Rennenberge rührten kein Zweiglein. In dieser lautlosen Nachtstille schritt ein Jüngling gedankenvoll den Warthberg hinab; zuweilen setzte er sich auf eine der Wurzeln nieder, die wie einladende Stühle überall an dem engen, treppenartigen Fußsteige hervorstanden, und legte das Haupt sinnend in die Hand oder schaute lauschend in das dunklere Thal hinab, das sich unten tief ausbreitete, denn in seiner Erinnerung tauchten alle die Sagen und Spukgeschichten auf, welche sich an diese zauberhafte Stelle knüpften; es wäre ihm so recht nach dem Herzen gewesen, wenn er in dieser geheimnißvollen Stunde Zeuge hätte sein können, wie die Zwerge des Gebirges auf einer überhängenden Klippe einen Marmorpallast aufbauten oder einen Berg auf den Berg thürmten.

„Schade," sprach er vor sich hin, indem er aufstand und bergab schritt, „daß die Welt so schrecklich verständig und ungläubig geworden ist. Zauberer, Spuk und Geister sind vor dieser kalten Vernunft geflohen und die goldenen Schlösser der Einbildungskraft haben sich in thurmhohe Feuerschlote, in lauter Räder und Maschinen verwandelt. Die armen Heren sind längst verbrannt; selbst dem Teufel ist die Miethe gekündigt, und er darf sich nur noch zuweilen in Frack und Glacee-Handschuhen verstohlener Weise wie ein reicher Gutsbesitzer oder ein vornehmes Parlamentsmitglied unter dem Volke zeigen. Hörner und Pferdefuß, die ihm doch eigentlich ein rechtes Ansehen verliehen, hängen in der Hölle an irgend einem spinnwebigen Balken und träumen von vergangener Herrlichkeit, indeß seine Großmutter die verteufelte Noth hat, ihm die Vatermörder gehörig zu bleichen und zu steifen."

Als er mit diesem Monologe zu Ende war, raschelte etwas über ihm im hohen Eichbaume und ein Eulenschrei mit einem scharfen, häßlichen „Kuit" erfüllte die stille Nacht. Löwenberg schaute empor und ein Paar Augen funkelten ihm wie glühende Kohlen entgegen. In demselben Augenblicke gaben sich von allen Eichbäumen die grauen Nachtvögel Antwort; aber es war wie ein einziger Schrei, dann lagen Berg und Thal wieder ruhig, wie zuvor.

Löwenberg hatte jetzt den Fuß des Berges erreicht und stand an dem brausenden Bache, der das Thal durchschnitt. Der Nachen schaukelte sich an der Kette; weiter oben, wo sich das Gesträuch des Ufers dunkel in dem Wasserspiegel abzeichnete, schnellte zuweilen ein Fisch empor und fiel dann wieder in die Fluth zurück, als ob ein Traum ihn plötzlich emporgeschreckt oder ein lustiges Fischgelag ihn zu einem Freudensprunge veranlaßt habe.

Er stieg in den Nachen und ruderte den Bach hinauf, dorthin, wo die Erlen hin und her schwankten, die blaue und gelbe Iris über die Wellchen nickten, die Binsen und Schachtelhalme ihre Wurzeln im Wasser netzten. Je weiter er ruderte, desto seltsamer und unbekannter erschien ihm das Ufer, wo er doch jeden Stein, jeden Strauch, jeden Strudel,

jede Baumwurzel kannte, die aus dem weichen Lehmufer herabhing. Voll Verwunderung hielt er jetzt an einer steilen Felswand stille, die senkrecht über seinem Haupte emporstieg. Er blickte hinauf und gewahrte in unerreichbarer Höhe drei große Käfige, in deren jedem ein Vogel umherzuflattern schien.

Auf dem mittleren Käfig saß ein großer Geier, welcher, sobald er des Jünglings ansichtig wurde, dreimal einen so grellen Schrei ausstieß, daß er von dem gegenüberliegenden Warthberge in einem scharfen, vielstimmigen Echo zurückprallte. Der Vogel des mittleren Käfiges hatte eine Oeffnung gefunden und flatterte ängstlich hinab auf den Kahn zu. Löwenberg erkannte, daß es eine Goldamsel war, die schönste, welche er in seinem Leben gesehen. Sie suchte auf seinen Schultern Zuflucht, und er streckte eben die Hand aus, um sie vor dem Geier zu retten, als dieser über des Jünglings Haupte kreiste, sie mit seinen Krallen ergriff und wieder aufwärts schwebte. Vergebens schlug Löwenberg mit der Ruderstange nach ihm, er war nicht mehr zu erreichen.

Zornig blickte der Jüngling den Fels hinan und drohte dem Geier mit der Faust, aber die Wand war nicht zu erklettern, denn ihr Gestein fiel spiegelglatt in den Bach hinab; überdies erhob sich jetzt aus dem Wasser ein dichter Nebel und hüllte Berg und Thal ein, so daß er sich in einigen Augenblicken in einer undurchdringlichen Finsterniß befand. Nachdem er noch eine Weile an der Stelle zugebracht und darüber nachgedacht hatte, wie wohl die Käfige an die hohe Felswand gekommen, stemmte er die Ruderstange gegen die Brust und drückte den Kahn rückwärts, bis er sich plötzlich wieder in vollem Mondenscheine und bekannter Umgebung befand.

Drüben zwischen den Fichten stand sein Häuschen, dem wandelte er zu, von Zeit zu Zeit umblickend und nach der Felswand, von der er indeß nicht die leiseste Spur entdecken konnte. Zum erstenmale in seinem Leben konnte er nicht schlafen; bis an den Morgen wälzte er sich in seinem Bette, und als die Sonne den Mond verdunkelte, eilte er wieder an den Bach, den Felsen zu suchen. Vergebens! Schon leuchtete wieder der Mond und er hatte ihn nicht gefunden. Er brachte die Nacht am Bache zu, fuhr auf und ab, das verhängnißvolle Felsgestein blieb unsichtbar. Mißmuthig kehrte er beim Anbruche des Morgens in sein Häuschen zurück und warf sich auf einen Stuhl. Da fiel sein Auge auf einen Zettel, der mitten in der Stube lag. „Am Freitag!“ stand auf demselben, weiter keine Silbe. Er legte den beiden Worten keine Bedeutung unter und dachte nicht einmal darüber nach, wie der Zettel in seine Stube gekommen, da er doch weit und breit keine Nachbarn hatte.

Ein mehrstündiger Schlaf erquickte ihn, obschon er sich auch im Traume fortwährend mit den drei Körben und der Goldamsel beschäftigte. Als er nun aber erwachte, dachte er, die ganze Erscheinung sei ein Gebilde seiner Phantasie und es wäre am vernünftigsten, sich die Thorheit aus dem Sinne zu schlagen. Der Zettel aber machte ihn in seinem Vorsatze wieder wanken, denn er lag jetzt nicht mehr auf dem Fußboden, sondern auf dem Stuhle, er war nicht mehr weiß und die Buchstaben rabenschwarz, sondern grün und die Buchstaben gelb, wie die Goldamsel. Dahinter steckt etwas, das ich ergründen muß, sprach er entschlossen, und sollte ich ein Jahr lang darnach forschen. Er nahm den Zettel in die Hand und beschaute ihn aufmerksam unten und oben, hinten und vorn; da ward das Papier plötzlich rabenschwarz in seinen Händen und die Buchstaben schillerten papageiengrün vor seinen Augen. Aus dem schwarzen Grunde aber funkelte die Felswand heraus und oben hingen die Körbe, in denen er deutlich einen Raben, einen Papageien und eine Goldamsel erkannte, die sich regten und bewegten, wie lebendige Vögel. Jeder von ihnen aber trug eine goldene Kette um den Hals und auf dem mittleren Käfig saß der Geier und schlief.

Nun war kein Zweifel mehr, daß das Papier mit der Felswand und den Vögeln in Verbindung stand und daß er in jener Nacht kein Phantasiegebilde, sondern Wirklichkeit gesehen hatte. Am Freitag also war die Nacht, wo er den Felsen wieder sehen und die Vögel von dem Geier befreien sollte. Ach, er liebte alle Vögel über die Maaßen, nur die Raubvögel waren ihm ein Dorn in den Augen und er hätte sie alle vergiften können, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Sein zahmes Eichhörnchen sprang ihm auf die Schulter, dann wieder wie toll über Tische und Stühle, als ob es sich freue, daß die Vögel von dem bösen Geier befreit werden sollten.

Mit Ungeduld erwartete er den Freitag; traf indessen aber seine Vorbereitungen zur Ersteigung der Felswand und zur Tödtung des Geiers. Als der ersehnte Abend herankam, steckte er ein scharfgeschliffenes Handbeil in den Gürtel, eine starke, seidene Schnur in die Tasche, sein Eichhörnchen in den Busen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0519-1

eilte dem Bache zu, wo er leise den Kahn bestieg und geräuschlos der bewußten Stelle zuruderte, wo er mit großer Freude plötzlich die Wand wieder vor sich sah. Der Geier schlief auf dem Käfige der Goldamsel; der Rabe rief ihm zu: Rette mich, daß ich dich zu meinem Sohne mache! Der Papagei sprach: Rette mich, daß du mein Bruder wirst! Die Amsel flötete leise und lieblich: Rette mich und sei mein Gemahl! Löwenberg traute seinen Ohren nicht, als er die Thiere also sprechen hörte; aber er ging rüstig ans Werk und band dem Eichhörnchen die seidene Schnur um den Leib. Das kluge Thierchen verstand die Zeichen seines Herrn, setzte die scharfen Krällchen in den Stein und kletterte die Felswand hinauf. Aengstlich schaute der Jüngling ihm nach, ob es wohl die schwierige Arbeit überwinden werde. Aber seine Furcht war ungegründet, im Nu war es oben, wickelte sich aus der Schnur heraus und befestigte dieselbe mit den Füßchen und den Zähnen an den starken Stäben eines der Käfige und sah mit den klugen Aeuglein hinab, seinem Herrn zu rufen. Der bedachte sich auch nicht lange, sondern kletterte mit Behendigkeit an dem Stricke hinauf.

Von dem Klettern aber wurde der Käfig erschüttert, und der Geier auf demselben erwachte. Mit scharfen Augen sah er bald ein, wie gefährlich ihm der Mann mit dem Beil werden konnte, und schon wollte er sich auf den Kletternden stürzen, um ihn in den Abgrund hinabzuschleudern, als das Eichhörnchen, welches aufmerksam auf der Lauer gelegen hatte, ihm auf den Kopf sprang und seine Augen zerkratzte, daß er blind wurde und nicht sehen konnte, wohin er seine Richtung nehmen mußte. Wüthend suchte der Geier das Thier von sich abzuschütteln, aber vergebens. Schreiend flatterte er aufs Gerathewohl hin und her und kam dem kletternden Jüngling so nahe, daß dieser sein Beil erhob, und ihm mit einem Schlage den Kopf abschlug; aber der wuchtige Schlag hatte auch die Schnur durchschnitten und pfeilschnell stürzte er in die Tiefe hinab, von dem Kopfe des Geiers und dem Eichhörnchen gefolgt. Aufrecht auf den Füßen stehend kam er unten an und mußte zu seinem Verdrusse sehen, daß die Schnur nun nicht mehr bis hinauf langte.

In höchster Betrübniß zerraufte er sich den Bart und verfluchte den Tag, an welchem er geboren war.

Während er so klagte und lamentirte, fühlte er sich an der Schulter gerüttelt. Er blickte um und gewahrte vor sich einen Mann in mittelalterlicher Knappentracht mit grauem Barte. Herr, sprach er, grämt euch nicht, ihr habt dessen keine Ursache, denn was geschehen ist, mußte geschehen, wenn den dreien Rettung werden sollte.

Löwenberg fragte verwundert: Wer bist du, alter Geselle? Woher kommst du und was weißt du von den Vögeln?

Der Knappe antwortete: Hört mir zu und ihr sollt alles erfahren. Eines Tages lag ein armes Eichhörnchen vor eurer Thüre, das, von Schnee und Frost erstarrt, dem Tode nahe schien. Mitleidig nahmt ihr das Thierchen in eure Stube, wärmtet es im Busen, bis es lustig und guter Dinge umhersprang und nirgend lieber saß, als auf eurer Schulter.

Weiter! Weiter! sprach Löwenberg ungeduldig. Was hat das Eichhörnchen mit den Vögeln zu thun?

Mehr als ihr glaubt, entgegnete der Knappe, denn das Eichhörnchen war ich selbst und bin es bis vor wenigen Augenblicken geblieben, wo ihr dem Geier den Kopf abschluget.

„Du, alter Geselle, wärest das Eichhörnchen gewesen?" Ja, ich selbst, wie ich leibe und lebe! Höret nur! Drüben auf dem Rennenberge stand vor dreihundert Jahren eine stattliche Burg, und dort, an der steilen Felswand, befand sich ein hoher Thurm, dessen unterer Theil den Bach überwölbte. Von diesem Thurme konnte man weit in's Land sehen bis hinab an den Rhein und in die blauen Berge jenseits des Stromes. Hier wohnte Graf Adlerhorst, der weithin über Land und Leute gebot und dessen Name meilenweit von allen Wegelagern und Bauernschindern gefürchtet wurde. Ich war sein treuer Knappe und begleitete ihn in jedem Strauß. Eines Tages zog Ritter Geiersburg mit glänzendem Gefolge vor Rennenberge und hielt um die Hand der schönen Brunhilde, des Grafen Tochter, an. Mein Gebieter wies ihn stolz zurück, da er ihn seines bösen Sinnes und seiner argen Zauberei wegen nicht zum Schwiegersohne haben wollte.

Wüthend stürmte nun Geiersburg mit seinen Knechten gegen die Burg und drohte, sie der Erde gleich zu machen, wenn ihm nicht alsbald die schöne Brunhilde ausgeliefert werde. Adlerhorst aber bewaffnete in Eile seine Mannen und gab vom hohen Thurme ein Feuerzeichen, daß seine Freunde und Vasallen aus den umgebenden Bergen und Thälern heranzögen, ihm zu helfen. Die Erde zitterte im blutigen Kampfe von den schweren Streitrossen, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0520-3

Luft erdröhnte vom Geschrei der Kämpfenden und dem Geklirre der Waffen. Der Graf und sein Sohn thaten Wunder der Tapferkeit, bis die Freunde und Vasallen kamen und den Brautwerber mit seiner Bande in die Flucht schlugen. Am Fuße des Schloßberges wandte er seinen Rappen, schaute mit einem schrecklichen Gesichte nach der Burg empor und stieß mit drohender Faust einen Fluch aus, der in der luftigen Höhe nicht verstanden wurde.

In der darauf folgenden Nacht erscholl plötzlich das Horn des Thurmwarts; gleichzeitig fuhr das Fallgitter brausend in die Höhe, ein schrecklicher Sturm raste aus dem Thale empor, so daß das Schloß von den Zinnen bis in seine Grundfesten erzitterte, und mit einem gewaltigen Schlage alle Thüren aufsprangen. Mit gezuckten Schwertern standen wir drei auf der Schloßtreppe, indeß Brunhilde händeringend hinter uns auf den Knieen lag.

Die mondhelle Nacht verdunkelte sich plötzlich, dichte Finsterniß lagerte auf Berg und Thal und ein schrecklicher Donner brüllte über dem Schloßberge, daß ich nicht anders glaubte, als die Nacht des jüngsten Gerichtes sei herangebrochen. Mit jedem Donnerschlage mehrten sich die Blitze, Berg und Thal schwammen in einer blendenden Feuermasse, durch welche ein ungeheurer Geier mit weitausgebreiteten Flügeln aufstieg und sich in weiten Kreisen allmählich der Schloßtreppe näherte, wo wir noch immer mit den entblößten Schwertern eines Feindes warteten. Der Geier ließ sich jetzt neben uns nieder, erfaßte mit der rechten Kralle den Grafen, mit der linken dessen Sohn und erhob sich krächzend zu dem hohen Thurme, wo er sie auf den Zinnen niedersetzte. Dann flatterte er wieder herab, um sich Brunhildens zu bemächtigen. Ich stürzte mich mit einem Schrei der Verzweiflung auf ihn, um ihn zu tödten; aber ein Schlag seines Flügels streckte mich zu Boden und als ich den Stein berührte, fand ich mich als das kleine Eichhörnchen wieder, das ihr einst so freundlich aufnahmet.

Aengstlich wartend, was nun geschehen würde, furchtsam, aller Kraft beraubt, sah ich, wie er Brunhilden das goldene Kreuz von der Brust pickte und es unter seiner Zunge verbarg. Dann trug er auch sie hinauf auf die Thurmzinne.

Die Liebe zu meinem Gebieter ließ mich die Furcht überwinden, rasch kletterte ich am Gemäuer empor, mich ihm beizugesellen, aber indem ich meine Krällchen in den Mörtel setzte, geschah ein fürchterlicher Donnerschlag und die Burg versank in den Boden, in ihrem Verschwinden schrecklich beleuchtet von dem fürchterlichen Unwetter. Ich selbst fand mich am Ufer des Baches, an derselben Stelle, wo wir jetzt stehen, wieder und erschaute an der hohen Felswand die drei Käfige. Hätte mir es mein Herz auch nicht gesagt, an dem lauernden Geier hätte ich es wohl erkennen können, daß in den Käfigen die drei Lieben waren, denen ich mein ganzes Leben gewidmet hatte.

Was kann ein armes Eichhörnchen thun, den gewaltigen Fluch eines bösen Zauberers zu brechen? Ach, Tag und Nacht saß ich hier und schaute betrübten Herzens zu der schwindelnden Höhe hinauf, aber der Geier funkelte mich mit seinen Flammenaugen an und es fehlte mir das Herz, hinaufzuklettern und eine Gelegenheit abzuwarten, sie zu befreien. Jahre lang hatte ich auf eine Aenderung unseres schrecklichen Schicksales gewartet, vergeblich! Da fiel mir ein, daß ich, zur Zeit, da ich noch ein Mensch war, von geschickten Meistern im Morgenlande gehört hatte, die jeden Zauber lösen könnten. Alsbald machte ich mich auf die weite Reise, schwamm durch Bäche, Flüsse und Ströme, durchkreuzte Berge und Wüsten, bis ich in einer lachenden Oase einen der gelehrten Meister antraf.

Sogleich nahm er mich auf seine Hand und sprach: Armer Knappe, wie weh muß es dir thun, daß dein Graf mit Sohn und Tochter hoch im Käfige hängt, ohne daß du ihr Schicksal ändern kannst! O, ich kenne den schlimmen Geiersburg, er läßt seine Beute so bald nicht fahren, und Zwang ist nicht gegen ihn anzuwenden, da er alle sieben Grade der tiefen Zauberei erlernt hat. Nur wenn ein Mensch von selber auf den Gedanken käme, ihm den Kopf abzuschlagen, Brunhildens goldenes Kreuz unter seiner Zunge wegnähme, damit durch den geheimen Gang ging und trotz des Widerstrebens des Geiers dessen Hals berührte, so würde der Zauber gelöst und der Geiersburg verloren sein.

Freudig kehrte ich mit dieser frohen Mähr in die Heimath zurück und leitete muthige Männer, ohne daß sie es ahnten, an die Stelle, wo zu gewissen Zeiten der Fels sichtbar ist, aber alle fürchteten sich vor dem Geier und flohen eiligst hinweg. Als ich so spähend umherwanderte, lernte ich euch kennen und setzte auf euren Muth mein ganzes Vertrauen. Waren auch seit meiner Verzauberung Dörfer verschwunden und neue entstanden, Generationen gestorben, die Urenkel zu Greisen geworden,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0521-8

jetzt faßte ich wieder Muth, denn eine geheime Stimme sagte mir, daß ihr das Werk der Erlösung vollbringen würdet. Schwerlich aber würde der Sieg so rasch gekommen sein, hätte mir nicht der Weise aus dem Morgenlande durch eine schwarze Taube den geheimnißvollen Zettel zugesendet, auf dem ihr die Worte laset: „Am Freitag.“

Löwenberg hatte aufmerksam gelauscht. Jetzt ergriff er den abgeschlagenen Geierkopf und hob die schwere, rothe Zunge auf. Ein freudiges Schauern durchrieselte seinen Körper, als er in der That ein goldenes Kreuz darunter fand.

Kommt, Herr, sprach der Knappe, ich werde euch den geheimen Gang zeigen! Sie schritten am Bache hinauf, dessen Bett, sich mehr und mehr verengend, zwischen hohen Felsufern daherrauschte Bald gelangten sie an ein dichtes Dorngebüsch; der Knappe fegte das Gesträuch mit seinem Schwerdte hinweg und zeigte mit der Spitze desselben auf eine dunkle Oeffnung, die in den Berg hineinführte.

Beide schlüpften hinein und tasteten sich in der dunklen Wölbung weiter. Als sie eine Weile gegangen waren, gelangten sie auf einen viereckigen Platz, wo der Knappe bat, inne zu halten. Er zündete eine Hand voll dürren Laubes an, das er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und legte Reisig auf das Feuer, daß die Flamme hoch aufloderte.

Siehe da! auf einer Fallthüre saß der geköpfte Geier und schlug mit den Flügeln, daß ihm Niemand nahen konnte. Löwenberg aber ergriff des Knappen Schwerdt und schlug ihm beide Flügel ab, dann berührte er mit dem Kreuze, indem er ein andächtiges Gebet sprach, den Hals des Thieres, das sich urplötzlich in einen geharnischten Ritter verwandelte.

Löwenberg erwartete jetzt erst den Kampf und stellte sich mit dem Schwerdte dem Ritter gegenüber. Dieser aber wehrte sich nur schwach, denn mit dem gebrochenen Zauber war sein Muth und seine Kraft geschwunden. Wenige Hiebe genügten, und er sank entseelt zu des Jünglings Füßen nieder.

Da krachte das Felsgestein und sie fühlten sich in die Höhe getragen. Prachtvoll und unversehrt, wie ehemals stand das Schloß im heitern Sonnenschein, ringsum von blühenden Gärten und plätschernden Fontainen umgeben.

Hastig eilte der Knappe dem Prunksaale zu, wo die Bilder der Grafen von Adlerhorst von den Wänden herabblickten. Hier hingen auch die drei Käfige. Löwenberg sprang auf den der Goldamsel zu, zerschlug mit starker Faust die eisernen Stäbe und riß die goldene Kette entzwei, mit welcher die Goldamsel gefesselt war.

Kaum war sie dem Korbe entschlüpft, so stand vor den Augen des staunenden Jünglings eine holde Jungfrau. Ihr goldgelbes Haar hing gekräuselt über die schön geformten Schultern herab; ihr Antlitz leuchtete in voller Frische und Schönheit einer schuldlos verlebten Jugend. Aus den blauen Augen aber flossen Thränen des Dankes. Sie reichte Löwenberg die kleine Hand und sprach mit süßem Wohlklange: dort sind noch Vater und Bruder, nur deine Hand kann ihr trauriges Loos ändern!

Löwenberg zertrümmerte auch die beiden andern Käfige und zerriß die goldenen Ketten. Da ward aus dem Raben ein ernster Burgherr und aus dem Papageien ein schöner Junker.

Adlerhorst trat auf den Jüngling zu, schüttelte ihm dankbar die Hand und sprach: Du hast uns aus den Händen des Gewaltigen erlöset, dir verdanken wir die menschliche Gestalt. Wie können wir dir dankbar sein?

Löwenberg neigte sich vor dem Ritter und erwiederte: Nicht ich habe den Zauber gebrochen, sondern das Kreuz Brunhildens. Dem Kreuze also gebühret euer Dank, nicht mir. Wollen Vater, Sohn und Tochter mir aber halten, was Rabe, Papagei und Goldamsel mir zugerufen, so werde ich von allen Sterblichen der Glücklichste sein!

Statt der Antwort legte Adlerhorst Brunhildens Hand in die des Jünglings und fünf glückliche Menschen feierten in öder Waldeinsamkeit die Verlobung der verwandelten Goldamsel.

Das Geschlecht des Löwenberg blühte noch viele Jahrhunderte, und ihre Nachkommen leben noch heute in den Rheinlanden als treue Kämpfer für das Kreuz und den Christenglauben. Die Geiersburg aber sind von der Erde verschwunden, und wo ehemals ihr Schloß stand, da ist jetzt ein Sumpf, aus dem in dunkeln Nächten Stöhnen und Krächzen schallt, vor dem die Wanderer sich bekreuzigen und eiligst von dannen fliehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0522-4

Der wunderbare Kläger.

(V. d. Hagen Gesammtabenteuer. Bd. 2.)

Von **Theodor Colshorn.**

Es war einmal ein König, das war ein rechter Kaiser, und alle anderen Könige waren nur Grafen gegen ihn. Er war aber auch ein weiser und gerechter Richter, wie sonst kein menschlich Auge je gesehen; wo er deshalb weilte, ließ er eine große Glocke aufrichten, die durfte jeder läuten, der Gerechtigkeit verlangte, und so oft der König deren mächtigen Klang vernahm, gemahnte es ihn an Gottes Gericht, und dann war es ihm unmöglich, das Recht zu beugen.

Eines Tages, als er bei Tische saß und sich an Hühnern und Fischen gütlich that, hörte er auch die Glocke klingen und sprach: „Da ist schon wieder jemand, dem man Leid zugefügt hat! Nun wohlan, ich räche es, es sei Mann oder Weib.“ Als aber die vier Hüter, welche der Glocke zu pflegen hatten, herzu traten, um nach dem Kläger zu sehen und ihn vorzuführen, fanden sie niemand, und sie meldeten es dem Könige. Indem läutete es zum andernmal, und der König erwiderte: „Ihr schafft mir den Kläger herbei, oder es geht euch schlecht!“ Die Hüter suchten und suchten, fanden aber wieder niemand und meldeten es dem Könige. Da läutete es zum drittenmal, und nun ward der König zornig und sprach: „Bringt ihr jetzt nicht sofort den armen Mann, so geht's euch an den Leib!“ Die Hüter entfernten sich in großer Angst und sprachen unter einander: „Müssen wir unschuldig sterben, so sei Gott uns gnädig!“ Und sie durchsuchten alles von neuem, sahen auf und sahen nieder, fanden aber niemand; da in großer Noth schaute einer von ihnen in die Glocke, und siehe! eine lange Natter hatte sich um den Klöpfel geschlungen, und sie also war die Klägerin. Wieder eilten sie zum Könige, der sie fragte: ‚Nun, bringt ihr den Bedrängten?‘ „Herr,“ erwiderten sie, „bei der Glocke ist niemand, als eine große Natter, die hält den Schwengel umwunden, und sie wird geläutet haben.“ „Das ist Gottes Finger!“ rief der König, „öffnet die Thür und laßt sie herein, damit ihr Recht widerfahre.“ Es geschah also, und die schauerliche Natter schlüpfte herein; der König gebot, ihr keinen Haß zu tragen und nicht Leides zu thun, und sie legte sich zu seinen Füßen. Daran erkannte er, daß sie zu klagen habe, und sprach: „Sie hat Kummer, den ich schlichten soll,“ und zur Schlange selber: „Thu mir deine Sorgen kund, so soll dir Recht werden.“ Nun erhob sich die Natter, vier Männer mußten ihr folgen, und sie führte sie durch einen Baumgarten in ein Dickicht; das durchsuchten die Männer, und nachdem sie alles zerwühlt und zertreten hatten, fanden sie endlich eine breite Kröte, die auf den Eiern der Natter lag. Das also war die Beklagte. Und sie stießen und schlugen die häßliche Kröte bis hin vor den König; der ließ alsbald einen Spieß durch sie stoßen. Des ward die Natter wohlgemuth.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0523-0

Prinzessin Mytha.

Original-Volksmärchen von **Fr. Lebrecht.**

Während das alte Rom und der Hellas in der Civilisation längst vorangeschritten war, standen unsere deutschen Voreltern noch auf einer niederen Stufe der Sittenbildung und der Cultur, betrieben die Viehzucht und die Jagd als Nomaden, scharten sich mehr in den milderen Strichen des Landes und dachten noch gar nicht daran, ihre Urwälder auszurotten, und die großen Sümpfe auszutrocknen, die das Klima fast überall rauh, feucht und ungesund machten. Auch zur Zeit als der große Heiland der Welt geboren ward, trieben sie ihre Lebensweise noch fort und nachdem das Christenthum anderwärts schon feste Wurzel gefaßt hatte, lebten sie noch lange als Heiden, bis Bonifazius das Evangelium predigte und den ersten Keim des besseren Glaubens in ihnen erweckte. Doch kannten sie schon frühe die Kunst aus Gerstensaft Bier zu bereiten, darin sie nicht selten bis zum Uebermaß schwelgten und sich allgemein der Völlerei ergaben. Unparteiische Geschichtschreiber unterlassen auch nie, dieser Untugend in ihren Büchern Erwähnung zu thun, gemeinlich aber nur deshalb, damit sie hinzufügen können, wie die Generationen der jetzt lebenden Deutschen vortheilhaft aus der Art geschlagen seien. Wenn man aber das Trinken derselben heute noch nüchtern betrachtet, dann gelangt man immerhin zu einem recht erschrecklichen Resultate, denn nimmt man den Wein, der in den deutschen Gauen selbst wächst und mit Ausnahme einiger Flaschen Johannisberger nicht über die Grenze geht, dann die ganz ansehnliche Quantität fremder Weine, die zu Wasser und zu Land alljährlich noch eingeführt wird, ferner die Masse des Bieres, die zwischen dem Po und der Weichsel und dem Rhein in den zwölf Monaten hinabströmt in viele Schlünde, endlich auch noch den flüssigen Spiritus aus Kartoffeln, Hefe und Korn, dann wird man über das Ergebniß sicher erstaunen. Würden diese verschiedenen Fluida zusammengedrängt in einen einzigen Binnensee, er trüge die größten Schiffe und die schwersten Lasten.

Lassen wir darum das Trinken und kehren wir wieder in die Urwälder zurück, wo die zottigen Bären hausten, auf deren Häuten unsere Voreltern schliefen, von welcher Gewohnheit der Name „Bärenhäuter" zweifelsohne abgeleitet wird.

Obgleich die germanischen Völker in ihren Thier-Kleidern abgehärtet, rauh und kräftig waren, und mit den Waffen wohl umzugehen wußten, so verfielen sie doch auch der alten Römer Herrschaft, die sich die halbe Welt eroberten und die Besiegten unter ihrem Joche seufzen ließen. Die Deutschen waren auch damals schon zersplittert und unter sich uneinig, wodurch den fremden Eindringlingen der Sieg nur um so leichter gemacht wurde. Im Zwange der Botmäßigkeit schmachteten sie aber Jahrhunderte hindurch, bis Hermann, der Cherusker, den ersten entscheidenden Schlag im Teutoburger Walde auf sie führte und die Zwingherrn in fortgesetzten Niederlagen endlich über die usurpirten Grenzen verjagte.

Doch hatten sie von den Fremden viel Nützliches und auch viele Bedürfnisse kennen gelernt, deren Befriedigung sie zum Nachdenken

brachte und zu regerem Eifer anspornte. So hob sich denn auch Handel und Verkehr im Innern und nach Außen. Die traurige Erfahrung, daß Spaltung ohnmächtig mache und die Ueberzeugung, daß die Einigkeit allein zur Stärke führe, riefen zuletzt viele engeren Verbindungen ins Leben, und so entstand denn auch das Bündniß vieler angesehenen Städte, welches unter dem Namen „Hansa" lange blühte, und deren Schiffe die Oceane durchschnitten und ihre Bekanntschaften mit überseeischen Ländern und Völkern anknüpften.

In diesem Verbande stand auch die Stadt Lübek, darin ein reicher Kaufherr vom Stande der Patrizier wohnte, der sich den Unternehmungen mit großem Eifer angeschlossen. Er hatte ein großes Schiff auf eigene Kosten ausgerüstet und befrachtet, welches seine Lasten nach Indien tragen und von dort mit neuen Waaren und Schätzen beladen zurückkehren sollte. Die Leitung dieser Angelegenheit wollte er aber selbst in die Hand nehmen und, da er sich als Gatte und Vater unmöglich von Frau und Kind trennen konnte, so mußten sie ihn beide auf der gefahrvollen Reise begleiten, wozu er eben im Begriff stand, sich einzuschiffen.

Mit günstigem Winde verließ die stolze Arche den Hafen und die schwellenden Segel trugen des künstlichen Baues riesigen Kasten bald auf die hohe See. Doch nach längerer Fahrt erhob sich ein gewaltiger Sturm, der das rüstige Schiff auf schäumenden Wellen, einer Nußschale gleich, wild umhertrieb. Schon waren die Masten geborsten, als die finstere Nacht die endlose Fläche des Wassers ins Dunkel verhüllte und die Angst der Irrfahrer schrecklich vermehrte, die auf die Kniee gestürzt, Hülfe und Beistand des Himmels erflehten.

Doch was ist menschliches Werk im ringenden Kampfe mit der Elemente entfesselten Zorn! Ein Stoß und ein Krach, und zerschellt und zertrümmert am Felsen der türkischen Charybdis trieben die Reste umher auf brausenden Wogen. Was sich liebte im Leben klammerte sich fester zusammen in der Stunde der Todesgefahr und so umschlang auch beim Sturz in den Abgrund der Kaufherr das Weib und den Sohn. Wellen zerrannen an Wellen und geschleudert zur Höh und gestürzt in die Tiefen, verließ ihn endlich die männliche Kraft, daß ihm die Arme versagten und die nächste Anfluth der Wogen das Kind trennte vom Vater, jeden seinem Schicksale zuführend, wohin es ihn trieb.

Die Stürme des Windes und die tobenden Gewässer waren aber nur die Vorboten, die wie Aurora vor Phöbus goldenem Wagen, hier dem Gotte der Meere voraneilen, wenn er dem Grunde enttauchet. Wie die Ueberlieferung sagt, fährt er auf riesiger Muschel, in deren Blendspiegel-Höhlung Perlemutter erglänzet; sein Sitz ist das Purpurgehäuse der Schnecke und seine Füße ruhen im Schilf, dessen Kolben von Sammet sich schwenken am Rohr. Sein Gespann, zwei schnaubende Rosse mit Flossen und Fischschweif, durchfurchet mit schäumenden Hufschlag die See, perlenden Springquell in Fächergestalt und regenbogenfarbigem Lichtglanz den Höhlen der Nase entsendend. Der Beherrscher des Meeres selbst hat aber angenommen menschliches Wesen von athletischem Wuchse und schlanker, hehrer Gestalt. Um seines Silberscheitels reichliches Haupthaar schlingt sich ein Kranz grünender Lianen und bis auf die Brust reicht ihm der weiße, mächtige Bart; sein Gewand ist gewoben aus Fäden von Seegras-Gefaser und sein Arm ist geschmückt mit Reife von Bernstein und rother Korallen Gestein. In der Rechten trägt er den Dreieck als Scepter, damit er regieret und die Spitzen der Gabel funkeln im blendenden Lichte der Perlen aus seiner Schatzkammer-Fülle der unteren Welt. Wenn er einherzieht, ist er umgeben von unsichtbaren Tritonen, die seine Winke ihm tragen, wohin er es will. Der Orkan und die Winde sind die Musik, die ihn begleitet, der krachende Donner die Salve, die sich ihm löst, und der feurige Blitz leuchtet als Fackel zum Schein auf seinem wogenden Zug.

Als er den Strudel durchfuhr, wo das Fahrzeug aus Lübek gescheitert und das Gerippe als Wrak am Kolosse der Felsenwand hing, blieb sein Antlitz ruhig und kalt, und nicht die leiseste Spur von Mitleid für die vernichteten Opfer las sich vom düsteren Blick.

„Warum wagt sich der schwächliche Mensch auf meines Reiches schwankende Fläche? Habgier und Eigennutz sind nur die Hebel zum Wetten und Wagen, und wenn der Elemente entrüstet Gebahren der Tollkühnen Meng' decimirt auch in den Fluthen, büßen sie lüsternen Frevel doch nur!" Also sprach furchtbar sein Ernst.

Mitten im rauschenden Gischt hatte sich der Knabe des Kaufherrn auf dem Rücken der Wellen erhalten, wo er, gleich Meerschaum geschaukelt, besinnungslos schwamm. Die Tritonen aber hatten den Kleinen bemerkt und fühlten ein zartes Erbarmen mit des blonlockigen Jungen unschuldigem Loos. Sie hoben ihn auf aus dem Wasser, trugen ihn sanft vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0525-1

den Meergott und baten Alle am Gnade und Schonung für den schlummernden Armen.

„Mein Reich," gab er zur Antwort, „ist nicht geschaffen dem Menschengeschlechte für eiteles Leben, sondern als Grab. Ich kann ihn nicht bergen in meines Palastes krystallenem Schooß, weil ihm der Athem entschwindet, den er zum elenden Dasein bedarf. Wollt ihr ihn tragen jedoch auf des Insellands Erde, mag es drum sein!"

Da waren die Tritonen erfreut und schnell entsendeten sie die Najaden, den Knaben dem Ufer der nächsten Insel zu übergeben. Diese lag weit vom Schauplatze des Unglücks entfernt, doch in Geschwindigkeit eilten die Nymphen dahin, im Flug der Gedanken die Breite einer Zone durchziehend, und thaten wie ihnen befohlen.

Die Wärme der tropischen Sonne hatte am andern Morgen den Jungen, den wir jetzt mit seinem Namen Oskar nennen, wieder ins Leben wachgerufen. Er lag auf Farrenkraut gebettet und über seinem Haupte wölbten sich mächtige Blätter gleich ausgespannten Schirmen, die sich zu einem Zelte vereinigten. Es kam ihm jetzt alles vor, wie ein fürchterlicher Traum, der ihn in der Nacht geängstigt und gequält, doch überzeugte ihn sein Zustand und seine Umgebung, daß es Wirklichkeit war, was seiner Phantasie noch dunkel vorschwebte. Der Schmerz über den Verlust seiner Eltern und der Kummer über sein hülfloses Schicksal war grenzenlos und er hätte sich beinahe lieber gewünscht den Tod in den Wellen gefunden zu haben, als durch den Schluß des Schicksals hier ausgeworfen worden zu sein. Nicht lange nachher machten sich aber die Forderungen der Natur und der Erhaltung in ihm geltend, denn er fühlte Hunger und Durst, und sah sich instinktmäßig getrieben, nach Nahrung und Labsal der Quelle zu suchen. Beides fand er aber fast zur Stelle. Die Beeren und Früchte, die einladend an den fremden, bisher noch nicht geahnten und gekannten Sträuchen und Pflauzen hingen, verkostete er auf Geradewohl und aus dem rieselnden Born in porösem Gestein. schöpfte er den Trank mit gehöhlter Hand. Er mochte sich aber umsehen, so weit er konnte und gehen, so weit ihn die schwachen Füße trugen, nirgends fand er ein Wesen seiner Art, und außer den buntgefiederten Sängern auf Zweigen und Aesten, die als Streichvögel kamen und zogen, kein athmend Geschöpf.

So schwanden die ersten Tage, ohne daß sich seine Lage im geringsten geändert hatte; des Nachts schlief er in der natürlichen Laube und am Tage suchte er das frugale Mahl. Aber wie erstaunte er, als er am Morgen des siebenten Tages auf seinem Lager erwachte, und neben sich einen Korb erblickte, angefüllt mit allerlei Speisen, wie sie im Vaterlande auf dem Tisch seiner Eltern gereicht wurden. Ohne zu wissen, woher sie kamen und wer der Rabe war, der sie ihm brachte, entblödete er sich jedoch nicht, davon zu kosten und sich daran zu laben. Dasselbe wiederholte sich in der Folge an jedem neuen Morgen und als ihm zuletzt die Kleider am Leibe in Unordnung gerathen waren, wurde ihm ein neues Gewand, ebenfalls von unsichtbarer Hand gespendet.

Dieses einförmige Leben dauerte geschlagene sieben Jahre fort und der zarte Knabe war mittlerweile zum neunzehnjährigen Jüngling herangereift, der während dieses Aufenthalts auf der Insel keinen anderen Lehrer und Führer gehabt hatte, als die Natur, der sprechenden Verkünderin ihres erhabenen Schöpfers Allmacht und Weisheit. Die Erde war sein Tischtuch und Leintuch zugleich, die Quelle sein Spiegel und die Sonne seine Uhr.

Gleichzeitig mit dem Anfange seines neunzehnten Jahres trat aber auf der Insel eine gewaltige Veränderung ein, deren erste Folge war, daß der gefüllte Speisekorb ausblieb; mehr aber noch erstaunte er über die Verwandlung der ganzen Natur. Mit hungerigem Magen hatte er kaum seit zwei Stunden sein Lager aufgesucht gehabt, als er durch eine ungewöhnliche Kälte empfindlich aus dem Schlafe aufgeweckt wurde. Der Mond war inzwischen aus dem fernen Saume des Horizonts aufgetaucht und beschien mit dem Volllichte seiner runden Scheibe Insel und Meer, und da konnte er denn deutlich unterscheiden, wie die Bäume, Gesträuche und Pflanzen, die am Tage noch in ihrem anmuthigen Grün prangten und ihre balsamischen Dünste lieblich aushauchten, jetzt erstarrt aus der Erde ragten und in weißem Glanze funkelten, als wären sie von reinem Silber und nagelneu aus der Form getreten: Die Gräser des Bodens glichen dem Gebilde von geschmolzenem Zinn, wie es im chemischen Prozeß bei der raschen Verkühlung zu Krystallen anzuschießen pflegt. Die labende Quelle war gestockt wie verhärtetes Erz nach dem Flusse und der Einfassung Steine knisterten leise wie des Lavastroms festgebannte Reste. Die Kälte wuchs aber von Minute zu Minute und steigerte sich zuletzt auf so hohem Grade, daß Oskar nicht mehr im Stande war, es im Freien auszuhalten. Er suchte daher Schutz in der unfernen Grotte, die sich in den

Felsen zu einer geräumigen unterirdischen Halle auswölbte und die er früher schon mehrmals bestiegen hatte. Die Oeffnung des Eingangs war aber so klein und der Weg dazu so eng, daß man nur auf Händen und Füßen hineinkriechen und hinunter rutschen konnte und sich wohl in Acht nehmen mußte, um sich nicht an dem spitzigen und scharfen Gestein zu verletzen.

Als er mühsam und von Kälte schon halb erstarrt, den Boden der Tiefe erreicht hatte, ward er von neuem Erstaunen durchdrungen. Die Höhle, die er sonst nur in einem schwachen Dämmerlichte erleuchtet sah, strahlte jetzt im hellsten Scheine, und wo sich sonst nur feuchte Dünste entwickelten, trat ihm angenehme Wärme mit Wohlgerüchen der feinsten Art entgegen. An die Stelle der Zapfen und Zacken des verhärteten Tropfsteins, die sich vorher in Zerrbildern und weißen, grinsenden Formen an Wand und Decke zeigten, waren Krystalle von Smaragden und Amethysten und andere edlen Steine getreten, in deren Prisma sich tausendfältige Lichtstrahlen brachen. Der vorhin steinige und unebene Boden war glatt und auf seines Spiegels geschliffener Fläche malten sich reizende Bilder kunstreicher Mosaik. Im Hintergrunde der Grotte gewahrte er aber zugleich einen früher nicht bemerkten zweiten Eingang ins Innere, und wo die Steine aus den Fugen gewichen zu sein schienen, verhüllte ein sonderbares Schleiergehänge die Oeffnung, in dessen Gewebe Guirlanden und Arabesken in transparenter Erleuchtung durchschimmerten. An ihrem Fuße saßen zwei Gnomen, die als schlafende Hüter den geheimnißvollen Thürweg bewachten.

Als Oskar in stummem Anschauen noch alle die Wunder belauschte, die sich seinem überraschten, trunkenen Auge ringsumher boten, erklangen mit einmal liebliche Töne im Innern, als wären sie der Aeolsharfe entlockt; der Vorhang theilte sich auseinander und vor seinen Blicken lag offen ein prächtiger Saal, in einem Meere von Flammen erglänzend, die aus tausend goldenen Armen und Kronleuchtern von Rubinen und Diamanten hervorzüngelten. Nachdem aber die Laute verklungen, sprach eine unsichtbare Stimme:

„Trete ein, o Jüngling, keusch und rein wie die Sonne, Dir allein unter Deinem Geschlechte steht offen die Halle im Schooße der Erde. Nur wer wie Du, frei von des Lasters Bahn und unberührt im Wandel vor der Sünde, ist erkoren hier zu schauen, was sich sonst dem sterblichen Auge schließt.“ Da erhoben sich die beiden Gnome von der Erde und stellten sich so ehrerbietig zur Rechten und zur Linken.

Zaghaft trat der Jüngling in den Saal. Unter einem Baldachin von himmelblauem Sammt mit reichem Stickwerk von Silber und Gold stand auf sieben Stufen ein Sarg aus Krystall, unter dessen durchsichtiger Wölbung eine Jungfrau in bleiernem Schlafe ruhte, schön und reizend wie ein Ideal weiblicher Anmuth und angethan im Gewande der Unschuld von weißem Damast. Auf den blonden Flechten des Hauptes saß eine Krone von herrlichen Steinen, und ihre Hände, wie geläutertes Wachs, lagen gefaltet auf dem Gürtel von eitlem Gold.

Auf des Thronhimmels Rückwand war aber eine hieroglyphische Inschrift eingestickt mit blendenden Perlen, deren Bedeutung sich räthselhaft aussprach. Oskar sah die geheimnißvollen Zeichen und Bilder an, doch verstand er sie nicht, denn der Jüngling, der als Knabe nur lesen und schreiben in seiner Muttersprache gelernt hatte, und seit seines umgangslosen Lebens auf der Insel wohl noch das meiste davon vergessen haben mochte, fand hier nur spanische Dörfer, wie man gemeinhin zu sagen pflegt. Doch ging es ihm dabei nicht besser, wie vielen andern Rittern und Waghälsen abenteuerlicher Zeiten, die sich in der Regel auch nicht viel um die Elementar-Wissenschaften bekümmert hatten, und eine wohlthätige Stimme erbarmte sich daher seiner, die in verständlichen Lauten seiner Zunge, den Commentar dazu gab.

„Jüngling“, ließ sie sich vernehmen, „vor Dir schläft die Prinzessin Mytha in Zauber und Bann, darin sie, gefesselt vom Zorne Durando's, dem Leben entrissen. Sie ist die rechtmäßige Herrin der Insel, und ihre Städte, Schlösser und Gärten sind in die Erde gesunken und ihre Unterthanen verwandelt in Bäume und Sträucher, festgewurzelt in des Erdreichs Rinde. Die Wälder sind ihrer Heerscharen Reisige und streitender Troß, die sich als ohnmächtige Riesen erheben unter des Himmels Blau; ihr Thron aber steht hier wie ein prunkendes Grab. Sie ist dem Zauber Durando's verfallen, weil sie verschmähte seiner Liebe Antrag und nur erlösen kann sie ein Jüngling, der in der sittlichen Reinheit und Tugend noch nicht befleckt ist vom Gift. Jenseits der Felsen rauscht ein Fluß, in dessen Mitte an breitester Stelle und Tiefe sich erhebt ein Gebild aus Granit und in seines Kraters Gründen wird verwahrt der Talismann zu Mythas traurigem

Schicksal!" So weit reichte der Sinn der mystischen Zeichen.

Oskar war aufmerksam den Lauten der Stimme gefolgt, doch befand er sich nur auf halbem Wege, als sie geendet. Da faßte er Muth und sprach: „Kann ich lösen den mächtigen Bann und erretten die Prinzessin, dann antworte mir unsichtbares Echo — was soll ich beginnen und thun?" —

Da fuhr die Stimme weiter fort:

„Die Prinzessin schläft jetzt schon im dreihundertsten Jahr. So oft die Sonne vollendet siebenmal ihren Lauf um die Erde, tritt ein der Wechsel der Dinge, und ehe der Mond siebenmal nacheinander verläßt den Saum des Meeres, muß vollbracht werden das Werk der Erlösung. Als Dich, Jüngling, die Fügung führte auf die Insel, war dieser Wendepunkt eben vorüber. In den sieben Jahren herrscht auf ihrer Fläche die Macht der Natur und von Monat zu Monat wechselt nur Wachsthum und blühend Gedeihen; doch hier in der Grotte weht nur der Moder um der Prinzessin verschlossenes Grab, wie du es öfter gefunden. Während der sieben Tage ist aber das Umgekehrte der Fall. Was außen grünte in üppiger Fülle und Pracht, erstarret; der Gewässer Lauf wird gehemmt und die ganze Natur tritt in die Form, als ob vulkanisch Spielwerk, in seiner Thätigkeit hemmend gestört, zur Kruste erkaltet. Dann aber löset sich hier der Moder des Grabes und an seiner Statt tritt das Bild, wie es sich zeigt deinen Augen."

„Auf diese Weise wird es nur möglich, den Krater des Felsens zu erreichen, der sich im Strome aufthürmt zum spitzlosen Kegel. In seinem Innern, wo wohnt der Salamander und Molch, ist das Geschmeiß verschwunden und frei liegt die eherne Tafel, die den Talismann birgt. Wer ihn nun hebet aus der Jünglinge erkornen Zahl, mit kräftigem Arm und ihn zertrümmert mit starker Faust, der löset den Zauber und ledig des Bannes ist die Prinzessin sammt Mannen und Volk mit Allem, was schlummert im Grunde der Erde und oben!"

Lautlose Stille trat jetzt wieder ein, als das Orakel geschwiegen. Der Jüngling hatte aber die Winke verstanden und faßte sogleich den Entschluß, die Prinzessin entweder zu erlösen, oder unterzugehen in seiner Wagniß; denn als er ihre regungslose liebliche Gestalt und ihr mit der Glorie der Milde und Reinheit umstrahltes Antlitz noch einmal betrachtet hatte, da drang ihn eine nie gefühlte Empfindung im Busen so mächtig zur raschen That, daß er keinen Augenblick mehr zu zögern vermochte.

Als er darauf wieder in die Vorhalle trat, da hatten die geschäftigen Gnome auf sauberem Tischzeug ein stärkendes Mahl aufgetragen, damit sich der Jüngling erquicke und labe. Dieselben Gnome, die Schutzgeister der Prinzessin, waren es auch, die Oskar in den sieben Jahren mit Nahrung und Kleidung versorgt hatten, was ihnen dagegen jetzt in den sieben Wendetagen außerhalb der Höhle untersagt war.

Nachdem er wieder hinaufgestiegen war an das bleiche Licht des Mondes, da umfing ihn auch wieder die Kälte in des Nordpols eisigem Hauch. Er hatte sich vordem noch niemals weit in die Insel hinein gewagt, daher war ihm die Lage der Felsen und die Richtung des Stromes fremd, davon ihm die Stimme gesagt. Nicht wissend nun, wohin er sich wenden solle, erhob sich jetzt ein Vogel über seinem Kopfe und flog ängstlich und zwitschernd zum nächsten Zweige. Sein Gefieder spielte in der Farbe buntem Gemisch und an seinem Schweife prangten zwei Schwingen von goldenem Flaum, die, wenn er saß, sich bogen zur Leyer des mythischen Hellas.

„Willst du Cicerone mir sein, wohlan, so will ich dir folgen!" dachte sich Oskar und willig zog er dem Fluge des Vogels nach.

Der Weg erstreckte sich zwei volle Stunden lang hin, ehe er den Ort erreichte, wo sich der ominöse Fels über dem Niveau des bleiernen Stromes erhob. Als er aber den Versuch machen wollte, seinen Spiegel zu betreten, da fühlte er seine Glieder schon fast bis zur Unbeweglichkeit erstarrt von Kälte, und unmöglich wäre er im Stande gewesen, die Höhe des Kegels zu erklimmen. Unverrichteter Sache mußte er daher wehmüthig zurückkehren und kaum besaß er noch so viel Kraft, die Höhle der Gnome zu erreichen. Diese nahmen ihn dann mitleidsvoll auf, setzten ihm ein weiches Lager zurecht, labten ihn mit erquickenden Speisen und Getränken und ließen ihn während des nächsten Tages die größte Sorgfalt in ihrem Dienste angedeihen. Nachdem aber die Mitternacht bald herangekommen, machte sich Oskar wieder auf, um den Gang zum zweitenmal zu wagen und in des Felsens Trichter zu dringen. Aber auch dießmal machte ihn die große Kälte unfähig, das Ziel zu erreichen, und ein Gleiches wiederholte sich noch in den vier folgenden Nächten.

Da wurden denn die kleinen Gnome beim Rückzuge des Jünglings sehr traurig ob

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0528-7

des mißglückten Unternehmens selbst in der vorletzten Nacht der ihm gegönnten Frist und beriethen sich daher, wie sie ihm ein Tränklein bereiten könnten, das ihn fest mache und vor der Kälte Einfluß schütze. Was ihre Geheimkunst vermochte, wurde versucht. Sie lösten einen kostbaren Demant in Naphta auf, das sie in den Bergklüften sammelten, gossen hinzu den Aether aus den Blüthen des schwitzenden Baumes Caloris und gaben die Essenz dem ersehenen Retter der Prinzessin am Abend des siebenten Tages zu trinken, worauf er in einen wohlthätigen Schlaf versank und erst nach einigen Stunden wieder daraus erwachte. Als er die Augenlider aufgeschlagen hatte, fühlte Oskar ungewöhnliche Kraft, Stärke und Muth; er verließ sogleich das Lager und schickte sich an, zum letztenmal zum Strome zu ziehen und den Felsen mit eintretender Mitternacht zu erreichen, denn nur in dieser Stunde konnte er das Werk vollbringen.

Dießmal widerstand er dem Einflusse der höchsten Kälte, die ihm sonst das Blut in den Adern gestockt haben würde, ganz leicht, so mächtig hatte der genossene Trank der Gnome gewirkt. Kühn überschritt er den hart verkörperten Strom, kühner erstieg er des Kraters Rand und kühner noch stieg er hinab in des Trichters schauerliche Tiefe. Dort umfing ihn ein schweigsames Dunkel, durch das armselige Licht einer schwachbrennenden magischen Ampel höchst nothdürftig erleuchtet. In der Mitte der engen Runde auf aschigem Boden stand ein Würfel aus schlackigem Schwefelkies mit quarzigen Adern und darauf lag der Talisman, eine viereckige Tafel von Kobalt, schwer und massiv als wär sie aus der Werkstatt der Cyclopen gekommen.

Oskar versuchte den metallenen Block zu lüften, allein er war so gewichtig, daß er mit seinem Tragstein verbunden und verwachsen zu sein schien. Da schwebte ihm aber das Bildniß der Prinzessin vor Augen und mit gewaltigem Ruck riß er die Platte vom Würfel und, sie hebend mit Kraft auf die Schulter, stieg er hinan zum Einsaum des steinernen Kessels. Noch einmal sammelte er seiner ganzen Stärke letzte Reste, schleuderte mit der Nerven gespannter Wucht das Kobalt-Geschmiede auf die stählerne Decke vom trockenen Strom und mit einem Gekrache, als sprängen die Bande des Himmels, lag des Talismans Zauber zertrümmert am Fuße des Felsen. Aus der Rudera Mitte rollte aber hervor ein goldener Schlüssel.

Mit dem Schlage, der noch im zehnfachen Echo widerhallte und fernhin erdröhnte, löste sich jetzt der Bann der gefesselten Natur. Der Strom fing an sich zu erweichen und Oskar fand kaum noch so viel Zeit, herunterzusteigen von seiner Höhe, den Schlüssel aufzuraffen und über den Spiegel zu gleiten, darin sich schon die Tritte seiner Füße einprägten, als zöge er durch weichen Thon. Die Luft war im Nu verändert; liebliche Wärme verdrängte die Kälte des Nordens, und Bäume, Stauden und Gräser schmückten sich schnell mit ihrem vorigen Grün.

Als der siegreiche Jüngling zur Grotte zurückkam, hatten die triumphirenden Gnome schon den Eingang erweitert und geebnet, daß er bequem hinabsteigen konnte, wo er sonst nur mit Beschwerde mühsam hindurchklettern mußte.

Noch war aber erst nur das vegetabilische Leben zurückgekehrt, das animalische dagegen war noch nicht erweckt. Zweifelnd, was er nun weiter beginnen solle, trat Oskar in den Saal der Prinzessin, um das Orakel noch einmal zu befragen. Da rief die schon bekannte Stimme zurück: „Des Geheimnisses Schlüssel ist in Deiner Hand!“ Ein Blick auf der Schlafenden Sarg aber belehrte ihn, daß er das Schloß, welches den Deckel mit seinem Gehäuse verband, vor Allem mit dem Schlüssel öffnen müsse, den er dem Talisman errungen. Kaum hatte er so den Riegel gehoben und die gläserne Wölbung aufgeschlagen, als die Prinzessin erwachte. Jetzt eilten die Gnome herbei, hoben sie auf und trugen sie auf den goldenen Sessel, der seit dreihundert Jahren verwaist und verlassen unter dem Thronhimmel gestanden; den Sarg aber schoben sie sammt den Stufen zur Seite.

Nun sprach die wiederbelebte Mytha zu dem in Verwirrung der Sinne stehenden Oskar: „Jüngling aus fernem Lande, den das Schicksal auserwählte, meines Zaubers Bann zu lösen und mich dem Leben wiederzugeben, habe Dank für deine großherzige Aufopferung und für die edle That. Was ein empfindendes Herz dem Wohlthäter zu Füßen zu legen im Stande ist, sei Dir gewährt. Theile fortan mit mir Reichthum und Macht, die mich jetzt wieder umgeben wie vorher, ehe ich den Zorn Durando's gereizt und dessen satanischem Fluche verfiel.“

Da wurde Oskar, der, nebenbei gesagt, ohne Zuthat menschlicher Verhätschelung ein Bild männlicher Schönheit geworden, ganz verlegen und sank vor der Prinzessin auf's Knie; diese aber verstand die stumme Sprache

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0529-7

des Herzens, reichte dem schüchternen Adonis die Hand und hob ihn huldreich in die Höhe.

Während dieses kurzen Vorganges war eine Veränderung vorgegangen, die den überglücklichen Oskar in neues Erstaunen versetzte. Er sah sich mitten im Prunksaale einer fürstlichen Residenz und zur Seite einer regierenden Herrscherin, deren Höflinge sie im Kreise umstanden und ehrfurchtsvoll ihrer Befehle und Winke harrten, gerade wie sie die Scene vor dreihundert Jahren ergänzten, als die Prinzessin dem Freiwerber Durando's vor ihrem versammelten Hofe den Korb gegeben hatte. Gleichzeitig waren auch alle versunkenen Städte, Flecken und Dörfer sammt allen Schlössern, Gärten und Auen der Erde wieder entstiegen und selbst der Streitheere gefesselte Phalanre hatten die hemmende Wurzel gebrochen und zogen jetzt geraden Weges zur Parade mit klingendem Spiel in den Schloßhof ein.

Zwei Monate waren seit dem großen Ereignisse noch nicht völlig verstrichen, da waren schon alle Vorbereitungen zur Vermählung der Königin Mytha mit Oskar getroffen, die seit ihres Schlafes in den drei Seculen volljährig geworden. Zwar ließen sich mehrere Großwürdenträger und Rathstützen der königlichen Krone (die lieber gesehen hätten, daß die Gebieterin ihre Hand an einen Sohn des Reichs vergeben hätte, wozu jeder seinen Candidaten schon heimlich in der Tasche hatte) beigehen, einige verblümte Scrupel über das obscure Herkommen des begünstigten Fremdlings halbleise an den Tag zu legen, aber der Majestät Machtwort machte schnell alle Mäuler dadurch verstummen, daß sie vermittelst geheimer Cabinets-Ordre dem Bräutigam aus Lübek das Indigenat des Reichs verlieh und kraft ihrer Machtvollkommenheit wegen Herbeischaffung der obligaten Papiere die Dispens aussprach. Punctum.

Wie es bei solchen Hof-, Staats- und Landesfeierlichkeiten und den daran klebenden Festlichkeiten herzugehen pflegt, ist männiglich und sattsam bekannt, und auch hier wurde weder Aufwand noch Glanz gespart, um die Geschichte aufs Höchste zu treiben.

Die Gesetze des Landes schlossen den vor seiner Vermählung schon zum Prinzen des Reichs mit dem Prädicate „Königliche Hoheit" erhobenen Oskar von der directen Theilnahme an der Regierung zwar aus, und erkannten ihn nur in den Fällen einer schweren Erkrankung der Königin, oder nach deren Ableben bis zur Volljährigkeit des legitimen oder präsumtiven künftigen Thronerben als Verweser an, nebenbei jedoch unter dem Beirathe von sieben Ministern ohne alle Verantwortlichkeit; doch soll er, wie sich später herausstellte, die Leitung in der Camarilla übernommen und seinen Einfluß auf die Königin-Gemahlin stets geltend gemacht haben, der in seinen Folgen für die Geschäfte und den gedeiblichen Fortbestand des Staates von größter Wichtigkeit war und sich sogar auf die Heranbildung des Kronprinzen erstreckte, der im zweiten Jahre der königlichen Ehe zur Freude des gesammten Landes das Licht der Welt erblickte.

Die übrigen Institutionen der Insel, welche ehemals auf den Karten unter dem Namen „Eldorado" im utopischen Meere angedeutet war, jetzt aber im Strudel der Zeit daraus verschwunden ist, waren im Ganzen musterhaft zu nennen, und der einzige Schandfleck, der sich daran heftete, bestand nur in dem tolerirten und sogar begünstigten Sclavenhandel, der hier ganz offen betrieben werden konnte und Eldorado zu einem der größten Märkte in dieser Waare erhob.

Dieser Handel geschah, so zu sagen, unter den Augen der Königin, denn da der Herrscher-Palast, das ehemals verwunschene Grab der Prinzessin Mytha, dicht am Ufer des Meeres lag, so konnte sie vom Balcon herab jedesmal sehen, wenn ein Sclavenschiff im Hafen anlangte, wo am Quai denn die entwürdigte Menschheit haufenweise verwerthet wurde. Nicht selten war sie wohl auch die Erste, die sich unter den unglücklichen Opfern die tauglichsten Subjecte für ihren eigenen Dienst auslas, indem sie eine ganz besondere Vorliebe für die Fremden bei allen Gelegenheiten an den Tag legte.

Am Arme der königlichen Ehehälfte durchwanderte sie eines Tages wieder einmal die Reihen einer frisch angekommenen Sclaven-Landung, um sich den Abgang einiger schwarzen Sclavinnen und Eunuchen zu ergänzen, als ihre Augen von ungefähr auf zwei der Unglücklichen fielen, die dem Typus der kaukasischen Race angehörten und Europäer zu sein schienen. Sie trugen schwere Fesseln und mochten wohl im Alter von vierzig Jahren gestanden haben, obgleich sie Gram und Kummer, die sich auf ihre Züge gelagert hatten, weit älter aussehen ließen.

Mehr neugierig als theilnahmsvoll ließ sie die Königin durch ihren Gemahl fragen, weß Landes sie seien, und da dieser außer der utopischen Sprache, die er inzwischen erlernt hatte, keine andere verstand als die deutsche,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0530-8

so redete er das Sclavenpaar in seiner Muttersprache an. Die Armen, von den bekannten und lange nicht mehr gehörten Wortklängen ihres Vaterlandes ergriffen, stürzten sich dem hohen Fragenden weinend vor Freude zu Füßen und der Mann sprach: „Wir sind Deutsche und gehörten früher dem Lande an, dessen Zunge Du redest, o mächtiger Herr. Es mögen jetzt ungefähr zehn Jahre her sein, da litten wir Schiffbruch auf offener See. Angeklammert an einem Balken des zertrümmerten Fahrzeugs trieben wir eine Nacht und einen Tag in den Wellen umher, bis uns ein Seeräuber ansichtig wurde, uns auffing und auf dem Boden seines Caperbootes festschmieden ließ. Er brachte uns darauf in das Land der Schwarzen, wo er uns an einen weißen Herrn verkaufte, dem wir in den Zucker-Plantagen unter allen erdenklichen Qualen und Martern der Sclavenzüchter arbeiten mußten. Da die Arbeiter in diesen Colonien aber kräftig und gesund sein müssen, so wurden wir, mehrmals nach einander erkrankt, als „abgetrieben", wie sie es nennen, an einen andern Piraten für Spottgeld verhandelt, der uns schon geraume Zeit als unverkäufliche Waare mit herumführt und uns jetzt gedroht hat, daß, wenn wir hier nicht an den Mann gebracht werden würden, er uns elend im Meere ersäufen wolle."

„Erbarmet Euch darum, o mächtiger Herr, um uns Armen und kauft uns los von dem Greuel des strengen Freibeuters; wir wollen Euch dienen mit Leib und Leben, so weit unsere Kräfte gehen."

„Da ihr vorhin sagtet," sprach jetzt der Königin Gemahl, „daß ihr deutschen Ursprungs, so laßt näher hören woher, denn das deutsche Land hat der Herren und Völker gar viele."

„Unsere Heimath", erwiederte durchzuckt von einem Schimmer der Hoffnung auf Rettung der Sclave, „hat eigentlich gar keinen Herrn und wir regieren uns selbst, denn wir stammen aus der freien Reichsstadt Lübek, im Bunde der Hansa die dritte."

„Was höre ich!" rief erstaunt der königliche Eheherr, „aus Lübek seid ihr? Da habt ihr doch wohl auch den reichen Kaufherrn Chrisostomus von Borgen, aus patrizischem Hause, gekannt, der auf seiner Fahrt nach Indien mit Mann und Maus, und Weib und Gut zu Grunde ging?"

„Wie, o Herr, der von dem Ihr eben gesprochen, wäre Euch bekannt? O ewiger Gott, welcher Zufall ist hier im Spiele! Chrisostomus von Borgen bin ich und diese hier ist mein Weib, die Gefahren und Unglück mit mir theilte und an meiner Seite seit zehn Jahren das geliebte Kind beweint, das allein sein Grab in den Wellen gefunden."

Da stürzte sich Oskar, der Sohn, an die Brust des Vaters und der Mutter und die Freudenthränen des Wiedersehens sprengten die Ketten des geliebten und für ewig verloren geglaubten Eltern.

Die Königin, welche die Sprache und die Geberden nicht verstehen konnte, wußte sich die Scene, die sich vor ihren Blicken entfaltet hatte, nicht zu erklären und war begierig auf die Verdollmetschung und Lösung des Räthsels. Kaum hatte sie aber den Hergang erfahren, als sie das Elternpaar ihres Gemahls liebreich in die Arme schloß und sogleich selbst die Befehle gab, daß sie in die Residenz gebracht und dort aufs beste für sie gesorgt werde.

Das schauderhafte Loos, welches die Sclaven zu erdulden haben, malte später Herr von Borgen mit so lebhaften Farben aus, daß die Königin im bewegten Herzen bestimmt wurde, den Sclavenhandel auf der Insel gänzlich zu verbieten und jedem Piraten, Händler und Makler die Todesstrafe des Aufspießens anzudrohen, der sich innerhalb der Grenzen ihres Reichs noch einmal erblicken ließe. Damit wurde denn die letzte Schmach der Civilisation, die ihre Regierung bisher verdunkelt hatte, getilgt; dem ehrenvollen Machtworte setzte sie aber die Krone noch dadurch auf, daß sie alle Sclaven des Landes, die eigenen nicht ausgenommen, von der Stunde an für frei erklärte.

Nach dem Tode der geliebten Eltern ließ ihnen der trauernde Sohn ein prächtiges Mausoleum erbauen, darin ihre Gebeine ruhten, bis sie der unsichtbare Zahn der Zeit wieder in Staub und Asche verwandelte, daraus sie hervorgegangen waren.

Das Reich vererbte sich aber fort durch viele Generationen hindurch, bis zu einer jener großen Katastrophen der Erde, wo Länder versinken, Meere entstehen und Inseln untergehen nach den weisen Anordnungen des allmächtigen Schöpfers und Lenkers der Dinge, als wären sie niemals dagewesen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0531-4

Der Schieferdecker von Antwerpen.

Eine Sage von **Fabricius.**

Im Jahre 1520, als Antwerpen nächst London und Venedig die reichste Stadt der Welt war, fand zu Ehren Karls V. ein glänzendes Volksfest statt! Die ganze Stadt war lustig und guter Dinge; auf dem Marktplatze hatte man viele Fässer Wein aufgefahren, und jeder konnte trinken, so viel er wollte.

Unter allen jungen Burschen nahm nur Hermann, der Schieferdecker keinen Antheil an der allgemeinen Freude; er hatte eben seine Braut abholen wollen zum Feste, aber ihr Vater, ein reicher Bürgersmann, hatte dem Hermann schimpflich die Thüre gewiesen, und ihm bedeutet, daß er nicht wiederkehren solle, bis er ein ansässiger Meister sey; das war aber in jener Zeit nicht so leicht, denn um Meister zu werden, mußte man dreihundert Karlsgulden zahlen, und diese aufzutreiben hatte Hermann keinerlei Aussichten!

Vergebens bot der alte Vater alles auf, seinen Sohn Hermann heiterer zu stimmen; Hermann mischte sich theilnahmlos unter die lustigen Gesellen, und je lustiger diese wurden, je betrübter wurde der Schieferdecker! Als Hermann so sinnend mit unterschlagenen Armen da stand, gesellte sich ein kleiner, lahmer Kerl zu ihm, der sprach: Was stehst Du da sinnend und betrübt, junger Bursch, während alle Andern lustig sind?

Was scheert's Euch, rief Hermann.

Nun nun, lachte der Lahme, junger Muth, hitzig Blut. Glaubst denn, man wüßte nicht, wo's Dir fehlt. Dreihundert Karlsgulden und die Marie, wär halt ein schönes Leben!

Hermann sah den Fremden überrascht an, während der Lahme fortfuhr:

Könnt Dir schon dazu verhelfen, wenn Du wolltest! Brauchtest blos das Kreuzlein an Deinem Halse ins Wasser zu werfen!

Das Kreuz ins Wasser werfen? rief Hermann. Nein, niemals, ich hab's von meiner Mutter und geb's nicht fort um keinen Preis!

Auch nicht um dreihundert Karlsgulden? lachte der Fremde!

Hermann gab ihm gar keine Antwort, und kehrte ihm den Rücken!

Noch stand Hermann sinnend in einer Ecke als sich plötzlich ein heftiger Sturm erhob. Der Marktplatz, auf dem eben noch eine fröhliche Menge vereint, war bald öde und verlassen, und als der Schieferdecker die heiße Stirn dem kalten Winde entgegen hielt, da ertönte nochmals hinter ihm des Lahmen heisere Stimme: Auch nicht um dreihundert Karlsgulden? he! he! he!

Hermann wollte den fremden, zudringlichen Menschen bei der Gurgel fassen, doch dieser verschwand gleichsam unter dem Boden! Dem Schieferdecker aber ward es nicht geheuer und er lief eiligen Schrittes nach Hause.

In derselben Nacht aber brach ein schreckliches Unwetter über Antwerpen los. Der Wind pfiff und heulte der Art, daß ganze Dächer unter erschrecklichem Gepolter von den Häusern losgerissen, in die Straßen flogen! Die Bürger lagen in den Häusern betend auf den Knieen und Alles glaubte, der letzte Tag sey für die Stadt herangekommen! Gegen Morgen legte sich der Sturm, und nun sah man erst, welche entsetzliche Verheerungen der Orkan angerichtet hatte! Am betrübtesten waren die Bürger über den Schaden, welche die Hauptkirche gelitten hatte! Das eiserne Kreuz auf der Spitze des hohen Thurmes war wie ein Rohr vom Sturme gebogen worden! Um das Kreuz wieder grade zu machen, war es durchaus nöthig, das Kreuz zu glühen, und dieses konnte nur unter Lebensgefahr desjenigen geschehen, der sich auf die gefährliche Spitze wagen würde!

Der Magistrat setzte einen Preis von fünfhundert Karlsgulden aus für denjenigen, welcher sich der gefährlichen Arbeit unterziehen wollte. Die Wappenherolde der Stadt machten dies öffentlich bekannt, aber Niemand meldete sich. Schon verzweifelten die Bürger daran, jemals das Kreuz auf ihrer Kirche wieder aufgerichtet zu sehen, als am andern Tage abermals die Herolde die Straßen durchzogen und ausriefen:

Allen Bürgern der Stadt thut der Bürgermeister zu wissen, daß der kühne und muthvolle Schieferdecker Hermann sich gemeldet hat, um das Kreuz wieder aufzurichten. Er wird seine Arbeit morgen mit der zwölften Mittagsstunde beginnen, und ersuchen wir alle Bürger, den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0532-9

braven Hermann nicht zu stören, weder durch Rath noch Zauberei, sondern ihm behülflich zu sein mit christlicher Liebe!

Am andern Tage hatte sich bereits früh eine große Menschenmenge auf dem Platze versammelt, um das kühne Wagniß mit eigenen Augen anzusehen! Punkt zwölf Uhr erschien Hermann auf dem Marktplatze unter lautem Jauchzen der Menge, doch der Jüngling grüßte nicht wieder! Sein bleiches Antlitz wandte er noch einmal zurück nach der Meldery-Straße, wo sein Liebchen wohnte, dann ließ er sich die Thurmthüre aufschließen und stieg muthig die Treppe hinauf! Nicht wenig war der Schieferdecker erstaunt, auf der obersten Stiege den Lahmen zu finden, der ihm lächelnd entgegentrat und sagte:

Sey kein Narr Hermann! Wozu willst Du Dein Leben riskiren für Nichts und wieder Nichts! Für lumpige fünfhundert Karlsgulden! So Du meinen Rath annimmst, gebe ich Dir tausend Gulden.

Wie kommt Ihr hierher und was wollt Ihr von mir? rief Hermann.

Wie ich herkomme, gilt Dir gleich, entgegnete der Lahme; was ich will? Dich glücklich machen! Geld sollst Du haben und Dein Bräutchen obendrein, wenn Du nur willst! Wirf Dein Kreuzlein ins Wasser und thu wie ich Dir sage, damit Du froh und zufrieden werdest!

Laßt mich ungeschoren! rief der Schieferdecker und schritt rüstig weiter hinauf zur Gallerie.

Als er oben am Thurme erschien, brachen alle Bürger unten auf dem Platze in ein lautes Hurrah aus, doch der Bürgermeister ermahnte sie nochmals ruhig zu sein, um den Schieferdecker in keiner Weise zu stören.

Hermann legte oben sein Wamms ab, um sich freier bewegen zu können und unglücklicher Weise so auch das Kreuzlein seiner Mutter, welches er in die Brusttasche des Wamms gesteckt! In einem Korbe hatte er einen Blasbalg, einen Schmiedehammer, und Schmiedekohlen! Das eine Ende eines Strickes befestigte er an dem Korbe, das andere Ende schlang er um seinen Leib, und stieg an den ausgehauenen Steinen des Thurmes immer höher hinauf zur Spitze. Unten auf dem Platze regte sich Keiner! Aller Augen Blicke hingen an dem kühnen Schieferdecker, der sich von einer Verzierung des Thurmes zur Andern unter steter Lebensgefahr hinauf arbeitete, bis zur Spitze! Erst als er die Spitze erklommen und auf der sechs Fuß breiten Fläche am Kreuze stand, erscholl ein lauter Freudenruf aus jeder Brust.

Als der Schieferdecker oben angelangt und sich von der Möglichkeit der Ausführung überzeugt hatte, war sein Muth gewachsen! Muthig zog er den Korb mir dem Handwerkszeug nach sich, und bald gewahrte das Volk am Fuße des Kreuzes eine Rauchwolke; allmälig erglühte das Kreuz und der schwere Schmiedehammer flog, von Hermanns nerviger Faust geführt, auf dem glühenden Eisen hin und her! Mit jedem Hammerschlage richtete sich das Kreuz höher bis es endlich grade aufstand, und ein unermeßlicher Jubel des Volkes die Arbeit des kühnen Jünglings krönte!

Hermanns Vater und die Marie waren unter dem Volke! Bald ward es bekannt, warum der Schieferdecker das kühne Wagniß unternommen! Vater und Braut wurden von dem Volke emporgehoben, gleichsam als wollte man Beide dem Schieferdecker empor reichen!

Hermann stand, das Volk triumphirend grüßend oben am Kreuze; die gefährliche Stellung vergessend, gab er sich den seligsten Träumen für die Zukunft hin, dann stieg er muthig denselben Weg hinunter und nun als er glücklich auf der schützenden Gallerie angekommen, war des Jubels kein Ende! Jung und Alt drängte sich die Thurmtreppe hinauf, dem Schieferdecker entgegen, doch schreckten alle bald verworren zurück, denn oben an der Thurmtreppe stand ein langer rother Kerl mit einer großen Hahnenfeder auf dem Haupte und rollte schwere Steine, die er von der Kirche losriß, hinunter! Schon sprach das Volk vom Zauber, daß Hermann nur mit Hülfe des Teufels das kühne Werk vollbracht, da sahen sie den Rothen auf der Gallerie im Kampfe mit dem Schieferdecker! Der Rothe hielt in der einen Hand das goldene Kreuz, welches er gestohlen, mit der andern hatte er den Schieferdecker bei der Gurgel gefaßt! Dieser führte mit seinem schweren eisernen Hammer gewaltige Schläge nach dem Rothen, doch dieser zuckte nicht einmal unter diesen Schlägen, sondern lachte jedesmal hell auf, wenn ihn der Hammer seines Gegners traf! Endlich gelang es dem Schieferdecker sich loszureißen und behend kletterte er diesmal, Angesichts der ihm drohenden Gefahr hinauf zur Spitze des Thurmes! Kaum hatte er so viel Zeit, dem Volke unten den ganzen Vorfall mit dem Lahmen zu erzählen, als dieser behend hinter dem Schieferdecker herkletterte, hinauf zur Thurmes-Spitze!

Betend und sich bekreuzend fiel das Volk auf die Kniee, aber die Marie riß den am

nächsten bei ihr Knieenden vom Boden empor und rief: Was liegt Ihr da am Boden und betet, während Euer Mitbürger in Gefahr ist! Wer Muth hat, der folge mir!

Schon sprangen viele, durch die Worte der Marie ermuthigt auf, koste es was es wolle die Thurmtreppe zu ersteigen und dem Schieferdecker zur Hülfe zu eilen; da erscholl oben am Kreuze ein höllisches Gelächter! Der Rothe hielt den Schieferdecker mit beiden Armen in die Höhe und rief:

Nun, wenn Ihr ihn denn mit Gewalt haben wollt, da habt Ihr ihn!

Dabei schleuderte er den Schieferdecker hinunter auf den Markt, und flog durch die Luft auf und davon.

Als man den Leichnam des Schieferdeckers aufheben wollte, hielten ihn noch zwei andere Leichen umschlungen, sein Vater und seine Braut.

Unter dem Thurme zu Antwerpen ruhen die Drei vereint in einem Grabe.

Das Mädchen vom See.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Mitten im Gebirge lag ein armes Dorf mit gelben Lehmhütten und bemoosten Strohdächern, darin wohnten lauter Holzschuhmacher, von denen der eine noch ärmer war, als der andere. Nicht weit von dem Dorf lag ein anmuthiges Thal, das duftete im Frühlinge und im Sommer von den lieblichsten Wohlgerüchen, denn, es wuchsen dort, rings um den spiegelklaren See, obschon es im hohen Norden lag, allerlei Pflanzen und Bäume, die sonst nur im heißen Süden gedeihen. In der schönen Jahreszeit kamen viele gelehrte Professoren in das Thal, um die wunderbare Flora, die sich keiner erklären konnte, zu sehen und zu sammeln. Wenn sie dann mit jedem Schritte auf ein neues Wunder stießen, so schüttelten sie die gelehrten Zöpfe und standen ganz dumm und verblüfft da. Die Holzschuhmacher aber, die von der Flora nichts verstanden, sagten, die herrliche Vegetation rühre von dem See her. Warum, das wußten sie freilich auch nicht.

Aber es mußte doch mit dem See eine eigenthümliche Bewandtniß haben, denn fürs erste machte sein Wasser nie ein Wellchen, wenn sich das Schilf an seinen Ufern und die Palmbäume, welche ihn, wie ein Kranz, einfaßten, auch noch so sehr im Winde bogen und schüttelten. Fürs zweite war das Wasser stahlblau und wenn man davon in ein Glas schöpfte, so nahm es nach der Jahreszeit eine grüne, gelbe oder weiße Farbe an, die grüne im Sommer, die gelbe im Herbste und die weiße im Winter. Fürs dritte hatte noch kein Mensch erlebt, daß er zugefroren war.

Diese drei Eigenschaften des Teiches kannte jedes Kind, aber es gab Leute, die noch mehr von ihm wußten. So z. B. wollte ein alter Holzschuhmacher einmal ein prachtvolles Schloß mit Thürmen und Zinnen durch die klare Fluth in unermeßlicher Tiefe bemerkt haben; ein anderer, der sich in der Nacht verspätet, hatte wunderbare Chöre von lieblichen Stimmen aus dem Wasser auftauchen hören, und ein dritter ging sogar so weit, zu behaupten, er sei einmal am Ufer in den Schlaf gefallen und habe bis in die späte Nacht im Grase gelegen. Da sei er plötzlich erwacht und habe in einer bunten Gondel drei abentheuerlich gekleidete Personen gesehen. Ruder hätten sie nicht gebraucht und doch sei die Gondel vorwärts und rückwärts gegangen.

Nun trat einmal ein Winter ein, der hatte seines Gleichen nicht, und was nie erlebt worden war, das geschah jetzt: der See fror zu. Es war ein Glück für die armen Holzschuhmacher, daß sie wohlfeilen Kaufes an das Holz kamen, so wären sie in ihren durchlöcherten Hütten erfroren.

Die zerbrochenen Fensterscheiben ihrer Wohnungen waren mit geflickten Kleidern und alten Lappen zugestopft; die Kamine hörten nicht auf zu rauchen und zu qualmen, als ob für die Kirmeß gekocht und gebraten würde. Jedermann hielt sorgfältig die Thüre geschlossen, Niemand wagte sich heraus. Wie mochte es nun wohl kommen, daß ein Mädchen mit langem, aufgelöstem Haar sich draußen befand und an einer der Hütten klopfte? —

Der Bewohner öffnete mürrisch und als er des Mädchens ansichtig wurde, hatte er die Thüre wieder gefaßt, um sie zu schließen. Da

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0536-2

O. Pickentscher. inv. Lith. Inst. Arntz & Cie in Düsseldorf.

Das Mädchen vom See.

(Märchen von W. Herchenbach.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0534-1
DFG

nächsten bei ihr Knieenden vom Boden empor und rief: Was liegt Ihr da am Boden und betet, während Euer Mitbürger in Gefahr ist! Wer Muth hat, der folge mir!

Schon sprangen viele, durch die Worte der Marie ermuthigt auf, koste es was es wolle die Thurmtreppe zu ersteigen und dem Schieferdecker zur Hülfe zu eilen; da erscholl oben am Kreuze ein höllisches Gelächter! Der Rothe hielt den Schieferdecker mit beiden Armen in die Höhe und rief:

Nun, wenn Ihr ihn denn mit Gewalt haben wollt, da habt Ihr ihn!

Dabei schleuderte er den Schieferdecker hinunter auf den Markt, und flog durch die Luft auf und davon.

Als man den Leichnam des Schieferdeckers aufheben wollte, hielten ihn noch zwei andere Leichen umschlungen, sein Vater und seine Braut.

Unter dem Thurme zu Antwerpen ruhen die Drei vereint in einem Grabe.

Das Mädchen vom See.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Mitten im Gebirge lag ein armes Dorf mit gelben Lehmhütten und bemoosten Strohdächern, darin wohnten lauter Holzschuhmacher, von denen der eine noch ärmer war, als der andere. Nicht weit von dem Dorf lag ein anmuthiges Thal, das duftete im Frühlinge und im Sommer von den lieblichsten Wohlgerüchen, denn, es wuchsen dort, rings um den spiegelklaren See, obschon es im hohen Norden lag, allerlei Pflanzen und Bäume, die sonst nur im heißen Süden gedeihen. In der schönen Jahreszeit kamen viele gelehrte Professoren in das Thal, um die wunderbare Flora, die sich keiner erklären konnte, zu sehen und zu sammeln. Wenn sie dann mit jedem Schritte auf ein neues Wunder stießen, so schüttelten sie die gelehrten Zöpfe und standen ganz dumm und verblüfft da. Die Holzschuhmacher aber, die von der Flora nichts verstanden, sagten, die herrliche Vegetation rühre von dem See her. Warum, das wußten sie freilich auch nicht.

Aber es mußte doch mit dem See eine eigenthümliche Bewandtniß haben, denn fürs erste machte sein Wasser nie ein Wellchen, wenn sich das Schilf an seinen Ufern und die Palmbäume, welche ihn, wie ein Kranz, einfaßten, auch noch so sehr im Winde bogen und schüttelten. Fürs zweite war das Wasser stahlblau und wenn man davon in ein Glas schöpfte, so nahm es nach der Jahreszeit eine grüne, gelbe oder weiße Farbe an, die grüne im Sommer, die gelbe im Herbste und die weiße im Winter. Fürs dritte hatte noch kein Mensch erlebt, daß er zugefroren war.

Diese drei Eigenschaften des Teiches kannte jedes Kind, aber es gab Leute, die noch mehr von ihm wußten. So z. B. wollte ein alter Holzschuhmacher einmal ein prachtvolles Schloß mit Thürmen und Zinnen durch die klare Fluth in unermeßlicher Tiefe bemerkt haben; ein anderer, der sich in der Nacht verspätet, hatte wunderbare Chöre von lieblichen Stimmen aus dem Wasser auftauchen hören, und ein dritter ging sogar so weit, zu behaupten, er sei einmal am Ufer in den Schlaf gefallen und habe bis in die späte Nacht im Grase gelegen. Da sei er plötzlich erwacht und habe in einer bunten Gondel drei abentheuerlich gekleidete Personen gesehen. Ruder hätten sie nicht gebraucht und doch sei die Gondel vorwärts und rückwärts gegangen.

Nun trat einmal ein Winter ein, der hatte seines Gleichen nicht, und was nie erlebt worden war, das geschah jetzt: der See fror zu. Es war ein Glück für die armen Holzschuhmacher, daß sie wohlfeilen Kaufes an das Holz kamen, so wären sie in ihren durchlöcherten Hütten erfroren.

Die zerbrochenen Fensterscheiben ihrer Wohnungen waren mit geflickten Kleidern und alten Lappen zugestopft; die Kamine hörten nicht auf zu rauchen und zu qualmen, als ob für die Kirmeß gekocht und gebraten würde. Jedermann hielt sorgfältig die Thüre geschlossen, Niemand wagte sich heraus. Wie mochte es nun wohl kommen, daß ein Mädchen mit langem, aufgelöstem Haar sich draußen befand und an einer der Hütten klopfte? —

Der Bewohner öffnete mürrisch und als er des Mädchens ansichtig wurde, hatte er die Thüre wieder gefaßt, um sie zu schließen. Da

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0536-2

flehte das Mädchen: Ach, guter Mann, nehmt eine Art und geht mit mir zum Teiche, um das Eis aufzuhauen!

Der Holzschuhmacher wurde noch mürrischer und unwilliger und sprach: Wie magst du Närrin verlangen, daß ich meine warme Stube verlasse, um deinen Grillen zu Willen zu sein?

Die Thüre flog zu und die frierende Jungfrau blieb draußen.

Da ging sie zur nächsten Hütte, aber dort wurde es ihr nicht besser, sondern wo möglich noch schlimmer. Von Thüre zu Thüre abgewiesen, schien sie endlich den Muth verloren zu haben, noch weiter zu bitten. Laut schluchzend gelangte sie an die letzte Hütte, stellte sich an die Ecke, wo der Wind sie nicht so stark fassen konnte und ließ ihren Thränen freien Lauf. Es war unterdessen Abend geworden; in dem Hüttchen schimmerte ein schwaches Licht und man konnte durch die trüben Scheiben sehen, daß die Frau krank auf dem Pfühl lag und der Mann mit betrübtem Gesichte vor ihrem Lager stand.

Scht! . . . sagte der Mann, mir ist, als ob draußen Jemand weine. Mir auch, entgegnete die Frau. Oeffne doch einmal die Hausthüre. Das that der Holzschuhmacher, und da er die vor Frost zitternde Jungfrau gewahrte, ging ihm vor Mitleid eine Gänsehaut über den Rücken und er sagte: Mein Gott, armes Kind, du frierst ja todt, so komm doch herein! Freudig hüpfte sie in die Hütte und wärmte sich am Herdfeuer, in welches der Holzschuhmacher seine trockensten Späne hineinwarf.

Mittlerweile hatte die kranke Frau Gelegenheit, ihren Gast vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten und vor lauter Verwunderung ihre Schmerzen zu vergessen. Das Haar hatte eine außergewöhnliche Länge und hing ohne Band und Flechten fast bis auf den Boden herab; dabei glänzte es wie Gold und war so fein und zart, wie Seidenfäuschen. Rings um den Kopf saß ein Reif, der funkelte und glitzerte wie die Sonne. Ihr Gesicht war so lieblich, daß man gar nichts Schöners denken konnte; die Augen waren von langen, schwarzen Wimpern beschattet, die Wangen sahen wie Milch und Blut aus und der nackte Hals schimmerte von einer sanften Rosenröthe. Hand und Fuß schienen wegen ihrer Kleinheit einem Kinde anzugehören. Als der Schnee auf ihren Kleidern schmolz, wurde ein kostbarer Stoff sichtbar, in dem mehr Gold und Silber glänzte, als die arme Holzschuhmacherfrau in ihrem Leben gesehen hatte.

„Sobald das wunderbare Wesen seine Glieder etwas erwärmt hatte, sprach es zu dem Holzschuhmacher: Guter Mann, ihr habt mich mitleidvoll aufgenommen, während eure Nachbarn mich erbarmungslos verstießen, aber ihr müßt noch mehr thun, wenn euer Werk gekrönt werden soll. Fraget mich nicht warum, sondern nehmt eure Art und schlagt mir ein Loch in den Teich.

Der Holzschuhmacher sah seine Frau fragend an.

Geh nur, sagte diese, es wird wohl nicht sobald schlimmer werden, und du kommst ja ohnedies bald zurück.

Die Jungfrau lohnte ihr dieses Wort mit einem von Dankbarkeit strahlenden Blicke.

Der Holzschuhmacher nahm die Art und eilte der räthselhaften Jungfrau nach, die ordentlich vor ihm her schwebte und die kleinen Füße gar nicht zu gebrauchen schien. Bald waren sie auf dem Teiche angekommen und der Holzschuhmacher hieb nach ihrer Anweisung ein rundes Loch. Als dieses fertig war, sprach sie mit einem freundlichen Lächeln: Eure Dienstfertigkeit wird nicht unbelohnt bleiben! Nun aber kehret um, sehet aber bei Leibe nicht zurück, wenn euch euer Leben lieb ist.

Da kehrte der Holzschuhmacher mit eiligen, langen Schritten zurück, um zu seiner kranken Frau zu kommen. Er hatte aber noch nicht manchen Tritt gethan, so hörte er einen Plumps in's Wasser. Gern hätte er sich umgewandt, weil er fürchtete, die liebliche Jungfrau habe sich im Teiche ertränkt; aber er gedachte der Drohung und seines kranken Weibes und schritt seiner Hütte zu.

Sobald er eintrat, hielt ihm seine Gattin ein kleines Mädchen entgegen, das hatte der Storch in seinem Schnabel hereingebracht, indeß er am Teiche das Loch hieb: Er nahm es in seinen Arm und hüpfte vor Freuden in der Stube umher, denn es war das erste Kind, welches ihm der Storch brachte. Von dem Springen fielen ihm die Eisflöckchen aus dem Barte, die bei dem Aufhauen des Eises hineingefahren waren. Erschrocken las er sie von dem Wickelschnur des Kindes auf, weil er dachte, ihr Fall würde demselben Schmerzen verursachen.

Sobald er sie mit der Hand berührte, verwandelten sie sich in blanke Goldstücke mit einem wunderbaren Gepräge, denn auf der einen Seite war das genaue Bildniß der Jungfrau, die sich in seiner Hütte gewärmt hatte, auf der andern das seines neugebornen

Kindes. Und da fehlte kein Titelchen und kein Härchen auf dem Kopfe. Erst fürchteten sich Vater und Mutter vor dem vielen geheimnißvollen Golde, aber der Holzschuhmacher erinnerte sich der Worte: „Eure Dienstfertigkeit wird nicht unbelohnt bleiben!“ und legte sie allemitsammt in sein dickes Gebetbuch.

Vater und Mutter konnten sich an dem Töchterchen nicht satt sehen, und es war wirklich ein schönes Kind und hatte viele Aehnlichkeit mit dem fremden Mädchen. Einen goldenen Reif hatte es freilich nicht um die Stirne, auch nicht so kostbare Kleider, aber was die Farbe und Feinheit des Haars, die Lieblichkeit der Gesichtzüge und die seidenen Augenwimpern anging, so konnts die Aehnlichkeit nicht größer sein. Ueberhaupt war es etwas Wunderbares mit dem Kinde; in zwei Tagen hatte es vollkommene Züge, während andere Kinder oft Monate lang Schrumpeln und Falten, im Gesichte haben; auch hörte man es nie weinen — und das war nicht weniger seltsam, denn Jedermann weiß es, welch einen gewaltigen Lärm sonst ein so kleiner Ankömmling zu machen pflegt.

Es wäre nun in der Ordnung gewesen, daß die Schwiegereltern das Kind aus der Taufe gehoben hätten, aber das war durchaus nicht möglich, weil die Wege bis zu dem Dorfe, wo sie wohnten, so total zugeschneit waren, daß weder Mensch noch Thier passiren konnte. Von den Nachbarn wollte die Mutter auch keinen nehmen; denn sie dachte: Wenn Vater und Mutter nicht kommen könnten, so ist das Kind doch von so absonderlicher Art und zu schön und vornehm, als daß Meinesgleichen an der Taufe stehen soll. Die Noth und Rathlosigkeit der Eltern war groß und sie hatten noch immer keinen Entschluß gefaßt, als schon der Vorabend des Tauftages da war.

Am andern Morgen, als sie bekümmert erwacht waren und eben bei dem ärmlichen Frühstücke saßen, hörte man Pferdegetrappel und Schellengeläute im Dorfe. Klein und Groß fuhr neugierig an die Fenster und schaute dem schönen Schlitten nach, der rings umher mit Silber beschlagen und mit reichem Pelzwerke bedeckt war. Die Glöckchen, die in großer Anzahl den feurigen Pferden um den glänzenden Hals hingen, bestanden ebenfalls aus diesem blinkenden Metall. Auf dem Schlitten aber saß ein junger, feiner Herr, und neben ihm die Jungfrau mit dem Goldreifen, wovon wir schon gesprochen haben.

Brr! hielt der Schlitten zur Verwunderung aller Holzschuhmacher des Dorfes vor dem letzten Häuschen an, und die Beiden, die drauf saßen, stiegen richtig ab und gingen hinein. Die Jungfrau schritt stracks auf das Bett der Wöchnerin zu und sprach: Ich weiß, daß Ihr in Verlegenheit um den rechten Pathen und die richtige Gothe seid. So nehmt uns denn!

Die Wöchnerin hörte das nicht ungern; ohne sich lange zu bedenken schlug sie ein und überreichte das Kind mit freundlichem Lächeln der Jungfrau, die es in ein schweres Seidengewebe wickelte und mit sich auf den Schlitten nahm. Hui! scharrten die Pferde aus und in einem Augenblicke waren sie dem Auge entschwunden.

Nach einigen Stunden kamen sie zurück und legten der Mutter das Kindlein in den Schooß. Nenne es Ermtrude! sagte die Jungfrau. Dann schritten sie hinaus und flogen mit dem Schlitten hinweg. Aber sie hatten doch ihre Gaben da gelassen, denn als sie die kleine Ermtrude loswickelten, fielen eine Anzahl Banknoten heraus, die größere Summen bedeuteten, als sie zu je erwerben gehofft hatten.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der Holzschuhmacher bald der reichste Mann im Dorfe wurde, seinen Collegen viel zu denken und ihren Weibern noch mehr zu sprechen gab. Indeß kehrte er sich an die Sticheleien und Ausfälle nicht, sondern machte vor wie nach unverdrossen Holzschuhe, häufte mit jedem Jahre mehr blanke Thälerchen zusammen und kaufte ein Stück Wald um das andere. Der größte Reichthum war und blieb aber doch die kleine Ermtrude. Das Kind schlug so gänzlich aus der Holzschuhmacherart heraus, daß kein Mensch recht zu begreifen vermochte, wie die liebliche Blume in diesem wilden Waldgarten gewachsen sei. Aber es war auch sicher, daß unsichtbare Hände sie überall führten und leiteten. Sie mochte auf die höchsten Bergspitzen klettern, sich am schroffsten Rande der Schluchten hinablassen, sie ritzte sich nie einen Finger, brachte nie das Goldhaar in die mindeste Verwirrung, geschweige, daß ihr durch Straucheln oder Fallen ein Unglück wiederfahren wäre, wie andern Kindern. Zu Weihnachten fand sie jedesmal einen Tannenbaum in ihrem Schlafzimmer, der bis an die Decke reichte, mit Lichtern übersät war und von allerlei niedlichen und kostbaren Sachen strotzte, über die Jedermann und Vater und Mutter nicht am wenigsten staunten.

Arbeit und Mühseligkeiten blieben ihr fremd, nie setzte sie Hand oder Fuß zur geringsten nützlichen Handthierung, vielmehr schweifte sie vom Morgen bis in die Nacht über die Berge und durch die Thäler, flocht am See Kränze, die sie über ihrem Bette aufhing oder sang, auf einem Felsen sitzend, mit

heller Stimme seltsame Weisen. Glück und Zufriedenheit herrschten, wohin sie den Fuß setzte. Die Thiere des Waldes kannten ihren Ruf und kamen auf ihre Schmeichelworte herbei. Amsel und Nachtigall hüpften auf ihrer Schulter, während Fuchs und Hase den Kopf auf ihren Schooß legten und unerschrocken zu ihr aufblickten.

Ihr liebster Aufenthaltsort war der See; seine geheimnißvollen Wasser zogen sie mächtig an und man konnte sie oft sehen, wie sie stundenlang den Kopf über das Wasser beugte und unermüdet hinabschaute, als ob sie nach dem Schlosse spähe, welches man auf dem Grunde des Wassers gesehen haben wollte. Wenn sie lange so im Schilfe gesessen und hinabgesehen hatte, dann wurde ihr Herz jedesmal traurig, und ein paar helle Thränen flossen in die Fluth, wenn sie sich erhob, um nach Hause zurückzukehren.

Einmal machte ihr der Vater ein Paar allerliebste Holzschuhe, die waren oben und an den Seiten mit prächtigen Farben und Bildern angemalt, daß sie eine rechte Freude daran hatte. Sonst mochte sie die Holzschuh nicht leiden, wie ihr Alles zuwider war, was sich nicht recht leicht und feenhaft ansah und anfühlte; aber diese Holzschuhe waren ganz nach ihrem Geschmack, und obschon sie etwas unbeholfen darin umherstolperte, so meinte sie doch, es sei nicht Alles im rechten Gleise, wenn sie nicht wenigstens einmal im Tage damit nach dem See ging.

Einst hatte sie nicht von Hause weggekonnt, weil der Vater mit einer Fuhre Holzschuhe nach der Stadt und die Mutter unpäßlich war. Da nun der Abend mit seinem Mondscheine anbrach und die Nachtigall durch das offene Fenster in ihre Schlafkammer flatterte, da konnte sie es im Hause nicht länger aushalten, stand auf und ging zu dem See. Der lag da wie eine Schaale voll Quecksilber, in tiefer Ruhe und geheimnißvollem Schweigen. Wieder beugte sie sich über das Wasser und schaute hinab, sah aber nichts als ihr liebliches Bild, das ihr aus der Tiefe entgegenleuchtete.

Da band sie einen Weidenzweig an einen ihrer Holzschuhe und ließ ihn auf dem Wasser fahren. Mit einemmale gestaltete sich der Schuh zu einer schönen Gondel, und statt der Weidenruthe hielt sie eine silberne Kette in der Hand. Sobald das erste Staunen vorüber war, überkam sie die Lust, in der Gondel zu fahren. Sie zog dieselbe mit der Kette an sich und sprang hinein. Sogleich setzte sie sich von selbst in Bewegung, fuhr auf und ab und traf jedesmal die Richtung, welche Ermtrude wünschte. Ein paarmal deuchte es ihr, als tauche ein Kopf aus der Fluth, demjenigen ähnlich, der auf den Goldstücken in ihres Vaters Gebetbuch stand; doch gab sie solchen Gedanken nicht viel Raum, da sie zu sehr mit dem Vergnügen des Fahrens beschäftigt war.

Sobald sie indeß keinen Geschmack mehr daran fand, stand die Gondel am Rande des Sees im Schilfe still. Ermtrude sprang hinaus. Da war die Gondel wieder zum Holzschuh und die silberne Kette zur Weidenruthe geworden. Die folgende Nacht ging sie abermals hinaus und schwamm in der Gondel auf dem Wasser umher bis die aufgehende Sonne durch die Bäume blitzte. Von nun an verging keine Nacht mehr, wo sie nicht am See war; aber Jahrelang sah sie nichts anders darauf, als die Gondel, die jedesmal aus ihrem Holzschuh entstand.

Einst kam ein reicher Holzhändler in die Gegend, der sah die liebliche Waldblume und wurde mit Liebe erfüllt. Er war schmuck und schön, hatte feine Manieren und war wohl geeignet, das Herz eines Mädchens warm zu machen. Ermtrude schenkte ihm in seliger Wonne ihre volle Liebe und beide traten vor die Eltern hin und baten um ihren Segen. Dem Holzschuhmacher war die Verbindung recht nach dem Sinne und auch die Mutter hatte nichts einzuwenden. Darum dauerte es auch nicht lange, so wurden sie als Brautleute verkündigt.

Die Nacht vor der Hochzeit ging Ermtrude wieder hinaus zum See. Wohl freute sie sich auf den Morgen und doch war ihr das Herz so entsetzlich schwer, als ob ihr ein Unglück bevorstände. Ueber den Rand der Gondel gelehnt weinte sie in die Fluth hinein, daß eine Thräne die andere jagte. Schwere Seufzer entrangen sich ihrer Brust und zum erstenmal in ihrem Leben rief sie zu den Geistern der Fluth.

Da rauschte das Wasser und vor ihren Augen tauchte die Gestalt auf, deren Züge sie früher schon flüchtig im Wasser zu sehen geglaubt hatte. Die Jungfrau drückte einen Kuß auf Ermtrudens Stirne und sprach in feierlichem Tone: Gehe, erfülle dein Geschick und wenn Dich je die Kümmernisse des Lebens treffen, so kehre hierher zurück!

Verschwunden war die Jungfrau; Ermtrude saß im Schilfe, neben ihr lag ein prachtvolles Brautkleid, das im Dunkeln schimmerte und leuchtete und am Tage anzusehen war, wie ein Gewebe von goldnen und silbernen Wasserstrahlen. Auch ein Stirnschmuck lag

dabei, dessen Perlen wie strahlende Thränen glitzerten. Sie nahm ihren Brautschmuck und kehrte in die stille Schlafkammer zurück, in welche die Nachtigallen ihr ein Brautlied hineinschmetterten. Aber in ihren Kehlen lag etwas so wehmüthig Klagendes, daß ihr noch bänger ums Herz wurde, und sie wußte doch nicht warum.

Am andern Tage wurde sie in ihrem reichen Schmucke des Kaufmanns Weib. Dieser aber gehörte nicht zu den edeln Seelen, die einer nachhaltigen Liebe fähig sind. Als die Flitterwochen vorüber waren, dünkte ihm, seine Frau hinge zu viel an unnützen Dingen und sie würde besser thun, sich den Quark aus dem Kopfe zu schlagen, tüchtig zu schaffen und zu wirthschaften, wie einer ordentlichen Hausfrau zukomme.

Ermtrude schweifte vor wie nach sorglos im Walde und am See umher, wie sie als Jungfrau gethan. Wenn sie aber am Abende nach Hause kam und einen Kranz von duftigen Maiblumen um das Haar ihres Gatten wand, dann zog dieser die Stirne in krause Falten und ließ hin und wieder ein Wort des Unmuthes fallen. Bald kleidete er seine Gefühle in sehr verständliche Ausdrücke und machte sein Recht als Haupt des Hauses geltend.

Das schnitt der Ermtrude durch die Seele, aber sie war verständig genug einzusehen, daß er im Rechte sei, und fügte sich gehorsam unter den Zwang seines Willens. Ach, wie kam ihr das so hart an, wie wehe that ihr die Werktagsthätigkeit und das Schaffen in Haus und Garten!

Alles hätte dennoch gut gehen können, wäre der Gatte in seinen Forderungen nicht täglich in die Höhe gegangen. In dem Maaße, wie seine Liebe schwand, wurde er befehlshaberischer und tyrannischer.

Da sie ihm einmal die Mehlklöse nicht ganz nach seinem Geschmacke gemacht hatte, gerieth er in heftigen Zorn, ergriff einen von den zierlichen Holzschuhen, die auf dem Simse standen, und schleuderte ihr denselben an die Schläfe, daß sie wie todt auf den Boden niederfiel. Der Holzschuh sprang mitten entzwei und ließ im Zerspringen eine Klage wie von menschlicher Stimme hören.

Der Wütherich ging hinaus, schlug die Thüre zu und ließ sein Weib im Blute liegen.

Als sie wieder zur Besinnung kam, war die Liebe aus ihrem Herzen gewichen und sie schloß sich in ihre Kammer, bis die Nacht sich auf den Wald legte. Sobald sie den Gatten schnarchen hörte, legte sie ihr Hochzeitskleid an, band den Stirnschmuck um und öffnete leise die Hinterthüre, welche in den Wald führte. Mit traurigem Herzen schlug sie den Weg nach dem Teiche ein. Ach, es mußte ein schmerzvoller Gang sein, denn die Thränen rieselten von ihren Wangen in das Moos hinab und zuweilen blieb sie stehen und schaute nach dem Hause ihrer Eltern zurück. Von den Bäumen flogen die Nachtigallen herunter und folgten ihr mit klagendem Gesange; auch die übrigen Thiere des Waldes gaben ihr in langem Zuge das Geleite. Langsam und zögernd schritt sie vorwärts; endlich kam sie am See an und beugte sich über die Fluth hinab.

Da sah ihr Auge zum erstenmale, wonach sie seit Jahren gesucht hatte: Auf krystallenem Grunde stand ein prächtiges Schloß und über demselben eine strahlende Sonne, die den Boden mit seinen wunderbaren Gewächsen beleuchtete. Sie breitete schluchzend ihre Arme gegen das Schloß aus und rief: „Jetzt bedarf ich deines Trostes, denn die Bitterkeiten des Lebens sind über mich hereingebrochen!“

Da rauschte die Fluth; die Jungfrau tauchte empor und schloß sie mit Küssen in ihre Arme. Kein Wort ward gehört, aber die Fluthen theilten sich noch einmal und schwesterlich umschlungen sanken die beiden hinab.

Still und ruhig lag der See wieder wie eine Schale voll Quecksilber, aber auf der Oberfläche schwamm das schimmernde Hochzeitskleid, wo es der Kaufmann am nächsten Morgen fand, als er hinausging, seine Gattin zu suchen. Vergebens ließ er den See auf- und abfischen: bis zu der unermeßlichen Tiefe hinab, wo das Wasserschloß stand, reichten die Stangen nicht.

Ermtrudens Eltern drückte der Tod ihres Kindes schwer darnieder. Sie kränkelten und vergingen, wie der Schatten an der Wand. Vergebens war es, daß eine unsichtbare Hand ihr Lager bereitete, erquickende Tränke und Medicamente in ihre Hände gab; die Lebenskraft erlosch mehr und mehr und ehe der Mondwechsel eintrat, lagen sie in Ermtrudens Kammer als Leichen nebeneinder. Bei ihrem Begräbniß schlossen sich an den Leichenzug des Holzschuhmachers und seiner Frau eine unabsehbare Menge prächtiger Wagen mit stolzen Rossen, in Trauerdecken gehüllt; Niemand wußte, von wannen sie kamen, Niemand sah, wohin sie gingen, als die Leichen eingesenkt waren.

Am andern Morgen fand man auf dem Doppelgrabe einen schmucklosen Leichenstein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0540-4

worauf mit goldenen Buchstaben die Worte standen: Die trauernde Tochter den geliebten Eltern.

Als am Nachmittage die Holzschuhmacher des Dorfes am See Wasser schöpfen wollten, war dieser verschwunden. Ein kleines Brünnlein, das beständig einen Strahl heißen Wassers emporsprudelte, befand sich an seiner Stelle; statt der tropischen Gewächse aber fand man nur verkrüppeltes Gesträuch, und harte Binsen bedeckten den sumpfigen Boden.

Ermirudens Gatte aber, den das böse Gewissen plagte, saß Tag und Nacht an dem Brünnlein, bis er in einem harten Winter erfror und von den Holzschuhmachern neben seinen Schwiegereltern begraben wurde.

Tannenee.

Tiroler Sage von **Ludwig Bechstein.**

Da, wo jetzt der Oetzthal-Ferner seine gigantische Eisspitze hoch über die öde Welt seiner Gletscher und seines ewigen Schnees streckt, lag vor Zeiten ein blühendes Alpenstädtchen, Tannenee geheißen, so viel als Tannenbund, denn Ee (Ehe) heißt so viel als Bund, Satzung oder Recht. Da war noch gute Zeit auf Erden, als jenes Städtchen blühte. Hohe weitgedehnte Tannenforste breiteten sich aus über die Berghöhen, belebt von zahlreichem Gethier und Geflügel, von Steinböcken und Gemsen, und anderem Wild. Bei den Menschen wohnte das Recht und die Frömmigkeit und Barmherzigkeit, keiner fügte dem andern ein Leid zu, und der schuldlos Arme fand liebevolle Unterstützung. Dafür quoll Segensfülle aus der Hand der göttlichen Allmacht auf Ort und Bewohner nieder, und fast mochte Tannenee ein Paradies genannt werden, denn es gab dort kein Unrecht, keine Laster und keine Verbrechen.

Das währte lange so fort, dann kam eine andere Zeit.

Aus der Fülle des Segens, der die Tugend der alten Bevölkerung von Tannenee belohnte, war Reichthum geworden, und allgemach verblendete der Reichthum die Herzen und erfüllte sie mit Gier nach immer größerem Gewinn. Da wurden Erzgänge erschlossen und ausgebeutet, Wälder niedergeschlagen, friedliche Thiere niedergeschossen, nicht blos zur Nahrung, sondern aus frevler Lust am Morde. Die einfache Tracht der Tiroler Land- und Bergbewohner war nicht mehr gut und schön genug; man prunkte in Gold und Seide und in wälscher Tracht. Zuletzt wurde auch das Recht verletzt und verdreht, die Wohlthätigkeit nahm ab und die Habsucht und der Geiz nahmen zu. Da hörte die goldene Zeit auf für Tannenee, obschon Männer und Weiber in Gold gekleidet einherstolzierten.

Endlich wurden die Reichen zu Tannenee schier so stolz und üppig und übermüthig, wie einstens das Volk von Babylon, und sprachen wie jenes: „Wohlauf, lasset uns einen Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen."

„Und lasset uns eine Glocke hängen in den Thurm, deren Schall alle Welt vernehme im ganzen Gebirge."

„Und so uns Kinder geboren werden, oder unser einer mit Tode abgeht, soll die Glocke gelautet werden, daß unser Gedächtniß ruchtbar werde, und soll für solches Lauten eine Gebühr gezahlt werden an den hohen Rath von Tannenee."

„Dem armen Volke aber, so nicht zahlen kann, soll man auch nicht hinlauten."

Und erbauten den mächtigen Thurm, der so stark wurde wie ein Berg, und so hoch, daß er über alle Berge viele Meilen im Umkreise ragte, und hingen eine Glocke hinein, größer wie die größte Glocke, die es heute zu Tage auf der Welt giebt.

Und thaten, wie sie gesagt hatten.

Da kam eine Hungersnoth über das Gebirge, und ein Viehsterben.

Und da wurden der Armen sehr viele, und die Hirten verzweifelten, und lagen an den Thüren der Reichen zu Tannenee, und flehten um Brod um Gottes Willen.

Die Reichen aber verschlossen ihre Thüren und ihre Herzen, und ließen die Armen verhungern.

Da kam ein Menschensterben über das Gebirge, und ein Ungewitter, und ein strenger Frost, daß die Hütten verschneiten, oder von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0541-9

Lawinen überschüttet, oder von den Muren jählings in Abgründe gerissen wurden.

Und die Bewohner der Berge flüchteten nach dem gesicherten Tannenee, das ein Tannenforst gegen Lawinen und Muren schützte, und flehten um Obdach und Nahrung — aber die zu Tannenee trieben die flehenden mit goldenen Geisseln von ihren Schwellen, oder ließen sie darauf erfrieren, und mochte von dem armen Volke sterben, wer da wollte, so wurde keinem einzigen zu Grabe geläutet.

Da verfluchte das arme, hungernde und sterbende Volk die Reichen zu Tannenee.

Und da war die Zeit für Tannenee vorüber.

In einer schaurigen Mitternachtstunde begann die Windsbraut ihren rasenden Reigen und es schneite und schneite fort und fort, und verschneite alle Pfade.

Kein Mensch konnte mehr aus seinem Hause, denn der Schnee hemmte jeden Schritt.

Die große Glocke läutete in der zweiten Mitternachtstunde von selbst — weithin über das Gebirge drang ihr schauervolles läuten, wie Sturm — aber die Bewohner der niedriger gelegenen Orte, welche Tannenee zu Hülfe zu kommen versuchten, fanden den Ort nicht, denn ein hoher Eiswall umgürtete ihn. Nur der Glockenthurm hob sich gespenstig hoch und starr in die grauen Lüfte, und begann weiß zu werden, und allmählich bläulich — er ward von Eis überglaset. Doch läutete noch in sechs Mitternächten die Glocke in diesem Thurme. Sieben Tage lang währte der Schneefall, und es gab kein Tannenee mehr.

Und nimmer wieder wich der Schnee; er wird bleiben bis zum jüngsten Tage.

Und wo die Stadt in den Tiefen ruht, breitet sich der Oetzthalgletscher aus.

In schweren, gefahr- und drangvollen Zeiten hört man es mächtig tönen und dröhnen wie vom fernen Hall einer wunderbaren Domglocke.

Das ist der Hall der Kirchthurmglocke von Tannenee, und der Thurm, darin sie hängt, das ist der Oetzthalferner.

Und wenn die Bergbewohner den trauervollen Hall hören, beten sie still ein Vaterunser und ein Ave Maria.

In früher Zeit hat es auch ein Lied gegeben vom Untergange von Tannenee, das ist nunmehr auch schon vergessen. Nur einen Vers hört man noch bisweilen von den Gebirgern singen oder sagen und der lautet:

In der Stadt Tannenee
Au weh — au weh!
Fallt a Schnee,
Und appert*) nimmameh.

*) thaut auf.

Annerle.

Märchen von **Aug. Tenhaiff.**

Es lebte einmal in einer kleinen Stadt ein armer, aber rechtschaffener Schuhmacher, der hatte eine zahlreiche Familie, und konnte bei dem besten Willen nicht so viel mit seiner Hände Arbeit verdienen, daß die Seinigen ohne Sorgen das tägliche Brod hätten genießen können.

Niemals vergaß Meister Klaus des Abends Gott zu danken, für das genossene Brod, und den Segen für den nächsten Tag zu erflehen. Daher mochte es kommen, daß trotz der spärlichen Kost, die Familie frisch und wohl aussah. Neidische Nachbarn, die bei größerm Verdienste nicht so zufrieden lebten, sagten oft: Man begreift nicht, wie das Bettelvolk noch so wohl aussehen kann.

Von den sechs Kindern des Schuhmachers war keines so lieblich, als sein ältestes Töchterchen, das er Annerle nannte. Jeder, der dem Annerle in die Augen schaute, meinte, den blauen Himmel, wie er am klaren Frühlingstage ist, zu sehen, und Keiner konnte bei dem Annerle vorübergehn, ohne ihm etwas Freundliches zu sagen. Was es aber vor allen Kindern des Städtchens auszeichnete, war sein lichtblondes Haar, das in schweren Locken über die Schultern hing. Manche Mutter sagte: Ich glaube, mein Mädchen bekommt Haare wie das Annerle sie hat; denn schöner konnte man sie nicht denken.

Früh, sehr früh lernte Annerle arbeiten, so daß seine zarten Händchen ganz hart und rauh wurden. Bald mußte es seine kleinen Geschwister verwahren, bald fegen und putzen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0542-5

oder Kartoffeln schälen; aber man sah das Kind nie arbeiten, ohne daß es ein Liedchen dabei gesungen hätte, so heiter und vergnügt war es.

Folgsam war das Annerle seinen Eltern auch; nur ein Verbot übertrat es immer wieder, und das brachte ihm viel Herzeleid. Nichts gefiel dem Kinde so wohl als glänzende Steinchen. War es von seiner Mutter in den Wald geschickt Holz zu holen, so blieb es über die Zeit aus, weil es nach solchen gesucht, und dies wurde noch schlimmer, als es gehört hatte: daß man kleine Steinchen finden könne, wofür man wohl hundert Thaler bezahlt erhalte. Es wußte nur nicht, daß diese im lieben deutschen Vaterlande nicht gefunden werden.

Nun kam es, daß der liebe Gott dem Meister Klaus ein schweres Leiden schickte, damit sein Vertrauen zu ihm sich auch in der Noth bewähren möge. Des Meisters rechtschaffene Frau hatte ihr Tagewerk auf Erden vollendet, und erwartete mit Ruhe ihr seliges Ende. Als sie den Tod herannahen fühlte, rief sie Annerle zu sich und sagte: Dir übergebe ich jetzt alle die kleinen Geschwister, Du mußt dafür sorgen. Ich kann dir kein Geld und Gut hinterlassen, aber ich will dir einen guten Rath geben, so lange du den befolgst, wirst du glücklich sein: Richte jeden Abend zwei Fragen an dich selbst und sieh zu, daß du sie mit „Ja" beantworten kannst. Frage dich:

„Habe ich heute an Gott gedacht und
habe ich meinem Nächsten gedient?"

Annerle weinte laut und versprach der Mutter, dies zu thun.

Als nun die irdischen Reste der guten Frau der Erde übergeben waren, fing Annerle die Arbeit mit doppeltem Fleiße an, und hielt Alles so schön in Ordnung wie es früher gewesen war. Der Mutter Rath befolgte es pünktlich und konnte jeden Abend mit fröhlichem Herzen die Fragen mit „Ja" beantworten. Oft seufzte das gute Kind, denn es schien ihm als müsse es unterliegen, unter der Menge der Sorgen und Arbeiten; aber es hatte dabei doch seine Herzensfreuden.

Jeder liebte Annerle, am Meisten aber die, welche mit ihm in einem Hause wohnten. Wilhelm, der bei Meister Klaus in der Lehre war, that es leid, daß es sich so plagen mußte, und jeden müßigen Augenblick benutzte er dazu, ihm in der Haushaltung zu helfen. Wenn es im Walde Holz holte, versprach er dem Meister in einer Viertelstunde wieder zurück zu kommen, wenn er Annerle das Holz nach Hause tragen dürfe, denn es that ihm zu leid, daß der rauhe Sack ihr goldenes Haar verderben solle.

Als Annerle fünfzehn Jahre zählte und eine große, schlanke Anna geworden war, konnte sie es noch nicht unterlassen, während sie nach Holz suchte, zugleich nach glänzenden Steinchen herum zu sehen.

Eines Tages kam Wilhelm nach dem Walde den Sack zu holen, da sagte Anna: Hilf mir doch suchen Wilhelm, gelänge es uns ein kostbares Steinchen zu finden, so wäre uns Allen geholfen! Als sie nun suchten, sprachen sie davon, was sie Alles thun würden, wenn sie einen solchen Stein fänden. Wilhelm sagte: Ich kaufe mir gleich einen neuen Sonntagsrock, damit ich mit dir zur Kirche gehn kann, denn ich schäme mich jetzt, neben dir zu erscheinen, weil du immer so nett und rein bist. Anna wollte ein schneeweißes Kleid haben, und Blumen, wie sie sie in Treibhäusern gesehen hatte.

Während des Suchens war es dunkel geworden und sie kamen spät nach Hause. Meister Klaus war sehr erzürnt und verbot Wilhelm, Anna je wieder abzuholen, denn er glaubte, sie plauderten so lange zusammen.

Eines Tages, als Anna wieder im Walde war, setzte sie sich ermüdet auf einen umgehauenen Baumstamm und dachte: Wie werde ich nun den schweren Sack nach Hause bekommen? Da hörte sie es im Gebüsche rauschen und als sie hinsah, mußte sie laut aufschreien, denn eine runzelige Alte von abschreckendem Aeußern stand vor ihr. Zwar hatte diese ein Tuch über dem Kopfe, das ihr Gesicht zur Hälfte mit bedeckte, aber ein paar funkelnde graue Augen lugten unter demselben hervor, und eine übergroße Nase und ein Paar, aus dem Munde hervorstehende Zähne gaben ihr ein sehr häßliches Ansehn; sie war eine Here.

Mit knochendürren Händen winkte sie Anna, sich ruhig zu verhalten, und fing dann mit schmeichelnder Stimme also an zu reden: Mein liebes Kind, ich habe schon oft hier im Walde gesehn, wie dir beim Holz suchen die dicken Schweißtropfen auf der schönen Stirne standen, es jammerte mich so sehr, daß du dein junges Leben so in Sorgen und Arbeit hinbringen mußt, da du wohl zu etwas Besserm bestimmt wärest, und ein lustiges Leben führen könntest, wenn du nur wolltest. Ich hätte dir neulich, als du Steine suchtest, schon die kostbarsten Deamanten und Rubinen geschenkt, wenn du nicht den schutzigen Lehrburschen bei dir gehabt hättest. Anna horchte auf, die Schlangenrede der Alten schlich sich in ihr Herz.

„Wie kann ich die schönen Steine, von welchen du redest, erhalten?" fragte sie.

„Wenn du mir auf einige Zeit zu meinem Zauberpalaste folgst. Dort brauchst du nicht zu arbeiten, kannst alle Tage die schönsten Kleider anziehn und die seltensten Blumen dir zu Kränzen winden."

„Was werden meine kleinen Geschwister anfangen, wenn ich mitgehe?" sagte Anna still für sich hin, aber die Alte hatte es schon gehört.

„Die werden auch ohne dich fertig, redete sie ihr zu, und kommst du einst zurück, so kannst du sie alle reich machen. Folge mir nach, schöne Anna, ich zeige dir den Weg zu deinem Glücke. Nichts hast du dabei zu thun, nur zwei Verbote werden dir auferlegt, die aber leicht zu halten sind: Nie darfst du in meinem Palaste den Namen Gottes aussprechen und niemals singen."

Als Anna das hörte, ging sie eilig fort und gedachte an den Rath ihrer Mutter: daß sie täglich an Gott denken solle.

Die Here rief ihr noch nach: Wenn es dir einmal leid thut, daß du nicht mit mir gegangen bist, so rufe an dieser Stelle drei Mal: Mutter Kabunkula! wonach ich dir erscheinen werde und deine Bitten hören will.

Von dem Tage an ging Anna die Arbeit nicht mehr so flink von der Hand, sie wurde so leicht müde und mußte sich immer ausruhen, auch hörte man sie nicht mehr bei der Arbeit singen.

Manchmal sagte sie zu Wilhelm: Wenn ich die reichen Leute so in den schönen Wagen fahren sehe, denke ich oft, warum wir es nicht auch so haben können, es ist doch hart, immer so arbeiten zu müssen. Dann sah sie der Wilhelm verwundert an, so hatte sie früher nie gesprochen, er wußte aber nicht, daß die Here es ihr angethan hatte.

„Habe noch ein wenig Geduld, sagte er dann, wenn ich erst Meister bin, sollst du sehn, wie viel ich schaffen und arbeiten kann, und dann sollst du es besser haben. Der Meister will ja nicht, daß ich des Abends noch ein paar Stunden länger arbeite; später kann ich es machen wie ich will."

Anna gab ihm dann die Hand und erwiederte: Du bist viel besser als ich! und der Wilhelm mußte sich dann wieder darüber wundern, daß sie das sagte.

Zuweilen dachte sie, du hättest nur mit Mutter Kabunkula gehn sollen, was sie verlangte, war nicht schwer; sie hat ja nicht gesagt, daß du nicht an Gott denken dürfest, sondern nur seinen Namen nicht aussprechen mögest, und singen! — ja zum singen ist dir doch längst die Lust vergangen!"

Einst an einem Sonnabend-Nachmittag war Anna sehr unzufrieden mit ihrer Lage. Sonst war der Sonnabend für sie immer ein angenehmer Tag gewesen, denn wenn sie in Küche und Zimmer alles so blank gescheuert hatte, fühlte sie sich recht glücklich im Herzen, freute sich im Voraus auf den Kirchgang am Sonntag-Morgen und auf den Spaziergang mit dem Vater, Wilhelm und den Kindern, am Nachmittag. Jetzt war das Alles anders geworden.

Am Abend dieses Tages sah sie, daß kein Holz im Hause war, lief voll Unmuth nach dem Walde es zu holen, raffte in Eil Einiges zusammen und wollte wieder fort. Der Sack wuchs zur ungeheuern Länge an, und als sie ihn aufheben wollte dünkte es ihr, als sei er viele Centner schwer.

Anna war in das Bereich der Zauberei gelangt. Dicke Schweißtropfen traten vor ihre Stirne, aber sie vergaß, Gott um Hülfe anzurufen. Die Here, die schönen Steine, der Zauberpalast traten vor ihre Augen, sie rief mit lauter Stimme: Mutter Kabunkula! Mutter Kabunkula!

Da eröffnete sich vor ihr die Erde, sie sah hinunter in ein tiefes Thal, zu welchem ein Weg hinabführte, und auf diesem wandelte die Here zu ihr herauf. Diese nahm Anna bei der Hand und führte sie immer tiefer hinab, bis sie vor einer hohen Mauer hielten. Drei Mal klopfte die Here Kabunkula vor dieser an, worauf sich eine kleine unsichtbare Pforte öffnete, durch welche sie Anna in einen Garten eintreten ließ, der schöner war als alle, welche sie je gesehen hatte. Letztere zögerte weiter zu gehen, denn anstatt des Kieses waren die Wege mit kleinen Edelsteinen bestreut, um deren einen zu finden, Anna bis jetzt vergeblich gesucht hatte.

„Tritt nur immer zu, sagte die Here Kabunkula, dein Fuß wird hier auf Edelsteinen wandeln, noch viel Herrlicheres wirst du zu sehen bekommen."

Jetzt führte sie Anna in ihren Zauberpalast, der vom reinsten Golde erbaut war, aber seltsame Figuren auf den bunten Fenstern gaben dem Innern ein geheimnißvolles, ja fast grauenhaftes Aussehn; dazu herrschte ringsum eine Todtenstille.

Zuweilen glaubte Anna den Schatten eines Menschen an der Wand zu gewahren, doch auch dieser verschwand wieder. Wohin sie auch sehen mochte erblickte sie sich in einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0544-6

großen Spiegel; als sie erröthete, weil ihr ärmliches Kleidchen gar schlecht zu der sie umgebenden Pracht stand, berührte Mutter Kabunkula sie mit einem Zauberstabe, worauf sie augenblicklich mit Seide und reichem Schmucke bekleidet war. „Habe Dank!" sagte Anna.

„Bist du folgsam, erwiederte die Here, so wirst du an bald an den Vergnügungen meiner Pflegebefohlenen Theil nehmen."

Sie öffnete ein Zimmer in welchem Anna im wilden Tanze Frauen und Männer sich herumdrehen sah, doch wie rauschend auch die Musik dazu wohl sein mußte, Anna hörte nichts; lautlose Stille überall. Hierauf führte Kabunkula sie in ihr Schlafzimmer und schloß die Thüre zu.

„Ach Gott, wo bin ich denn!" wollte Anna sagen, aber rasch drängte sie die Worte zurück, noch wollte sie den Zauberpalast nicht verlassen. Zum ersten Mal vergaß sie den Rath ihrer Mutter zu befolgen, warf sich ermüdet auf das Bette hin, die Hand vor die Augen haltend, denn die bunten Farben, der wilde Tanz, Alles wogte in ihrem Kopfe wirr durcheinander, selbst durch geschlossene Augenlider.

Wilhelm lief inzwischen sorgenvoll durch den Wald und rief: Anna! liebe Anna, wo bist du? Bis er endlich trostlos heimkehrte.

Am nächsten Morgen trat Anna in Kabunkulas Zimmer, diese rührte mit ihrem Zauberstäbchen an einen Tisch, auf welchem sogleich das herrlichste Frühstück aufgetragen war. „Wie gefällt es dir in meinem Palaste?" fragte sie. „Gut, sehr gut!" antwortete Anna, obgleich sie einen Seufzer nicht unterdrücken konnte; sie wollte sich gerne freuen, konnte es aber nicht.

Dachte sie an ihre Lieben daheim, traten Thränen in ihre Augen, doch bethörten bald die mannigfaltigsten Gegenstände ihre Sinne, so daß sie alles Andere vergaß und einige Zeit im Taumel dahin lebte. Zuweilen aber erwachte die Reue in ihrem Herzen, und sie sah die Dinge umher mit andern Augen an. Wenn sie dann in dem Zaubergarten umher wandelte, goldene Früchte von den Bäumen schüttelte und Blumen von wunderbarer Gestaltung, aber ohne Duft, pflückte, oder mit den Perlen und Steinen im Wege spielte, dachte sie: Nachbars Garten, in welchem ich frei herumgehn durfte, war doch schöner; wie schmeckten die Aepfel so gut, welche die Nachbarin mir gab! Ach! hätte ich nur ein Veilchen anstatt dieser Blumen, wie wollte ich mich freuen! Selbst die Rose hat in diesem Garten keinen Duft. Was nützen mir diese Steine, nach welchen mich so verlangte; der blendende Glanz schmerzt meine Augen nur! Jedes Geräusch im Schilfe am Wasser oder in den Wipfeln der Bäume erschreckte sie; es war ihr, als höre sie dann die Stimmen ihrer kleinen Geschwister, welche ihr zuflüsterten: Komm zurück! zurück!

Kam der Abend, mußte sie des traulichen Stübchens daheim gedenken, wo der Vater um diese Stunde vorgelesen und sie mit Wilhelm zugehört hatte. Und auch daran mußte sie denken, wie sie so ruhig eingeschlafen war, wenn sie den Tag über an Gott gedacht und ihrem Nebenmenschen genützt hatte Thränen rannen dann über ihre heißen Wangen und eine unnennbare Sehnsucht nach ihren Lieben daheim, erfüllte ihr Herz.

Eines Tages sagte die Zauberin zu Anna: „Ich muß hinauf gehn, noch andern Unglücklichen Hülfe zu bringen; hier hast du meine Schlüssel, verwahre Alles gut, vielleicht bringe ich dir noch eine Gespielin vor Abend mit." Als Anna allein war, verleitete Neugierde und Langeweile sie, das Innere des Palastes zu besehn. Viel Seltsames und Merkwürdiges sah sie an verschiedenen Orten, zu einem Zimmer aber fand sie keinen Schlüssel, und dieses hätte sie nun grade gerne geöffnet. Sie klopfte, stieß und drückte gegen die Thüre, aber sie blieb verschlossen. Endlich entdeckte sie ein ziemlich großes Schlüsselloch und guckte hinein. Da sah sie die wunderschönsten Vögel in Käfigen oder auf Stäbchen sitzen. Unruhig flatterten sie hin und her, aber kein melodischer Gesang vernahm ihr Ohr, selbst die lieblichen Sänger sangen nicht in diesem Zauberreiche. Ein buntgefiederter Papagei hatte Annas Auge am Schlüsselloche erspäht, er flog zur Thüre hin und fing mit menschlicher Stimme also an zu reden:

„Fliehe, fliehe aus diesem Zauberreiche, so lange du noch Kraft und Macht besitzest. Auch wir besaßen einst eine menschliche Gestalt wie du, eh' uns der Zauberspruch in diesen Kerker stürzte."

Erschrocken taumelte Anna zurück und lief die Treppe hinunter in den Garten, wo sie angstvoll hin und her ging, fliehn wollte und nicht konnte, da die hohe Mauer ihr den Ausgang wehrte, bis die Nacht ringsum Alles in Dunkel hüllte.

Als sie sich dann auf ihr Lager hinwarf, befreite ein Thränenstrom ihr Herz von der qualvollen Angst, sie faltete die Hände und sagte:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0545-2

„Ach Gott, wie konnte ich dich vergessen! Jetzt umgibt mich die Nacht des Todes! Kaum hatte sie den Namen Gottes ausgesprochen, so ertönte draußen im Garten eine wunderliebliche Musik. Klagende, wehmuthsvolle Töne klangen in ihr Herz und erfüllten es mit stillem Frieden. Immer leiser und leiser drang sie endlich, wie ein sanftes Flötenspiel, nur noch von fern her zu ihr herüber, bis sie einschlief und selbst im Traume noch himmlischen Gesang vernahm. Jeden Abend hörte Anna von der Zeit an diese wunderbare Musik, bis sie einst, von mächtiger Sehnsucht getrieben das Fenster öffnete, verlangend die Arme gen Himmel breitete und um Hülfe flehte. Da sah sie auf der hohen Mauer des Gartens einen Engel wandeln, der einem Instrumente die wunderbaren Töne entlockte. Dieser schwebte leicht zu ihr hinab, umfaßte sie mit seinen Flügeln, schwang sich dann mit ihr über die hohe Mauer hinweg und setzte sie vor Meister Klausens Hütte nieder.

Der Meister und der Wilhelm lasen grade die Abendandacht; sie hörten das Rauschen der Engelsflügel und wußten nicht was es sein konnte, bis Anna eintrat, ihrem Vater um den Hals fiel, um Verzeihung bat und die Geschichte des bösen Zaubers und ihre Befreiung erzählte. Auch zu Wilhelm ging sie, der verwundert in einer Ecke stand, denn so schön hatte er Anna nie gesehen; ihre Stirne leuchtete noch von dem Glanze, den die Nähe des Engels ihr verliehen hatte.

„Verzeiht mir Alle! sprach sie; die Eitelkeit und die Sucht nach einem weichlichen Leben haben mich zum Bösen verleitet und in einen Zauberpalast gebracht, wo mich der Gottesfriede verließ, den ich bei Euch empfunden habe, aber glaubt mir, ich will wieder Eure gute Anna sein!"

Aller Augen glänzten vor Freude; dem Meister Klaus rollten Thränen über die gefurchten Wangen. Auch die kleinen Geschwister, welche Anna's Stimme gehört hatten, kamen aus ihren Bettchen herbei, umarmten und küßten sie und lauter Jubel erfüllte das kleine Haus.

Im Uebrigen hielt Anna Wort. Als des Meisters Hände zu schwach wurden zu arbeiten, rührten sich Wilhelms desto mehr, und Anna wirkte als seine rechtschaffene Frau im Hause, wie es ehemals ihre Mutter gethan hatte. Kein Tag verging, an welchem sie nicht an Gott gedacht, oder ihrem Nebenmenschen genützt hätte.

Der verlorne Hammer.

Eine Sage, mitgetheilt von **Friedrich Voigts.**

Einmal des Morgens in der Früh ging ein junger Bursch durch den Wald. All sein Hab und Gut auf dieser Welt trug er in einem schmalen Ränzlein auf dem Rücken; in seiner Brust aber trug er Freudigkeit, denn er ging in die Fremde, sein Glück zu versuchen als rühriger Gesell, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand. Wie nun aber der Weg gar kein Ende nehmen wollte und die Sonne immer höher stieg, da mußte sich der gute Gesell nach einem schattenkühlen und moosreichen Ort umthun, zu rasten eine Stunde oder zwei. An einer Felsenwand traf er, was er nur wünschen mochte. Aus dem Stein sprudelte klares Wasser nieder, und daneben war eine schwellende Moosbank von blühendem Flieder überwölbt. Der Bursch trank von dem Quell, streckte sich auf die Moosbank und war bald eingeschlafen.

Nicht lange, da trat aus dem Felsen ein Mann hervor. Sein düster trauriges Ansehn konnte der Jugend und Schönheit seiner Gestalt doch nicht Herr werden. Er klopfte dem Burschen auf die Schulter und winkte ihm zu folgen. Der Gesell raffte sich auf und ging immer hinter dem schweigenden Mann drein, denn es war, als könnt' er nicht anders. Auf den langen Weg, den sie durchwandelten, fiel kein Sonnenstrahl, aber doch war es nicht dunkel. Endlich kamen sie in ein weites hohes Gemach, und droben war's, als hing ein Kronleuchter herab, aus dessen blitzendem Gestein Kerzenflammen viel tausend farbige Strahlen hervorlockten. Unter dem Kronleuchter aber lag eine Jungfrau von so wunderbarer Schönheit, daß der junge Gesell kaum hinzublicken wagte. Nun aber trat der ernste Mann auf ihn zu, faßte seine Hand, zog ihn in ein anderes Gemach und sprach: „Hier mach ein Ruhbett für die Jungfrau dort. Was du nöthig hast,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0548-8

A. Beck. inv.

Lith. Anst. v. Arnz & C.ie in Dusseldorf

Der verlorne Hammer.

(Sage von Friedrich Voigts.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0546-7
DFG

„Ach Gott, wie konnte ich dich vergessen! Jetzt umgibt mich die Nacht des Todes! Kaum hatte sie den Namen Gottes ausgesprochen, so ertönte draußen im Garten eine wunderliebliche Musik. Klagende, wehmuthsvolle Töne klangen in ihr Herz und erfüllten es mit stillem Frieden. Immer leiser und leiser drang sie endlich, wie ein sanftes Flötenspiel, nur noch von fern her zu ihr herüber, bis sie einschlief und selbst im Traume noch himmlischen Gesang vernahm. Jeden Abend hörte Anna von der Zeit an diese wunderbare Musik, bis sie einst, von mächtiger Sehnsucht getrieben das Fenster öffnete, verlangend die Arme gen Himmel breitete und um Hülfe flehte. Da sah sie auf der hohen Mauer des Gartens einen Engel wandeln, der einem Instrumente die wunderbaren Töne entlockte. Dieser schwebte leicht zu ihr hinab, umfaßte sie mit seinen Flügeln, schwang sich dann mit ihr über die hohe Mauer hinweg und setzte sie vor Meister Klausens Hütte nieder.

Der Meister und der Wilhelm lasen grade die Abendandacht; sie hörten das Rauschen der Engelsflügel und wußten nicht was es sein konnte, bis Anna eintrat, ihrem Vater um den Hals fiel, um Verzeihung bat und die Geschichte des bösen Zaubers und ihre Befreiung erzählte. Auch zu Wilhelm ging sie, der verwundert in einer Ecke stand, denn so schön hatte er Anna nie gesehen; ihre Stirne leuchtete noch von dem Glanze, den die Nähe des Engels ihr verliehen hatte.

„Verzeiht mir Alle! sprach sie; die Eitelkeit und die Sucht nach einem weichlichen Leben haben mich zum Bösen verleitet und in einen Zauberpalast gebracht, wo mich der Gottesfriede verließ, den ich bei Euch empfunden habe, aber glaubt mir, ich will wieder Eure gute Anna sein!"

Aller Augen glänzten vor Freude; dem Meister Klaus rollten Thränen über die gefurchten Wangen. Auch die kleinen Geschwister, welche Anna's Stimme gehört hatten, kamen aus ihren Bettchen herbei, umarmten und küßten sie und lauter Jubel erfüllte das kleine Haus.

Im Uebrigen hielt Anna Wort. Als des Meisters Hände zu schwach wurden zu arbeiten, rührten sich Wilhelms desto mehr, und Anna wirkte als seine rechtschaffene Frau im Hause, wie es ehemals ihre Mutter gethan hatte. Kein Tag verging, an welchem sie nicht an Gott gedacht, oder ihrem Nebenmenschen genützt hätte.

Der verlorne Hammer.

Eine Sage, mitgetheilt von **Friedrich Voigts.**

Einmal des Morgens in der Früh ging ein junger Bursch durch den Wald. All sein Hab und Gut auf dieser Welt trug er in einem schmalen Ränzlein auf dem Rücken; in seiner Brust aber trug er Freudigkeit, denn er ging in die Fremde, sein Glück zu versuchen als rühriger Gesell, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand. Wie nun aber der Weg gar kein Ende nehmen wollte und die Sonne immer höher stieg, da mußte sich der gute Gesell nach einem schattenkühlen und moosreichen Ort umthun, zu rasten eine Stunde oder zwei. An einer Felsenwand traf er, was er nur wünschen mochte. Aus dem Stein sprudelte klares Wasser nieder, und daneben war eine schwellende Moosbank von blühendem Flieder überwölbt. Der Bursch trank von dem Quell, streckte sich auf die Moosbank und war bald eingeschlafen.

Nicht lange, da trat aus dem Felsen ein Mann hervor. Sein düster trauriges Ansehn konnte der Jugend und Schönheit seiner Gestalt doch nicht Herr werden. Er klopfte dem Burschen auf die Schulter und winkte ihm zu folgen. Der Gesell raffte sich auf und ging immer hinter dem schweigenden Mann drein, denn es war, als könnt' er nicht anders. Auf den langen Weg, den sie durchwandelten, fiel kein Sonnenstrahl, aber doch war es nicht dunkel. Endlich kamen sie in ein weites hohes Gemach, und droben war's, als hing ein Kronleuchter herab, aus dessen blitzendem Gestein Kerzenflammen viel tausend farbige Strahlen hervorlockten. Unter dem Kronleuchter aber lag eine Jungfrau von so wunderbarer Schönheit, daß der junge Gesell kaum hinzublicken wagte. Nun aber trat der ernste Mann auf ihn zu, faßte seine Hand, zog ihn in ein anderes Gemach und sprach: „Hier mach ein Ruhbett für die Jungfrau dort. Was du nöthig hast,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0548-8

findest du." Damit verließ er das Gemach, welches er hinter sich verschloß.

Der Gesell war fast erschrocken: er konnte sich erst gar nicht zurecht finden. Er hatte gemeint, die Jungfrau schlafe nur, und nun war sie doch wol todt, und doch so schön, daß er fast glaubte, sie schon immer gekannt zu haben. Da fügt' er denn endlich die schweren Bretter mit schwerem Herzen zusammen und als er den letzten Schlag gethan, ging auch die Thür auf. Der ernste Mann trat herein, beide trugen das Ruhebett in das große Gemach und füllten es mit weichem Moos. Der Mann hob die Jungfrau hinein, breitete einen Schleier über sie hin, nahm dann den Hammer und Beide traten hinaus in den Wald. Der Mann schlug an den Fels mit dem Hammer, gab diesen dem Gesellen in die Hand und sprach: „Das ist dein Lohn! Brauche ihn recht, das wird dir in alle Wege gut sein." Darauf ging der Mann davon und war bald unter den Bäumen verschwunden. Der junge Gesell aber stand noch lange mit dem Hammer in der Hand und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Durch denselbigen Wald schritt einmal ein rüstiger Mann. Er hatte kaum die Felswand erblickt, als er zu sich selber sprach: „Das ist ja ein alter Bekannter! Da sprudelt noch das Wasser hervor; da ist noch die Moosbank und darüberhin der blühende Flieder." Er setzte sich auf die Moosbank, zog einen Hammer aus der Tasche hervor und sprach wieder: „Der hat mir viel Glück gebracht, sogar in dem wüsten Kriegslärm. Ich habe nun so viel erworben, daß ich der Heimath zuwandre und da ein gutes Leben führen kann. Das ist aber auch ein Hammer, wie keiner sonst! Schlägt wie eine Wünschelruthe!" Damit hatt' er schon zwei kräftige Schläge auf die Steinwand fallen lassen, als er heftig erschrak, denn die Schläge rollten wie Donner durch den weiten Wald. Und auf hohem Roß sprengte durch den Wald ein Reiter daher, der drohte mit blinkendem Schwerte nach dem Klopfer herüber. Dieser sah, daß er dem Reiter nicht entrinnen konnte; die Angst um sein Leben läßt ihn noch einen Schlag auf die Felswand thun, und —

Aber da stand schon der Reiter vor ihm, und der Klopfer meinte nicht anders, als das Schwert solle nun seine Brust durchbohren, und der Hammer fiel ihm aus der Hand. Da ließ der Reitersman sein Schwert sinken, reichte dem Wandrer die Hand, und sprach: „Ich dachte nicht, daß du wiederkämest; nun aber geht alles Leid zu Ende. Komm!"

Es war ein langer Weg, auf den kein Sonnenstrahl fiel, aber doch war es nicht dunkel. Endlich traten sie in ein weites hohes Gemach, und droben war's, als hing ein Kronleuchter herab, aus dessen blitzendem Gestein Kerzenflammen viel tausend farbige Strahlen hervorlockten. Unter dem Kronleuchter aber lag auf einem Ruhbett eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit.

Der Wandrer sah immer noch ganz verwundert umher. Es war ihm, als hätt' er das Alles schon einmal gesehen wie in einem Traume damals, als er draußen am Felsen auf der Moosbank unter den Fliedern eingeschlafen war. Jetzt aber hatt' er nicht geschlafen und geträumt, und in dem Reiter erkannt' er den Mann wieder, der ihn in den Felsen geführt, nur sah er heute nicht mehr düster und traurig aus, und die Jungfrau war so blühend, als schlafe sie nur.

Da reckte der Mann seine Hand aus nach der Hand der Jungfrau. Sie schlug die Augen auf und über ihr Antlitz blühete so holdseliges Lächeln hin, als hätt' ein Engel eine Blume des Paradieses ihr auf die Stirne gelegt. Der Wandersmann wußte nicht, wie ihm geschah und wie es gekommen war, daß die Jungfrau nun mit einem Male dastand wie eine Königin im weißen Schimmer eines Seidengewandes, und ihr Lockenhaar ringelte sich fast bis zur Erde nieder. Sie neigte das Haupt an die Brust des Ritters und fragte: „Ist nun Alles gut?"

Er antwortete: „Der böse Nachbar ist geschlagen und sein Schloß zerstört."

Da sprach sie wieder: „So laß uns gehen!"

Und als sie hinaustraten in den Wald, waren da viele Diener in glänzenden Kleidern, die führten einen weißen Zelter herbei, dessen Sattel war von rothem Sammet und der Zaum glänzte von goldenen Sternen. Als aber die Jungfrau auf dem Zelter saß, schwang auch der Rittersmann sich auf sein Roß und sprach zu dem Wandrer: „Besseres als den Hammer da weiß ich dir nicht zu geben zum Lohn. Wenn dein Haupthaar weiß geworden, magst du deinen Kindern erzählen, was du gesehn und gethan." Darauf ritten sie Alle davon.

Der Wandersmann war alt geworden und sein Haar schneeweiß. Es war ihm Alles nach Wunsch gegangen. Er hatte Haus und Hof, und drin ein wackeres Weib und ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0549-7

sunde Kinder. Im Hofe stand eine Linde, da saßen die Alten Feierabends gern darunter und erzählten manchmal den Kindern alte Geschichten. Einmal des Abends saß der Alte hier auch und zu seinen Füßen spielte ein rothwangiges Knäblein mit einem Hammer. Da lachte der Alte und sprach: „Das Bübchen hat all unser Glück in der Hand und weiß nichts davon!"

Ueber die Worte machte der Sohn ein verwundert Gesicht. Als er aber den Hammer sah in der Hand seines Knaben, sprach er mit Lachen: „Der alte Hammer da?" „Lache nur darob!" sagte der Alte und erzählte darauf, wie er zu dem Hammer gekommen, weit da drüben im Walde, wo vom Fels ein klares Wasser niedersprudelt, und daneben unter blühendem Flieder eine Moosbank ist, und wie es ihm weiter ergangen war.

Der Sohn stand mit untergeschlagenen Armen und sah mit traurigem Gesicht und doch ungläubig auf den Alten nieder. Er meinte', der Alte sei nun auch schwach im Kopfe geworden, nahm den Hammer aus der Hand des Knaben, der ihn nicht lassen wollte, besah ihn dann von allen Seiten und sprach: „Von der Geschichte habt ihr ja niemals ein Wort gesagt, und der Hammer hier — nun ja! das ist so ein Hammer, wie jeder Andre. Nun aber ist er so alt und abgeschlagen daß ihm nicht mehr geholfen werden mag. Weg damit!"

Er schleuderte den Hammer fort, und als er darauf nach dem Alten niedersah, erschrak er: der Vater war todt und an seinen Knien hatte der Knabe sich aufgerichtet. Der Sohn ging in alle Winkel des Hofes, suchte nach dem Hammer und konnt' ihn nicht wiederfinden.

Es ging ihm kümmerlich sein Leben lang. Jeden Morgen sucht' er nach dem alten Hammer und konnt' ihn doch nicht wiederfinden, bis er endlich darüber hingestorben ist. Der Knabe, der an den Knien des Großvaters gestanden, ging als junger Gesell in die weite Welt, und nun, wo er die Geschichte seines Großvaters und vom verlornen Hammer erzählt, ist er auch schon ein alter Mann, und es mag sein, daß Keiner ihm glaubt, denn das ist ja so der Lauf der Welt.

Das Märchen von der neugierigen Magd.

Erzählt von **Fabricius.**

Es war einmal ein Bauer, der hatte in seinem Dienste viele Knechte und Mägde! Von den Letzteren war Eine die Trina, von Natur außerordentlich neugierig, und spionirte immer überall im Hause herum, wo es etwas zu lauschen gäbe. Einstmals hörte sie, wie der Meisterknecht zu seiner Liebsten sagte: Liebe Anna, auf's Jahr ist meine Zeit herum, und dann wollen wir heirathen und glücklich sein, doch darf es unser Herr bis dahin nicht erfahren, denn wenn er weiß, daß ich ihn verlassen will, so wird er gar böse und plagt mich das ganze Jahr durch!

Die Trina hatte nach gewohnter Weise an der Thüre gestanden und gelauscht, und nun nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Herrn die Geschichte zu hinterbringen, der die Anna gleich fortjagte und den Knecht gar schlecht behandelte.

Ein anderesmal belauschte sie einen anderen Knecht, und Alles, was sie hörte, hinterbrachte sie sofort ihrem Herrn! Die andern Buben im Orte und im Hause haßten darum mit Recht die Trina, und keiner von den Burschen grüßte sie!

Nun fiel das Kirchweihfest grade in die Aerntezeit, und alle Dirnen im Hause freuten sich auf den Tanz, wohin sie auf den Nachmittag mit ihren Liebsten gehen wollten! Da nun die neugierige Trina aber keinen Burschen hatte, der sie hinführen sollte zum Tanze, wollte sie den andern Mädchen auch den Spaß nicht gönnen!

Drum ging sie hin zu ihrem Herrn und sagte: Herr! Die Knechte und Mägde, wollen heute zum Tanze, doch solltet Ihr sie nicht weglassen, bevor der Acker abgemäht, denn morgen gibt's sicherlich Regen, drum befehlt, daß noch heute das Korn gemäht werde!

Das schien dem Bauern ganz recht, und er befahl, daß Knecht und Magd nicht eher zum Tanz sollten, bis das Korn geschnitten! Da half kein Widersprechen und Alle nahmen die Sensen und gingen hinaus ins Feld! Von fern her tönte die Musik zu ihnen herüber, und da waren sie alle mißmuthig, und die Trina lachte und rief: „Schaut Ihr's nun, weil keiner von Euch mich am Arme zum Tanz führen will, sollt Ihr auch nicht hingehen!"

Da scholl plötzlich aus dem Korn heraus

ein lautes Gelächter, und hervor trat ein dickes Zwerglein, das sprach: „Warum geht Ihr nicht zum Tanze?"

„Ja, Du hast gut reden" entgegnete der Meisterknecht, „das Korn muß noch heute ab!"

„Nun, das ist ja schnell geschehen" meinte das Zwerglein.

„Schnell?" brummte der Knecht, „man sieht wohl, daß Ihr nichts davon versteht!

„Nichts verstehen?" lachte das Zwerglein; Ihr dauert mich, doch so Ihr mir folgen wollt in Allem, soll das Korn in einer Viertelstunde danieder liegen, und Ihr könnt zum Tanze gehen!"

„Wie müssen wir's denn anfangen?" frugen Alle.

„Leget Euch alle platt auf die Erde, und haltet die Augen fest zu!" lachte das Zwerglein; „aber lasset Euch nicht von der Neugierde plagen zu sehen wie ich's mache, sonst sollt Ihr es bitter bereuen!"

Nun legten sich Alle auf die Erde, und kniffen die Augen fest zu! Nur die Trina schaute neugierig unterm Aermel durch.

Das Männlein zog aus der Brust ein zierliches Flötchen und fing an zu pfeifen! Da kamen viele tausend Zwerglein mit kleinen Sensen gelaufen, und fingen an lustig drauf los zu mähen, daß in wenigen Augenblicken das Korn bis auf einen kleinen Theil nieder lag. Dann pfiff der Zwerg wieder und im Nu waren die kleinen Sensenmännchen verschwunden!

Da rief der Zwerg „Aufgestanden!" und nun sprangen alle auf, und freuten sich, daß das Korn bis auf einen Theil niedergemäht war! Das Zwerglein aber lachte und rief: „Nun Meisterknecht, versteh ich mich wohl auf's Mähen?"

Da schrie die Trina dazwischen: „Laßt Euch nichts aufbinden, er hat's nicht allein gethan; es haben ihm wohl tausend Andere mitgeholfen!"

„Aha!" lachte das Zwerglein. „Gelt! daß ich Dich fange! Hast umgeschaut, drum hab ich auch Dein Theil stehen lassen; kannst fein mähen während die Andern tanzen."

Sprachs und war verschwunden!

Da lachten die Knechten, faßten die Mägde unterm Arm und liefen jubelnd fort zum Tanze!

Die Trina aber mähte an ihrem Stück bis zum Abend, daß ihr die Schweißtropfen herunter liefen, denn die Halme waren hart wie Birkenreiser geworden, und so oft sie die Sense absetzte und den Schweiß von der Stirne wischte, erscholl von ferne das Gelächter des Zwergleins.

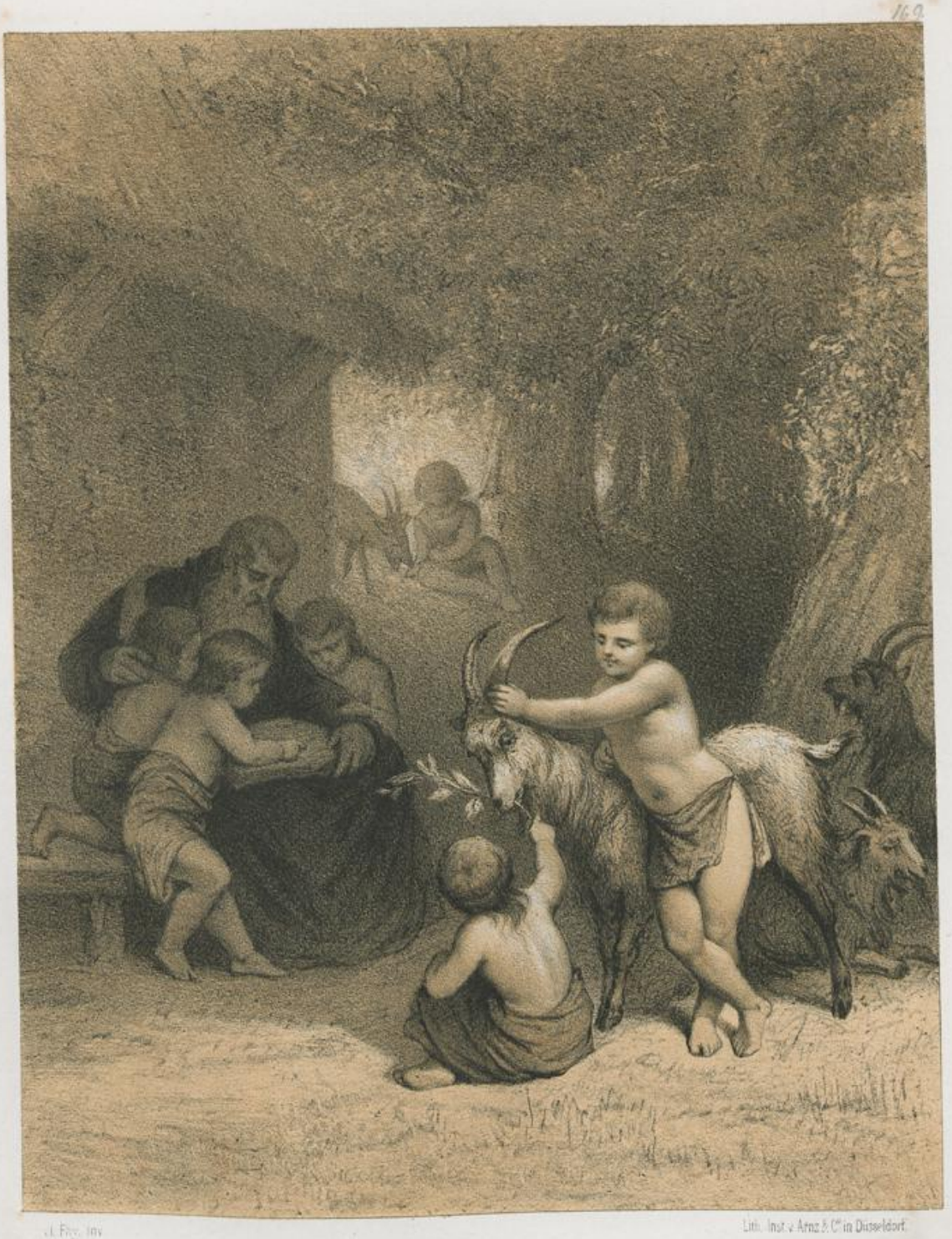
Seit diesem Tage ist die Trina nicht mehr so neugierig!

Die Sichel.

Sage von **N. Hocker.**

Griesheim ist ein Ort im Hessenlande, wo es ganz absonderliche Menschen gibt. Einst kam ein Eisenhändler dorthin und bot unter Andern auch Sicheln feil. Das war ein Instrument, das die Griesheimer noch nie gesehen hatten. Der Schultheiß, dem das erste Wort zukommt, sagte verwundert, wozu das Ding denn zu gebrauchen sei. „Das ist ein Kornreißer" versetzte der Kaufmann, und nun setzte er eine Menge Sicheln für schweres Geld ab, lehrte sie auch das Instrument gebrauchen, wofür sie ihm gebührend dankten. Der Schultheiß, der auch der Klügste im Orte war, wollte nun auch den Bürgern zeigen, wie sie mit dem Kornreißer umgehen sollten. Er forderte die ganze Gemeinde auf, mit ihm hinaus aufs Feld zu gehen, wo das Korn in hohen Aehren stand und rief: „Jetzt faß ich mit der Hand das Korn und hau — Au! schrie er hintendrein; der Kornreißer hat mich in die Hand gebissen." Das war den Griesheimern doch zu arg, daß ihr Ortsvorstand so maltraitirt wurde. Sie griffen zu Stangen und Dreschflegeln und schlugen wacker schimpfend auf den Kornreißer los. Auf einmal blieb die Sichel an einer Bohnenstange hängen, wurde damit in die Luft geschleudert, und fiel einem Bürger auf den Hals. „Ho ho! rief der Schultheiß. Der Kornreißer will dem Peter den Hals abbeißen." Flugs faßte er die Sichel am Stiel riß daran, riß so, daß sie dem Bürger durch den Hals fuhr. „Ich hab's ja vorhergesagt," rief der Schultheiß, indem er davon lief. Die Andern folgten seinem Beispiele. Die Sichel blieb auf dem Felde liegen und keiner weiß, was aus dem Kornreißer geworden ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0551-5



J. Fay. inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Oriant und Beatrix.

(Märchen von Ellen.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0552-0 DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0553-6

Oriant und Beatrix.*)

Volksmärchen in sechs Gesängen von **Ellen.**

Erster Gesang.

Durch des grünen Waldes dunkle Schatten,
Sonst des Friedens Heimath, stürzt verschüchtert
Eine weiße Hirschkuh. Laut und jubelnd
Folgt ein stolzer Jagdzug ihr. Der Hunde
Opfergierige, wildgehetzte Meute
Ist mit heiserm Kläffen und mit scharfem
Zahn ihr nah! Der leichtgeschwungne Jagdspeer
Will die Hand des königlichen Jägers,
Oriants von Lillefort, des schönsten
Aller jungen Ritter, schon verlassen.
Da erreicht die müdgehetzte Hinde
Glücklich noch den Fluß, der sie vom Lager
Ihrer Jungen trennt. Behenden Sprunges
Taucht sie in die Fluth, und in des Stromes
Mitte schwimmt sie schon dahin, als König
Oriant am steilen Ufer anlangt.

Halbverdrossen sieht ihr nach der Jäger,
Wendet dann sein Roß und ruhbedürftig
Springt er ab, wo ihm ein klares Brünnlein,
Plätschernd unter moosbewachsnen Felsen,
Gastlich winkt. Er läßt sein Roß im Grase
Weidend sich ergehn, an einer Eiche,
Die das Brünnlein mächtig überwölbet,
Setzt er selbst sich dann, froh um sich schauend.
Denn er kannte nur die Lust der Krone,
Ihre Last noch nicht, da erst seit Monden
Sie auf seinem jungen Haupte ruhte.
Also saß allein und gar behaglich
König Oriant am Waldesbrünnlein.

Sieh, da sprengt, von Rittern und der Knappen
Troß gefolgt, auf einem falben Zelter
Eine holde Jungfrau längs des Brünnleins
Auf dem Waldpfad hin. Der junge König
Blickt erstaunt auf sie und mit Entzücken,
Schier vermeinend, daß es keine schön're
Jungfrau geben könn' als diese Jäg'rin.
Da erblickt auch sie den Jäger. Fremdling
Scheint er ihr und schalkhaft lustig ruft sie
Hoch vom Roß ihm dieses kecke Wort zu:

Traun, mein werther Ritter, es behagt euch
Sicherlich im Walde hier zu birschen,
Doch der Wald ist mein. Nicht Recht noch Urlaub
Habt ihr, hier zu sein mit Speer und Hunden.
Denn ich sah es wohl, daß ihr der Hinde
Nachgesetzt, die durch den Strom dahinschwamm.
Aber wißt, wenn ihr sie auch erlegtet,
Mein doch wäre sie gewesen, Strafe
Hätte euch für euer kühnes Jagdglück
Nur betroffen. Und wenn auch die Hinde
Eurem räuberischen Speer entkommen,
Sollt ihr doch von meinem Grund und Boden
Nicht verziehn, bis ihr den Frevel büßtet.
Denn wie dürft ihr Hirsch und Rehe jagen
Hier auf meinem Erb' und Eigenthume?

So die Jungfrau mit verstelltem Zorne
Und gar herrlich war sie anzuschauen,
Milch und Blut ihr Angesicht, die Augen
Wie zwei Sterne hell und freundlich glänzend,
Ihres blonden Haares reiche Fülle
Barg das Jägerhütchen nicht zur Hälfte,
Und mit Scherz und Anmuth also redend
War sie einer Königin vergleichbar.

*) Anmerkung. Von demselben Verfasser ist auch „Die schöne Magelone", Volksmärchen in zwölf Gesängen, in derselben Weise bearbeitet und bei J. H. Geiger in Lahr erschienen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0554-1

Das empfand auch Oriant. Er schaute
Auf sie hin mit Lust und Wohlgefallen.
Wie sein Blick war auch sein Herz der Liebe
Weit geöffnet. Jedes ihrer Worte,
Wie es zürnen, droh'n und strafen sollte,
That ihm wohl wie holdes Minnegrüßen
Und es wurde ihm, wie nie zuvor schon.
Also zog als Siegerin die Liebe
Zu der Jungfrau plötzlich in des Königs
Junges Herz. Er ward durch ihrer Reize
Macht der Unterthanin unterthänig
Und gedachte, daß ein noch weit höh'res
Glück es sei, in Liebe ihr zu dienen
Und zum Ehgemahl sie zu gewinnen,
Als die Herrlichkeit der Königskrone
Je gewähre. Deshalb schnell entschlossen
Sagte er mit heitrem Lächeln also:

Stieg Diana vom Olymp hernieder,
Mir zu zürnen, um des edlen Weidwerks
Willen mich zu strafen, das sie selbst doch
Einst den Menschen gab? — Ja, strenge Herrin,
Eine schöne weiße Hindin jagt' ich,
Doch sie floh dahin, um auf die Spur mich
Einer schönen Jungfrau zu geleiten.
Die seid ihr. Denn wißt, es jagt nun König
Oriant von Lillefort und Flandern
Euch nach, Allerschönste. Doch zuvörderst
Zürnt nicht mehr, seid eurem König gnädig!

Das vernehmend, ward die kühne Jungfrau
Roth und wieder bleich. Doch schnell vom Rosse
Sprang ein alter Ritter, der zur Seite
Ihr geritten war, und auf ein Knie sich
Vor dem König niederwerfend sprach er:
Hoher Herr und gnäd'ger König, wollet
Uns den Scherz und jugendlichen Willmuth
Von Beatrix, meiner lieben Nichte,
Nicht gedenken und entgelten lassen!
Doch ich bin Graf Savari. Zu Lehen
Trag' ich diesen Wald durch eure Gnade,
Die ihr eurem treuen Untersassen
Nicht entziehn wollt. Drum vergebt der
Jungfrau.

Ihm erwiedernd sprach der junge König:
Ich vergeb' ihr und ihr ist vergeben,
Doch so ihr geliebt, mag sie es dennoch
Büßen, was an mir und meinem Herzen
Sie verbrochen hat. Denn ihre Schönheit,
Heitre Keckheit und liebreizend Wesen
Hat mir so Gemüth und Sinn verzaubert,
Daß durch ihre Huld, um die ich werbe,
Einzig und allein sie ihre Unthat
Bessern kann und mich des Banns erlösen,
Drin ich schmacht' und seufze. Drum, Beatrix,
Allerschönste Jungfrau, so ihr huldvoll
Es gestattet, meine Braut zu heißen,
Führ' ich bald euch heim, um, wie es Recht, als
Königin von Lillefort und Flandern
Euch zu krönen. Also sprach der König.

Doch Beatrix, von dem Zelter steigend,
Neigte demuthvoll ihr Haupt und sagte:
Herr, ich bin nicht solcher Ehre würdig,
Einem Herrscher anvermählt zu werden,
Wie es Königstöchtern ziemt. So einem
Diener mich zu geben euch geliebet,
Werd' ich mich der Ehre würdig preisen.
Doch ihr seid Gebieter. Eurem Willen,
Wenn ihr mich erhebet zur Gemahlin,
Füg' ich gern mich. Es geschehe eurer
Magd, wie ihr gewillt seid, gnäd'ger König,
Stets will ich euch treu sein und gehorsam.

Da ergriff der König sie gar freudig
Bei der Hand, zog fest an seine Brust sie,
Küßte ihre schöne Stirn und sagte:
Nun wohlan, Beatrix, so verheiß' ich
Dir bei meiner ritterlichen Ehre
Und als König, daß in deinem Leben
Ich allein dich lieben will, und hiemit
Sei mir anverlobt, wie ich es dir bin.
Dann umarmt' und küßt' er sie gar herzlich,
Schlang um ihren Hals ein gülden Kettlein
Und erbat des Oheims Wort und Segen.

Mächtig in sein Horn stieß drauf der König
Oriant, daß schnell die Herrn und Ritter
Sich um ihn versammelten, und lächelnd
Stellte er Beatrix als geliebte
Und vielholde Braut und ihre junge
Herrin ihnen vor. Da war Frohlocken
Laut bei Allen und kein Maß der Freude
Und der Segenswünsche. Denn sie liebten
Treulich König Oriant, und also
Zogen sie nach Lillefort, der Hauptstadt,
Um die Hochzeit festlich zu begehen.

Und es war die schöne Zeit der Maien,
Frisch und lieblich bließ die Luft, der Himmel
Glänzte hoch und klar, auf Wies' und Anger
War die holde Frühlingsbluth erschlossen,
Herrlich stand der Wald mit frischem Laube,
Und aus seinen lichten Zweigen sangen
Wie zum Gruß die Vögel, als Beatrix
Ihren Einzug in die alten Thore
Hielt von Lillefort. Von Nah' und Ferne
Kam geschmückt das Volk herbei, der jungen,
Schönen Königin entgegenjauchzend,
Groß Turnier und edle Ritterspiele
Wurden angestellt zu ihrer Ehre,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0555-7

Sänger nahten und von ihren Lippen
Zu der Harfe holdem Saitenspiele,
Klang das Lob der lieblichen Beatrix.

Wohl erstrahlte so aus jedem Antlitz
Glück und Jubel, doch verhüllten Hauptes
Wacht stets auch das Unheil, um geschäftig
Böse Saat zu streun für seine Erndte,
Die es eines Tags dann unerbittlich
Einholt. Denn es lebte noch am Hofe
Oriants Mutter; alt und falsch und häßlich
War sie wie die Nacht. Auf Matabrune
Wandte Niemand gern den Blick. Sie hatte
Pirion, des Königs edlen Vater,
Nie geliebt und früh in's Grab gepeinigt,
Statt des Sohns zu herrschen nun gedenkend.
Darum war ihr böser Sinn voll Mißgunst,
Haß und arger List, als sie von Oriants
Holder Braut vernahm. Doch der sprach also:

Liebe Mutter, eurer Gunst empfohlen
Sei mein lieb Gemahl, denn seht, ich habe
Auf der Welt die schönste Frau gefunden,
Keine ist dazu, die ihr an Weisheit,
Zucht und edler Frauentugend gliche,
Darum seid nicht abhold eurer Tochter.

Voll Verdruß erwiederte die Alte,
Tückisch ihren Neid verhehlend: Wenig
Kannst du mich, mein Sohn, durch sie erfreuen.
Denn sie ist nicht deines hohen Ranges,
Niemand weiß von ihr und ihrer Abkunft,
Sie erniedrigt dich als deine Gattin.
Dir, als reichem, hochgebornem König,
Wäre eines mächt'gen Kaisers Tochter
Eine beff're Ehefrau geworden.

Doch der König lächelte und sagte:
Warum, wenn mir's so gefällt, o Mutter,
Sollt' ich eine Andre frein? Ich fände
Keine doch, die ich so herzlich liebte,
Und die meine Liebe so vergälte.
Es bedarf ja nur zu einer guten,
Gottgefäll'gen Ehe, daß in Liebe
Sich die Gatten zu einander schicken,
Wie wir thun. Drum bitt' ich, liebe Mutter,
Laßt sie euch gefallen, wie mir selber
Sie gefällt. So Gott will, werden morgen
Wir das Hochzeitsfest mit allen Ehren
Feierlich begehn. Das segnet gütig.

Heuchlerisch versetzte Matabrune:
Sicherlich, mein lieber Sohn, wenn dir es
So gefällt, soll mir es nicht mißfallen.

König Oriant war froh der Worte,
Doch sie kamen nur von seiner bösen
Mutter Lippen, nicht aus ihrem Herzen.
Heimlich murrte sie des Ehebundes
Und gedachte, wie sie Mittel fände,
Daß abwendig sie das Herz des Sohnes
Mache von der lieblichen Beatrix.

Fröhlich ward indeß bei Flöt' und Geige,
Mit Gesang und Tanz und mancher Kurzweil
König Oriants Hochzeitsfest begangen.
Und der jungen Königin Beatrix
Jede hohe Ehre gern erwiesen.

Danach lebten sie in Lieb' und Eintracht,
Wie zwei gute Eheleute sollen,
Und begehrten Nichts als ihres Glückes
Fortbestand von Gott. Doch schwere Prüfung
Harrte ihrer erst noch, um in Demuth
Und Ergebung ihr Gemüth zu üben.
Denn es kam die Botschaft, daß die Feinde
Mit viel Heeresmacht in Flanderns Grenzen
Eingefallen und viel Volk erschlagen,
Also daß die Noth gar groß geworden.
Seine Feldherrn und viel Ross' und Reiter
Hatte König Oriant aufgeboten,
Um den Feind zu schlagen, doch vergebens.
Näher rückte er und immer näher
Und bedrohte schon die Hauptstadt selber.
Da nun mußte Oriant, so schwer es
Seinem Herzen fiel, sich von Beatrix
Trennen und sich selbst zum Kriege rüsten.
Darum führt' er sie zu Matabrune
Und sprach so: Ihr wißt es, liebe Mutter,
Wie die Feinde unser Land bedrängen
Und daß ich nun selbst, sie zu bekämpfen,
Muß hinausziehn und mich von Beatrix
Trennen. Doch sie ist bereits gesegnet,
Und so bitt' ich euch, daß ihr getreu ihr
Beistehn wollt und für sie Sorge tragen,
Wie für eine eigne Tochter. Mutter,
Sie ist wie ein Lamm so sanft und milde
Wie ein Täublein, dazu klug, verständig
Und wie einer Mutter euch ergeben,
Drum so liebt sie, wie wir selbst euch lieben.

Ihm versetzte heuchlerisch die Alte:
Sei getrost, mein Sohn, du weißt, daß Alles,
Was dir wohlgefällt, auch lieb mir selbst ist.
Pflegen will ich sie, wie meine Tochter,
Besser als mich selbst. Und wenn ihr Uebles
Widerführe, würd' es sehr mich schmerzen,
Denn ich liebe nun sie um ihr würd'ges,
Edles Wesen, drin sie täglich zunimmt.
Drum mein lieber Sohn, sei außer Sorge
Und zieh' aus, wohin die Pflicht dich rufet.

Gern vernahm den Trost der junge König
Und trat dankerfüllt von Matabrune

Zu Beatrix, die er zärtlich küßte,
Um der Mutter sie zu übergeben.
Doch die schöne Frau ward krank vor Herzleid
Und vor Gram, daß er sie so verlassen
Und der Mutter übergeben müsse.
Oriants Zuspruch konnte ihr nicht frommen,
Denn sie ahnte, daß Verrath und Bosheit
Sie bedrohe, und sank hin in Ohnmacht,
Also daß die Ritter und Getreuen,
Die es ansahn, voll von Mitleid wurden.
Doch zuletzt riß Oriant gewaltsam
Sich von seiner Gattin los, zu Pferde
Stieg er schnell und ritt mit seinen Mannen
Starkgesinnt dem Feindesheer entgegen.

Zweiter Gesang.

Mord und Brand und Tempelraub vermögen
Nicht solch heillos Elend zu verbreiten,
Als Verläumdung, Ränkesucht und Lüge.
Denn es birgt in ihrem Schooße jeder
Schwarze Frevel sich und endlos wuchernd
Dringt ihr Gift verheerend in die Herzen.
Dreimal Fluch und ewige Verdammniß,
Drum dem Neid, der Bosheit, dem Verrathe!

König Oriants hohe Kriegesfahne
War im Staub der Straße kaum verschwunden,
Als auch Matabrune schon zu bösem
Ränkespiel die falschen Karten mischte.
Sie beschied zu sich die Wehemutter
Und mit gleißnerischen Schmeichelworten
Und der Arglist lächelndem Gesichte
Sagte sie, die welke Hand ihr reichend:
Einz'ge Freundin, lange schon erkannt' ich
Euren Werth und eure überlegte
Klugheit. Darum hab' ich euch beschieden,
Um von euch mir schwesterlichen Beistand
Zu erbitten. Wenn ihr mir willfahret,
Traun, bereuen solltet ihr es niemals,
Denn mit Gold und Silber will ich also
Euch belohnen, daß ihr nie im Leben
Es erfahrt, was Noth und Mangel heißen.
Eurer Söhne will ich treu bedacht sein
Und für eurer Töchter Heirath sorgen.
Beste Freundin, darum seid mir willig
Und bedenkt, daß einer mächt'gen Freundin
Ungunst so gefährlich ist, als ihre
Gunst gedeihlich und von großen Ehren.
Doch bevor ich euren Dienst verlange,
Müßt ihr ew'ges Schweigen mir geloben.

Also sagte Matabrune, drohend
Und versprechend, zu der Wehemutter,
Die geblendet durch den Glanz des Goldes
Käuflich sich erwies, wie niedrer Seelen
Brauch ist, und zu der verruchten Absicht
Matabrunens willig. Sie versetzte:

Gnäd'ge Frau, gebietet eurer Sclavin,
Was ihr wollt. Ich bin zu euren Diensten
Und gelobe euch bei meiner Treue,
Was ihr saget, ewig zu verschweigen,
Sicherer vermögt ihr das Geheimniß
Eurem Beichtiger nicht zu vertrauen.

Da sprach Matabrune: Also wisset,
Daß Beatrix wider meinen Willen
Meines Sohnes Ehefrau geworden,
Denn sie ist nicht von so hohem Stande,
Wie sich's ziemt der Gattin eines Königs,
Doch verstand sie's, so ihn zu bezaubern,
Daß er nur mit ihr vermag zu leben
Und um sie sein Königreich dem Elend
Und Verderben Preis giebt Darum wünsch' ich,
Daß wir so sie ihm verleiden möchten,
Daß er sie verstieße. Ich vermeine,
Da nun ihre Stunde bald gekommen,
Daß zu diesem Werke jetzt die Zeit ist.

Und geschmeidig sprach die andre Alte:
Wenn es meiner gnäd'gen Frau geliebet,
Tödte ich das neugeborne Kindlein
Und vermelde, wenn er kehrt, dem König,
Daß sie selbst es freventlich gemordet.

Aber Matabrune sprach dagegen:
Mehr wird uns ein andres Mittel frommen,
Das ich aussann, und sein Herz empören.
Gebt, was sie gebiert, in meine Hände,
Daß ich es durch einen treuen Diener
Mög' ertränken lassen, euch dagegen
Send' ich junge Hunde. Dann vermeldet,
Daß Beatrix die geboren habe.
So verhoff' ich wird es uns gelingen,
Daß mein Sohn sich von ihr kehrt voll Abscheu.

Und die Andre sprach: Ich will getreulich
Alles thun, wie ihr es mir befohlen,
Und so heimlich, daß von der Verwechslung
Keine Seele je ein Wort erfahre.

Als danach die Mondenzahl erfüllt war,
Daß Beatrix ihrer Bürde ledig
Werden sollte, hatte Gott in seinem
Unerforschten Willen es beschlossen,
Daß sechs starke Knaben und ein holdes
Mägdlein an das Licht des Tages traten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0557-8

Und es trug von all den sieben Kindern
Jegliches am Hals ein silbern Kettlein,
Wohl als Zeichen, daß der früh verrathnen
Waislinge sich Gott erbarmen wolle.
Aber Matabrune und die Alte
Hatten sieben Welflein in Bereitschaft,
Die sie an der sieben Kindlein Stelle
Zu der kranken, jungen Mutter legten.

Wer vermöchte nun der Allerärmsten
Schmerz zu schildern, als erwacht vom Schlummer,
Sie nach ihren Kindlein frug und lächelnd
Schon die Händ' erhob, sie zu empfangen,
Aber scheu und wie verstört die Alte
Rückwärts wich, dieweil ihr Matabrune
Zorn und Kummer heuchelnd, also sagte:

Sündig und unselig Weib, in welche
Noth bringst du mein Haus! Und welchen Jammer
Hast du meinem armen Sohn verschuldet!
Sieh die Wehemutter hier mit sieben
Jungen Welflein, deren Mutter du bist.

Viel noch sprach sie, Gräßliches und Falsches,
Doch es hatte Schrecken und Entsetzen
Schon Beatrix Seele so zerrissen,
Daß mit einem lauten Angstruf leblos
Sie zurücksank. Lange lag sie also,
Gleich als habe sie erlöst der Tod schon,
Doch es kehrten ihre Kräfte wieder,
Und sie schlug die Augen auf. Von Neuem
Faßte sie Entsetzen, doch sie sagte:

Zeigt es mir, was ich geboren habe!
Da trat zu ihr hin die falsche Alte,
Einen Korb mit sieben Hündlein zeigend,
Und sprach so nach Matabrunens Anschlag:

Seid nicht so zerknirscht um eure Schande,
Tröstet euch, damit das große Unglück
Nicht noch größer werde. Matabrune
Will, daß eure Schuld ihr anerkennet,
Reuig und ergeben, dann verspricht sie,
Euch zu schonen, euch als gute Mutter,
Die selbst große Schmach verzeihen könne,
Zu behandeln. Ihrem armen Sohne,
Eurem Gatten, will sie dann verhehlen,
Wie ihr euch so freventlich vergangen;
Seinen Zorn auf euch, der zu gerecht ist,
Wenn er doch erführe, was geschehn ist,
Will sie dann begütigen und wieder
Euch zu Ehren bringen. Auch im Lande
Soll nicht eure Unthat ruchtbar werden.
Doch bekennt sie. Sagt uns, daß der Sünde
Böse Lust euch heimgesucht, daß schändlich
Euer Thun gewesen, daß nach Menschen
Und nach Gottes Recht der Scheiterhaufen
Eurer Schuld gerechte Strafe wäre.
Also thut. So mögt ihr Matabrunens
Unverdienter Mutterhuld und Gnade
Wieder theilhaft werden. Wollt nicht säumen!

Doch es wandte ihre schönen Augen,
Denen noch der Thränen süße Labung
War versagt, Beatrix von der Alten,
Faltete die Hände und sprach also:

Leb' ich noch, o Gott? Mag eines Weibes
Schwacher Leib so gänzlich namenloses
Leid ertragen? Weh mir, daß ich lebe!
Weshalb blieb mein Blick nicht zugeschlossen,
Todt mein Leib und fühllos meine Seele?
Ach, welch Unheil hat man mir bereitet,
Die ich Heil gehofft und einer Mutter
Süße Lust! Und welche schwere Schuld wird
Auf mein Haupt und Herz gewälzt! Du weißt es,
Großer und gerechter Gott, daß schuldlos
Meine Seele ist. Mit treuem Herzen
War ich Oriant zugethan und werd' ihn
Lieben, wenn er nun, bethört von Bosheit,
Mich Verlästerte verstößt. Mit Willen
Kränkt' ich keine Seele. — Ach, mein Vater,
Deine Huld und Macht ist unermeßlich,
Du blickst auf der Dinge Grund. Im Herzen
Lieset du allein, und wenn es Zeit ist,
Wirst du deine Richterhand erheben.
Dir befehl' ich mich und meine Kinder!
Vaterlos und mutterlos bedürfen
Deiner Hülfe sie, du wirst sie retten. —
Doch — du, weiche von mir, Weib! An mir ist
Keine Schuld und keine Kunst vermag es
Mich zu foltern, daß ich euch zu Willen
Einer Schuld mich zeihe, der ich frei bin.

Damit schwieg sie und verharrte fortan
Still in ihrer Kammer. Ihre Klage
Hatte Gott sie ganz anheimgegeben,
Denn wenn Menschen taub sind, hört doch er uns
Und läßt nicht uns des Gerichts ermangeln.

Bei dem Hausgesinde Matabrunens
War ein alter Diener, Marcus Levi,
Frech, verschmitzt und ihr zu jeder Schandthat,
Wenn sie Vortheil brachte, gern erbötig.
Lang' schon hielt sie ihn in ihrer Nähe,
War er auch verächtlich und verachtet,
So vermocht' er durch die Kraft des Mammons
Doch was er nicht war, der Welt zu scheinen,
Und durch Dienste Manchen zu verpflichten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0558-4

Ihm vertraute Matabrune gänzlich
Und er ihr, wie denn nicht bloß die Tugend
Alle Tugendhaften eng verbindet,
Sondern auch das Laster seine Diener
Durch der Mitschuld zwingendes Geheimniß
Zu Genossen macht, daß sie im Kampfe
Mit der Tugend nicht zu schnell erliege.
Diesen Diener hatte Matabrune
Jetzt erkoren, seine Sünderhände
Mit dem neuen Frevel zu beflecken,
Ihm gebot sie, daß er von Beatrix
Kindern sie befreie. Marcus Levi,
Sagte sie zu ihm mit unverhalt'nem
Spott der Tugend, schau, an ihren Hälsen
Tragen all die Sieben Silberkettlein,
Das bedäucht mich, als ob sie hernachmals
Böse Menschen würden. Darum trage
Schlau und still die Brut zum Waldeswasser
Und mit Vorsicht tauche tief hinein sie.
Das sei ihre Taufe, die vor jeder
Unthat sie bewahr' und uns vor ihnen.

Marcus Levi sprach darauf mit Grinsen:
Matabrune, was du sagst, ich thu' es,
Niemals soll der Anblick dieser Kinder
Wieder deinen reinen Sinn beleid'gen.

Damit hüllte er, dieweil es Nacht war,
Sie in seinen Mantel und ritt eilends
In des Waldes Mitte, wo den Weihern
Selten nur ein Menschenfuß sich nahte.

Morgen war's geworden, als er ankam.
Durch das grüne Laubgewölbe fielen
Farbige Strahlen auf der Bäume Stämme
Und den stillen Waldsee, der von Blumen
Und Gewächsen mancherlei bedeckt war.
Marcus hielt sein Roß und schaute lauschend
Um sich her. Da ward die Waldesstille
Plötzlich ihm gar schreckhaft. Durch die Blätter
Strich ein leiser Wind. Ihr Lispeln, Flüstern
Machte sein verruchtes Herz erbeben.
Drum gedacht' er, schleunigst sich der Kleinen
Zu entledigen und warf sie vor sich
In den See, sofort sein Roß zu wenden.
Doch es stand. Und schaudernd mußt' er sehen,
Wie sich Schilf und große Wasserblumen
Aneinanderdrängten, um die Kinder
Wie in einem Ruhbett zu empfangen,
Also, daß sie gänzlich wohlbehalten
Schwebten ob der Fluth. Da riß gewaltsam
Er sein Pferd herum und eilte spornstreichs
Aus dem Walde heim, mit bleichen Lippen,
Seiner Unthat gram, denn er erkannte
Gottes Hand und fühlte Gottes Schrecken,
Der ihm nah war, wie er auch sich sträubte.
Doch zu Matabrune sprach er fälschlich,
Wie denn Frevler nie an Wahrheit halten:

Frau, nun sei gerubig! Diese Kinder
Stören dich hinfort nicht. Alle Sieben
Liegen todt im Grund des dunklen Wassers.

Des war Matabrune froh. Sie lachte
Und beschenkt' ihn reich mit rothem Golde.

Dritter Gesang.

Nun vernehmt, wie Gott der sieben Kleinen,
Von der Bosheit allzufrühem Tode
Hingeworfen, gnädig sich erbarmte.
Tief im Wald, unfern den dunklen Weihern
Hatte sich ein Eremit aus wilden
Stämmen, Moos und Binsen eine Klause
Aufgerichtet, drin er friedlich lebte.
Abhold eitlem Menschenwerk, mit welchem
Namen es sich brüste, hatt' er gänzlich
Heimlicher Beschaulichkeit des Lebens
Kurzen Rest zu weih'n gedacht, doch fügte
Gott es gnädig, daß er noch der Kleinen
Retter werden sollt'. An's Seegestade
Führt' er Helias — das war des Alten
Name, — und da zog's ihn weiter fürbaß,
Als sein Weg sonst war, bis an die Stelle,
Wo Beatrix Kinder, sanft und lieblich
Schlummernd, in dem Blumenbettchen lagen.

Fromm erstaunt sah sie der Greis. Behutsam
Bog er Blatt und Schilf bei Seite, schürzte
Sein Gewand und sorgsam auf den Armen
Barg er sie und trug sie an das Ufer.
Schnell mit seinem wunderbaren Funde
Eilt' er dann der Klause zu. Ein Lager
Wußt' er weich aus Moos und trocknen Kräutern
Zu bereiten und nun harrt' er ruhig,
Daß aus ihrem Schlummer sie erwachten.
Das geschah gar bald. Der Menschenkinder
Erstgefühl, der Hunger, weckte auf sie
Und sie weinten laut. So schrein im Nestchen
Hungrig junge Vöglein, deren Alten
Rohe Hand die Freiheit nahm, nach Futter.
Mitleidsvoll sah es der Greis. Es kamen
Thränen auch aus seinen alten Augen,
Und mit heißem Flehen sprach er also:

Gott, allmächt'ger Vater, aller Dinge
Walteſt du nach deiner hohen Weisheit.
In der Wüste hast mit deinem Manna
Du die Kinder Israels gesättigt,
Daniel hast in der Löwengrube

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0559-3

Du geschirmt, mit wenig Fisch und Broden
Speis'test du fünftausend Menschen, — höre
Nun auch mein inbrünstig Bitten, schenke
Dein Erbarmen diesen sieben Waisen,
Hilf mir, daß ich sie, die nackt und hülflos
Ich gefunden, von dem Tod errette!

Also flehte er zu Gott und siehe,
Aus dem Waldesdickicht sprangen sieben
Weiße Geißlein an die Thür der Klause,
Furchtlos mit den klaren Augen blickend.
Da erkannt' er, daß sie Gott gesendet,
Legte schnell die Kinder in das Gras hin
Und war froh zu sehen, wie begierig
An der Milch die Hungrigen sich letzten.
Danach kehrten in den Wald die Thiere,
Futter dort zu suchen, doch getreulich
Kamen stets zur rechten Zeit zurück sie
Als der armen Kindlein gute Ammen.
Die genasen solcher Labung bestens,
Daß sie kräftig wurden, bald den Geißen
Wie Gespielen in den Busch zu folgen.

So in Luft und Licht, in Hitz' und Kälte
Wuchsen Oriants und Beatrix Kinder
Auf im Wald' und blieben jeder Reizung
Böser Sitte frei. Aus Schilfgeflechten,
Federn und den Fellchen kleiner Thiere,
Die er fing, bereitete der Alte
Ihnen kurze Röcklein um die Lenden,
Saft'ge Beeren, Wurzeln, wilden Honig,
Vogeleier auch lehrt' er sie finden,
Und wenn er von seinen Gängen heimkam,
Theilte er mit seinen Pflegekindern
Gern das Brod, das milde Hand ihm reichte.

König Oriant war reich an Siegen
Aus dem Kampfe heimgekehrt. Des Landes
Grenzen hatte er vom Feind gesäubert
Und sein Reich gesichert vor Gefahren,
Doch des Hauses heiliger Friede war ihm
Freventlich indeß gestört. — Es trat ihm
An des Schlosses Thore Matabrune
Hastig in den Weg mit diesem Worte:

Siegreich nahst du deines Hauses Schwelle,
Lieber Sohn, doch ist mein Herz voll Kummer,
Daß es brechen möchte, um den Unfall
Deiner Gattin, die mir, ach! so werth war.

Wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel
Traf dies Wort den König, der voll Jubel
Heimgekehrt nun wie gelähmt vor Schreck war.
Weh mir! rief er. Sprich, was ist geschehen?
Ist sie todt? Verhehl' es nicht mir, Mutter!
Sprich es aus, laß mich das Unglück wissen.
Ist sie todt? O sag's! Die Ungewißheit
Foltert mehr mich als die Todesnachricht.

Aber Matabrune sprach dagegen:
Nein, sie ist nicht todt! Doch würde sicher
Weniger die Todespost dich schmerzen,
Als die Kunde dessen, was geschehn ist.
Schlimm'res ist es, als der Tod. Zu Gott hab'
Ich umsonst gefleht, durch ihren Tod uns
Und sie selbst zu lösen von der Schande,
Die durch sie auf unser Haus gekommen.
Ach, die Schmach ist groß und himmelschreiend,
Nur mit Zittern kann ich dran gedenken,
Denn ich bin ja deine Mutter. Spare
Deshalb mir den Schmerz, die erste Botin
Ihrer Schuld zu sein und deines Unglücks,
Das mich allzusehr bekümmert. Frage
Deine Diener, denn sie wissen's alle.

Bleich und leisen Tones sprach der König:
Lieber höre ich's von dir, o Mutter.

Und mit aller Heuchelei der Bosheit,
All der Schlangenklugheit falscher Seelen,
Wahrheithehlend, lügnerisch erfindend,
Voll Verlästrung und dazu mit Thränen,
Falschen Mutterthränen, ihren Worten
Kraft verleihend, sprach nun Matabrune,
Was sie längst ersann, um ihres Sohnes
Herz von seiner Gattin Herz zu reißen. —

Lange lautlos stand der junge König,
Uebermannt von Schmerz. Dann fragt er: Mutter,
Sage mir, wo ist, was thut Beatrix?

Matabrune sprach: In ihrer Kammer
Harrt sie des Gerichts, das nicht zu lange
Du verzögern willst. Sie nennt sich schuldlos,
Die Verruchte, doch vor Gottes Sonne
Und vor eines Menschen Antlitz wagt sie
Nicht zu treten. Sei der Aermsten gnädig,
Laß sie in des Scheiterhaufens Flammen
Bald die Buße ihrer Unthat finden.

Aber Oriant ging allein. Der Jammer
Faßte allzuhart sein Herz, so daß er
Trost von Gott begehrend in dem Kirchlein
Am Altar auf seine Knie sich hinwarf,
Also betend: Vater aller Güte,
Ach, welch Unheil ist mir widerfahren!
Welche namenlose Schmach erschuf mir,
Die ich für die Ehr' und Zierde aller
Frauen hielt. Ach, hat sie also schändlich
Mich verrathen, die ich heißer liebte,
Als ein Mann je eine Frau geliebt hat,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0560-5

So bin ich entehrt vor meinem Lande
Und geboren zu unsel'ger Stunde.
Ach, mein Gott, warum hast du verhütet,
Daß mir in des Kampfes wildem Toben
Feindesspeer das Herz zerriß, da nun es
Wird zerfleischt von solchem Schmerz! — Wer
räth mir,
Wer ist nun mein Beistand? — O hilf du mir,
Allgewalt'ger Gott, denn ich begehre
Nimmer ihr, die über alle Maßen
Herzlich ich geliebt, zu nahn in Gutem.

Also betend blieb er lange einsam
Und begehrte keines Menschen Nähe.
Aber als er Nachts mit seinem Kummer
Lange schwer gekämpft, verfiel in Schlaf er
Und es kam ein Traum vor seine Seele,
Also, daß es ihn bedäuchte, leuchtend
Thue auf sich über ihm der Himmel
Und er säh' auf goldnem Thron Gott Vater
Mit dem Heiland und des Heilands Mutter,
Und umher der Heiligen mächt'ge Herrschaar;
Zu ihm nieder schwebte dann mit Becher
Und mit Stab ein Engel, der sich also
Zu ihm wendete mit sanfter Rede:

Ich bin Chamaël, des Vaters Bote,
Der mich einst entsandt zum Kampf mit Jacob,
Und mit Trost mich nahen hieß im Garten
Seinem Sohne, der für euch gelitten.
Jetzt entbeut er dir, daß deiner Räthe
Aeltestem du folgst, was er dir künde. —

So der Engel und entschwebte wieder,
Aber Oriant erwachte. Dankbar
Und mit frömmergebnem Herzen ließ er
Baldigst seine Herrn vom hohen Rathe,
Geistliche und weltliche, berufen,
Und als sie versammelt waren, sprach er:

Liebe Herrn, ich hab' euch herbeschieden
Um der Königin, meiner Gattin, willen.
Jeder weiß, dieweil mich selbst die Kriegsnoth
Rief hinaus, welch Leid mir angethan ward,
Welche Schmach! So helft bei diesem Unheil,
Das ich richten soll, mit eurem Rath mir,
Und wem Gott von euch die meisten Jahre
Schon gegönnt, den laßt zum Ersten reden.

Da beriethen sie sich lang' und eifrig
Und es war bei ihnen viel Gebahren
Und gar stolz Erhöhn der Augenbrauen.
Endlich führten dann sie einen Ritter
Vor ihn hin mit silberweißen Haaren,
Der sie Alle angehört, den Aelt'sten
In der Räthe Schaar, der sagte also:

Hundertjährig, Herr und hoher König,
Steh' ich vor dir. Deshalb soll zum Ersten
Ich dir rathen. Was ich rathe, werd' ich
Bald vor Gott bekennen, der der Richter
Richter ist und Herz und Nieren prüfet.
Frei von Menschenfurcht nun sag' ich, schuldig
Scheint die Frau, doch scheint sie's nur. Es
wird ja
Wahrheit von der Bosheit oft bemäntelt.
Also rath' ich, — da nicht stets die Wahrheit
Bald sich ausweist, — nimm ihr nicht das Leben,
Hoher König. Das Gericht laß Gottes.

So der Alte und es klang willkommen
Seine Rede in das Ohr des Königs
Und erschuf ihm großen Trost, denn zärtlich
Wie voreinst in seines Herzens Grunde
Liebt' er noch Beatrix. Aber tosend,
Wie der Ströme Eis, wenn vor des Frühlings
Mildem Strahl es birst und kracht und hintreibt,
Lös'te sich nach diesem Wort der andern
Räthe Klag' und Anklag' unaufhaltsam.
Und ein Bischof, den um seines Amtes
Willen sie zum Sprecher koren, sagte:

Wohl befiehlt mir meine Hirtensendung
Jetzo Nachsicht, schonendes Vermittlen,
Christlich sollt' ich diesen bösen Zwiespalt
Heben, denn der Heiland hat uns Liebe,
Eintracht und Geduld gepredigt. — aber
Laut verlangt die heil'ge Kirch' ein Opfer,
Heißt den Scheiterhaufen, drauf die Schuld'ge
All ihr Unrecht büße, schleunigst bauen,
Und bedenkt, daß auf den ersten Frevel
Sie den neuen Frevel häuft, die Lüge,
Denn sie nennt sich schuldlos, die Verruchte.
Doch wir hörten Matabrunens Ausspruch,
Der sie schuldig macht. Wenn sie in Wahrheit
Schuldlos wäre, müßten unsres Königs
Hochgeborne Mutter eine große
Lügnerin wir heißen. Das sei fern uns!
Schuldig sei Beatrix drum und sterbe,
Ruf' ich aus und rette meine Seele.

So der Bischof und es waren Viele
Dieser Thorheit voll und stimmten mit ihm.
Also auch Macarius, ein starker
Ritter, aber rauh in seinem Herzen
Und von Matabrunens list'gen Worten
Längst bethört und gänzlich ihr ergeben.
Er trat vor den Thron mit dieser Rede:

Wehe dir, o König, und dem Lande,
Wenn du sie, die von geringer Herkunft
Du zum Thron geführt, begnaden wolltest!
Niedrig wie ihr Stamm ist ihre Seele

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0561-0

Und dem Laster zugethan. Mit Schande
Hat sie dich, dein hohes Fürstenhaus und
Also auch ganz Lillefort und Flandern
Ueberstürzt, so daß der Scheiterhaufen
Fast als zu geringe Buß' erscheint. Wofern du
Sie am Leben hieltest, würde leichtlich
Mit dir auch dein Stamm vergehn, doch Erben
Sind dem Throne noth. Drum sei verbrannt sie
Alsofort! Und mög' ein wohlgeprüftes
Neues Ehebündniß bald dich trösten,
Freud' und Glück dir selbst verleihn und Erben,
Wie dein ganzes Land es wünscht, dir schenken.

So der Ritter mit gewalt'ger Stimme
Und erwarb den Beifall aller Räthe,
Da zugleich er von des Landes Wohlfahrt
Meisterlich gesprochen, wie sie rühmten.
Aber Oriant war gar bald der Reden
Und des hochgeschwellten Wortgepränges
Herzlich überdrüssig und sprach also:
Hört mich, edle Herrn, obwohl den Tod sie
Wie ihr sagt, nach dem Gesetz verwirkt hat,
So gelob' ich doch, daß ich das Leben
Nicht ihr nehmen will, und daß, so lange
Gott es ihr erhält, sie allzeit meine
Gattin heiße Und bei meinem Zorne,
Daß von einem andren Ehebündniß
Niemand fortan rede, das verhoff' ich.
Doch weil noch trotz eurer Red' und Arbeit
Ganz unaufgehellt der Klagen Anlaß,
Mag Beatrix, bis mit Gottes Hülfe
Ihre Sache klar, an einem ehrbar
Stillen Orte einsam für sich wohnen,
Wie ihr gut dünkt, und von meinen Rittern
Mag sie zwei erwählen, die in Ehrfurcht
Sie bewahren, nach Gebühr ihr dienen
Und vor jeder Unbill treu sie schützen.

So der König und entließ die Räthe,
Die voll Freude ob des Königs hoher
Huld und Weisheit in die Heimath zogen.
Doch zwei Herrn, die an Beatrix Unschuld
Stets geglaubt und jetzt als treue Ritter
Ihr zu dienen wünschten, gab sie freudig
Dazu Recht und Urlaub und mit ihnen,
Wohlbewacht vor Arglist und Gefahren,
Wohnte sie in einem stillen Jagdschloß.
Als danach sie von der Räthe Absicht,
Sie zu tödten, hörte und von Oriants
Gnäd'gem Rechtsspruch, pries sie Gott voll Inbrunst,
Auf den Knie'n für ihren Gatten betend.
Oftmals auch entsandte sie ihm Botschaft,
Die er gern empfing, denn tief im Herzen
Konnt' er nicht an ihrer Unschuld zweifeln,
Wie auch unermüdet Matabrune
Sie der Schande zieh und ihn der Schwäche.

Vierter Gesang.

Dir, Waldeinsamkeit, vertraut die Unschuld,
Und die Schuld, du bietest deine Schatten,
Wie ihr Licht die Sonne, dem Gerechten
Und dem Ungerechten, doch zum Frieden
Und zur süßen Seeleneintracht stimmst du
Deß Gemüth nur, der der Welt entsagte
Oder nie von ihrer Noth bedrängt war,
Wie mit Oriants und Beatrix Kindern
Helias gottbegnadet und stillglücklich
Lebt' im Walde. Sommergluth und Kälte,
Sonnenschein und Regen wurden Alle
Früh gewohnt, mit dem Gethier der Wildniß
Waren sie befreundet, drum ließ Helias
Barhaupt sie und barfuß ganze Tage
Mit den Geißen ziehn, wohin sie liefen.
Früh und Abends nur hielt er sie bei sich
Zu Gebet und mancher Unterweisung,
Denn als erste Pflicht hatt' er erkannt es,
Christlich sie zu taufen und in wahrer
Christlichkeit und Zucht ihr Herz zu üben.
Einen von den Knaben, der an Kräften
Und Geschick der beste war, erkor er
Sich zum Liebling und nach seinem Namen
Nannte er ihn Helias. Er mußte
Auf die Höf' und Weiler ihn begleiten,
Wenn er fromme Gaben sammelnd auszog,
Und dann ließ er gern den Korb ihn tragen,
Bis von Brod er allzuschwer geworden.

Einst kam bis zum Waldsee hin ein Jäger,
Der nicht ohne Staunen längs dem Ufer
Die halbnackten Kinder einem wilden
Apfelbaum zueilen sah, nur Fellchen
Um die Hüften und am Hals die Kettlein.
Ungesehn stand er und lauschte. Hurtig,
Einem Marder gleich, erklomm der kleine
Helias den Baum, die besten Aepfel
Abzuschütteln, daß sie von den Andern
Aufgelesen würden. Als der Früchte
Sie genug geerndtet, riefen lachend
Sie dem Bruder zu, der hoch herabsprang
Und mit ihnen Aepfel nun zum Brod aß,
Das sie mitgebracht. Da trat der Jäger
Freundlich grüßend unter sie, denn herzlich
Hatt' es ihn erfreut, der schönen Kinder
Waldesmahlzeit anzusehn. Sie aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0562-6

Waren bang und liefen schleunigst vor ihm
Fort der Klause zu. Der Jäger wollte
Eiligst ihnen folgen, als der Alte
Ihn gewahrte und mit Christengruße
Sich ihm näherte. Er bat den Jäger,
Seine junge Schaar nicht zu erschrecken,
Und erzählte, wie er sie gefunden
Und herangepflegt, so gut es anging,
Sommerzeit und Winterzeit. Nun seien
Schon sechs Jahr sie alt, doch gänzlich ohne
Kundschaft sei er von der Kinder Eltern.

So verlohn' dir Gott, was du an ihnen
Thust und schon gethan hast, sprach der Jäger,
Grüßte Helias und ritt von dannen.

Als durch ihn in Lillefort es kund ward
Und auch ruchtbar wurde Matabrunen,
Daß im Walde bei den dunklen Wassern
Sieben Kindlein lebten, nur in Fellchen
Arm gekleidet und mit Silberkettlein
Um den Hälsen, war gar groß die Neugier
Rings im Volk, doch Wuth und Angst erfüllte
Matabrunens falsche Rabenseele,
Die es schnell begriff, daß Marcus Levi
Sie betrogen, als er von der Kinder
Tode ihr gesagt, und daß ihr Leben
Und Erkennen sie verderben müsse.
Wie nun jede Missethat ein Glied nur
Ist von einer Kette Missethaten
Und begangen stets zu neuem Uebel
Und zuletzt zum Strafgerichte hinführt,
Sann auf Mord von Neuem Matabrune
Und verstörten Sinns berief den Jäger
Heimlich sie zu sich und sagte also:

Freund, um alle Schätze dieser Erde
Wünscht' ich, daß du nicht so böse Zeitung
Mitgebracht nach Lillefort Es dürfen
Diese Kinder meinethalb nicht leben,
Das bekenn' ich dir. Drum kehre eilends
In den Wald zurück, wo du die Kinder
Sahest, tödte sie und bring' als Zeichen
Ihres Todes mir die Silberkettlein.
So gebiet' ich dir. Wenn du dich weigerst
Und nicht schwörst, mir schleunig zu gehorchen,
Ist der Tod dein Loos, noch diese Stunde,
Und in schweren Qualen sollst du sterben.
Darum geh' und thu', was ich dir sage,
Tödte alle Sieben und den alten
Klausner tödte auch, dann komme wieder
Her und sag mir an, was gern ich höre
Und dir lohnen will mit Gold und Schätzen.
Also geh' und wisse, daß Gehorsam
Eines Dieners Pflicht und größter Stolz ist.

Bei der bösen Rede Matabrunens
War zuerst der Jägersmann erschrocken
Und entsetzt, dann aber sprach er also:

Was du mir gebietest, hohe Fürstin,
Eil' ich zu vollbringen. Keinem Andern
Konntest besser du den Auftrag geben,
Denn ich reite unverweilt zum Walde
Nach der Klause und die Silberkettlein
Liefr' ich morgen dir in deine Hände.
Dann magst du geruhig sein der Kinder.

So der Jäger und ging rasch von dannen,
Er gedachte aber voll Erbarmen,
Wie vor Matabrunens Mordgelüste
Er die Kinder schütze. Drum beschloß er,
Ihnen nicht das süße, junge Leben,
Sondern nur den Silberschmuck zu nehmen
Und dann selber sie in sichre Obhut
Außer Lands zu bringen. So gedacht' er,
Aber anders hatt' es Gott beschlossen.

Matabrune jubelte im Stillen,
Daß sie also willig ihn befunden.
Doch in schwerer Ungeduld und Sorge
Seiner Rückkehr harrend, ließ sofort sie
Marcus Levi zu sich herbescheiden,
Ihrer Angst und Wuth verzehrend Feuer
Nun an ihm, der sie betrog, zu kühlen.
Als er kam, ließ in ein abgelegen
Dunkles Zimmer sie ihn führen, hieß an
Händen und an Füßen fest ihn binden,
Daß er gänzlich wehrlos war; dann stach sie
Ihm die beiden Augen aus und schlug ihn
Also hart und grausam, daß er hinsank
Und nur durch ein Wunder blieb am Leben.

Mitlerweile war der Jäger spornstreichs
In den Wald geritten und er hatte
Bald sein Ziel erreicht, doch in der Hütte
Fand er nur sechs Kinder. Mit dem kleinen
Helias war der Alte fortgegangen,
Brod von guten Menschen zu erbitten.
Lautauf schrien die Kinder bei des Jägers
Raschem Eintritt, doch er sprach: Erschreckt nicht,
Arme Kinder, denn ich will euch wahrlich
Nichts zu Leide thun noch euch beschäd'gen,
Aber eure schönen Silberkettlein
Bin ich hergeschickt euch abzunehmen.

Doch als er nun kühnen Griffs die Kettlein
Von den zarten Hälsen ihnen löste,
Fügt' es Gott in seinem hohen Willen,
Daß die Kinder alsofort in Schwäne
Sich verwandelten und ängstlich schreiend
Aufwärts flogen und dann weit die Klause

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0563-1

Und das Wasser und den Wald umkreisten.
Bis zum Tod erschrocken bei dem Anblick
Sank der Jäger sinnlos auf das Gras hin,
Und als er nach langer Zeit mit Zittern
Sich erhoben, sprach er: Herr und Heiland,
Hilf mir, tröste mich! Ach, was begab sich,
Was bedeutet es, daß diese Kinder
Plötzlich Schwäne wurden? – Ha, Verräthrin,
Falsche Matabrune, du bist schuldig,
Du hast mich verführt, daß Gottes Zorn und
Schwere Strafe ich verwirkt. An dir auch
Wird der Himmel mein Verbrechen ahnden.

Damit ritt er heim und andren Morgens
Bracht' er die sechs Kettlein Matabrunen,
Doch die siebente, sprach er, sei heimlich
Auf dem dunklen Waldweg ihm entfallen.
Da war Matabrune froh, vermeinend,
Daß der Mord vollbracht, und gab die Kettlein
Einem Goldschmied, daß er einen Becher
Daraus fertige. Als nun der Goldschmied
Eine Kette schmolz, um zu versuchen,
Ob das Silber rein, ward sie im Tiegel
Schwerer als die andern fünf zusammen.
Das erstaunt' ihn sehr, denn solches Silber
Hatt' er nie gesehn und also konnt' er
Aus der einen Kette gar zwei Becher
Der Art schaffen, wie ihm anbefohlen.
Doch er brachte nur den einen Becher
Matabrunen, in den zweiten legt' er
Die fünf andren Kettlein und befahl sie
Seiner Frau in sorglichen Gewahrsam,
Auf des Wunders Lösung fest vertrauend.

Als nun andren Tags der alte Klausner
Mit dem jungen Helias zurückkam,
Suchten sie sofort die andren Kinder
Und erschracken sehr, als lang' umsonst sie
Laut gerufen. Da gedachten Beide,
Daß sie irr' gegangen wohl im Walde
Und durchstrichen ihn bis an den Abend,
Rechts der Alte, links der kleine Helias,
Immer die geliebten Namen rufend.
Traurig lagen Nachts sie dann zusammen,
Um mit Tagesgraun sofort aufs Neue
Und noch eifriger, doch stets vergeblich
Sie zu suchen. Als mit rothgeweinten
Augen nun einst Helias am Waldsee
Einsam saß voll gar inbrünst'ger Sehnsucht
Nach den Brüdern und der lieben Schwester,
Die er nimmermehr vergessen konnte,
Senkten aus dem blauen Himmelsraume
Plötzlich sich sechs Schwäne auf das Wasser.
Gar vertraulich schwammen zu dem armen
Kummervollen Bruder sie, wo sinnend
Er am Ufer saß mit seinem Brode,
Denn es waren diese blendend weißen
Schönen Schwäne seine sechs Geschwister,
Die der Himmel so verwandelt hatte.
Deshalb auch konnt' er sie nicht erkennen,
Doch ihr Anblick schuf ihm still Behagen,
Daß er streichelnd ihre schlanken Hälse
Zog an seine Brust, in ihre klaren
Augen blickend und von seinem Brode
Freundlich ihnen reichend. Auch die Schwäne
Waren gern bei ihm. Liebkosend schwammen
Sie um ihn herum, die mächt'gen Flügel
Bald zum Spiel erhebend, bald im Wasser
Untertauchend und dann wieder fröhlich
Wild die Fluth im Sonnenschein durchfurchend,
Daß die Wassertropfen wie Demanten
Hochaufspritzten. Das erfreute innig
Helias, daß sein kleines Herz voll Trost ward
Und den Gram vergaß. Und also wurden
Bald die Schwäne seine guten Freunde
Und Gespielen, daß von Stund' an täglich
Er zu ihnen ging, mit ihnen kindlich
Spielend und sein Brod mit ihnen theilend.
Auch den alten Klausner und die Geiße
Führt' er an den See und also hatten
Sie vereint im Wald ein lieblich Leben.
Und die Schwäne blieben unaussprechlich
Heimlich zugethan dem lieben Bruder,
Der ein schöner Jüngling ward, voll Stärke
Und voll hoher Anmuth, wie kein Zweiter.
So auch war kein Thier im Walde, das er
Nicht wettlaufend eingeholt, behend' es
Mit den Händen fangend und bezwingend.
Dazu war er fromm und wohlgezogen
Und gar wohl belehrt in allen Dingen
Von dem Klausner, der zu einem Priester
Gern ihn machen wollte, daß sein Leben
Er allein in Gottes Dienst verbrächte.
Und so zog er manches Jahr den Knaben
Treu und unverdrossen, bis im Traume
Gottes Engel anders ihn belehrte
Und den Weg anwies, daß seiner Mutter
Und Geschwister Retter Helias wurde
Und ein mächtiger und großer König.

Fünfter Gesang.

Sechszehn Jahre hatte schon Beatrix
Ihr Geschick ertragen und geduldig,
Wie es einer guten Christin ziemet,
Trug sie's und voll Demuth und kein Ende
Fand sie, Gott zu loben und zu preisen
Und auf seine Vaterhuld zu bauen.

Aber Matabrunen, die ein neues
Eh'bündniß dem Sohne wünschte, wurde
Schier die Zeit zu lang. Darum bedachte
Ernstlich sie, wodurch in Todesstrafe
Sie die arme Königin verstricke.
Also lud Macarius sie oftmals
Zu sich ein und wußt' ihn durch ihr gleißend
Wort und durch Versprechung so zu kirren,
Daß er endlich willig sich erklärte,
Durch falsch Zeugniß und durch offne Klage
Vor dem Rath des Königes Beatrix
Zu vernichten. Lange Zeit und eifrig
War Macarius mit Matabrune
Nun bedacht, wie er dies Ziel erreiche,
Und ritt häufig von der Jagd dem Schlosse
Abends nah, wo still Beatrix lebte,
Als ob heimlich er mit ihr verkehre.
Dann erschien er plötzlich vor dem Könige
Oriant und seinem höchsten Rathe,
Und verklagte laut und keck Beatrix,
Daß sie Gift gemischt und ihn gebeten,
Damit König Oriant und seine
Mutter Matabrune zu vergeben.
Dafür habe dann sie Herz und Hand ihm
Zugesagt und auch gelobt, danach zum
Könige von Lillefort und Flandern
Ihn zu krönen. Das beschwor er fälschlich,
Brachte Zeugniß jeder Art, das listig
Er bereitet, zeigte gift'ge Tränke,
Als ob sie Beatrix ihm gesendet,
Ließ meineidig falsche Diener fragen
Und erbot sich auch zum Kampf mit Jedem,
Der Beatrix Schuld verneinen möchte.

So ward Oriant getäuscht, sein Herzleid
Ward in Grimm und schweren Zorn verwandelt
Und er schwur bei Gott, daß nun Beatrix
Sterben solle, wenn sich Niemand fände,
Der den Kampf für sie bestehen wolle.
Sieben Tage woll' er ihr erlauben,
Daß sie einen Kämpfer sich erwähle.

Das vernahm Beatrix mit Entsetzen
Und war so bestürzt, daß schier das Leben
Ihren zarten Leib verlassen wollte.
Doch dann wandte fromm auf Gott ihr Herz sie,
Der in langer Leidenszeit und Trübsal
Recht ihr Freund geworden und der Wahrheit
Grundsäul' ist und der Bedrängten Zuflucht.
Und sie faltete die Händ' und sagte:

Lieber Vater, blick auf deine Tochter
Gnädig hin, und laß in Schimpf und Schande
Mich nicht untergehn. Du bist die Wahrheit
Und du kannst, wie Wind die Spreu verwehet,
Lüg und Trug verscheuchen, wenn es Zeit ist.
Du weißt, daß ich schuldlos bin der Frevel,
Der sie mich beklagten und beklagen,
Du weißt, daß mein Herz voll reiner Liebe
Allzeit war, die du ihm eingepflanzt hast.
Muß ich sterben, so wirst meine Seele
Gnädig du in deinem Reich empfangen,
Doch ich bitte dich, daß meine Unschuld
Du vor meinem Tode offenbarest,
Und daß Oriant, mein theurer Gatte,
Mir sein Herz versöhne, eh' ich sterbe.

Also bat sie und in stillem Weinen
Harrte sie, was Gott beschließen möge.

Und Gott hatte ihr Gebet vernommen,
Er entsandte Chamaël, im Traume
Vor den alten Helias zu treten,
Den Verrath der falschen Matabrune
Ihm zu offenbaren und ihm gänzlich
Alles kund zu thun, daß er der Dinge
End' und Anfang wisse, wie Gott selber.

So geschahs, und als aus der Verzückung
Helias dann erwacht war, rief er schleunigst
Seinen Pathensohn zu sich und sagte
Den Verrath der falschen Matabrune
Treulich ihm und Alles, was nach Gottes
Willen Chamaël ihm offenbarte.

Helias, mein Sohn und holder Liebling,
Sprach er dann, so weißt du nun, daß eines
Hohen Königs Sohn du bist. Doch hör' auch,
Daß dich nicht bloß königliche Ehren
Jetzt erwarten, daß auch Königspflicht und
Männerthat dir obliegt zu vollführen.
Denn nach Gottes Willen sollst du ausziehn,
Deiner Mutter Unschuld zu erweisen
Und im Kampfe mit dem falschen Ritter,
Der sie anklagt, für ihr Recht zu streiten.
Freue dich, daß Gott dir Kraft und Beistand
Will verleihn, daß deiner Mutter Ehre
Durch dich leuchtend werde, wie vor Zeiten.
So sei nun ein Mann, um Gottes Rathschluß
Zu erfüllen. Denn zu hohen Gnaden
Will er dich erhöhen. Die Geschwister
Sollst du aus der Thiergestalt erlösen
Und in deiner neuversöhnten Eltern
Arme wieder führen. Deinem Stamm auch
Soll dereinst der fromme Held entsprießen,
Der durch seine Kraft des Kreuzes Zeichen
Wieder aufpflanzt im gelobten Lande
Und als Christenkönig mächtig waltet
Zu Jerusalem, den Namen Jesu
Und sein heiliges Gesetz zu schützen.

Also sprach der Alte, und der Jüngling
Sank auf seine Knie', um zu dem Werke,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0565-2

Das ihm Gott geboten, Gottes Segen
Von der Hand des Klausners zu empfangen.

Danach stand er auf und seine Kraft und
Schönheit waren sichtbarlich gewachsen,
Und aus seinen blauen Augen strahlte
Die Begeistrung einer Heldenseele.

Lieber Vater, sprach er, laß mich ausziehn
Unverweilt, um vor des Königs Throne
Zu der Mutter Ehre meine Stimme
Zu erheben und für sie zu kämpfen.
Geh' indeß an meiner Stelle täglich
Du zu meinen trauernden Geschwistern,
Grüß' und tröste freundlich sie, vertheile
Auch mein Brod an sie und pflege gut sie,
Bis ihr Schicksal sich erfüllt und wieder
Sie in menschlicher Gestalt einhergehn.

Das versprach der Klausner ihm und also
Schieden sie in Thränen von einander.

Mittlerweile war die Zeit verstrichen,
Die der König seiner armen Gattin
Noch vergönnen wollte, einen Kämpfer
Für ihr Recht zu stellen. Doch es hatte
Niemand sich gemeldet. Die Verräther
Hatten in den Schlingen ihrer Arglist
Also Aller Herz und Sinn befangen,
Daß man wohl die Königin beklagte,
Aber sie für schuldig hielt. Am Tage
Des Gerichts nun führten sie Beatrix
Vor die Schranken, wo des Reiches Räthe,
Geistliche und weltliche, in weitem
Halbkreis sich gereihet um den König.

Sechszehn Jahre hatte sie des Gatten
Antlitz nicht gesehn, noch er das ihre,
Und nun sahn sie so sich. Mit den Augen
Suchten sie und flohen sie einander,
Denn erschreckt erkannten sie, wie lesbar
Jahrelanger, übergroßer Schmerz sich
In den lieben Zügen eingegraben.

Zitternd und mit heißen Thränenströmen
Sank Beatrix zu des Gatten Füßen
Und vermochte nur das einz'ge Wörtlein:
Gnade, Gnade, lieber Herr! zu rufen.
Dann verstummte sie. So auch versagte
Oriant die Stimme. Seine Augen
Wurden feucht und viele seiner Räthe
Weinten mit ihm bei so großem Leide.

Da trat schnell Macarius, der Verräther,
In der Ritter Kreis und wiederholte
Laut mit harter Red' und frecher Stirne,
Seine Anklag' und sein falsches Zeugniß.

Als er ausgesprochen, herrschte Schweigen
Rings in der Versammlung. König Oriant
Barg sein Angesicht in beide Hände
Und vermochte nicht die Schwerbeklagte
Anzusehn. Da sprach für ihn der Bischof.

Frau Beatrix, selbst habt ihr vernommen,
Wie der Unthat und des Hochverraths euch
Dieser ehrenwerthe Ritter anklagt.
Eure Schuld erhärtet manches Zeugniß,
Wider euch ist eurer Diener Stimme,
Und für eure Sache, die ihr rein nennt,
Habt ihr keinen Kämpfer aufgefunden.
Nunmehr will der König, daß der Wahrheit
Ihr die Ehre gebt, von eurem Starrsinn
Endlich ablaßt und mit freiem Willen
Schuldig euch bekennt. Dann will statt Recht er
Gnade an euch üben, euch verzeihen
Und zu leichtem Tode euch begnad'gen.
Doch wenn ihr hartnäckig weiter läugnet,
Dessen wir euch sämmtlich schuldig heißen,
Dann schürt selbst ihr euch den Scheiterhaufen.

So der Bischof, selbst vermeinend, daß er
Recht als Gottes Bote so gesprochen.

Doch Beatrix hatte von dem Boden
Langsam sich erhoben. Aufrecht stand sie
Vor dem Könige da. Die bleichen Wangen
Wurden roth und mit gehobner Stimme
Und voll königlicher Würde sprach sie:

Herr und König, einst mein lieber Gatte,
Schwere Klag' ist wieder mich erhoben,
Schuld mir aufgebürdet sonder Gleichen,
Die schon lange mich zum Tod betrübt wohl,
Wenn ich sie zum Tausendsten begangen.
Niemand kam, mein gutes Recht zu schirmen,
Also daß ich jetzt nach Gottes Rathschluß
Wohl der Arglist boshaft falschem Angriff
Werd' erliegen. Das erkenn' ich dankbar
Nun als Gnade Gottes, denn es war mir
Mein verläumderisch beflecktes Leben
Bittrer längst als schwerste Todesfolter.
Darum nun in meiner letzten Stunde
Sag' ich aus vor Gott, daß all der bösen
Schuld ich schuldlos bin, der ihr mich anklagt.
Rein war stets mein Herz und Wandel. Gott hat
Mir dies Leid geschickt, doch nicht verlangt er,
Daß zu Liebe meinen Widersachern
Ich mich schuldig heiße. Niemals that ich,
Niemals dacht' ich auch, was meines Königs
Oder meiner Ehre war zuwider.
Liebend ihm zu dienen, wo ich konnte,
War nach meiner Kraft ich stets beflissen.
Meine Sache hab' ich meinem Gott nun

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0566-8

Anvertraut. Er wird sie also führen,
Wie es ihm gefällt. Er ist mein Richter.

Damit schwieg die Königin Beatrix
Und es lauschte Jeder auf den Ausspruch
Oriants, der also auf dem Throne
Schweigend saß, als wär' er selbst der Schuld'ge.
Da erhob Getümmel in des Saales
Vorraum sich, man hörte Waffenklirren
Und der Wächter Stimmen. Doch vernehmlich
Aus dem Lärm erklangen diese Worte:

Ruhig, Männer! Führt mich vor den König!
Denn ich bin von Gott hiehergesendet,
Um Beatrix, meine edle Mutter,
Zu beschützen vor Verrath und Bosheit.

Danach ward von Neuem das Getümmel
Laut und lauter als vorher. Es stürzte
Blutig in den Saal der Thorwart, rufend,
Daß ein ungestümer Mensch des Hauses
Frieden störe und vom Dienstvolk Viele,
Die nach ihrem Amt ihn hemmen wollten,
Niederschlüge mit gewalt'gen Fäusten.

Und er sprach noch, als der Häscher Händen
Kräftig sich erwehrend durch die Thüre
Helias hereintrat und mit freiem
Anstand sich dem Thron des Königs nahte.

Fest anblickt' er Oriant, der hinwieder
Staunend auf den starken Jüngling schaute,
Während ringsumher der Lärm verstummte
Und voll Neugier Jeder auf des Schauspiels
Ausgang harrte. Denn es war gar seltsam
Helias zu schaun. Um seine Hüften
Lag ein Kleid aus Blätterwerk und Federn,
Und um seine starken Schultern hatt' er
Eines schwarzen Bären Fell geworfen,
Den er selbst voreinst erlegt. So stand er,
Recht der Wildniß Sprößling, vor dem Throne,
Doch sein Wort klang ernst und gar verständig,
Als er nun sich so zum Könige wandte:

Bist du König Oriant, so meld' ich
Mich bei dir als Kämpfer für die Unschuld
Deines hohen Eh'gemahls Beatrix,
Deren Recht zu wahren Gott mich sendet.
Er wird meinen Händen Kraft verleihen,
Als ihr Hort siegreich für sie zu kämpfen.
Darum laß Macarius, den falschen
Ritter, zu mir führen, daß ich ehrlich
Mit ihm kämpfen mög' und ihn erlegen.

Oriant blickte auf und hieß den Ritter
Vor den Jüngling treten, der nun fortfuhr:

Ha, du bist Macarius, der falsche
Ritter, der verrätherische Bube,
Der die Unschuld lästert. Auf, zum Kampfe
Ruf' ich dich, um rechtlich dich zu strafen.

Danach schlug mit seiner Faust er also
Auf den Kopf des Ritters, daß wie leblos
Er zusammenbrach. Und sicher hätte
Helias ihn zermalmt mit seinen Händen,
Wenn nicht Oriant selbst es ihm gewehret.
Während dann blutrünst'gen Angesichtes
Und betäubt Macarius sich emporhob,
Um so weit zu fliehn, als er vermochte,
Was mit Jubel Viele sahn, sprach Oriant:

Jüngling, wer du seist, wer gab das Recht dir,
Der Gewaltthat dich in meinem Beisein
Zu erkühnen? Sag mir frei, wer bist du?

So der König und mit klarer Stimme
Sagte Helias: Von Gott gesendet,
Herr, kam ich hieher. Ich soll die Wahrheit,
Die durch heimlich böse List versteckt ist,
Dir und deinen Räthen offenbaren
Und für deiner Gattin Recht und Unschuld
Mit dem ungetreuen Ritter kämpfen.
Doch nun sag mir, wo ist Frau Beatrix?

König Oriant, der in des Jünglings
Wort und That den Finger Gottes ahnte,
Blickte auf Beatrix, die herantrat,
Ernst hin und versetzte: Diese ist es.

Da trat Helias mit schnellem Schritte
Auf sie zu, erfaßte ihre Hände,
Die er zärtlich küßte, während Thränen
Seinem Aug' entstürzten, und sprach also:

Weine nicht, Beatrix, hohe Herrin,
Sieh mich freundlich an. Du bist so schuldlos,
Wie ein Mensch je schuldlos war. Von Gott hab'
Ich die Sendung, laut für dich zu reden
Und für dich zum Kampf zu gehn. Ich fühl' es
Und ich weiß es, daß ich siegen werde
Und zu Ehren deinen Namen bringen
Mehr als je vorher. Gieb deinem Kämpfer
Deinen Segen. O und sieh mich hold an,
Sei mir freundlich, wie du einem Kinde
Freundlich wärest. Denn von Gottes Engel
Ist es meinem alten Pflegevater
Offenbart, — ach, du bist meine Mutter!

Also sprach er und in stummem Glücke
Blieben Sohn und Mutter lang beisammen,
Denn sie fühlt' es, daß er wahr geredet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0567-4

Doch der König und mit ihm die Räthe
Waren sehr ergriffen von des Jünglings
Wort und Weise. Als dann von Beatrix
Helias zurücktrat, sprach der König:

Vor Gericht steht Frau Beatrix, schwerer
Frevelthat beschuldigt. Sei willkommen,
Wenn du ihre Unschuld uns erweisen
Willst und kannst. So sag' uns denn die
Wahrheit!

Ja, das will ich, Herr! versetzte Helias
Und erzählte nun von Matabrunens
Schwarzer That, als Oriant zum Kriege
War hinausgezogen, wie sie Hündlein
An der Kinder Platz gelegt, im Waldsee
Nachts sie zu ertränken, doch wie Gottes
Gnade sie errettet, wie auch später
Er für sie gewacht, als Matabrune
Einem Jäger sie zu tödten auftrug.
Nur sechs Kettlein, die am Halse Jedes
Mit zur Welt gebracht, hab' ihr der Jäger
Heimgetragen, der Geschwister Kettlein,
Denn er selbst sei mit dem Pflegevater
Damals fort gewesen, daß der Jäger
Ihn nicht angetroffen. Lebend seien
Nun die andren Kinder noch, doch habe
Gottes Hand in Schwäne sie verwandelt,
Die noch auf dem Waldeswasser schwämmen.
Er allein sei bei dem Pflegevater
Groß geworden, bis durch einen Engel
Gott geboten nun, daß schnell zu Hof er
Zög' als Schutz der Wahrheit und der Unschuld.
Also, sprach er, bin als Gottgesandter
Ich nun hier, Macarius, den Verräther
Meiner Mutter, deiner edlen Gattin,
Zu bekämpfen, wie er selbst es fordert.

So ist Alles wahr, mein hoher Vater,
Denn Gott selbst hat es dem alten Klausner
So verkündigt. Aber zur Bewährung
Meiner Rede laß den Klausner kommen,
Zeugniß dir zu reden, wie im Walde
Und zu welcher Zeit er uns gefunden.
Doch Macarius laß indeß und mich auch
Streng gefangen halten, bis zum Kampfe
Für das Recht die Stunde ist gekommen.

Also Helias und mit den Räthen
Staunte Oriant ob der hohen Weisheit
Und dem Ernst des Jünglings, doch im Herzen
Dankt' er Gott, der gnädig ihn gesendet,
Falschem Spruch zu wehren, die Verräther
Zu entlarven und zu Glanz und Ehren
Die verläumderisch verklagte Gattin
Hinzuführen. Also nahm er Helias
Bei der Hand und führt' ihn zu Beatrix,
Bittend, daß sie bei sich ihn behalte,
Bis durch Gottes Hülf' und gnäd'gen Beistand
Der Verrath erkannt und ihre Unschuld
Gänzlich klar sich zeige. Dann gebot er,
Streng in Haft Macarius zu halten,
Aber für den Jüngling Roß und Waffen,
Wie es einem Königssohne zieme,
Auszuwählen und in Ritterkünsten
Mit dem Speer und Schwert ihn einzuüben.

Doch nicht braucht' es vieler Lehr' und
Weisung,
Denn im Ritterschmuck und hoch zu Rosse
Wies sich Helias bald als wackren Reiter
Und gewandten Kämpfer aus, der sicher
Schwert und Lanzenschaft zu führen wußte,
Daß bald männiglich erfuhr, wie Gottes
Segenskraft in diesem Jüngling walte.

Sechster Gesang.

Für den nächsten Morgen hatte Oriant
Eine Jagd im Walde angeordnet,
Denn es ließ ihm keine Ruh' im Herzen,
Von dem Klausner auch die wunderbare
Zeitung zu vernehmen, die erneutes
Lebensglück ihn hoffen ließ. Zuvor ging
Er zu seiner Mutter Matabrune
Und erzählte, was der starke Jüngling
Ihm eröffnet. Doch sie hatte heimlich
Kundschaft schon erhalten und versuchte
Wieder durch verläumderische Worte
Und Verrath die Wahrheit zu bedecken.
Aber Oriant achtete die Listen
Seiner Mutter wenig und verließ sie.

An des Schlosses Thore trat ein Jäger
Grüßend und voll Demuth also zu ihm:
Hoher Herr, es wird zur Jagd geblasen,
Laßt, ich bitte euch, an eurer Seite
Mich heut reiten. Denn ich ahn' es deutlich,
Wohin euer Weg geht und des Weges
Bin ich kundig, Herr. Im Volk vernahm ich,
Welche Botschaft gestern ihr erhalten,
Und um welches Zeugniß jetzt ihr reitet.
Herr, ich bin der Jäger, der die Kettlein
Matabrunen holte, ich verschuld' es,
Daß die Kinder Schwäne wurden. Bosheit
Hatt' ich nicht im Sinne. Deshalb bitt' ich,
Wollet mir verzeihn und laßt zum Waldsee
Mich jetzt euer Führer sein, mein König.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0568-9

Gern vernahm der König diese Rede,
Denn er sah, daß Gott die ganze Wahrheit
Ihm enthüllen woll', und nahm den Jäger
Als Geleitsmann. Drauf, voran dem Jagdzug,
Sprengt' er in den Wald und zu des alten
Klausners Hütte führt' ihn schnell der Jäger.

Und sofort erschien der alte Helias
Vor dem Könige mit dieser Rede:
Herr, ich harrte dein und weiß die Absicht,
Die dich heute zu mir in den Wald führt.
So vernimm denn Jahr und Tag und Stunde,
Wo ich deine Kinder fand, und glaube,
Daß dein Sohn dir Alles wahr gesagt hat.
Drauf erzählt' er, wie es sich begeben,
Daß die Kinder er vom Tod errettet
Und erzogen, wie die sechs in Schwäne
Dann verwandelt sei'n und daß auf Gottes
Wink er Helias zu Hof entsendet.

Schweigend lauschte Oriant dem Berichte,
Dann war er vor Reue und Zerknirschung
Außer sich, der langen Pein gedenkend,
Die Beatrix ohne Schuld erlitten,
Daß der alte Helias ihn trösten
Und der Selbstanklag' entbinden mußte.

Drauf mit frommem Zuspruch führte Helias
Oriant an die Stelle, wo die Kinder
Einst er fand. Und gar vertraulich schwammen
Die sechs Schwäne da zu ihren Füßen
Langsam hin und senkten ihre Köpfe.
Bei dem Anblick stürzten heiße Thränen
Aus des Königs Augen. O vergebt mir,
Rief er, meine hartgeprüften Kinder!
Ach, ich wußt' es nicht, daß euch Geliebten
Ich erschuf solch namenloses Elend.
Doch vertraut auf Gott, der schon so gnädig
Sich erwies, er wird euch bald erlösen.
Drauf gelobt' er, alsobald an dieser
Stelle eine Kirche und ein Kloster
Zu erbaun als Denkmal der Errettung
Seiner Kinder und zur Ehre Gottes.
Und er ließ dem Klausner eine große
Summe Goldes reichen, daß sofort er
Werkvolk dinge und den Bau beginne.

Heimgekehrt dann ließ er Matabrune
Unverweilt ergreifen und vier Schergen
Hieß er, streng im Thurm sie zu bewachen,
Bis die Richter ihre Unthat prüfen
Und sie richten möchten. Auch gebot er,
Helias nach Fug in Stahl und Harnisch
Ritterlich zu kleiden, von den Rossen
Schenkt' er ihm das stärkste. Danach ließ er
Von zwei Herrn Macarius aus dem Kerker
Auf den Kampfplatz holen, wo erschreckt wohl,
Aber trotzig und verstockt er Rüstzeug
Und Gewaffen nahm und auf sein Roß stieg.

Als nun Beide kampfgerüstet harrten,
Ging der König Oriant mit Beatrix
Auf das Schaugerüst und rings erfüllten
Zahlreich Räthe, Ritter, Herrn und Bürger
Aus ganz Lillefort die hohen Schranken.
Denn es freute Jedermann des Jünglings
Und der hohen Sendung sich, zu der ihn
Gott berufen. Reichgeschmückt und stattlich,
Recht wie eines Königs starker Sprößling,
Sprengte Helias in den Ring und jauchzend
Grüßte ihn das Volk. Gar zuversichtlich
Schaut' er auf Macarius, der verdrossen
Und erbost herankam. Vor den König
Ritt nun Jeder erst, um laut zu schwören,
Daß er glaube, gar gerecht und ehrlich
Sei die Sache seines Gotteskampfes.

Dann vertheilte, wie der Brauch es vorschrieb,
Licht und Wind der Herold gleich an Beide
Und gebot danach, zu ernstem Streite
Nun in Gottes Namen vorzureiten.

Das geschah. Sie senkten ihre Speere,
Jeder auf des Gegners Brust, und spornten
Kräftig ihre Rosse, daß der Anprall
Gar ohnmaßen heftig war und krachend
Beide Speere splitterten. Doch kräft'ger
Hatte Helias gestochen, fester
Saß im Sattel er, denn taumelnd stürzte
Mit dem Roß Macarius zu Boden.

Doch schnell sprang er auf und bald im Sattel
Saß er wieder, höhnisch also rufend:
Ha, bartloser Jüngling, willst die Raschheit
Deiner Jugend du an mir erzeigen,
So will ich jetzt meines oft erprobten
Armes alte Kraft dich fühlen lassen.

Helias aber rief: Ich bin's zufrieden,
Komm nur wacker her, auf daß du einsiehst,
Wer mit Gott ficht für das Recht der Unschuld.

Die gezückten Schwerter in den Händen,
Spornten sie dann wieder ihre Rosse.
Und Macarius wußte einen Kunstgriff,
Deß er widerrechtlich sich bediente.
Also bracht' er Helias eine leichte
Wunde bei, daß an der linken Hüft' ihm
Etwas Blut herniederfloß. Beatrix
Sah es und erblich und bat voll Inbrunst
Gott, daß er doch ihrem armen Kinde
Treulich beisteh'n möge. Also flehte

Rings das Volk auch, denn ein Jeder liebte
Inniglich den Jüngling und verhoffte,
Daß durch ihn das Recht zum Sieg gelange.

Helias aber lächelte des Blutes
Und gebahrte sich wie jener Ritter,
Dem der Muth wuchs, wenn er sich voll Blut sah.
Und er rief: Du ungetreuer Streiter,
Wähnst du, also mich auch zu verrathen,
Wie verrätherisch du meiner Mutter
Unheil brachtest? Aber komm von Neuem
Auf mich an, daß sich an deinem Leibe
Gottes Siegerhand durch mich bewähre.

Als sie hart nun wieder aufeinander
Sprengten, traf das Schwert des jungen Helias
So Macarius Haupt, daß weit der Helm ihm
Fortflog und er barhaupt war. Ein zweiter
Schlag mit kräft'ger Faust warf von dem Rosse
Dann den falschen Mann. Da sprang auch Helias
In den Sand schnell und in ungestümem
Andrang hieb er mit dem dritten Schlage
Ihm den Arm herab, drin er das Schwert hielt,
Daß er wehr- und waffenlos zurücksank
Und den Grund mit seinem Blute färbte.

Wie der Niederträcht'gen Muth und Trotz nun
Allzeit in Erbärmlichkeit und Feigheit
Sich verwandelt bei dem Sieg des Gegners,
Kroch Macarius auch in schmutz'ger Demuth
Vor den jungen Sieger jetzt und flehte
Um sein Leben ihn, denn Recht und Freiheit
Habe er verwirkt. Doch weithin schallte
Zürnend also Helias klare Stimme:

Nein, du stirbst, Verächtlicher! Ich wußt' es,
Daß ich dich besiegen würde. Eher
Scheid' ich nicht aus diesem Gotteskampfe,
Als bis ich dich gänzlich todt gesehen.

Und schon hob das Schwert er auf, vom Rumpfe
Ihm das Haupt zu trennen, als gar kläglich
Der Besiegte rief: So laß mich leben,
Bis ich wisse, wer du bist? Ein Knabe
Scheinst an Jahren du, ein Mann an Stärke.

Da sprach Helias: Ich bin des Königs
Oriant und der Königin Beatrix
Sohn und hergesandt von Gott, die Unschuld
Meiner edlen Mutter zu erweisen.

Bei den Worten starrte mit Entsetzen
Ihn Macarius an und seine Hände
Hätte er zum Beten wohl gefaltet,
Wenn er noch gekonnt. Dann sprach er weinend:

Gott hat mich gestraft nach meinen Werken
Und dem Tode will ich nicht entrinnen,
Doch bevor ich sterbe, laß den König
Und die Königin meine Beichte hören,
Die ich schuldig bin nach Gottes Willen.

So Macarius. Und mit Beatrix
Und den Räthen trat der König Oriant
Zu dem Sterbenden und sagte also:

Willst du jetzt, Macarius, bekennen,
Daß besiegt du bist, daß Lug und Frevel
Deine Sache war? Ergiebst du willig
In die Hand dich meines Sohnes Helias?

Und Macarius, der Verräther, sagte:
Ich ergeb' in deines Sohnes Hand mich
Und erkenne wohl, daß keine Unthat
Ungerochen bleibt, daß Gottes Willen
Niemand widersteh'n mag. Doch nun bitt' ich,
Höret mein Bekenntniß, eh' ich sterbe.

So Macarius. Und der König sagte:
Das ist wohl gesprochen. Laß uns hören!

Und mit vielen Seufzern nun enthüllte
Laut Macarius die schwarzen Frevel,
Die mit Matabrune er gesponnen,
Lüge, Arglist, Mord und jede Bosheit,
Und wie gänzlich schuldlos sei Beatrix.
Auch den Goldschmied nannt' er, der den Becher
Aus den Silberkettlein angefertigt,
Und dann bat er Gott mit schwacher Stimme,
Daß um all das unverdiente Trübsal
Zwiefach seines Segens Gnadenfülle
Er Beatrix gönn' und ihrem Hause.

Dann verließen gänzlich ihn die Kräfte,
Leblos war er fast, als ihn des Henkers
Hand ergriff und an den Galgen knüpfte.

Oriant aber führte nun Beatrix
Festlich in das Schloß. An ihrer Seite
Schritt ihr Sohn, der Sieger und Erretter,
Und gar unbeschreiblich war der Jubel
Rings bei allem Volk und ihnen selber.
Weinend sanken oft sie an die Brust sich
Und vermochten nicht ihr Herz zu mäß'gen.
Helias, den Klausner, auch beschieden
Sie zu sich, daß auf den langgetrennten
Eh'bund neu er Gottes Huld erflehe.
Und er fügte liebreich am Altare
Ihre Hände wieder ineinander.

Schwere Prüfung, rief er aus, erfuhrt ihr.
In des jungen Lebens schönsten Jahren

Hielt die Bosheit euch und eure Herzen
Von einander. Aber wie Beatrix
Schuldlos war, so ist ihr schweres Trübsal
Keine Schuld für Oriant. Denn so tückisch
Hatte die Verläumdung Trug und Blendwerk
Aufgehäuft, daß eines Menschen Weisheit
Nichts mehr frommen mochte. Seinen Engel
Sandte Gott hernieder, eurem Sohne
Gab er seine Kraft, daß nun in Frieden
Und in Glück ihr wieder seid vereinigt.

Dann trat Helias hervor und sagte:
Theure Eltern, lieber Pflegevater,
Lasset nun mit Gott uns auch versuchen,
Meine sechs Geschwister zu erlösen,
Denn sie schmachten sicherlich im Herzen,
Daß sie uns gleich Menschen wieder werden.
Sehet, Matabrunens Goldschmied gab mir
Diesen Silberbecher und fünf Kettlein,
Die von den Geschwistern an den Hälsen
Einst getragen wurden. Wenn es Gott will,
Mag durch sie vielleicht ich den Geliebten
Rettung bringen. Dafür laßt uns beten.

So geschah's. Und als dann an des Schlosses
Weiher sie gelangten, senkten plötzlich
Aus dem höchsten Luftkreis die sechs Schwäne
Auf die Fluth sich und mit Flügelschlägen
Zeigten sie ihr Glück, den lieben Eltern
Und dem Bruder nah zu sein. Der lockte
Freundlich sie und strich ihr weiß Gefieder
Und dann hängt' er die fünf Kettlein fünfen
Von den Schwänen um die schlanken Hälse.
Und alsbald erschienen sie als Menschen,
Als vier Jünglinge und eine Jungfrau,
Und zur Königin und zu dem König
Und zu Helias, ihrem guten Bruder,
Liefen sie sofort mit Gruß und Jauchzen,
Küßten und umarmten sie und viele
Freudenthränen wurden da vergossen.

Als der sechste Schwan sah, daß nun Menschen
Die Geschwister waren und nur er nicht,
Weil sein Kettlein fehlte, da erhob er
Jämmerlich Geschrei und sein Gebahren
War gar traurig anzusehn. Sie standen
Alle klagend um ihn her und Helias
Zog an seine Brust ihn, wie vor Zeiten,
Da er noch mit ihm gespielt als Knabe,
Sprach ihm Trost zu und verhieß, sie wollten
Doch ihn lieben, als ob er ein Mensch sei.

Und dann trat auch Helias, der Klausner,
Zu dem Weiher hin und auf des Schwanes
Haupt legt' er die Hand und sagte also:

Liebes Kind, noch fasse in Geduld dich,
Denn ich weiß von Gott, der seinen Rathschluß
Mir geoffenbart, daß einst die Zeit kommt,
Wo auch du als Mensch wirst mit uns wandeln.

So der alte Klausner und es senkte
Sanft der Schwan sein Haupt, als wollt' er danken.
Und sie alle sahen es voll Mitleid.
Danach flog er auf, bis in den Wolken
Seiner Lieben Blicken er entschwunden.
Doch zu seinem guten Bruder Helias
Kam er oft zurück, wie treue Freunde
Hielten allezeit sie bei einander,
Manches auch erlebten sie in Eintracht,
Wie in einem andern Lied ich treulich
Später will berichten, bis hernachmals
Dann auch er ein schöner Ritter wurde.

Glück und Segen waren so in Oriants
Und Beatrix Hause wieder heimisch,
Mit den Eltern waren die Geschwister
Froh vereinigt und von Nah und Ferne
Zogen mit viel Volks der Nachbarlande
Herrn und Fürsten her, sie zu begrüßen
Und für seine Wohlthat Gott zu preisen.

Aber bald danach beschied der König
Wieder seines Reiches Räthe zu sich
Und auch Helias, seinen Sohn, und also
Sprach er dann: Ihr Lieben und Getreuen,
Alle wißt ihr, wie auf meines Sohnes
Helias liebem Haupte Gottes Segen
So unsäglich groß ist, daß kein Zweiter
Sich mit ihm vergleichen darf. Drum will ich
Diesen Thron von Lillefort und Flandern
Nun verlassen und die Königskrone
Meinem gottgeliebten Sohne geben.
Helias, so sei an meiner Stelle
Du nun König, walte dieser Lande
Dir zum Ruhme, Jeglichem zum Heile
Und zu Gottes, des allmächt'gen, Ehre.
Doch ich selbst mit meiner theuren Gattin
Will hinfort ein stilles Leben führen,
So geliebt es Gott. Und also sei es.

Danach setzt' er Helias die Krone
Auf sein Haupt. Der aber sprach: Mein Vater,
Bin ich gleich nicht werth, als Fürst zu herrschen,
So will doch, wie ihr es habt befohlen,
Euch gehorsam diese Kron' ich tragen,
Mir zum Ruhme, Jeglichem zum Heile
Und zu Gottes, des allmächt'gen, Ehre.

So ward Helias König und gar herrlich
War er anzusehn auf seinem Throne.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0571-6

G. Süs. inv. Lith. Jost v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Das schöne Concert.

(Märchen von G. Süs.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0572-1
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0573-7
DFG

Nochmals wandte dann zu ihm sich Oriant,
So mit ernster Stimme zu ihm sprechend:

Helias, mein Sohn und jetzt mein König,
Eine Pflicht noch lag mir ob. Doch war sie
Allzuschwer mir selbst. Drum nimm getreulich
Du sie über dich, um Recht zu üben
Ohne Ansehn der Person. Dir geb' ich
Matabrune hin, laß sie die Frevel
Büßen nach Gebühr. Sie ist dem Kerker
Nachts entflohn, weil das Gericht sie fürchtet,
Und auf Malbriant, dem festen Schlosse,
Hält sie sich verschanzt. Thu' deine Pflicht nun,
Doch mich selbst laß niemals von ihr hören.

So sprach Oriant und mit Beatrix
Und dem Klausner ritt er ohne Säumen
Nach dem Waldsee, Gott daselbst zu dienen.

Aber Helias mit seinem Kriegsvolk
Zog gen Malbriant und ließ die Feste
Stürmen Tag und Nacht, bis Matabrune,
Die Verrätherin, auf Gnad' und Ungnad'
Endlich sich ihm übergeben mußte.

Als sie nun geknebelt vor ihm dastand,
Sagte König Helias: Du ehrlos
Falsches Weib, an meinen beiden Eltern
Und an uns Geschwistern hast so ruchlos
Du gefrevelt, daß von meinen Händen
Jetzt du sterben solltest, wenn der Ehre
Gottes ich nicht dächte und des Blutes,
Dem ich selbst entsproß. Drum sei bereit nun,
Gleich den Scheiterhaufen zu besteigen.

Also Helias voll Zorn und Herzleid.
Aber Matabrune, da sie einsah,
Daß sie sterben müsse, dachte reuig
Ihrer Missethat, die sie bekannte,
Und bat nur, daß sie vor ihrem Tode
Oriant noch sähe und daß Helias
Ihr vergeb' in ihrem Sterbestündlein.

Helias aber sagte: Meinen Vater
Sollst du nicht mehr sehn. Ich aber habe
Dir verzieh'n nach meiner Kraft. Du bitte
Gott, daß er dir auch dereinst verzeihe.

Darauf ging er fort. Doch Matabrunen
Ward ihr Recht dann von den Henkersknechten.

Das schöne Conzert.

Märchen von **Gust. Süs.**

Ein leichtsinniger Sperling hatte sein ganzes Vermögen vergeudet. Da kam er auf den Gedanken, ein Conzert zu veranstalten, von dessen Einnahme er seine Casse wieder füllen wollte, denn pfiffig war er immer gewesen.

In dem Garten, wo er wohnte, war eines Morgens die Conzertanzeige auf solide Kohl-Zettel gedruckt, an alle Baumstämme angeklebt. Die Bewohner der Blumen und Blätter, Käfer, Schmetterlinge und andere, selbst die vornehmen jungen Motten, welche Institute besucht hatten, standen alsbald davor. Wie sie gleich oben lasen: „Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung!", da meinten Viele, das würde gewiß etwas Außerordentliches. Und wie sie am Ende gewahrten: „Es empfiehlt sich einem geehrten hohen Adel der Musikdirector Signor Spatzi", da kamen sie außer sich und riefen: das giebt italienische Musik, da sitzt Gluth und Leben d'rin! — Ja, und als sie endlich die Preise der Plätze erfuhren: Kronenloge: sechs Tulpenkerne, Sperrsitz: vier Senfkörner, Parterre: zwei Brodkrümchen, Gallerie: ein unschuldiges Flachsknötchen, — Kinder unter zehn Jahren zahlen die Hälfte, — da geriethen Alle vollends in Extase und ergossen sich in den Ausrufungen: eminent! — billig! — unerhört!

Der schlaue Sperling aber war auf allen Ecken des Gartens und wetzte sich zum öftern den Schnabel, denn die gute Aufnahme seiner Anzeige versprach ihm einen vollen Conzertsaal. Dieser lag am Ende des Gartens vor einem alten Brunnen, an einer Hecke, welche an eine alte Scheune gränzte.

Als endlich die Stunde nahte, wo die Kasse geöffnet werden sollte, stellte sich leider Regen ein, der die Wege unzugängig machte, weßhalb die vornehmen Bewohner vorzogen, zu Hause zu bleiben.

Nur die Schnecke, welche Wittwe eines verstorbenen Baumeisters war, und daher viel Kunstsinn zu haben glaubte, konnte nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0574-2

wiederstehen und machte sich deshalb auf den Weg. Alsbald sah sie auch ein Spinnenmännchen dahin eilen, welches als leidenschaftlicher Musikliebhaber bekannt war, zumal es früher an dem Fenster eines Dorfmusikanten gewohnt hatte, was auf den feinen Geschmack in der Kunst, — wie er selbst oft versicherte, — höchst bildend wirken soll. —

„Wen habe ich die Ehre?" — fragte die Schnecke im Vorbeigehen, das eilende Spinnenmännchen. „„Ich bin meines Werkes Teppichfabrikant,"" — erwiederte dieser unter höflichen Verbeugungen, — „„und spinne auch nebenbei Saiten für musikalische Instrumente. Ich stamme übrigens von einer achtbaren Familie ab, obschon die gemeinen Fliegen, welche ich wahrhaft hasse, oft meinen guten Ruf untergraben haben."" — Hierbei seufzte das alte Spinnenmännchen so tief auf, daß der Baumeisterin vor Mitleid ihr Haus auf dem Rücken wackelte.

Diese erwiederte nun mit weinerlicher Stimme: „Ich bin eine trauernde Wittwe, welche für alles Schöne leidenschaftlich schwärmt. Mein sel. Gatte war Baumeister, seine stylvollen Häuser sind berühmt in allen Landen. Er war außerdem sehr musikalisch — blies meisterhaft die Posaune wozu ich mit Begleitung der Laute singen mußte, was bezaubernd klang. Er starb leider zu früh an Podagra und Zipperlein, und hinterließ mir Nichts als selige Erinnerungen und das Haus, welches ich ihm zu Liebe fortan auf meinem Rücken trage. Ich habe es gestern, an seinem Todestag, übermalt, was mir mehr Schweißtropfen gekostet hat, als da eben Regentropfen vom Himmel fallen, — denn die Kunst ist schwer." — Es regnete zwar nicht mehr, aber sie seufzte dennoch tiefer, wie das Spinnenmännchen vorher, und sah dabei so schmachtend, wie irgend möglich, zum Himmel. —

So Etwas empfiehlt, denn das Spinnenmännchen antwortete mit einer demüthigen Verbeugung: „„Wenn Sie, verehrte Dame, etwa nach dem Conzerte des Directors Spatzi zum Bronnen wollen, so haben wir einen Weg. Sie erlauben mir wohl in der Loge einen Platz neben ihnen, damit wir den Kunstgenuß theilen, der uns, nach der sorgfältigen Wahl der Conzertstücke zu urtheilen, sicherlich zu Theil wird.""

Somit kam man endlich beim Bronnen an.

Den Platz für die Zuhörer hatte der Sperling mit Steinen k nstlich umschlossen. Kreuz und quer hatte er Stäbe mit Zwischenräumen gelegt, das waren die Sperrsitze. In der Mitte des Hintergrundes hatte er einen alten geborstenen Topf umgestürzt, dessen Henkel nach oben stand, welches eine Krone vorstellen sollte, — das war natürlich die Loge. Die Gallerie war von feuchten Sandhaufen, welche an den Steinen aufgeworfen waren, gebaut, was sich aber allerliebst ausnahm. Von einem Parterre sah man nichts, er schien es in der Eile, welche er beim Bauen hatte, vergessen zu haben.

Signor Spatzi stand mit höflichen Geberden und einem scheinbar grundehrlichen Gesichte bereits an der Kasse, welche eine irdene Sparbüchse war, und von den Kindern beim Spielen vergessen wurde.

Spinnenmännchen und Schnecke bezahlten, richtig gezählt, zusammen zwölf Tulpenkerne. Spatzi strahlte das Gesicht vor Freude, und zeigte mit Anstand den hohen Gästen den Gang zur Kronenloge. Er überreichte, mit graziösem Diener den Musikzettel, welcher ein Kohlblatt war, und zwar vom feinsten Wachsthume.

Der Conzertsaal war außer der Gallerie noch leer. Letztere war dagegen gedrängt voll, meistens waren es Mistkäfer, die unaufhörlich pochten und pfiffen, welches ihre Ungeduld ausdrücken sollte, denn es hatte eben 6 Uhr geschlagen.

„„Ordinaires Volk!"" sagte leise das Spinnenmännchen. „Ja wohl!" — erwiederte die Schnecke, — „ohne alle feine Manieren und Bildung. Der artige Musikdirector ist mir lieber, als der ganze gemeine Käferhaufen zusammen genommen." „„Ja,"" — nahm das Spinnenmännchen das Wort, „„die Kunst bildet, und Kunst bringt Gunst. Ich habe das an mir selbst erprobet."" —

In diesem Augenblicke trat wieder Jemand ein.

„Wer ist jener Herr?" fragte die Schnecke. — „„Ein Herr von Hummel, ein pensionirter Hofrath"" — antwortete das Spinnenmännchen, — „„übrigens ein Knauser erster Sorte, der geht gewiß auf den Vier Senfkörnerplatz. Er führt ein unheimliches Leben, ist meistens brummig und trägt stets einen Dolch bei sich, wenigstens einen Stachel!"" —

„Hrrr!" — sagte die Schnecke, — „da schauert einer Wittwe die ehrliche Haut! — richtig da setzt er sich in einen Sperrsitz. Ich bewundere seinen sorgfältigen Anzug, schwarz und gelber Sammt mit silberner Binsendecke! — das zeugt von gutem Geschmack."

Das Spinnenmännchen meinte: „„Das Haus wäre nun im Ganzen recht voll, das Parterre sei nur ein wenig schwach besetzt.

Ich wünschte aber die Aufführung nähme ihren Anfang.""

Glücklicher Weise rief jetzt Spatzi: Es kann losgehen! — und Alle sahen nun voll Erwartung mäuschenstille nach dem Bronnen.

Große Symphonie von Beethoven, stand auf dem Kohlzettel. Spatzi erschien, schlug mit dem Taktstabe auf den Rand des Bronnens, auf dem er saß, zog darauf heimlich den Pflock vor der Bronnenwinde heraus, und „huit! huit! quiek! huit!" schrie die verrostete Winde; der Eimer schnurrte an der Kette in die Tiefe; — „plumps!" sagte dieser donnernd unten im Wasser, daß es so hohl donnerte, die Kette klirrte noch ein Wenig und damit war die Symphonie beendet.

Die Mistkäfer riefen da Capo, bravo, bravo! bravissimo! Die Schnecke war vor Entzücken einer Ohnmacht nahe. Das Spinnenmännchen declamirte: „„O herrlicher Genius! o du unsterblicher Beethoven! — welches Crescendo, welche Haltung des Ganzen bis zum Ende, wo wahrscheinlich die Pauken „plumps!" einfielen, — Bravo — — ja das war ein effectvolles Ende!""

„Ja!" — rief die Schnecke, — welche ein Riechfläschchen dabei beschnüffelte, — „ich bin außer mir über dieses Plumps! Ich habe nie so Etwas gehört, — der Signor Spatzi hat bereits mein ganzes Herz, denn er dirigirt aber auch danach, — sonst wäre es unmöglich so Takt zu halten mit dem Plumps!" —

Der Hofrath dagegen rührte sich nicht vom Flecke, und sagte gar nichts.

Ein Orgelconzert von Bach, stand auf dem Kohlzettel. „Nro. 2!" rief Spatzi mit sichtbarem Vergnügen über den Beifall des beglückten Publikums.

Er hüpfte wieder auf seinen Platz, schlug mit dem Taktstabe das Zeichen zum Anfang und drehte heimlich eine alte verrostete Gießkanne nach der Windseite. Die fing sogleich an zu heulen, bald leiser, bald stärker, je nachdem sie den Wind auffing. Dazu platschte plötzlich der Regen von einer nahen Dachrinne nieder, und ein ferner Donner ließ sich hören, der Wind blies stärker, — das war ein Schluß! — Schnell drehte der Director die Kanne wieder um, und das Orgelconcert war mit Glanz beendet. —

„Wie im Himmel!" schrieen Spinne und Schnecke zugleich. „„Ich habe dafür keine Worte!"" rief das Spinnenmännchen, wobei es gerade heftig nießen mußte, daß ihm die Thränen zuletzt aus den Augen rannen.

Die Schnecke sprach aufgeregt: „Herr Teppichfabrikant, ihre Thränen sind gerecht: es war auch zu rührend das Conzert von dem großen Bach, — ich würde auch sicherlich weinen, wenn ich mein bischen Salzwasser nicht an dem Grabe meines seligen Baumeisters erst ohnlängst vergossen hätte."

Der Hofrath sagte immer noch nichts und saß, nach wie vor, unbeweglich auf seinem Sperrsitze. —

Die Mistkäfer dagegen applaudirten in einem fort. Zuletzt wurde der Musikdirektor gerufen, — er erschien, erröthend vor Freude, auf dem Bronnenrande und machte viele gewandte Verbeugungen, wobei er sich heimlich den Genuß ausmalte, der ihm durch die zwölf Tulpenkerne nachher gewährt würde. —

Jetzt aber kam er doch in Verlegenheit. Er hatte einen Chor angekündigt, den er nicht besaß. Zu seinem Glücke sah er eben durch die Ladenritze in der Scheune eine Henne sitzen, welche just ein Ei gelegt hatte. Kaum stand diese auf, um ihr übliches Geschrei zu beginnen, so klopfte Spatzi zum Anfang.

Auf dem Kohlprogramme stand: „Zum Beschluß: Solo mit Chor."

Hinter dem Bronnen saß verborgen unter den Blättern, dem Spatzi seine Frau, welche eigentlich die natürliche Tochter einer Drehorgelfrau war. Das Klopfen ihres Mannes galt ihr, denn sie sollte das Solo singen. Jetzt trat oder hüpfte sie vielmehr, vor das Publikum mit vielen liebreizenden Knixen; da begrüßte sie das ganze gefüllte Haus mit donnernden Bravos. Sie hatte auf ihrem Kopfe eine Pfauenfeder künstlich angebracht, welche ein Diadem vorstellen sollte.

Jetzt wurde auch der Hummelhofrath unruhig und brummte: „Zum Rasendwerden famos!" — wobei er zum öftern schnalzte und viele heimlichen Schnippchen schlug, — so, daß am Ende die Baumeisterswittwe meinte: „sie sei zwar keine von denen, die sich über Andere aufhielten, aber die Art und Weise des Hofraths finde sie höchst unanständig. —

Jetzt klopfte Spatzi zum dritten Male. Allgemeine Stille, denn der Chor begann. Den schrieen natürlich hinter dem Bronnen die Hühner, welche der Henne Ei mit begackerten. Sie hatten sich vor dem Regen da unter gestellt, und das Geschrei wollte kein Ende nehmen. Da zeigte sich zufällig der Hofhund, durch dessen Erscheinen die Hühner respectvoll verstummten.

Nun fing Frau Spatzi ihr Solo an: — „Piep! dieb! piep! — und als sie am Ende,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0576-3

bei dem Worte „dieb", einen ungeheuren Triller schlug, worüber selbst Spatzi vor Erstaunen beinah das Dirigiren vergaß, war eben der Hofhund wieder in's Haus zurückgekehrt. Der Hühner Gackern begann auf's Neue. Die Spatzi übertrillerte aber mit ungeheuer Kraft den ganzen Chor, machte dabei mehre anmuthige Seitenbewegungen, wie alle großen Sängerinnen, so, daß die Feder auf ihrem Haupte im vollen Glanze zitterte. Ja, — das war ein Moment, — das war dem Hofrath zu viel, er zuckte vor Wonne, streckte seine Arme zuletzt aus und rief: „ich sterbe, wenn das noch lange so fortgeht!" —

Zu Ende! — rief der Musikdirektor, — denn die Hühner wurden von einer Katze verjagt. —

Hurrah! Bravo! — Alle Mistkäfer pochten, als ob die Gallerie einstürzen wollte. Der Hofrath warf einen Regen von Kußhänden nach der holden Sängerin, welche mit triumphirenden Blicken noch immer tiefe Knire machte.

„Was sagen sie dazu? — solch' ein Solo!" — rief zuletzt die Schnecke, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte; „welch' ein herrlicher Chor!"

„„Nie dagewesen!"" — schrie das Spinnenmännchen in der größten Extase. —

Der Hofrath stürzte zuletzt, da das Conzert beendet war, zu Spatzi und seiner Frau, welche bereits am Bronnen standen und ihre Kasse nachzählten, in der sich freilich ziemlich viele unschuldige Flachsknötchen vorfanden. —

Der Hofrath hub an: „Herr Director, ich mache ihnen meinen unterthänigsten Diener. Verzeihen Sie," — wandte er sich verneigend zu Frau Spatzi, — „ja verzeihen Sie, mein verehrtes Fräulein, wenn ich es wage zu fragen, Sie sind wohl eine schwedische Nachtigal?" —

Richtig getroffen! — rief Spatzi. — In diesem Augenblicke schrie es auf der Gallerie unter Klatschen und Jubeln: Die Sängerin heraus! — Der Director Spatzi heraus! heraus!

Der Hofrath Hummel stellte sich zwischen die Beiden und führte sie mit tiefen Verbeugungen auf den Bronnenrand, worauf er mit unglaublichem Pathos sprach:

„Edles Publikum! — Ich bin stolz darauf inmitten dieses Künstlerpaares erscheinen zu können. Diese junge Dame ist eine schwedische Nachtigal, und das ist keine Kleinigkeit. Sie hat uns entzückt, wie keine zuvor. Ohne irdische Nebenabsichten wünschte ich, daß sie von Euch lebenslänglich engagirt würde, damit sie uns erhalten und der Genuß ihres herrlichen Gesanges noch öfter zu Theil wird. Ich werde wahrlich nicht der letzte ihrer Bewunderer sein, deßhalb biete ich ihr, Euch zu Gunsten, hiermit in meinem Hause freie Kost und Logis an!" —

Als er beendet hatte und alle Drei sich unter Verbeugungen entfernten, rief Alles wieder: „Bravo!" — auch der hochherzige Hummel-Hofrath bekam ein donnerndes Hoch! — Nur Einer hatte im Centrum gepfiffen, und die Fliegen wollten am andern Tage wissen: „das habe das dürrbeinige Spinnenmännchen gethan," was ich übrigens selbst wahrscheinlich finde.

Leider hat Alles auf Erden ein Ende. So auch dies schöne Conzert. Spatzi und seine Frau steckten ihre Einnahme ein, nachdem Alle höchst befriedigt nach Hause gegangen waren. Mann und Frau theilten endlich. Jedes erhielt 6 Tulpenkerne und zwei Senfkörner, die sie auch gleich verzehrten.

Die Trauerbotschaft, daß man Beide am andern Morgen hinter dem Zaune todt gefunden habe, kam zum Schrecken aller Kunstfreunde noch früh genug.

Ein Zaunigel, der als Arzt sie untersuchen mußte, soll erklärt haben: „Beide wären an dem übermäßigen Genießen zu vieler unschuldiger Flachsknötchen gestorben."

Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber die Geschichte ist hiermit zu Ende.

Die Jägersfrau.

Märchen von **Theobald.**

Es war einstens ein Jägerbursch, der war schon seit acht Tagen mit der Büchse in dem Walde herumgezogen, und hatte auf das Wild geschossen, ohne auch nur ein einzig Stück zu erlegen, und wie er eines Abends mißmuthig die Büchse hinwarf, da schritt ein

anderer Jäger auf ihn zu und lachte hell auf und sprach: „Heißt das ein Jäger sein, acht Tage im Wald herum schweifen ohne auch nur ein Wild zu erlegen Ha! Ha! Ha!

Da ward der Jägerbursch wüthend, griff zur Büchse und schoß auf den anderen Jäger.

Doch ein hölliſches Gelächter erscholl aus der Pulverwolke, die den Fremden einhüllte, und der rief: „Soll das etwa geschossen sein? Auf zwei Schritte könnt ihr mich nicht einmal treffen? Da habt Ihr Eure dumme Kugel zurück! und mit diesen Worten warf er dem Jägerburschen die eben abgeschossene Kugel zurück.

Da stand der Bursche starr vor Entsetzen; der andere aber sprach:

Wenn Du mir folgen willst, und mir angehören nach Deinem Tode, so sollst Du schießen lernen, wie ich: Siehe! Eine halbe Stunde von hier läuft ein Haſe, ich wette, ich schieße ihn, ohne zu sehen!

Dabei drückte er sein Gewehr auf's Gradewohl ab und sprach lächelnd: Komm mit mir, ich wette eine halbe Stunde von hier liegt der Haas erschossen!

Die Beiden gingen nun weit und nach einer halben Stunde fanden sie wirklich den Haſen erschossen im Felde liegen.

Da rief der Jägerbursch: „Solchen Schuß habe ich niemals gesehen, und wenn Ihr mir das lehret, so will ich mich Euch gern verschreiben!

Top! sprach der Fremde, das gilt. .

„Aber" meinte der Bursche, „da ich nicht auf eine halbe Stunde Wegs sehen kann, wie soll ich das Wild erkennen?"

„Dann sage ich Dir, was es ist; was ich Dir verspreche, werde ich halten! So Du von fern ein Thier siehst, ohne es genau zu erkennen, und ich sag's Dir nicht gleich, sollst Du nicht an Deine Unterschrift gebunden sein!

„Deß bin ich zufrieden," sagte der Bursch und unterschrieb.

Nun begleitete der Teufel, denn dieser war der Fremde, den Burschen immer auf die Jagd, und der Ruf des jungen Schützen verbreitete sich weit und breit, so daß Fürsten und Grafen darum stritten, wer den ausgezeichneten Schützen in seinen Diensten haben sollte, und so wurde der Bursche ein angesehener Jäger, lebte in Saus und Braus und heirathete zuletzt ein vornehmes Fräulein!

Als er aber nun älter wurde, und seine Frau ihm drei schmucke Kinder geschenkt hatte, da fing der Jäger an über seinen Pakt mit dem Bösen nachzudenken, und wurde unruhig, rannte den ganzen Tag herum im Felde, Essen und Trinken schmeckte ihm nicht mehr, und wie sehr auch der Teufel ihm zureden mochte, der Jägersmann ward nicht mehr froh.

Da redete ihm seine Frau zu, er möge ihr doch sagen, was ihm so schwer auf dem Herzen laste, und warum er so traurig sey! Der Jäger wich dem Fragen seiner Frau immer aus, endlich jedoch konnte er ihrem Zureden nicht mehr widerstehn und entdeckte ihr Alles!

„Wenn's weiter nichts ist," sagte die Frau, „so gieb Dich nur zufrieden, ich will Dir schon helfen! Nur halte den Teufel beim Worte, und schieße ja nicht eher, bis er Dir sagt, was es ist worauf Du zielst!

Der Jäger gab nicht viel auf den Trost seiner Frau und zog am andern Morgen grade so mißmuthig wie am vorhergehenden Tage mit dem Teufel auf die Jagd.

Der Teufel gab sich wieder alle erdenkliche Mühe, den Jäger zu trösten, doch dieser blieb stille und traurig! Als sie auf den Abend heimkehrten, sah der Jäger von Weitem ein sonderliches Thier sitzen, legte die Büchse an und frug den Teufel: „Sage mir doch schnell, was dort für ein Thier am Wege sitzt!

Der Teufel guckte hin und her, fluchte und tobte, aber er konnte das Thier nicht erkennen.

Da rief der Jäger: „Mach schnell, oder unser Pakt ist zu Ende; so ich drei zähle und Du nennst mir nicht das Thier, sind wir geschieden!"

„So zähle wenigstens bis Zehn," rief der Teufel, „es ist kein Vogel, und kein Wild, solch' ein Thier habe ich niemals gesehen!"

„Eins!" zählte der Jäger, „Zwei!" „Wart' noch ein Wenig"! rief der Teufel, und guckte sich die Augen aus.

„Drei!" schrie der Jägersmann aus vollem Halse, und warf dem Teufel die Büchse vor die Füße. „Juchhei! jetzt sind wir quitt!"

Da knirschte der Teufel vor Wuth, spuckte das Schreiben aus, und verschwand unter wildem Geheul!

Noch stand der Jäger sprachlos da, als auch schon das fremde Thier auf ihn zu kam und sich mit dem Ausrufe: „Mein liebster Mann!" an die Brust des Jägers warf! Die Frau hatte sich dadurch unkenntlich gemacht, daß sie sich mit Syrup bestrichen, und dann in Federn gewälzt hatte, und so den Teufel angeführt!

Der Jägersmann ward von der Stunde an ein frommer Mensch und lebte noch manches Jahr im Kreise seiner Familie!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0578-5

Der entlaufene Hasenbraten.

Sage von **N. Hocker.**

Ein Ritter brachte einst zwei Hasen von der Jagd zurück und hieß seine Hausfrau, sie wohl zu bereiten. Diese rieth, den Pfarrer zu Gaste zu laden, weil er sie schon manchmal trefflich bewirthet habe. Das gefiel dem Ritter sehr und er ließ ein reichliches Gastmahl zurichten. Die Frau machte sich hurtig ans Werk und lud ihre Basen und Nichten ein. Es war am Montage und der Mann in der Kirche, als die ganze Verwandtschaft ankam. Eben war ein Hase fertig gebraten. Die Frau lud ihre Freundinnen ein, ihn mit ihr zu verzehren, die Männer würden an dem andern genug haben. Als der eine verzehrt war, wurde auch der andere aufgetragen, und mit gutem Appetite verspeist. Mittlerweile kam der Ritter mit dem Pfarrherr an. Die Frau entschuldigte sich, daß das Essen noch nicht fertig sei, da Knecht und Magd zu lange geschlafen hätten. Nun setzte sie sich neben den Pfarrer und hieß ihn trinken. Der Ritter aber, der hungrig war, und deshalb unzufrieden wurde, zog sein Messer heraus und schärfte es an einem Wetzsteine. Da fragte der Pfarrer die Frau, warum der Herr so unmuthig sei." Man hat Euch fälschlich eines verbotenen Umgangs mit mir beschuldigt," versetzte die listige Frau. Erschrocken und fürchtend, daß es ihm ans Leben gehen möchte, bestieg der Pfarrer in aller Eil seinen Gaul und trabte von dannen. Jetzt brachte ein Diener das Tischzeug und der Ritter fragte, wo der Pfarrer sei. „Der ist mit den beiden Hasen davon geritten," gab die Frau zur Antwort. Der Ritter fluchte und schwang sich auf sein Pferd, um dem Pfarrer die Beute wieder abzujagen. Als er diesen nahezu erreicht hatte, rief er ihm, er müsse sie ihm beide dalassen. Der Pfarrer spornte sein Roß noch mehr. „Dann laßt mir wenigstens Einen hier!" rief der Ritter. Aber der Pfarrer hörte nicht auf ihn, sprengte auf die Kirche zu und verbarg sich darin. Nun schwand des Ritters Zorn. Er ritt nach Hause und aß, was übrig geblieben war. Nun erst vernahm er was geschehen und er sagte zur Frau: Scherz sei zuweilen gut, wenn kein Zorn dabei sei.

Die Gründung von Antwerpen.

Erzählt von **Fabricius.**

Lebte da in Belgien zu Cäsars Zeiten ein gar tapferer Krieger, Salvius Brabon, der sich eines Tages mit seinen Freunden auf der Jagd verirrte. Lange waren sie herumgelaufen, da kamen sie eines Abends an ein großes Wasser, Skaldis (heute Schelde) genannt, und jenseits desselben lagen viele Schiffe und eine stolze Burg.

„He, setzt uns über!" rief Brabon den an den Schiffen beschäftigten Knechten zu; doch der Knecht sagte: „Das darf ich nicht, denn die ganze Gegend gehört meinem Herrn, einem gar mächtigen Riesen, der keinen Fremden auf seinem Gebiete duldet." Da wurde Brabon wüthend und rief dem Knechte zu: „So melde deinem Herrn, daß ich mich mit ihm messen wolle und ihm zeigen, daß nur mein Herr Cäsar hier zu befehlen habe."

Als der Riese das hörte kam er gleich aus dem Schlosse hervor, schritt durch das Wasser auf Brabon zu und hob seine schwere eiserne Keule, doch noch ehe der Riese Zeit hatte damit zu schlagen, rannte ihm Brabon sein Schwert in den Leib, daß der Riese todt niederstürzte. Brabon hieb dem Riesen die rechte Hand ab und warf diese in die Fluth indem er rief: „Also geschehe einem Jeden, der sich meinem Herrn widersetzet." Nun wurden die Knechte bange und übergaben freiwillig Burg und Schiffe. In der Burg ließ Brabon seine Freunde, und er selbst kehrte, von einem des Wegs kundigen Knechte geführt, zurück nach Gent, wo eben Cäsar angelangt war. Als Brabon ihm alles erzählte, zog der Römer mit ihm vor das Schloß, und setzte ihn zum Herrn der ganzen Gegend ein, welche nach Brabon nun Brabant genannt wurde. Am Fuße der Burg entstand bald ein Dorf, dann ein Städtchen und endlich eine sehr mächtige Stadt, die nach des Riesen geworfenen Hand Handwerpen (heute Antwerpen) genannt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0579-4

Elfenmärchen.

Von **Katharina Diez.**

Es war in einer stillen Mondnacht, als die schöne Feenkönigin Titania mit einer ganzen Schaar junger lieblicher Elfen auf einer Reise am Rhein, in einem Garten anlangte, welchen sie zu ihrem Sommeraufenthalte bestimmt hatte. Wie silberweiße Nebelstreifen schwebten die luftigen Gestalten durch die Stäbe des schwarzen, eisernen Gitterthores, das den stillen Raum verschloß und ihre fliegenden Gewänder flossen wie leiser Duft um die hohen, prächtig rauschenden Bäume und durch das üppige Gebüsch, das sie, wie himmlische Gemächer von allen Seiten umfing.

Der Frühling hatte eben seinen ersten Farbenschimmer ausgestreut und in dem bleichen Mondlicht zitterten die kleinen, kaum den Knospen entsprungenen Blättchen noch wie weiße, glänzende Schneeflocken an den Zweigen.

Ha! das wird hier ein himmlischer Aufenthalt werden, flüsterte Titania, indem sie sich niederließ auf den weichen Sammt eines Grasplatzes und das Haupt lehnte an eine Urne, die in der Mitte aufgerichtet stand. Ihr Liebling, die zarte Blancheflour schmiegte sich müde an das Knie der schönen Königin und die übrigen Elfen reihten sich in lieblichen Gruppen um die Beiden her und sahen sich mit neugierigen Blicken um, in der neuen Umgebung. Einige kletterten an der Urne hinauf und wiegten sich in dem schlanken Epheugewinde, womit sie geschmückt war, andere aber fingen an, den Namen zu buchstabieren, der in großen gothischen Buchstaben, wie eine alte Runenschrift, darauf im Mondschein glänzte, — Im — mer — mann — Immermann! — so flüsterte eine der andern zu — so stehts geschrieben — lest nur! — Und in einem Nu drängten sich hundert kleine Elfenköpfchen um die Urne und warfen glänzende Lichtstrahlen darauf und — Immermann! Immermann! so säuselte und flüsterte es durch alle Zweige und Blätter von leisen, frohen Geisterstimmen. —

Ein wehmüthiges Lächeln flog über Titaniens Antlitz und sie schaute nach dem altmodischen Hause, das ihr gegenüber lag und wo das Fenster des kleinen Stübchens von Goldglanz umflossen, schimmerte, in welchem sie oft in früheren Zeiten den Dichter, der diesen Namen trug, hatte hinaus lehnen sehn in die laue Mondnacht und ihre leichten Geistertänze belauschen. Inniger zog sie die kleine Blancheflour an sich heran und wiederholte: ja, es ist ein himmlischer Aufenthalt hier, geweiht durch die Erinnerung an eine edle Dichterseele, die ich hier oft umschweben durfte, der ich freundliche Träume zuhauchte und schöne Gebilde vor sie hinzauberte. — Er ist dahin der Dichter! — Doch warum sollte ich trauern um ihn? — weiß ich doch, daß er nun mit höheren Geistern verkehrt und sein unsterbliches Leben sich weiter entfalten wird! — Ich hoffe, auch jetzt soll uns der Sommer anmuthig umblühn in diesem Raum! Dort drüben im verlassenen Hause des großen Dichters wohnen ein Paar Poeten und Maler — ehrliche treue Gesellen, mit denen unser Eins gerne verkehrt und die Augen und Ohren offen haben für uns luftige Geistererscheinungen. Wir wollen sie oft erfreun und Theil nehmen lassen an unsern Spielen, wir wollen ihre Blumen hüthen, daß sie immer

blühen zu den Kränzen, womit sie die Stätte des dahingeschiedenen Dichters in dankbarer Erinnerung schmücken. — Richte dich auf, Blancheflour! und träume nicht weiter — kommt! — laßt uns tanzen und singen und spielen in der milden Frühlingsnacht! — Mit diesen Worten schwebte die Fee empor, ihr glänzender Sternenschleier wehte lang über das Gras; alle Elfen eilten herbei und ein wundersames Schweben, Klingen, Singen, Leuchten und Rauschen bewegte sich um das kleine Denkmal und zog sich durch die dunklen, geheimnißvollen Laubgänge.

Verwundert sahen die Bewohner des Hauses, welche wie alle solche Gesellen, gerne bis tief in die Nacht wachen, dem seltsamen Glanz im Garten aus dem Fenster zu. — Sollte man nicht meinen, der Frühling gäbe heute den Manen unsers lieben Dichters zu Ehren ein glaudes Mondscheinfest. — So sprachen sie zu einander und noch lang' in ihren Träumen sahen sie die holden Gestalten schweben und hörten ihre leisen Weisen klingen.

Bald machte sich der Einfluß der freundlichen Elfen im Garten bemerkbar. Schneller entfalteten sich die Knospen der Bäume, grüner sproßte das Gras, schon huben sich die Merkblümchen wie weiße Sternlein empor und die Veilchen hauchten ihren frischen Duft den Wandelden entgegen. Titania hatte mit weiser Umsicht die verschiedenen Geschäfte, welche die Pflege des Gartens erforderte, unter ihre Elfenschaar vertheilt und Jede schien zufrieden mit dem Amte, das ihr zu Theil geworden, und suchte das Lob der Herrin zu verdienen. Auch gefiel es allen wundersam gut in dem stillen, seltsamen Garten, obgleich der launenhafte April ihnen manchmal die Tage und Nächte sauer genug werden ließ; denn oft mitten in den hellsten Sonnentag jagte er trübe Nebelwolken am Himmel empor und überschüttete mit nassen Regenschauern die zarten Flüglein der Elfen, daß sie niedersanken, oder gar zum Schutze sich verkriechen mußten in dem alten chinesischen Tempelchen, das ihnen doch gräulich anzusehen war, mit den steifen häßlichen Chinesen, die drauf gemalt waren und das mit seinem eckigen spitz zulaufenden Dach und der dicken Ananas drauf, unter dem frischen Laubwerk stand, wie ein griesgrämiger Hagestolz mit einer Zipfelmütze auf dem Kopf, zwischen jungem, lustigen Volk, das um ihn her tanzt und lacht und jauchzt und plaudert. — Indeß suchte die kleine Schaar der Elfen sich die schlimme Zeit so gut es ging, zu verkürzen, sie rumorten lustig in dem wunderlichen Ding herum, wenn es ihnen allzu naß in den Büschen wurde und machte der alte Griesgram, wie der tückische April ihnen ein böses Gesicht, so schnitten sie ihm dafür ein desto lustigeres wieder, zum Zeichen, daß sie sich nicht wollten unterdrücken lassen. — Nur Eine war unter ihnen, die mischte sich selten unter ihre fröhlichen Spiele und ließ das Köpfchen noch traurigerhängen, als die zarten Blumen, die der Frost und Regen knickte.

Es war Blancheflour, Titaniens Liebling, die so still und einsam unter ihren Gespielen wandelte, als gehöre sie gar nicht zu ihnen und als sei ihr Alles nicht recht, was sie sah und hörte. Die Feenkönigin hatte das zarte Kind bei einem Besuch in einem vornehmen Treibhause gefunden und eine große Neigung zu ihren zarten schüchternen Wesen, mit den schönen, träumerischen Augen voll Seele, voll Poesie, gefaßt. Dort war ihr die Pflege der Rosen anvertraut gewesen, aber weil sie alle blaß wurden, wie ihre Wangen, hatte man die kleine schwermüthige Elfe Blancheflour genannt. — Titania hatte sie befreit von dem engen Treibhausleben, in welchem sie schmachtete, sie hoffte in frischer, freier Luft, unter ihrem glänzenden Scepter würde die Elfe aufleben und Rosen, roth und voll wie die Wangen der Freude, würden unter ihren zarten Geisterhänden erblühn. Aber bis jetzt schien diese Hoffnung sich nicht zu erfüllen, ja Blancheflour schien in diesem schönen Garten noch viel schwermüthiger zu sein, als in jenem Treibhause. Was ihr fehlte? — — Ja, das war eine schwer zu beantwortende Frage! So schwer wie bei den meisten jungen Mädchen unserer Zeit, bei welchen es jetzt Mode geworden ist, daß sie eine Zeitlang, wie man es nennt, gemüthskrank werden müssen; sich einzubilden bald dieß, bald das; besonders aber, daß sie nicht am rechten Platze wären und bessere Dinge zu verrichten hätten, als man ihnen in der Welt anzuweisen für gut findet; sich mit religiösen Scrupeln zu quälen und sich krankhaft nach dem Himmel zu sehnen, in welchem sie allein Befriedigung und Genüge für ihre unendliche Sehnsucht zu finden hoffen. — Unsere Zeit ist eine humane Zeit und die Eltern oder Pfleger jener Gemüthskranken lassen es selten an etwas fehlen. Mit zärtlicher Sorgfalt werden sie behüthet, die zarten Wesen, auf Reisen geschickt und in Bäder; in berühmten Pensionen und anständigen Familien untergebracht. Man läßt ihnen die strenggläubigsten und die aufgeklärtesten Pastöre kommen, um sich mit ihnen zu unterhalten, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0581-1
DFG

sie mit Schriften aller Art versorgen, in welchen sie dann lesen und studieren und ringen und beten um Licht und Aufklärung über ihre Bestimmung; über Ewigkeit und Unsterblichkeit und Gott weiß was Alles zu bekommen. Indeß bleibt dieses Licht gewöhnlich trotz alles Studierens aus, bis — — — Ich weise alle Neugierigen auf ihre eigenen Erfahrungen in diesem Punkte hin. — — Zu meiner Zeit — so sagen die alten Leute war es anders. — Man hatte zwar auch ein Herz, so gut wie jetzt und wo ein Herz ist, da ist Schmerz und Sehnsucht immer dabei, und war es damals wie jetzt. Freud' und Leid wechselten stets unter dem Monde und berührten die Jugend wie das Alter. Ja wohl! man kannte auch zu meiner Zeit das Herz und den Schmerz! — Aber mich dünkt, man machte nicht so viel Umstände damit, und man hatte nicht so viel Zeit darauf zu achten, obgleich man kaum zur Hälfte das zu lernen brauchte, was man jetzt zu wissen für nothwendig hält. Man war aber, wie mich dünkt, mehr bedacht, das Erlernte praktisch auszuüben, was freilich den ganzen Menschen in Anspruch nimmt und nicht einzelne Kräfte desselben unnatürlich anspannt und abmattet. Scrupel und Zweifel oder gar Unglaube waren noch unbekannte Gespenster im Kreise der frischen Jugend und für die religiösen Bedürfnisse reichten die Bibel und das Gesangbuch aus. Mir scheint, man stand in einem viel einfacheren Verkehr mit dem lieben Gott, wie jetzt. Er wurde Einem nicht aufgedrungen und eingezwungen und kam zu uns, ohne künstliche Erweckungen und wundersame Bekehrungen; er stand wie ein freundlicher Vater neben uns, von der Wiege bis zum Sarge; er neigte sich zu uns in dem Leben der Natur und in den Geschichten des heiligen Buches; er rächte sich strafend im Gewissen und gönnte uns gerne das selige Bewußtsein einer guten Handlung. Jetzt — — doch, lieber Himmel! das ist alter Leute Geschwätz, bei welchem die Jugend die Stirne runzelt und für sie ist doch eigentlich mein Mährlein geschrieben! — Verzeiht meine jungen Leser! ich weiß wohl, lange Reflexionen passen nicht in ein lustiges Elfenmärchen; aber die Zeit — die grübelnde Zeit! — ja, die steckt sogar die Märchendichter an, wie ihr hört — wer widersteht ihr? und der Dichter muß die alten wie die jungen Leute reden und mit einander streiten lassen. Jetzt aber dünkt mich, ist den alten Leuten genug Ehre geschehn und ich kehre zurück zu meiner jungen, bleichsüchtigen Blancheflour.

Daß die Krankheit des Menschenvolkes sogar unter das Elfengeschlecht gekommen, und wenigstens die Eine davon, die freilich in einem Treibhause gesessen, ergriffen, ist wunderbarlich genug — indeß es war so und ich erzähle nur was geschehn. —

Die schöne Titania nahm sich ebenfalls den Zustand ihres Lieblings sehr zu Herzen, doch, obgleich sie eine Königin der Elfen war, und man diesem lustigen Völkchen eben nicht viel praktischen Verstand zutraut: so benahm sie sich dennoch so klug dabei, daß sich manche Mutter unserer Tage ein Exempel an ihr nehmen könnte. Sie streichelte nicht ihr Kindchen, weil es den Kopf hängen ließ und nichts thun wollte; sie nannt' es nicht einen süßen Engel, weil ihm die Erde zu schlecht war und es absolut nur im Paradisgarten wandeln wollte. Sie sagte ihm gerade zu: so lange sie nicht über jeden Sonnenstrahl und jede Blume eine dankbare Freude empfinden könne, so lange sei sie nicht einmal der Erde, geschweige denn des Paradieses werth und so lange sie nicht das kleinste Wesen auf dieser Erde mit Liebe betrachten und ihm in Demuth dienen könne, verdiene sie selbst keine Liebe und kein Erbarmen. Dabei gab sie ihr immer etwas zu thun und zu besorgen, hier mußte sie ein welkes Blümchen erfrischen mit einem kräftigen Thautropfen, welchen ihr der Morgen gekeltert, dort über ein Vogelnestchen schützende Zweige weben, oder ein armes Schneckchen behüthen, vor dem Fußtritt eines achtlosen Wanderers und was dergleichen Dienste mehr waren, zu welchen sie Zeit genug hatte, da ihr eigentliches Amt, die Pflege der Rosen, ihr noch wenig zu schaffen gab, indem ihre Blüthe noch fern war und sich in dem kalten Frühling nicht entfalten konnte. Blancheflour suchte so viel ihr möglich, den Willen ihrer gütigen Pflegerin zu erfüllen, denn sie war, trotz aller Grillen, die in ihrem Köpfchen saßen, ein gar liebes Wesen und wohl würdig, der Liebling der schönen Elfenkönigin zu sein. Aber — es wollte doch Alles nichts helfen! — ihr fehlte — sie wußte nicht was? — es drückte — sie wußte nicht wo? — und ihr Köpfchen blieb gesenkt und ihre Wangen blaß wie vor dieser Reise, von der Titania so viel für sie gehofft. —

Es war an einem noch ziemlich frostigen Aprilabend, als die kleine, schwermüthige Else in den weichen wolligen Falten eines großen Klettenblattes eingehüllt im Gebüsch lag, während ihre Gespielinnen um sie her tanzten und spielten. Sie hätte gern, Titaniens Er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0582-7

mahnungen beachtend, die Welt um sich her wunderschön gefunden; aber das war ihr schlechterdings unmöglich. Es hatte geregnet den ganzen Tag über und zuweilen träuften noch recht naßkalte Tropfen von den Bäumen auf ihr Bettchen herunter; das war allerdings keine angenehme Empfindung. Die grauen Regenwürmer, welche umherkrochen, waren eben auch nicht lieblich zu nennen und die beiden Kröten, welche sich ihr gegenüber unter dem Zelte eines Farrenkrautes eine Klatschvisitte gaben, waren ihr ganz unausstehlich! Zum Ueberfluß wühlte sich auch noch ein grauer Maulwurf in ihrer Nähe aus dem Boden und blinzelte mit den kleinen Augen recht seltsam in den Dämmerschein des Abends. In der That wußte sich die zarte Blancheflour kaum zu lassen vor Unbehagen und ärgerte sich nicht wenig über ihre Gespielen, die so lustig sein konnten an diesem unangenehmen Platze, ja sogar aus allem, was ihr so widerwärtig war, sich noch ein Plaisir zu machen wußten. Den Regenwürmern hielten sie neckend kleine Stäbchen hin, an welchen sie sich in possirlichen Wendungen hin und her ringelten; die beiden Kröten wußten sie an einander zu hetzen, daß sie aufschwollen vor Bosheit und Augen machten so groß und seltsam, daß sich das schelmische Völkchen krank dabei lachen wollte und der alte Maulwurf — ja, der kam ihnen eben recht! Sie stülpten ihm ein zusammengerolltes Aronsblatt wie eine Mütze auf den Kopf und knirten vor ihm und sagten, er sei ihr Großpapa und habe heut' seinen Namenstag und dann boten sie ihm in Blumenbecherchen Regenwasser als Maitrank an und tanzten und hüpften im Kreis um ihn her. Blancheflour aber wickelte sich bei all diesen Possen nur noch fester in ihre Decke und seufzte und seufzte. — — Da, horch! welch' ein wunderbarer Ton säuselte auf einmal durch das Gebüsch! — was war das? — so zart, so bittend; so schmelzend drang dieser Ton durch den naßkühlen Abend, als wolle er ihn freundlicher stimmen und anflehn einen müden Gast nicht so frostig zu empfangen. Horch, ein zweiter Ton folgte — eben so zart und noch rührender, noch wehmuthsvoller - ein dritter — ein vierter — dann erstarb die wundersame Stimme, wie in einem klagenden Gesäusel. —

Blancheflour hatte hastig ihre Decke auseinander geworfen — sie saß lauschend aufgerichtet, die kleine Hand auf's Herz gelegt, als wär' es plötzlich von einem Pfeil getroffen. Sie hatte ihr so weh gethan diese Stimme, und doch war sie ihr so süß gewesen, als wär' es die Stimme der Freundin, welche ihr fehlte schon lange, lange; nach der sie sich heute, gerade heute so unaussprechlich gesehnt — es war ihr, als hätte diese Freundin auch nach ihr gerufen und, — ja! als müsse nun Alles, Alles anders werden! — Zugleich hörte sie ein Wispern, Kichern und Flüstern um sich her, das ganze Gebüsch schien in Bewegung gekommen zu sein.

Hört ihr! hört ihr? so hieß es, die Nachtigall ist gekommen, die Nachtigall! sie war es; ja, sie war es ganz gewiß! ich kenne ihre Stimme — ich auch! ich auch! —

Nun, der Herr Frühling, meinte ein Specht, der gravitätisch auf einem alten Aste saß, wird erschrocken sein, so früh hat er sie wohl nicht erwartet und sie nimmt es ihm gewiß sehr übel, daß er sie so schlecht empfängt!

Ja, das ist eine Geschichte! — das ist euch eine Geschichte! rief die Elster und hüpfte wie besessen hin und her; alle Stuben sind noch naß heut Abend und nirgend ist es aufgeräumt — der Regen hat Alles durcheinander zersaust! — was kömmt sie auch so unangemeldet? — Und Frau Titania, schalt der Spatz, ist und bleibt eine Träumerin! sie hätte wohl eine Illumination veranstalten können, oder einen Ball, oder „lebende Bilder" mit Musikbegleitung und Declamation — das hätte sie hier in Düsseldorf schon lernen können! — Aber sie bekümmert sich um Nichts dergleichen, sie schwatzt immer nur von Natur; Natur! — ja! es hat sich was mit der Natur, wenn sie beständig regnet und friert. Da muß man ins Theater gehen und sehn wie sie es da machen; da wird die Natur zum Kuckuck gejagt, wenn sie sich nicht schicken will nach dem Publikum; dem Raum der Zeit und der Bretter! — doch still, still! daß sie es nicht hört! —

Macht euch doch keine unnöthige Sorge, rief da plötzlich ein Rabe in den schwatzenden Kreis; die Nachtigall hat schon längst mit ihrem Schatz ein stilles Stübchen gefunden in der Geisblattlaube dort, und ist froh, wenn ihr sie in Ruhe laßt und mit keinen Anstalten quält — sie hat sich sogar durch mich alle und jede Festlichkeit verbitten lassen; sie liebt nicht dergleichen. —

Die hochmüthige Person! so lispelte es ganz leise hier und dort und dann verstummte das Geschwätz und Jeder suchte das eigne Nachtquartier.

Auch Blancheflour wachte noch — sie hatte hoch aufgehorcht bei All' diesen Reden. — Also die Nachtigall war es gewesen, die so wunderbar durch den trüben Abend gerufen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0583-2

wie eine Stimme aus schöneren Welten. — Sie hatte oft im Treibhause von ihr erzählen hören, aber niemals noch sie selbst gesehn und ihren Gesang vernommen. Nun war sie in ihrer Nähe! — o, wie ihr das Herz schlug in freudiger Erwartung! Zum erstenmale seit ihrem Aufenthalt in diesem Garten schlief sie unter glücklichen Träumen ein und hörte die süße Stimme wie ein zärtliches und tröstendes Wiegenlied ihr grünes Bettchen umklingen. —

In sehnender Hoffnung und Erwartung schwanden ihr die nächsten Tage hin. Das Allernächste und Einfachste wäre nun wohl gewesen, wenn sie hinaus geflogen und sich umgesehn nach dem neuen Gaste des Gartens und seine Bekanntschaft zu machen gesucht hätte. Indeß war unsre arme Elfe von all' dem Schmachten und Trauern so träg und matt geworden, daß sie weder Muth noch Lust zu dem Allereinfachsten hatte. Sie fand es viel bequemer in ihre grüne Decke eingehüllt zu liegen, von einem wunderbaren Zusammentreffen mit der Schwester ihrer Seele zu träumen und sich ihr Bild mehr und mehr auszumalen. Ihr könnt Euch denken wie wunderschön dieses Bild aussah! Die Farben des Regenbogens waren matt gegen die, womit ihre Träume die Flügel der himmlischen Sängerin ausschmückte, sie sah die Nachtigall auf silberglänzenden Füßchen einher schweben, ihr rosiges Schnäbelchen tauchte sich nur in die Kelche der feinsten und zartesten Blumen, um sich Morgenthau und Honigseim zur Speise zu holen und das Köpfchen schmückte sie ihr mit einer goldstrahlenden Krone, deren sich ein Paradiesvogel nicht zu schämen gebraucht hätte. — Und so träumte sie fort und fort und es war wohl kein Wunder, daß Alles, was sie um sich her „kreuchen und fleuchen" sah, und worunter allerdings manches widerliche Gewürm sich befand, ihr immer unerträglicher wurde, neben dem Bild ihrer einsamen Träume. Die Stimme ihrer Freundin hatte sie noch nicht wieder gehört, denn Frau Nachtigall hatte viel zu besorgen zu dem kleinen Häuslein, das sie sich mit ihrem Lieb baute, auch mochte wohl ihr Hälschen auf der kalten Frühlingsreise etwas heiser geworden sein. Titania schien kein rechtes Augenmerk mehr auf ihren Liebling zu haben; vielleicht hatte sie Wichtiges zu schaffen und zu besorgen und die andern Elfen hatten auch ihre Hände voll zu thun bei der Pflege der vieltausendartigen Blümlein, die sich jetzt an allen Ecken und Enden aus dem Boden drängten. So wurd' es denn immer einsamer um Blancheflour und es war ihr dieß eben recht, denn Alles was sie störte in den schönen Träumen, kam ihr höchst ungelegen. Zum Beispiel: dieser kleine graue Vogel, der immer so geschäftig daher lief und in ihr Closettchen mit gar bescheidenen, aber scharf forschenden Augen sah — was will er nur? er ist mir ein unausstehlicher Gesell, gut, daß er nicht singt — er hat gewiß eine Stimme wie ein Esel! — So dachte Blancheflour und wandte mißmuthig das Köpfchen, so oft das arme kleine Geschöpf wie ein wahrer Störenfried durch ihre phantastische Traumwelt fuhr. —

Eines Tages aber hatten heftige Kopfschmerzen sie genöthigt, ihr Gemach zu verlassen und frische Luft zu athmen. Die Sonne schien warm und mild und Alles war in geschäftiger Bewegung im Garten, die Schneckchen krochen aus ihren Häuschen, einzelne Bienen summten schon und hier und da flogen Schmetterlinge wie auf leichten Geisterflüglein durch die Blumen. Mit schlaftrunkenen Augen sah die Elfe sich um in diesem frischen Leben. —

Sieh' da — sieh da! hörte sie plötzlich eine Dohle neben sich sprechen, da hat sich aber Frau Nachtigall einmal einen tüchtigen Regenwurm aufgegabelt für ihren Schatz! — aber kuckt! der graue Sperber will ihr ihn wieder entreißen — wie sie sich wehrt! — was sie für Augen macht! — sie sieht wahrhaftig gerad aus wie eine Furie! —

Bei den ersten Worten war die träumende Elfe aufgefahren — wo? wo? — um Gotteswillen sage mir, wo ist die Nachtigall? —

Ei dort! erwiederte harmlos die Dohle, hast du die noch nicht gesehn? sie kömmt doch alle Stunden fast an deinem Gemach vorbei! und, guckt so neugierig hinein, daß ich gemeint hab', ihr wäret schon alte Bekannte.

Blancheflour schaute hin und sah den grauen Vogel, den verhaßten, dicht vor sich — es war die Nachtigall, sie wehrte sich heftig und ängstlich gegen den Feind, der ihr die Nahrung für das brütende Lieb entreißen wollte; zornig schlug sie mit den kleinen Flügeln um sich und ihre großen Augen funkelten vor Wuth und Aufregung. — Blancheflour aber zuckte zusammen bei diesem Anblick und fiel ohnmächtig in die Arme einer herbeieilenden Gespielin. —

Wie ich mich getäuscht habe! — o, mein Traum, mein schöner Traum! — so klagte und weinte sie in der stillen Einsamkeit ihres Gemachs — das also wäre die himmlische Sängerin! der graue häßliche Vogel, der so zornig aussah und der sich mit so gemeiner Speise begnügt! — Nein — nein! niemals

mehr seh' und hör' ich nach ihr — sie ist ein gemeines Geschöpf! — ach, es giebt doch nichts Schönes auf Erden — o wär' ich doch daheim im Paradiese! —

Unter diesen Klagen schwanden ihr wieder ein Paar der traurigsten Tage ihres Daseins hin. Sie sah gar nicht mehr aus ihrem Klettenblatt heraus und verschloß Aug' und Ohr vor Allem, was sich indeß in dem schönen Garten begab, durch welchen der Frühling immer siegreicher zog und Freude und Segen spendete für alle Wesen darin; nur nicht für die arme getäuschte Blancheflour. —

Da geschah es eines Tages, daß sich eine lange glänzende Schlange um ihren Busch ringelte. Wie es kam, daß sie bei ihrer großen Abneigung vor allen lebenden Wesen gerade einer Schlange ihr Gemach öffnete und sich bald in einem lebhaften Gespräche mit ihr befand, kann ich hier nicht untersuchen, genug, das lang verschlossene Herzchen der armen Elfe wurde von den geistreichen Reden ihrer Gesellschafterin bezwungen, die mit theilnehmenden Blicken ihren schwermüthigen Klagen zuhörte.

Ich weiß, ich weiß! — ich verstehe dich ganz, sprach die Schlange, auch ich habe mich wie du gesehnt, auch mich ekelte das Leben an mit all seinen rauhen und häßlichen Seiten. Aber Muth gefaßt! mein Kind, und vor Allem das falsche Ideal, den kranken Traum deiner Seele fahren gelassen! — Jener sentimentale Nachtigallton hat dich ganz irre geführt, du hast nun selbst gesehn, in welchem alltäglichen unschönen Geschöpf er gesteckt! — Diese kleine Hausmannsseele, so verliebt in ihr Nest, in ihren Schatz und ihre Jungen! — wie wär' es möglich, daß sie etwas Anderes besingen könnte, als was in dem Bereich ihres engen Lebens vorgeht? Was kümmert sie die Welt? die weite große Welt! nichts liegt ihr an ihrem Beifall, ihrer Meinung; deshalb geht sie auch immer so nachläßig in ihrem grauen Hausrock einher. Und dabei ist sie doch so kindisch erpicht Alles zu sehen und zu hören, daß es bei den Menschen zum Sprichwort geworden ist: „neugierig wie die Nachtigall." Hast du nicht gemerkt, wie sie dem elendesten Schneckchen ins Haus guckt und sich darum bekümmert, wohin es kriecht? — ich glaub' sie hat manchmal schon die Staubfädchen an einem Grashalm gezählt, so neugierig haftet ihr großes Auge darauf, wenn der Wind ihn an ihrem Neste auf und nieder wiegt. Dabei ist sie so schnell alterirt! Ihr Schatz braucht nur einmal eine halbe Stunde von ihr entfernt zu sein; oder sie gar mit einem gleichgültigen Blick anzusehn; so bricht sie gleich in Klaggesänge aus, daß man meint, die Brust müsse ihr zerspringen. Das ist keine Künstlerseele! ein ganz kindisches Wesen, ohne alle großartige Weltanschauung; ohne alle klassische Bildung, ja! sogar, was das gräulichste ist, ohne alle Religion! —

Wie ist das möglich? seufzte Blancheflour, und ihre Stimme schien mir fromm und rein, wie die eines Engels zu sein! —

Das ist es eben, geiferte die Schlange, damit hat sie dich schwer verführt! — Frage nur den frommen Dompfaff, der da drüben im chinesischen Häuschen seinen Betsaal aufgeschlagen; er wird dir schon Bescheid sagen! Im Vertrauen gesagt, ich stehe in geheimen Verhandlungen mit dem gelehrten Herrn und könnte über Manches Auskunft geben. Deiner holdseligen Gebieterin, der Frau Titania, wird das Regiment hier im Garten ein wenig im Zaum gehalten werden, es wird auch schon gesorgt werden, daß ihre Leibsängerin, die Nachtigall, mit ihrem verbuhlten Liede nicht aufkommen soll. Diese Creatur, die sich nicht scheut, das Wort, das über züchtige Lippen gar nicht kommen sollte, so dreist, so laut auszusprechen und in jedem Triller zu rufen: Liebe! Liebe! Liebe! — Mich schaudert, wenn ich denke, wie viel unschuldige Herzen sie schon damit verdorben hat!

Ach, dachte Blancheflour, gerade dieses Wort fiel mir ins Herz, als woll' es ein schlummerndes Glück darin erwecken. — Aber sie wußte nicht mehr zu sagen, sie war gefangen von der neuen klugen Freundin und überließ sich bald ganz und gar ihrer Führung. An einem schönen Morgen folgte sie ihr aus dem stillen buschigen Garten nach einem nahe gelegenen Gut. Dort, hatte die Schlange ihr versprochen, sie in Gesellschaft zu führen, wo sie bald ihre romantischen Grillen vergessen und ein neues Leben kennen lernen würde. Sie kamen in einen prächtigen, kunstreich angelegten Garten; aus reichen Marmorbecken stiegen glänzende Springbrunnen empor, in hohen Vasen glühten schlanke, ausländische Blumen; buntfarbige Kolibris, gelb schimmernde Kanarienvögel wiegten sich in goldenen Käfigen; Papageien, Staare und Raben schwatzten durcheinander, vor Allem aber spazierte in der Mitte ein gravitätischer Pfau einher und schaute sich um mit siegreichen Blicken.

Die kleine Elfe, ohnedieß von dem hellen Tageslicht geblendet, schaute ganz verwirrt umher. Bald aber hatte die Schlange sie

bekannt gemacht in dem Kreise und sie fühlte wenigstens die Apathie, in welcher sie so lange gelebt, für einen Augenblick einer wohlthuenden Aufregung weichen. Doch ganz bezaubert stand sie, als plötzlich der Pfau sein majestätisches Farbenspiel vor ihr entfaltete, indem er die Flügel wie ein großes Rad auseinander schlug und im Glanz der Sonne die phantastischen, wunderbar gemalten Federn schillern ließ. Es war ein entzückender Anblick! Nichtwahr, flüsterte die Schlange der staunenden Elfe ins Ohr, das ist eine andere Schönheit als die graue Nachtigall? — Blancheflour antwortete nur mit einem Seufzer. — Ja, solche Federn, solche Farben, solchen Glanz hatte sie in ihren Träumen der Nachtigall geliehen! aber diese Erscheinung war dennoch eine ganz andere; viel majestätischer, viel wunderbarer! — ja, es war mehr als sie zu träumen gewagt und hingerissen von all dem Glanz eilte sie zu dem herrlichen Vogel und bot ihm ihre Dienste an und ihre bewundernde Liebe und Hingebung.

Der Pfau lächelte ganz herablassend auf die kleine exaltirte Elfe, er schien sie für ziemlich unbedeutend zu halten, indeß Bewunderung ist süß und ein Pfau verschmäht auch die des geringsten Wesens nicht. Die Schlange hatte sie nun zwar als der Liebling der vielberühmten Feenkönigin Titania vorgestellt; aber darauf schien man gerade keinen sonderlichen Werth zu legen. In diesem Bereich war das lustige Völkchen der Elfen und Feen nicht zum Besten angeschrieben, man hielt sie für unnütze Wesen und Blancheflour hörte von Dingen sprechen, von welchen sie niemals eine Kenntniß gehabt.

Es waren allzumal weit gereis'te und unterrichtete Vögel, die viel gesehn hatten in fremden Ländern und des Zutritts in den gebildetsten Familien und höchsten Kreisen sich rühmen konnten; sie wußten Bescheid von allen möglichen Schätzen der Kunst, der Wissenschaft und Industrie. Die harmlose Welt des Gefühls, in welcher bis jetzt die Elfe gelebt, war hier gänzlich unbekannt; oder wurde mit Geringschätzung behandelt. Auch gar scharfe Kritiken hörte sie über die Sänger der deutschen Wälder und Fluren, von deren Ruhme man ihr so viel erzählt und denen sie selbst auf ihrer Frühlingsreise hier und da mit so vieler Freude gelauscht hatte; die ihr so manchesmal Trost in die trübe Seele gesungen. Die vornehmen Kritiker aber lächelten gar spöttisch, wenn sie ein schüchternes Lob für Einen vernehmen ließ und wußten es ganz anders. Die Wachtel war ihnen zu gewöhnlich; die Drossel zu einseitig; das Rothkehlchen zu sentimental, die Amsel zu brutal; der Finke zu revolutionair; die Lerche zu frömmelnd mit ihrem ewigen „Trilili" das sie zum Himmel empor schickte. — Gern hätte Blancheflour die schönen Vögel gebeten, ihr etwas zu singen; denn nach all diesem strengen Kritisiren durfte sie wohl etwas ganz wunderbares von ihnen selbst erwarten, das all' die Lieder der eben so scharf getadelten Sänger übertreffen würde; aber sie war zu bescheiden, dieses das erstemal schon zu verlangen und begnügte sich mit der frohen Hoffnung, daß es bei ihrem nächsten Besuche geschehen würde.

Und Tag täglich, wenn die Sonne im Mittag leuchtete, wurde die Elfe von ihrer Freundin in den prächtigen Garten geführt. Niemand bemerkte unter den Ihrigen dieses Verschwinden, weil um jene Zeit die Elfen, diese Kinder der Nacht, schlafen und träumen in ihren duftigen Bettchen. Blancheflour aber hatte, wie alle Kranken der Art, die Ordnung ihrer Natur umgekehrt und schon lange die schönen Nächte, wo ihre Gespielen zu tanzen pflegten, oder ihren leisen Geschäften nachgingen, aus lauter Verdruß verschlafen. Die Schlange bestärkte sie in dieser Lebensweise, sie sagte: die dämmernde träumende Nacht taugt gar nicht für dich, du mußt an den Tag, den hellen Tag wo man die Dinge sieht wie sie sind und der Mond und die Nachtigall, das sind schlechte Gesellschafter für dich.

Freilich war Blancheflour zuweilen sehr müde und gleichsam wie verwirrt von dem sie blendenden Tageslicht, oft bat sie ihre glänzenden Freunde, mit ihr in dunklen einsamen Gängen zu wandeln und sich zu erholen und zu sammeln von all der lauten Geschäftigkeit des Tages Doch der Garten war viel belebt von Geistern aller Art und immer gab es was Neues zu sehen und zu hören. Keiner war, dem dieser Vorschlag gefiel, es war Jedem bang er versäume etwas in solcher Einsamkeit und ein Anderer würd' ihm während dieser Zeit den Rang ablaufen bei den Besuchenden, die sich viel mit den bunten, schwatzenden Vögeln abgaben und ihnen allerlei Geschenke machten. Und dieses Schwatzen selbst — ja, es war höchst pikant; sehr geistreich, wie die Schlange versicherte, Blancheflour glaubt' es gern, aber ihr Herz blieb leer und kalt dabei und sehnte sich wie zuvor, wenn sie allein war. Oft zog jener Nachtigallaut durch ihre Seele, wie ein Ruf, wie eine Bitte, der sie Alles, Alles hätte gewähren können. — O,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0586-9

wie oft sehnte sie sich noch einmal diesen Ton zu hören; aber sie schämte sich, diesen Wunsch auszusprechen, sie traute sich selbst kein Urtheil mehr zu. Und dann hörte sie auch die Nachtigall nicht mehr singen; da sie die Nacht immer verschlief, wo ihr süßes Lied die einsame Stille belebte. Zudem intrigirte die böse Schlange gewaltig im Garten gegen die, ihr verhaßte Sängerin, ein ganzes Heer von Krähen, Dohlen und Elstern hatte sie gewonnen, die jedesmal ein gewaltiges Geschrei erhuben, so oft sie die sanfte Stimme in den Gebüschen erhob. Der tückische Frost, der noch immer einen hartnäckigen Krieg mit dem Frühling führte, war ebenfalls ihr entschiedener Feind, und Regen und Wind scheuchten oft das zarte Geschöpf in sein Nestchen zurück. Da freilich war es traulich und lieb, es lag so hold geschützt von blühendem Weißdorn und Goldregenzweigen, was kümmerte hier die Liebende alle Tücke und Bosheit bei der zärtlichen Sorge für den trauten Gefährten, für die kleinen Jungen, die schon ihre Schnäbelein aus den glatten Eierchen ihr entgegen streckten. Die gute Nachtigall! kein Thier hat eine so zärtliche Liebe, eine so pflichttreue Sorge für die Ihrigen, wie sie. Darum auch wohl ist ihr Klang so rein wie der des ungetrübten guten Gewissens; darum auch bebt eine solche Fülle von Freud' und Schmerz, von wonnevollem Wohllaut und klingender Sehnsucht in ihrem Gesange, weil sie liebt, weil sie nicht träumt von der Liebe; sondern weil sie lebt für die Liebe, weil all' ihre Freuden sie umfangen, all' ihre Gefahren ihr drohen und weil sie Muth und Wachsamkeit ihr verleiht, entweder diesen Gefahren zu widerstehn oder klagend darin unterzugehn. — Ja wohl! der Boden, auf dem die ächten Liebesblüthen gedeihen, ist ein viel bearbeiteter; da, da muß der Schmerz tiefe Furchen ziehn, den muß der Thränen Thau befeuchten und die Gnadensonne der Freude muß vom Himmel scheinen und die frischen Keime hervortreiben.

Vergeblich hatte Blancheflour auf die Gesänge ihrer geistreichen Freunde gewartet; sie mußte endlich erfahren, sie konnten nichts als schwatzen, kritisiren und nachsprechen, was sie von Andern gelernt, als glänzen und prunken mit der Pracht ihres Gefieders. Das alles konnte wohl blenden, auch wohl belehren und entzücken, aber — Blancheflour seufzte wie zuvor und mehr noch, wenn sie sich nach solchen Ausflügen wieder in ihrem grünen Closet befand und in ihre weiche Decke wickelte. Indeß war sie doch nach und nach der Günstling des stolzen Pfau's geworden, vielleicht weil sie stets mit so ungeheuchelter naiver Bewunderung, ja Begeisterung, vor ihm stand, wenn er sein majestätisches Farbenrad schlug und das mochte ihm wohlthun, weil er sonst nur Neid und Mißgunst unter seinen Gefährten kannte.

Aber eines Tages, als Blancheflour wieder in seinem Anschaun versunken stand, entschlüpfte auch ihr unwillkürlich der Ausruf: o, du stolzer, königlicher Vogel! hättest du doch eine Stimme wie die kleine graue Nachtigall! —

Mit zornfunkelnden Augen sah der Pfau die Else an — stolz warf er sich in die Brust und: kouhu! — kouhu! so rief er, daß es weit durch den Garten scholl. Alles fuhr auf und that sehr entzückt, obgleich Jeder das Lachen bei sich verbiß — Blancheflour aber zitterte und bebte am ganzen Leib'; entsetzt floh sie aus dem Garten und als sie daheim anlangte, warf sie sich schüttelnd von Fieberfrost auf ihr Lager nieder. Mit Schaudern dachte sie daran, wie sie hier die Nachtigall mit dem glänzenden Pfauenkleid geschmückt und es war ihr auf einmal, als hätte das eigne Traumbild sie gehöhnt und mit Spott und Schmach beladen. —

Während sie so betäubt und zerrissen von dem neuen schmerzlichen Eindrucke da lag, verbreitete sich plötzlich ein heller Schein um ihr Lager — wie ein milder Athemzug weht' es um ihre heiße Wange und als sie die matten Augen aufschlug, stand Titania neben ihr und legte die sanfte Lilienhand auf ihre Stirne.

Nur scheinbar hatte die schöne Fee ihren Liebling verlassen, sie wollte ihn selbst suchen und finden lehren und wußte wie es kommen würde. Jetzt aber schien es ihr Zeit zu sein mit der rechten Hülfe; mit mütterlicher Freundlichkeit neigte sie sich zu der Armen und hatte bald die Geschichte ihrer Täuschungen erfahren. Mit tiefer Entrüstung vernahm sie der Schlange Tücke gegen die Nachtigall, welche sie trotz ihrer Sorge nicht in dem Grade geahnt hatte.

Erfülle meine Bitte, sprach sie zu Blancheflour, laß es morgen dein Geschäft sein, das Gebüsch, in dem die Nachtigall ihr Nest gebaut, zu schützen; küsse die kleinen Röslein wach an den sich darüber biegenden Zweigen; wische die grünen Blättchen rein von jedem Stäubchen und jedem Gewürme und gieße frische Thauperlen in das Gras auf dem Boden. Dann wirf zuweilen, zwischen diesen Geschäften, einen treu beobachtenden Blick in das stille Häuschen der Liebe, sieh den kleinen süßen Vogel, der dir so häßlich vorgekommen,

blos, weil er dem Bilde deiner eigenwilligen Phantasie nicht glich, einmal so recht an in seinem Thun und Treiben. O, wie wird er dir bald schöner vorkommen in seinem grauen braungefütterten Kleidchen, als all die bunt geschmückten Geschöpfe, mit welchen die Schlange dich verkehren hieß. — Selbst das, was dir so unschön an ihm dünkte, es wird dir lieb werden, weil es zu ihm gehört; sein zorniger Muth, womit er sich wehrt, wenn man ihm entreißen will, was ihm und den Seinen gehört; seine harmlose unschuldige Neugierde, womit er Alles beobachtet, was um ihn her geschieht; die vertrauende Sicherheit, womit er sein Häuslein dicht an die Erde und den vorbei führenden Weg baut; sein Suchen der Einsamkeit, wo er seine Klagen, seine Freuden und Gebete ausströmt, nicht für die buntgeschmückten Gäste des Tages, für die Kritiker und Lobhudler; sondern vor Gott und den Herzen der Wesen, welche gleich ihm die Einsamkeit suchen und Liebe und Schmerz kennen wie er. — O, du kleine, wunderbare Künstlerin! vom ewigen Meister der Weltharmonie selbst gebildet und hingestellt in das rauschende Orchester seiner großen Schöpfung! — wie hat man dich verläumdet! — aber ich will dir dein Recht verschaffen! —

Titania ging und überließ Blancheflour der Ruhe und dem stillen Nachdenken. — Am andern Morgen erfüllte die wieder neu auflebende Elfe den Befehl der Herrin und verlebte einen stillen Tag in dem duftenden Gebüsch, welches das kleine Nachtigallnestchen umschloß. Titania aber sorgte und waltete geheimnißvoll in dem Garten umher, sie hatte Unterredungen mit den Geistern der Luft und der Wolken und schickte sie als Bittsteller ab nach dem Sturm und dem Regen, welche in diesem Frühling so oft den Frieden der Natur störten; sie schmeichelte den Sonnenstrahlen und den kleinen Zephiren, daß sie halfen die Kelchen der Blumen eiliger und glänzender zu entfalten und die Blätter mit frischeren Farben überziehn. Dann schickte sie durch den flinken Morgenwind Einladungen aus an alle Bewohner der Thier- und Geisterwelt des Gartens; sich zu schmücken zu einem glänzenden Concerte, das sie heut Abend zum Empfange des Vollmonds zu geben gedenke.

Alles gerieth in freudige Bewegung und als nun die Sonne ihre Strahlenkrone in den Rhein geworfen und ihr letztes Gold die Wipfel der Bäume noch umglühte, da schwebte Titania strahlend und glänzend über dem Denkmal des verklärten Dichters und schwang gebietend ihren Lilienstab. —

Jeder Mißton verstummte, milder säuselten die Abendlüfte und würzten den Raum mit köstlichem Dufte, ein göttlicher Friede lag ausgebreitet über den grünen Matten, den dämmernden Laubgängen. Und wieder säuselte und rauschte es seltsam durch sie hin und leuchtende Fünkchen schwebten durch die Büsche. In leichten schimmernden Wägelchen, von Johanniswürmchen gezogen, kamen die Elfenprinzen und Prinzessinnen angefahren und nahmen ihre Sitze ein auf den duftenden Blumenkissen im Gras und auf den Beeten. Von allen Seiten schwebte, flog, kroch, schlich, hüpfte und sprang es herbei; eine steife Rangordnung hatte Titania nicht bedingt; die arme Schnecke saß unbekümmert neben dem schönsten Elfenprinzen und die graue Raupe theilte einen Sitz mit dem goldschimmernden Käfer; der Zauberstab der schönen Fee ließ keinen Streit zu und Alles war Friede und Freude.

Blancheflour aber saß in dem duftgeschwellten halbgeöffneten Kelch einer Rose, welche die gütige Herrin statt ihrer, während ihrem müßigen Herumstreifen freundlich gepflegt hatte, eine nie gekannte freudige Ahnung pochte in dem kleinen Elfenherzchen.

Noch war das glänzende Gestirn des Abends verborgen in einem weißen purpurgerändeten Wolkenzelt und die freudig jubelnde Symphonie der Finken, Amseln, Meisen und Goldammer schon verklungen; die Unke hatte ein paar schaurige Romanzen gesungen und einige Frösche ein heiteres Allegro hören lassen.

In den Zwischenpausen, ganz unbemerkt, war auch die kleine Nachtigall herbeigeflogen, das Köpfchen tief in die grauen Flüglein geduckt, saß sie da auf einem schmalen Goldregenzweig und schien die große glänzende Gesellschaft gar nicht zu bemerken, obgleich Alle auf sie hinsahen, weil Titania sie als die Prima Donna des Abends angekündigt. — Dachte sie an ihr Lieb daheim? — an die kleinen Vöglein, die sie verlassen unter süßem Kosen — oder lauschte sie schon den Tönen, die noch schlummerten in ihrer Seele? und wach werden sollten zur Ehre des Abends? — Wie alt und grau sie aussieht! — hörte Blancheflour hinter sich einen Kelleresel zu einem gezierten Grashüpferchen sprechen. — Die gemeinste Toilette von der Welt! erwiederte dieses, und welch' ein Anstand! als dächte sie an ihren Braten in der Küche — unglaublich, daß sie die Prima Donna des Abends sein soll! — Unwillig drehte sich Blancheflour

um nach den Sprechenden; ach! wie lieb und holdselig kam ihr in diesem Augenblicke die Nachtigall vor in ihrer harmlosen Einfalt, so verschieden von andern Concertsängerinnen, die sich mit stolzem Anstand auf der Bühne spreitzen und schon vor dem Beginn des Gesanges Aller Blicke auf sich zu ziehen bemüht sind! —

Doch jetzt schlug der Kapellmeister des Abends, der begeisterte Westwind auf den Busch und rief dem träumenden Vöglein zu:

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Erhebe deiner Stimme Schall!
Du himmlische Cäcilia!
Der Mond, der volle Mond ist nah!

Alles hub sich unwillkührlich empor bei diesem Signal — die Nachtigall schwebte ganz ruhig auf den Vorderzweig des Baumes, hob ein klein wenig das Köpfchen und schickte ein Paar Töne empor — leise und zart wie ein sehnsüchtiger, verlangender Seufzer. — Aber schon diese schüchterne Bitte schien den Himmelsfürsten erreicht zu haben, plötzlich schlug er sein Wolkenzelt auseinander und trat hervor; den Garten mit königlichem Glanze überströmend. — Begeistert breitete die Nachtigall ihre Flügel aus und im Strahle des himmlischen Lichtes schimmerten sie plötzlich wie Paradieses-Schwingen um sie her, ihr großes Auge streute Strahlen aus, indem sie nach dem Mond blickte und nun sang sie! — — jubelnd, schmetternd, säuselnd, flüsternd; bald schmelzend wie in unendlicher Lieb' und Wonne, bald aufgelöst wie in heiliger Sehnsucht und Andacht — so tönte der wunderbare Gesang aus der Kehle des kleinen Vogels empor zu dem leuchtenden Gestirn des Himmels und schien immer hellern Glanz aus ihm hervor zu locken. —

In lautloser Stille lag der ganze Garten, kein Athemzug regte sich, nichts als das wundersame Lied wurde gehört und Blumen und Gräser und alle Wesen schienen aufgelöst in Wonne und Andacht. — Und Blancheflour? — sie hatte sich aufgerichtet in ihrem Rosenkelche und helle Thränen tropften aus ihren Augen auf die glänzenden Blätter, Thränen der Freude, des Schmerzes, ja des Schreckens vor diesem gewaltigen Klange — denn so ist der erste Eindruck, den uns das wahrhaft Schöne macht, daß er uns mit einer Art von Schrecken erfaßt; daß wir neben der Freude einen tiefen Schmerz empfinden, bei dem Gedanken: wie manches Falsche und Unreine wir bisher für das Schöne hielten; wie lang unser Herz gedarbt hat und verschlossen blieb seinem wundersamen Eindruck. Wohl dem! der Demuth genug besitzt, dies zu bekennen und stark und freudig Alles abzuwerfen was ihn fesselte, bis die himmlische Wahrheit seine Seele traf. —

Blancheflour breitete ihre Arme aus und schwebte hinüber zu der singenden Nachtigall, lichtglänzend war ihre Gestalt, wie ein Bote der Freude, wie eine Geberin ewiger Jugend und Frische und segnend legte sie die zarte Geisterhand auf den süßen Liebling des Lenzes, die melodische Gefährtin der Nacht, die Sängerin der Liebe. —

Soll ich euch nun noch weiter erzählen von der schimmernden Mondnacht im schönen Dichtergarten? — wie die Elfen so selig tanzten um die geweihte Urne des hingeschiedenen Sängers, während die Nachtigall aus den Büschen die schönsten Lieder erklingen ließ, von dem Glücke der Gegenwart; von den Freuden und Leiden einer vergangenen Zeit! — Ihr könnt' es euch selbst erzählen, denn ihr habt ja wohl Alle einmal eine solche Frühlingsnacht voll Liebe, Gesang und Mondlicht erlebt. —

Die böse Schlange hatte sich verkrochen in ein altes Gemäuer, der Kelleresel und das Grashüpferchen waren verstummt, wenigstens fragte Niemand nach ihnen, der Dompfaff hatte ganz still aus seinem Hause zugehört und ein naseweises Schneckchen, das bei ihm gesessen, wollte behaupten: daß er sich heimlich ein paarmal die Augen an einem Salbeiblatt abgewischt habe; indeß hat er dies niemals eingestehn wollen.

Am andern Morgen aber da standen Blancheflours Rosen rothglühend im Strahl der Sonne und umglänzt von hellen Perlentropfen, den Freudenthränen, welche die Elfe darauf geweint.

Und Nachtigall und Rosenelf lebten ein seliges Frühlingsleben zusammen, in schwesterlicher Eintracht und Liebe. Immer schöner fand Blancheflour die Freundin und manchmal fragte sie staunend sich selbst, wenn die Nachtigall so schlank und leicht in dem einfachen Kleide durch die Büsche schwebte: wie hab' ich doch einmal den Pfau schöner finden können und den eitlen Papagei und den bunten Cakatu? — Und wie lieblich, wie schön kam ihr jetzt Alles vor im weiten Frühlingsreiche, seit sie dem Lied ihrer Seelenschwester lauschte! — Frisch und leicht schritt sie über Würmer und Kröten hinweg und ärgerte sich nicht mehr über die Gespielen, wenn sie den häßlichen Maulwurf amüsant fanden. — Sie grübelte nicht mehr über die Ewigkeit jenseits dieses Daseins — denn jeder Augenblick war ihr ein volles, ganzes Leben; ein Athemzug der Un-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0589-9

sterblichkeit. Die Blume der Schönheit blühte immer frischer und herrlicher unter ihren bildenden Händen und ihr Duft stieg mit dem Liede der Nachtigall wie ein dankendes Weihrauchopfer empor zu dem ewigen Schöpfer der Natur, dem Vater aller Wesen. —

Einer der poetischen Gesellen aber, die in dem altmodischen Hause nach Titanias Bericht wohnen, hat auf Befehl seiner holdseligen Gönnerin dieses Geschichtchen gerade so aufgeschrieben, wie es in dem schönen Dichtergarten passirte. Indem er hofft, daß er manchem Liebhaber solcher heimlichen Gartengeschichten damit eine Freude macht, wünscht er zugleich allen traurigen und kranken Herzen, daß sie gleich der holden Blancheflour geheilt und durch einen frischen Nachtigallenton Liebe und Freude empfangen und erwachen zu dem rechten Lebensgenusse, zu einem seligen Genügen des irdischen Daseins. —

König Michel.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Es war einmal ein deutscher Bauer, der hieß Michel und war mit der Weltordnung unzufrieden. Am allermeisten ärgerte ihn die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter. „Es ist eine himmelschreiende Schande", sprach er oft, „daß wir armen Tagelöhner uns in der Sonnenhitze auf dem Felde müssen braten lassen, während die reichen Gutsbesitzer nur hier und da einmal die Nase auf den Acker stecken und im Uebrigen in Reichthum und Ueberfluß leben"! Von den Stadtherrn und dem Adel mußte man ihm vollends nicht sprechen, sonst wurde er fuchswild und fluchte wie ein Heide. Einmal saß er besonders mißmuthig bei seinem Bierkruge in der Waldschenke und trank im Aerger ein tüchtig Theil mehr, als gut für seine Sinne war. Als ihn der Wirth zur Heimkehr drängte, weil der Abend schon hereinbrach, steckte er noch einen frischen Krug in die Tasche des langen leinenen Kamisols und torkelte hinweg. War der Weg der vielen Gräben und des dichten Baumwuchses wegen bei Nacht für einen Nüchternen schwer gangbar, so war er für den betrunkenen Michel völlig unmöglich. Das sah er selbst ein, darum fand er es vernünftiger, sich mit dem Rücken an einen Eichenstamm zu lehnen und in guter Kameradschaft mit seinem Kruge der Bierfrage auf den Grund zu gehen.

„Warum bin ich ein simpler Taglöhner?" lallte er; „konnte mich der liebe Herrgott nicht zu einem reichen Manne machen, der in der Kutsche fährt und alle Tage Sonntag hat? Hui, warum bin ich nicht ein König, der allein zu befehlen und nichts zu thun braucht, als Schoopfen essen und Champagner trinken? Ja, Michel, ein König! das wär das rechte Geschäft für dich. Juchhe, die Könige sollen leben und ich, als ihr oberster Gebieter zuerst!"

Mit diesen Krongedanken streckte er sich der Länge nach in's Gras, den geliebten Krug zärtlich im Arm haltend. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sich nun der Schlaf auf seine verklärten Augen gesenkt, wenn die Geister nicht noch ein wichtiges Zwiegespräch mit ihm beabsichtigt hätten. Aus seinem Kruge stieg nämlich eine wunderbare Gestalt hervor, die sich aus ihrer übergroßen Länge in eine mehr passende Breite verdichtete, sobald sie dem engen Halse gänzlich entschlüpft war. Sie hatte das Antlitz und die Glieder eines Menschen und war doch wieder so himmelweit von der faßbaren Körperlichkeit verschieden, daß Michel, trotz seiner Betrunkenheit, auf den ersten Blick erkannte, daß er es hier nicht mit Fleisch und Blut zu thun habe. Hätten ihm seine Beine den Dienst nicht versagt, er würde den schnellsten Gebrauch davon gemacht haben; so aber mußte er wehrlos dem leuchtenden Wesen Stand halten.

„Es scheint, Michel", sprach der Geist, „du hast Furcht vor mir. Weg mit diesem unmännlichen Gefühle, das nur geeignet ist, große Seelen in die Straße der Gewöhnlichkeit nieder zu ziehen! Ich habe deine Klagen oft genug gehört und bin gekommen, dir ein höheres Loos zu bereiten! Wünsche dir einen Stand, welchen du willst, und dein Wunsch soll erhört werden."

Michel wußte nicht recht, ob er träume oder wache, dachte aber doch, daß es auf keinen Fall schaden könne, wenn er seinen Wunsch thue. „Gnädiger Geist", sprach er deßhalb, „wenn ich werden kann, was ich will, so mache

mich zum Könige in einem Lande, wo ewiger Frühling herrscht!"

„Dein Wunsch sei gewährt," antwortete der Geist; „doch muß ich dich weit hinwegbringen von diesem kalten Landstriche, denn der ewige Frühling ist nur jenseits des Meeres. Es ist eine lange Reise, die du nicht zu Fuße machen kannst, doch hast du selbst ein gutes Fuhrwerk bei dir, den Krug nämlich. Ich werde wieder hineinschlüpfen, setze dann den Kork fest darauf und nimm ihn zwischen die Beine; das Uebrige wird sich finden. Doch muß ich dich warnen, nie den Versuch zu machen, mich aus meinem Zufluchtsorte zu versagen, sonst ist dein Glück für immer dahin."

Alsbald dehnte sich der Geist wieder in die Länge aus und schlüpfte durch den engen Hals in den Krug, aus dem ein so heller Glanz strömte, daß er den Kork, den er weggeworfen hatte, ohne Mühe wiederfand. Er schlug ihn mit einem Steine recht fest darauf und stellte ihn vor sich hin, überlegend, ob er den unbekannten Geist im Grase liegen lassen, oder seine Kraft noch weiter versuchen sollte. „Ha," dachte er endlich, „ein Königreich wird einem nicht alle Tage geboten! Es gilt ja nur einen Versuch!"

Unter Furcht und Erwartung schob er den Krug zwischen die Beine. Im Nu erhob sich dieser und Michel stieg auf seinem Luftpferde pfeilschnell über die Bäume. Da begann er jämmerlich zu schreien und drückte aus aller Kraft nieder; aber es ging immer höher und höher bis in die Wolken hinein, wie er auch schreien und am Kruge zerren mochte. „Den Hals brech' ich sicherlich doch," dachte er, „und so springe ich am vernünftigsten gleich hinunter." Schon machte er den Versuch, den Krug hervorzuziehen, aber er saß wie angeleimt fest und mußte den Luftritt machen, wie viel hunderttausendmal er ihn auch zum Teufel wünschte.

Nach und nach überkam ihn aber ein Gefühl der Sicherheit auf seinem Rosse und die Furcht verwandelte sich in Freude, als es so knapp unter den Sternen herging, daß er sie fast mit seinen Händen berühren konnte. Bald befand er sich in einem Kreise von leuchtenden Planeten, die in rasender Schnelligkeit mit ihm dahinflogen, bald schwebte er über einem Meere von strahlenden Sonnen, die so dicht wie die Stäubchen im Lichtstrahl umherwirbelten, bald begleitete ihn eine einzelne große Kugel, bald tauchte er in einen unendlichen Raum, wo eine ewige Bläue gleichsam die lautlose Wüste des Himmelsgewölbes vertrat.

Endlich erschlaffte sein Geist vom steten Schauen und er versank auf seinem fliegenden Kruge in süßen Schlummer, in dem er nur noch die wiegende Bewegung empfand, die ihn weiter trug. Als er nach langem Schlafe aufwachte, waren seine Lebensgeister gesammelt, sein Auge klar, aber die Erinnerung an den Abend im Walde lag wie ein Traum hinter ihm. In die Tiefe hinabschauend gewahrte er, daß er sich in einer der Erde nahen Luftregion befand, denn um seinen Scheitel sammelte sich Gewölk; mit Blitzschnelle fuhr er bald durch düstre Schneewolken, bald durch Hagelberge, die sich unförmlich emporhoben, bald durch nasse, langgezogene Nebelstreifen. Zuletzt trat er in heitere Luft, von einem blendenden Sonnenscheine erwärmt. Da erschienen unter ihm große Wälder, Dörfer und Städte, aber in einem fremden, südlichen Character. Schlanke Palmbäume tauchten aus den Wäldern zu ihm hinauf; die Tempel, die sich hier und dort unter hohen Bäumen versteckten, glichen so wenig den Gotteshäusern seiner Heimath, daß er sich in ein Wunderland versetzt glaubte.

Der Flug seines Geisterrosses wurde allmählich langsamer; endlich schwebte er, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln im Alpengebirge, über einem weiten klaren See, um den sich eine unzählbare Menge wunderlich gekleideten Volkes versammelt hatte. Das Wasser war rings von bunten Zelten eingeschlossen, deren farbige Wimpel in der Luft flatterten. Vor und hinter den Zelten lagen und standen zahme Elephanten, Kameele, Giraffen und Tieger in unglaublicher Anzahl.

Alles Volk aber, das sich um den See gelagert hatten, starrte in die Luft empor und streckte mit großem Geschrei die Hände aus, als es den Michel niederschweben sah. Auf der Mitte des See's hielt ein bunt angestrichenes Boot, das mit seidenen Polstern belegt war.

Auf diese Polster setzte der Geisterkrug seinen Reiter sanft nieder. Ruderer brachten das Boot ans Land und die bunte Volksmenge stieß ein frohes Geschrei aus. Aus den Zelten schritten in feierlichem Zuge die Würdenträger des Reiches zum Gestade, auf einem rothen Sammtkissen eine blitzende Königskrone und ein bloßes Schwerdt tragend.

„Herr und Gebieter," hob derjenige, welcher Krone und Schwerdt trug, an, als Michel den Fuß auf den Sand des Ufers setzte, „wir wußten, daß der Himmel uns nach dem Tode unseres Herrschers einen neuen König aus dem Paradiese senden würde, darum sind wir

am See versammelt, dir die Herrschaft des Landes zu übergeben. Herr, über Leben und Tod, der du die Sonne mit dem Haupte berührst und den Erdball unter deinen Füßen hast, ziehe ein in die ewige Stadt und trage dein Volk auf deiner mächtigen Hand!"

Als er diese Worte geredet, setzte er ihm die Krone auf's Haupt und gab ihm das Schwerdt in die Hand. Die Würdenträger und alles Volk aber warfen sich am Gestade auf ihre Angesichter nieder und rutschten auf den Knien herbei, seine Füße zu küssen. Diener kamen, hingen ihm einen purpurnen Königsmantel um und hoben ihn auf einen reichgeschmückten Elephanten.

Unter dem betäubenden Schalle der Pfeifen und Trommeln setzte sich der Zug nach der Hauptstadt in Bewegung. Gaukler und Tänzerinnen zogen vor dem Elephanten des Königs her und suchten ihn durch ihre Künste zu ergötzen. Die Wege waren in dichten Reihen von den Eingebornen des Landes besetzt, die alle auf ihr Angesicht fielen, sobald der Elephant des Königs nahte. So oft aber der Zug durch ein Dorf oder eine Stadt kam, erschienen die Aeltesten und brachten dem Könige reiche Geschenke an Gold und Diamanten, die seine Diener auf den Troß der Kameele luden.

Gegen Abend erreichten sie die Residenz, welche im tausendfarbigen Lichte von steigenden Raketen, bengalischen Flammen, Sonnen und Feuerrädern glänzte. Zahlreiche Kanonensalven zeigten den Einzug des neuen Königs an, dem die hohen Eisenthore mit freudigem Geschrei geöffnet wurden.

Jetzt hielt der Zug vor einem großen, hellerleuchteten Pallaste, vor dem die Würdenträger und das Volk sich in Spalier aufstellten und unablässig schrien:

„Heil unserm Könige! Heil dem Sohne des Paradieses!"

Reichgekleidete Diener hoben ihn von dem Elephanten herunter und trugen ihn in goldenem Tragsessel die Stufen der hohen Treppe hinan in das Schloß und in den Thronsaal. Eine lange Doppelreihe goldener Säulen, von denen die Statuen der frühern Könige des Reiches herabsahen, führte zu dem Throne, dessen Stufen von purem Golde mit großen Diamanten verschwenderisch geziert waren. Auf der Höhe dieser Stufen stand ein kostbarer Sessel, über dem sich ein golddurchwirkter Baldachin ausbreitete; hier ließen ihn die Diener nieder und überreichten ihm das Scepter, auf dessen Spitze sich ein faustdicker Edelstein befand, den man den „Einzigen" nannte, weil kein zweiter von dieser Größe je auf Erden gefunden wurde.

Da saß nun Michel mit der Krone auf dem Haupte, den Königsmantel um die Schultern, in der einen Hand das Scepter, in der andern das bloße Schwerdt. Unter all der Pracht und Herrlichkeit kam es ihm unheimlich vor und er wußte nicht, was er in seiner neuen Stellung nun beginnen sollte. Doch zwei Dinge waren ihm klar, nämlich, daß er sein Volk doch anreden müsse, und daß er einen gewaltigen Hunger habe. So that er denn seinen Mund auf und sprach: „Weil ich ein König bin, der vom Himmel gefallen ist, so will ich, daß mein Volk in Freude und Herrlichkeit lebe und mit einem königlichen Mahle der Anfang gemacht werde."

Alsbald bedeckte sich der Thronsaal mit Tischen, welche die ausgesuchtesten Speisen trugen. Vor den König aber stellte man eine Tafel, die an Kostbarkeit der Speisen und Getränke alle andern übertraf.

Auf ein Zeichen des ersten Ministers that sich ein seidener Vorhang auseinander und sechs Sclavinnen, schön, wie die Engel des Paradieses, traten hervor. An den nackten Armen glänzten goldene mit Edelsteinen besetzte Spangen, wie deren auch über den Knöcheln der nackten Füße glitzerten. Agraffen von köstlichen Steinen hielten über den Schultern die flatternden Gewänder zusammen. Jede hatte einen kostbaren Fächer in der Hand. Nachdem sie die Füße des Königs geküßt, traten sie hinter denselben und wedelten während der ganzen Mahlzeit seinem Gesicht erquickende Kühlung zu, indeß die ganze Umgebung mit Geduld die Hitze des tropischen Klimas ertrug.

Die Champagnerpfropfen knallten, der Wein floß in Strömen und der König befand sich in der heitersten Laune. Wie der Michel sich aber in der Waldschenke um den Verstand getrunken hatte, so that es jetzt der König auf seinem Throne. Den Ministern schien dieses durchaus nichts Unkönigliches, vielmehr fanden sie es vollkommen in der Ordnung und ahmten ihrem Herrscher so eifrig nach, daß sie sich bald in demselben Zustande befanden; diesem Beispiele folgten nicht weniger unterthänig die Unterbeamten und endlich waren alle so vollständig berauscht, daß sich nur noch mit Mühe ein paar nüchterne Hände fanden, die den König in sein Schlafgemach trugen, wo er in einem wahren Murmelthierschlafe bis zum Morgen schnarchte.

Als er erwachte und sich gähnend in den

seidenen Pfühlen umherwarf, traten tiefgebeugt die Kammerdiener mit silbernem Waschgeschirr vor sein Lager, kleideten ihn in königliche Gewänder und baten um die Erlaubniß, seine Hand küssen zu dürfen.

Der König hätte sich am liebsten noch ein paar Stunden in seinem weichen Bette gestreckt, aber er hatte noch keinen vollkommenen Begriff von seiner Macht und fürchtete sich noch ein wenig vor seinen eigenen Dienern, die unstreitig mehr königlichen Anstand besaßen, wie er in seinem Leben je zu erlangen für möglich glaubte.

Der erste Minister brachte jetzt auf einer goldenen Schüssel Briefe mit schweren Siegeln und sprach dieses und jenes von nothwendigen Reichsgeschäften. „Höre," sprach Michel etwas unwillig, „warum bin ich König, wenn ich mich mit Geschäften placken soll? Merke dir's ein für allemal, daß ich König und nichts als König sein will! Was die Geschäfte angeht, so wirst du es, denke ich, gelernt haben, Alles wohl zu machen, darum lege ich Alles das in deine Hand! Abgemacht! Nun zum Frühstück."

Der Minister sprach: „Wohl, Sir, ich habe auf diesen Fall schon gedacht und darum eine Schrift aufgesetzt, in der ich Vollmacht erhalte, das Volk in Ew. Majestät Namen zu regieren; doch bedarf es der Unterschrift des „Sohnes des Paradieses."

Der König kratzte seinen Namen „Michel" mit dicken Zügen unter die Vollmacht, besah sich nach dieser ersten Regententhat mit einem zufriedenen Lächeln in den riesigen Spiegeln, welche alle Wände bedeckten und eilte zu Freude und Genuß.

Der Sohn des Paradieses hatte sich zu Anfange seiner Erhebung vor dem Regieren gefürchtet und sich im Ernste die Frage gestellt, ob er für eine so erhabene Stellung auch die erforderlichen Eigenschaften besitze; als aber in seinem Pallaste ein Mahl das andere drängte, eine Lust die andere jagte, so stellte er sich die entgegengesetzte Frage, nämlich, wie er ein so großer Esel sein könne, dem Minister gleichsam die Krone auf den Kopf zu setzen, da doch am Ende nichts leichter sei, als von den Unterthanen möglichst viel Geld zu erpressen, um es in Saus und Braus zu verthun. „Gieb mir die Vollmacht wieder," sprach er darum zum Minister, „ich kann mit dem Regieren schon allein fertig werden!"

„Der Sclave hört und gehorcht!" entgegnete der Minister, indem er sein Antlitz bis in den Staub niederbeugte.

Der Sohn des Paradieses schwelgte sich täglich um seine Sinne; gewöhnliche Genüsse konnten sein Herz bald nicht mehr erfreuen und er dachte auf allerlei neue Reizmittel. In jenem Lande aber waren die Thierkämpfe, bei denen das Blut in Strömen fließt, bei denen der Athem dem fühlenden Zuschauer vor Schrecken stockt, eine Hauptbelustigung. Der Sohn des Paradieses ließ nun weitläufige Gebäude für Tieger, Rhinozerosse und Elephanten bauen, wo die stärksten und schönsten Thiere zu den blutigen Kämpfen aufbewahrt wurden, die von Zeit zu Zeit unter seinen Augen stattfanden. Der Anblick des Kampfes und des Blutes machten seine rohe Natur noch unmenschlicher und es dauerte nicht lange, so war er Despot im eigentlichen Sinne des Wortes. Sein Gesetzbuch lautete einfach: Für den König und seinen Hof Gold und Genuß; für das Volk Gehorsam und Entbehrung!

Häufig geschah es, wenn er in lustiger Prozession mit seinen Höflingen durch die Straßen der Residenz zog, daß er mit eigener Hand einem seiner Unterthanen, der respectvoll auf dem Antlitz lag, den Sohn des Paradieses zu grüßen, in brutaler Ausgelassenheit enthauptete. Schon begannen die Minister heimlich miteinander zu flüstern, hier und dort loderte der Aufruhr, aber der König beachtete es nicht, es standen ihm genug Schwerdter bereit, jede Unzufriedenheit niederzuschlagen. Nun befand sich in seinem Pallaste eine kleine Armee weiblicher Soldaten, die wohl mit den Waffen umzugehen verstanden und mit allen militairischen Uebungen auf das genaueste vertraut waren. Sie hatten die Bestimmung, die Harems zu bewachen und die Empörungen der Frauen, die dort nicht selten ausbrachen, zu unterdrücken.

Die Anführerin dieser Haremsarmee trat einst, von ihren Trabanten gefolgt, in den Speisesaal, als der König in tollster Laune jubelte und seinen Günstlingen aus einer offenen Kiste mit vollen Händen klingende Goldstücke über die Tafel zuwarf. „Sohn des Paradieses," hub sie an: „Draußen an der Pforte sitzt ein Mann, der sich nicht wehren läßt; er habe einen Auftrag an den König, sagt er, und bittet schon seit der Morgenröthe um Einlaß und Audienz."

Laß ihn kommen! rief der König.

Bald nachher erschien ein Greis im Saale, dessen Bart fast bis auf die Füße hing; siebenmal gewunden schlang sich ein einfacher Turban um seinen Kopf; die Füße mit den spitzigen Saffianpantoffeln ragten aus weiten

Pumphosen hervor, derer oberer Theil, nebst den Schultern, von einer gestickten Jacke bedeckt war.

„Sohn des Paradieses," sprach er nach der unterwürfigen Begrüßung, „ich bin alt und habe unter vier Königen gelebt; mein Auge hat Gräuelthaten und Blut genug gesehen, nie aber so viel, als unter deiner Regierung. Das Volk ist beraubt und kann nicht mehr geben; dennoch dringen deine Häscher mit ihren Schwerdtern auf sie ein, wenn sie den leeren Säckel und die magern Glieder zeigen. Es giebt kein Haus in deinem Reiche, wo deine Schergen die Thürschwellen nicht mit Blut geröthet haben. Der Sohn des Paradieses ist zum Tiger geworden, und Niemand im ganzen Reiche hat Freimuth genug, ihn von dem bösen Wege abzumahnen. So mußte ich dann vom Rande des Grabes kommen, um dich zu warnen. Hebe die Gefallenen wieder auf, wasche die blutbefleckten Hände in der weißen Milch der Milde und des Wohlthuns, auf daß sich die Pforten des Paradieses nicht vor dir verschließen, wenn du hingehst, an deiner Heimath anzupochen!"

Der Greis schwieg, neigte sein Haupt zum Gruß und wandte sich zur Umkehr. Aber der König befahl ihm zu bleiben. Kein Laut war hörbar, die Höflinge standen starr vor Schrecken; nur des Königs Stimme brüllte wüthend durch den Saal. In wilder Raserei griff er die Krone vom Haupte und schleuderte sie dem Greise an den Kopf, daß dieser betäubt niedersank und sein Turban in den Saal rollte. Dann sprang er von seinem Throne auf, stürmte zu dem Greise hin und riß mit beiden Fäusten an seinem Barte, daß er lange Haarbüschel mit Stücken Haut in den Händen behielt. Der Greis wehrte sich nicht, doch schoß er drohende Blitze aus den Augen und sprach: „O Michel, der Geist des Kruges wird mich rächen!"

Da tobte der König noch fürchterlicher, denn ein gemeiner Unterthan hatte es gewagt, den Namen auszusprechen, der ihn an seine frühere Niedrigkeit mahnte. Den diamantenbesetzten Degen schwingend schlug er ihm mit einem gräßlichen Fluche den Kopf ab und schleuderte diesen auf das Gesims, wo er den Geisterkrug aufgestellt hatte. Noch nicht zufrieden mit dem Tode des hülflosen Greises riß er den Krug vom Sims, setzte ihn auf die Tafel und schrie: „Ich will doch sehen, welcher Geist den Muth hat, den Sohn des Paradieses zu bedrohen. Das Schwerdt fuhr sausend auf den Krug nieder, daß er in zwei Stücke zersprang. Da fing es in den Scherben an zu zischen und zu brausen, ein weißer Dunst erfüllte den Saal und als sich dieser verzog, war das Gemach mit Bewaffneten der weiblichen Armee erfüllt, die ihn im Kreise umstellten und ihm die spitzen Lanzen entgegenhielten.

„Hinaus mit euch!" schrie der Sohn des Paradieses voller Zorn. Aber diesmal that sein Wort nicht die gewohnte Wirkung, vielmehr legte die commandirende Amazone Hand an die geheiligte Person seiner Majestät, trat den kostbaren Degen vor seinen Augen in Stücke und band ihm die Hände mit Stricken auf den Rücken fest. So glanzvoll ehemals sein Einzug in die Residenz gewesen war, so schmachvoll und erniedrigend waren die Umstände, unter denen er hinausgestoßen wurde. Der Pöbel der Hauptstadt begleitete ihn mit Droh- und Schimpfworten und besudelte ihn mit Schmutz und Koth. Die feilen Diener, welche noch vor einer Stunde vor seinem Worte gezittert und ihr Haupt in den Staub gebeugt hatten, spieen ihm jetzt in's Gesicht und riefen ihm unter höhnischem Gelächter zu: „König Michel, König Michel!"

Wie klein, wie erbärmlich kam er sich jetzt vor, und wie verwünschte er seine Größe mit sammt der Macht und dem Genuß! Nach einem schrecklich langen Wege kamen sie an den See an, wo ihm das Schlimmste noch vorbehalten war. Kein Boot war sichtbar, aber in der Luft mitten über dem Wasser kreis'te ein Geier mit ausgebreiteten Flügeln.

Am Gestade band ihm die Amazone die Stricke los und entledigte ihn Stück für Stück seiner königlichen Kleidung, bis auf das feine Hemd. Auch dieses durfte er nicht einmal behalten; ein Diener brachte seine Taglöhnerkleidung herbei und diese mußte er selbst anziehen.

Alles Volk brach in ein schallendes Gelächter aus, warf Steine und Sand auf ihn und die Speerweiber trieben ihn mit ihren spitzen Eisen in den See, daß er sich bald auf die Fußspitzen erheben mußte, um kein Wasser zu schnappen. Der Geier flatterte immer tiefer und tiefer. In dem Augenblicke, wo Michel sich auf dem Punkte befand, von den Wellen erfaßt und umgeworfen zu werden, ergriff ihn der grausige Vogel mit den Haaren und trug ihn in die Lüfte empor. Unten aber stand die Menge, lachte und höhnte und wies mit den ausgestreckten Händen in die Luft.

Micheln blieb nicht viel Zeit zu Beobachtungen, denn bald schwanden ihm die Sinne

und der Geier trug ihn, wie einen Leichnam, durch die Wolken.

Ob die Hin- oder Rückreise länger gedauert hatte, das wußte Michel nicht, als er sich unter einer dicken Eiche wiederfand, doch schlug ihm das Herz höher, als er sah, daß es ein deutscher Wald war, wo ihn der Geier ins Gras hatte fallen lassen; und da er nun gar erkannte, daß es derselbe Platz und derselbe Baum war, von dem er die erste Luftreise angetreten, da kannte seine Freude keine Grenzen. Er befühlte sich am ganzen Körper, ob er denn wirklich der Michel und nicht der Sohn des Paradieses sei. Doch kam er zu der Ueberzeugung des erstern. Die Scherben des Geisterkruges, den er im Speisesaale seiner ehemaligen Königsburg zertrümmert hatte, schienen die Reise mitgemacht zu haben, denn sie lagen neben ihm im Grase. Zur Erinnerung an seine einstige Größe nahm er sie mit sich, und wenn Jemand unzufrieden mit seinem Stande war, so zeigte er die Scherben und erzählte vom König Michel und seinem Ende.

Die Waldraster Spitze.

Tiroler Sage von **Ludwig Bechstein.**

Südlich der Kreishauptstadt von Tirol, dem heitern Innsbruck, ragt über niedrige Höhen ein Bergstock mit drei Spitzen empor, genannt die Serlas, oder auch, vom ehemals berühmten Wallfahrtsorte Waldrast, die Waldraster-Spitze geheißen. Von dieser dreifachen schön gruppirten Felsenzacke geht eine der in Tirol sehr heimischen Riesensagen.

In jener Gebirgsgegend herrschte ein König, gar wild und grausam, und war ein gewaltiger Jäger, der eine Schaar böser und grimmiger Hunde bei sich führte. Zu dem, daß dieser König an sich schon so wild und grausam war, hatte er auch noch ein erzböses Weib zur Gemahlin, und nächst diesem einen schlimmen Rath, die ihn in seiner Grausamkeit noch mehr bestärkten, und ihm einredeten, die Bauern seien nichts mehr und nichts besseres als Hunde.

Häufig ritt dieser König auf seinen Jagdzügen ins Wippthal, das die Sill durchrinnt, und ins Stubay-Thal, das krystallene Ferner begrenzen, und wo er hinkam, wurde alles verwüstet; die Aernten wurden zertreten aus Frevellust, die Heerden zersprengt und von den Hunden zerfleischt, oder in Felsenabgründe hinabgejagt.

Die armen Aelpler und Hirten, die um Gnade und Schonung flehten, wurden von der Königin mit dem Speer durchbohrt, oder niedergeritten.

Da verfluchten die Bedrängten den wilden König, die böse Königin und den schlimmen Rath — und Gott in seinem hohen Himmel hörte den Fluch und erhörte die Verwünschung.

Die Erde bebte, die Felsen spalteten sich, der Tag hüllte sich in nachtschwarze Finsterniß ein. Drei Tage lang und drei Nächte lang lag alles Land von einem dunkeln Wolkenflor überzogen.

Dann erst lichtete sich's.

Und wie sich's lichtete, so hatten Berge und Thäler des Gebietes, wo jener König geherrscht hatte, eine andere Gestalt. Da grünte kein Baum mehr, auch kein Strauch und kein Gras. Alles war Stein und versteinert. Und inmitten aus dem Steinlabyrinthe ragten jene drei Felsenzacken, die mittelste der König, die zur Rechten die Königin, die zur Linken der böse Rathgeber, zu ewiger Warnung in Gestein verwandelt, weil ihre Herzen so steinern und unmenschlich waren, in den ewigen Aether empor.

Jetzt hatten die Thalbewohner und die Hirten auf den Bergen Ruhe und Frieden, denn solch ein schlimmer König kam nimmer wieder in das Land, und die Sage, die von der Väter Munde zu der Enkel Munde übergeht, lehrt die Nachkommen das Glück würdigen, gute, milde und gerechte Beherrscher zu haben, und dafür an deren Hause zu hängen mit Liebe und Treue, mit Gut und Blut, wie der Tiroler Art ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0595-4
DFG

Die vier Brüder.

Tyroler Märchen von **Ignaz V. Zingerle.**

Vor vielen Jahren lebte einmal ein blutarmer Bauer, der vier Söhne hatte. Als er sah, daß er die Buben zu Hause nicht mehr ernähren könne, sagte er zu ihnen: „Ich kann euch nicht länger mehr hier behalten, wenn wir nicht alle des Hungertodes sterben wollen. Geht deshalb in die Fremde und versucht dort euer Glück. Lernt ein Handwerk, damit ihr euer Brod verdienen könnt.“ Die vier Burschen ließen sich das nicht zweimal sagen, packten ihr Gewand zusammen und zogen in die Fremde, nachdem sie ehevor ausgemacht hatten, in einem Jahre wieder heim zu kommen. Jeder von ihnen schlug einen andern Weg ein; der Eine ging gegen Mittag, der Andere gegen Mitternacht, der Dritte zur Linken, der Vierte zur Rechten. Als der Aelteste ein Stück Weges dahingeschlendert war, begegnete ihm ein Sterngucker Als dieser das sauere Gesicht des Knaben sah, redete er ihn an und sprach: „Bub, warum schneidest du ein so langes Gesicht?“ — „Ja, ich sollte ein Handwerk lernen und kenne keinen Meister, der mich in die Lehre nehme,“ erwiederte der Knabe. „Da ist bald geholfen, antwortete der Sterngucker. Du kannst mit mir gehen und das Sterngucken lernen!“ Der Bauernbub ging nun mit dem Sterngucker und lernte diese Kunst so brav, daß er sich bald auf die Sterne so gut verstand, wie sein Meister.

Als das Jahr bald zu Ende ging, nahm der junge Sterngucker von seinem Meister Abschied, dankte ihm und wollte in die Heimath gehen. Da sagte der Meister zu ihm: „Wart ein bischen! Du hast brav gelernt, darum sollst auch ein Andenken haben.“ Er holte ein Fernrohr aus einem alten Kasten und gab es dem jungen Sterngucker mit den Worten: „Bewahre dies Rohr fleißig, denn es hat eine wunderbare Tugend. Du kannst damit alles, was in der Welt vorgeht, sehen.“ — Der Junge bedankte sich schön und machte sich auf den Weg nach Hause. —

Der zweite Bauernsohn war, als er allein und traurig dahin trottete, zu einem Räuber gekommen. Dieser nahm ihn als Lehrling an und lehrte ihn stehlen, daß es eine Art hatte. Der Bursche hatte die Sache bald begriffen und stahl, was er wollte, ohne daß es jemand bemerkte. Als das Jahr um war, nahm er vom Räuber Abschied, dankte ihm und machte sich auf den Weg nach Hause. Der dritte Knabe war zu einem Schützen gekommen und lernte das Schießen, daß es eine Lust war. Keine Scheibe war ihm zu klein und kein Vogel zu hoch. Er traf auch das schwerste Ziel. Als das Jahr zu Ende ging, nahm auch er von seinem Lehrmeister Abschied, dankte ihm und wollte der Heimath zu wandern. Da gab ihm der alte Schütze eine Büchse zum Andenken und sagte: „Du hast deine Sache gut gelernt, darum nimm diese Büchse und bewahre sie gut. Es ist ein prächtiges Gewehr, das dich nie im Stiche lassen wird.“ — Der junge Schütze sagte sein Lebewohl und wanderte wohlgemuth der Heimath zu. Der vierte Bursche hatte auf dem Wege einen Schneider getroffen, der ihn in die Lehre nahm. Da lernte er das edle Schneiderhandwerk fix und fertig und erhielt, als das Jahr verstrichen und der Abschied vor der Thüre stand, eine Nähnadel als Andenken. Der Junge nahm das kleine Ding gut auf, dankte und machte sich auf die Füße, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Er wanderte munter seiner Heimath zu, wo er den alten Vater und seine drei Brüder fand. Der alte Mann war froh, seine Söhne wieder zu haben, und fragte jedweden, was er gelernt habe. Da sagte der älteste: ich kann in die Sterne gucken, so gut wie Einer. Der zweite sagte, ich kann lange Finger machen, daß ich jedem Kelchdieb gewachsen bin. Der Dritte sprach: ich bin ein Schütz und treffe immer das Centrum. Der Vierte rief: ich bin ein Schneider und nähe, daß man die Naht weder sieht noch greift. — Darauf sagte der Vater: Brav, meine Buben, daß ihr etwas Tüchtigs gelernt habt Jetzt laßt mich aber sehen, ob ihr in euerm Handwerke Meister seid. Dann sprach er zum ersten: „Schau, was alles auf dem Birnbaume ist, der vor der Hütte steht.“ — Da nahm der Sterngucker sein Fernrohr und schaute auf den Baum hinauf, und sah ein kleines Vogelneſtchen, in dem die Alte auf den Eiern saß. Als das der Vater erfahren hatte, sagte er zum Zweiten: „Steig auf den Baum und stiehl

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0596-9

der Alten die Eier weg, ohne daß sie es bemerkt." Der Dieb stieg mäuschenstille auf den Baum, vollzog den Auftrag des Vaters und brachte die fünf Eier herunter. Der Vater war dareb zufrieden, nahm die Eier und legte auf jedes Tischeck eins derselben und eines stellte er in die Mitte des Tisches. Dann sprach er zum dritten Sohne: „Jetzt nimm deine Büchse und schieße mir alle fünf Eier auf einmal in der Mitte entzwei." — Der Schütze folgte und schoß alle Eier durch einen Schuß mitten auseinander. Darauf sagte der Vater zum Schneider: „Jetzt ist an dir die Reihe. Nimm Nadel und Faden und nähe jedes Ei so zusammen, daß den Jungen kein Schaden geschieht." Der Schneider nahm Nadel und Faden und flickte die Eier so künstlich zusammen, daß man gar nicht merkte, sie seien zerschossen gewesen. Als dies geschehen war, trug der Schelm die Eier wieder hin auf den Baum und legte sie so leise ins Nest, daß die Alte es nicht einmal spürte. — Da sprach der Vater: „Ihr habt etwas Rechtes gelernt und macht mir Freude." Dann bewirthete er seine Knaben nach Kräften und lebte einige Jahre zufrieden mit seinen Söhnen, denen ihre Künste manchen Groschen eintrugen. Da verbreitete sich eines Tages das Gerücht, es sei die Königstochter weggekommen und niemand wisse, wo sie zu finden sei. Als der Sterngucker das hörte, nahm er sein Fernrohr und spähte nach allen vier Weltgegenden. Endlich sah er, wie die Königstochter auf einer Insel saß, die mitten im Meere lag, und ein Drache in ihrem Schooße schlief. Alsogleich theilte er diese Entdeckung seinen Brüdern mit und alle beschlossen einstimmig, die Prinzessin, so bald als möglich, zu befreien. Deshalb gingen sie zum Könige und fragten: „Herr König! was bekommen wir, wenn wir eure Tochter heimbringen?" Dieser antwortete voll Freude: „Wenn mir einer die Tochter wiederbringt, soll er sie zur Frau haben." Mit diesem Versprechen waren die Brüder zufrieden und sagten: „Gebt uns nur ein Schiff und Geld, dann werden wir die Prinzessin bald holen." Sie erhielten nun ein starkes Schiff und einen großen Haufen Geldes. Als die vier Brüder mit dem Nöthigen ausgerüstet waren, gingen sie zu Schiffe und fuhren zur Insel, auf der sich die Königstochter befand. Als sie dort gelandet waren, schlich sich der Schelm zur Königstochter, raubte sie dem schlafenden Drachen aus unter, ohne daß er etwas merkte, und brachte sie aufs Schiff. Darüber waren alle hocherfreut, griffen alsogleich zu den Rudern und fuhren so eilig, als sie konnten, davon. Doch hatten sie noch keine große Strecke Weges zurückgelegt, als der Drache erwachte und, als er die Königstochter geraubt sah, sich in die Höhe schwang und dem Schiffe nachflog, das er bald einholte. Da wollte er sich auf die Königstochter niederstürzen und sie aufs neue davon tragen. Als ihn aber der Schütze sah, griff er nach seiner Büchse und jagte dem Unthiere eine Kugel durch den Leib, daß es todt aufs Schiff fiel und dasselbe durch sein Gewicht zertrümmerte. Das war kein Spaß mehr und alle vier Brüder sammt der schönen Königstochter wären im Wasser zu Grunde gegangen, wenn nicht der Schneider gewesen wäre, denn dieser griff gleich nach seiner Nadel, fädelte sie ein und nähte alle Bretter wieder so fest zusammen, daß das Schiff stärker war, als früher. Dann segelten sie wohlgemuth nach Hause. Als der König sah, daß seine Tochter gerettet war, schien er außer sich vor Freude und war bereit, sein Versprechen zu halten. Als die vier Brüder dies sahen, da entstand unter ihnen ein Streit auf Mord und Brand, wer die Prinzessin als Frau erhalten solle. Denn der Sterngucker sagte: „Hätte ich sie nicht gesehen, hättet ihr sie nicht bekommen. Sie gehört mir." Der Schelm sprach dagegen: „Hätte ich sie dem Drachen nicht geraubt, hättet ihr leer heimkehren müssen. Die Prinzeß gehört mir." Darauf schrie der Schütz: „Hätte ich den Drachen nicht erschossen, hätt' er euch alle aufgefressen. Ich hab' das größte Anrecht auf die Prinzessin! Endlich sprach der Schneider: „Hätte ich nicht das Schiff mit meiner Nadel wieder zusammengenäht, hättet ihr alle zu viel getrunken. Die Prinzeß muß mein Weib werden." So wollte jeder die Königstochter zur Frau haben und keiner wich dem andern. Als der König dies sah, schüttelte er sein Haupt und sprach: „Weil ihr nicht übereinkommt, soll keiner von euch mein Eidam sein. Ich will aber jedem von euch ein Stück meines Reiches geben." Damit waren die Brüder zufrieden und jeder bekam ein großes Land, in dem er reich und vergnügt lebte. Ob die Königstochter ledig oder verheirathet gestorben ist, weiß ich nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0597-5

O. Fikentscher.

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Des Teufels Gevatter.

(Märchen von Fr. Lebrecht.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0598-1
DFG

Des Teufels Gevatter.

Ein Sagen-Märchen von **Fr. Lebrecht.**

Eingeschlossen fast im rechten Winkel zwischen den Grenzen von Schwaben und Franken, liegt eine unbedeutende Landstrecke, welche im Thale von dem kleinen Taubersflusse durchzogen wird, und deßhalb unter dem Namen: „der Taubergrund" bekannt ist. Auf den hervorragendsten Höhen der Bergrücken jenes Gebiets, erblickt der Wanderer aber noch zahlreiche Burgruinen, welche jetzt nur noch die traurigen Denkmäler des verfallenen Feudalwesens und des untergegangenen Faustrechts in zerstörten Ueberbleibseln repräsentiren.

Heutzutage pflegt man die morschen Reste mit ihren bemoosten Mauern und hohlen, von Epheuranken umsponnenen Schwibbogen in der Regel als Zierden der Landschaft zu betrachten, und den wenigsten der Beschauer mag dabei einfallen, daß die verwitterten Trümmer inhaltsschwere Gedankenstriche in der Hieroglyphenschrift der Weltgeschichte abgeben, die an greuelvolle und blutige Zeiten erinnern. Der harmlose Vorüberziehende ahnet dann nicht, daß an der Stätte, die sein flüchtiger Fuß eben berührt, vielleicht früher einmal der Frevel des Raubs und des Mords an Unschuldigen und Wehrlosen begangen, zum Himmel geschrien, welche die Faust der Gewaltigen aus Habsucht und Uebermuth erschlug.

Wenigstens in gewissen Zeitstrichen lebten die meisten Besitzer jener Burgen, theilweise oder ganz vom Raube und brachen dadurch den Landfrieden auf schmachvolle Weise. Nach solchen Wegelagerungen, Brandschatzungen und Einfällen auf fremde Gebietstheile, dienten ihnen die Festen und Burgen dann zu Schlupfwinkeln, wo sie vor Rache, Vergeltung und Strafe sicher lebten und in den Raubnestern vom fremden Gute zehrten, bis es alle war.

Wie aber keine Macht und Gewalt auf dieser Erde von ewiger Beständigkeit ist, so wurde auch die Greul des Faustrechts endlich zerstört und die Macht der Gewaltherrn gebrochen, die größern Theils der Geissel des Bauernkriegs als Opfer fielen.

Auf einer der Burgen des Taubergrunds hauste unter andern auch ein gar grimmiger und blutdurstiger Ritter, der Hugo hieß und den bezeichnenden Beinamen „Teufels Gevatter" im Leben und noch nach seinem unnatürlichen Tode fortführte. Im Munde des Volkes trug sich wenigstens die Sage, daß ihm Herr Satan im letzten Augenblicke beigestanden und in eigener Person den Hals gebrochen habe.

Hugos Handwerk war Raub und sein übriges Treiben nur rohe Menschenqual. Mit ungewöhnlicher Dreistigkeit und Kühnheit lauerte er mit seiner geringen Zahl von Reisigen und Knechten den friedlichen Kaufleuten auf und nahm ihnen die Waaren und Güter als Beute ab; mit Arglist und Rohheit drang er in die andächtigen Mauern der Klöster und brandschatzte die geängstigten armen Nonnen; mit Unverschämtheit überfiel er die gottesfürchtigen Mönche und holte sich ihren Wein, und trieb selbst den Frevel so weit, daß er sogar die Dörfer des frommen Bischofs von Würzburg plünderte und sengend und brennend von dannen zog. Das war denn doch des Uebermuths zu viel! Gleichzeitig mit dem Einfalle in die bischöflichen Marken hatte er aber auch noch eine Schaar sächsischer Kaufleute, die auf der Würzburger Heerstraße nach Frankfurt zur Messe ziehen wollten, auseinander gesprengt, ihnen schwere Lasten abgenommen und viele davon elend erschlagen, daß die ruchlose That laut aufschrie und auch dem eben in Frankfurt anwesenden Kaiser zu Ohren kam, der dort einen Reichstag abhielt.

Der Schirmherr des deutschen Reichs mußte den vielen Klagen Gehör geben und entsendete daher einen Haufen Reichswehr, den Frevler in seinem Felsenneste zu belagern und bezwungen vor die Schranken seines Gerichtes zu führen. Das war aber kein so leichtes Werk, als man geglaubt hatte. Des Teufels Gevatter saß sicher und fest hinter den wohlverschanzten Mauern seiner Burg und der Lebensmittel hatte er vollauf von der geraubten Beute. Da jedoch die Belagerer trotz seiner kühnen Ausfälle nicht wankten und wichen, so zehrte sich endlich der Vorrath auf und, um das nackte Leben zu retten, mußte er zuletzt auf einem verborgenen geheimen Wege entfliehen. Die Feste wurde darauf von den Kaiserlichen besetzt und als Freigut erklärt, und der entwichene Besitzer derselben obendrein mit Reichsacht und Bannfluch belegt. Unerkannt zog er lange als Irrender im Lande umher und fristete ein abenteuerliches Dasein. Das Leben voll Entbehrung und die Furcht vor Entdeckung und schimpflichem Ende im Herzen müde, kroch er schließlich zu Kreuz und

warf sich dem Kaiser zu Füßen, Gnade und Schonung von ihm zu erflehen.

Beides wurde ihm auch unter Vorbehalt gewährt, und ehe er zum Schrecken des Gaues wieder in seine Burg zurückkehren durfte, mußte er die Urfehde beschwören und unterschreiben, und sich außerdem verbindlich machen, dem Würzburger Bischof eine bedeutende Summe als Sühnegeld zu überliefern.

Die erste Zeit nach seiner Rückkehr verhielt er sich auch wirklich ruhig auf seiner Burg und jedermann glaubte, daß er jetzt sein verruchtes Herz zu Gott hingewendet, und dem Laster völlig entsagt habe. Dem war aber in Wirklichkeit nicht so, denn der Gedemüthigte wollte nur das Geschehene verrauchen lassen, ehe er wieder zum alten Handwerke schritt, und brütete im Geheimen die Pläne dazu. Ob es wahr ist, wie man später erzählte, daß ihm Satan, der Pferdsfuß, dabei zur Seite gestanden und allnächtlich seine Verabredungen mit ihm getroffen, möge indessen dahin gestellt bleiben; daß er aber den Teufel wirklich im Herzen trug, sollte sich bald laut verkünden.

Die Mordlust war zu tief in seiner schwarzen Seele eingewurzelt und seine Dienstleute entgingen derselben nur durch Gottes geheimen Schutz, wenn sie seinen jähzornigen Streichen nicht auf der Stelle unterlagen. Eines Tages aber, als der Leiendecker hoch oben am Thurme mit der Ausbesserung des Daches beschäftigt war, plagte ihn Belzebub, daß er die Lust empfand, den treuherzigen Handwerksmann von der Höhe herabstürzen zu sehen. Nur den bösen Eingebungen Gehör gebend, lud er jetzt die schwere Wallbüchse mit Blei, schlug auf den Unglücklichen an und krach! da taumelte rückwärts zum Fall der Getroffene und mit durchdringendem Hülfsschrei fiel er von schwindelnder Spitze hinab in die entsetzliche Tiefe, die Glieder am Boden zerschellend. Da lachte der Schreckliche laut auf und Satan gab's Echo dazu. Die mörderische Kugel war aber dem unglücklichen Opfer der Bosheit mitten durchs Herzblatt gegangen.

Es dauerte aber nicht lange, da kam des Himmels strafende Gerechtigkeit über den Unhold der Hölle. Er erkrankte und windete sich in furchtbaren Schmerzen auf seinem Lager, tobte und fluchte gewaltig wie ein Heide und verschmähte sogar den Beistand der Kirche, das Bischen Seelenheil möglichst noch zu erretten. Sein Gevatter saß ihm aber zu Füßen und tröstete ihn grinsend, indem er sich schelmisch an seinen Qualen baß weidete und ergötzte. Als aber die Sanduhr verlaufen, da griff er Freund Hain in das Handwerk und brach dem Verwandten das G'nick. So endete der Bösewicht im Tode, vollkommen würdig, wie er gelebt.

In späterer Zeit sahen die Waidmänner und Jäger auf ihren nächtlichen Zügen öfter eine schleichende Geistergestalt, eingehüllt in das Linnen der Bahre, welche sich ihnen jedesmal in den Schuß drängte, wenn sie zum Drücken bereit waren. Schrecken und Angst, die sie betroffen, leitete sie aber immer fehl und wendete das Geschoß vom doppelten Ziele. Dann aber seufzte der Geheimnißvolle tief, und verschwand. Auch wo es sonst gefährlich herging, bei nächtlichem Kampfspiel, tauchte die Erscheinung auf und reckte die knöcherne Brust dem Schützen zur Scheibe hervor, doch niemals ward er getroffen.

Dreihundert Jahre später drangen die Franzosen herein und überzogen Deutschlands friedliche Gaue. Bei dieser Gelegenheit lagerte auch ein Corps der fremden Feinde im stillen Taubergrund und auf den Höhen und im Thale loderten die Wachtfeuer des Nachts zum Himmel empor.

Einmal bei nächtlicher Weile stand auf der Vorpostenkette ein junger Elsässer in der Linie, und hielt auf dem Blachfelde die lauschende Wacht. Da trat auf einmal, als wär sie der Erde entstiegen, die Geistergestalt in den bleichen Laken vor seine Augen. Der entschlossene Kriegsmann, der an Märchen nicht glaubte, erschrack zwar ein wenig, doch schnell gefaßt, ließ er sein „qui vive!" ertönen, und da die Antwort nicht folgte, wiederholte er den Ruf noch zweimal und drückte ab.

Die Erscheinung war zu Boden gestürzt und der muthige Franzose eilte hinzu, den Gegenstand seines Zieles zu besehen und zu untersuchen. Da überfiel ihn zum erstenmal ein Entsetzen, denn vor ihm lag ein Todtengerippe im Leintuch des Sarges, mit zerschmettertem Knochen in der Gegend des Herzens von seiner Kugel berührt. Die geheimnißvolle Gestalt richtete sich aber auf, gebot ihm durch ein Zeichen mit der knöchernen Rechte Stille und Stand und sprach:

„Fürchte dich nicht, Fremdling auf unheimischem Boden, es geschieht dir kein Leid. Ich bin Hugo, der Ritter, der keine Ruhe gefunden im Grabe, das der Moder umgiebt in der verfallenen Gruft. Ich war ein bethörter Sünder im Leben und habe vergossen viel unschuldiges Blut. Des ewigen Gerichtes Strafe habe ich aber zum höchsten gereizt, weil ich gemordet in des Uebermuths Bosheit den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0601-3

friedlichen Werkmann am Firste der Zinne. Da traf mich des Urtheils Verdammniß, so lange im nächtlichen Umgange auf der Erde zu wandeln, bis mir das Blei eines Schützen die Stelle durchdrungen, die ich ehedem dem Manne im Frevel durchschoß, und nicht früher sei mir verliehen der Frieden der Urstätt."

„Du hast nun gelöst die Sühne und von nun an werde ich nimmer dem Grabe entsteigen. Meinen Dank kann ich dir jetzt nicht vergelten, doch höre meinen Rath, ehe ich scheide. Oben in der Burg, die du als Ruine über den zackigen Felsen im Mondlicht erblickest, habe ich verwahrt in der Erde einen werthvollen Schatz an Gold und silbernen Münzen. Wenn du ins Innere trittst, wo ehemals die Kapelle gestanden, deren Stelle du leicht magst erkennen an der Niesche des Altars, so wirst du finden die Stufe des Taufsteins aus grauem Granit. Messe zwei Schritte dir ab nach Osten und so auch vom Altar drei hin nach Süd, dann wirst du, wo die Linie sich kreuzen am Ort dich befinden, der in der Tiefe den Mammon verbirgt. Grabe sechs Fuß senkrecht hinunter und du hast ihn erreicht Wenn du ihn aber gehoben und sicher geborgen, dann vergiß nicht der Frömmigkeit Werk und lasse drei Messen mir lesen zum ewigen Heile!"

Mit diesen Worten entschwand die Knochengestalt und staunend im Grase vom Nachtthau gefeuchtet, stand der gallische Posten. Die Heeressäule zog aber darauf tiefer ins Land und schnitt dem belehrten Soldaten Mittel und Wege ab, das verheißene Glück zu versuchen, während er das Geheimniß sorgsam im Busen verschloß.

Moskau war längst in Flammen aufgegangen, als die Entscheidungsschlacht auf der Wahlstatt von Leipzig die Franzosen zum Rückzuge über den Rhein zwang und Deutschland endlich den langersehnten Frieden wiederbrachte, dessen Segen bald allenthalben verspürt wurde. Da kam in den zwanziger Jahren des neuen Seculums unter anderen Reisenden auch ein Franzose von angenehmem Aeußeren und höflichen Manieren in die Gegend, die ihm seiner Aussage gemäß so außerordentlich wohlgefiel, daß er sich für längere Zeit hier aufzuhalten beschloß. Sein einnehmendes Wesen, sein Geld, das er mitgebracht hatte und der Umstand, daß er auch der deutschen Sprache, wenngleich nur im ungefälligen Dialecte des Elsasses, verstand, machten ihn alsbald zu einem liebenswürdigen Gast in der Runde, so weit er sich erging.

Besonders anziehend war ihm aber die alte Burgruine von weiland Teufel-Gevatters gräulichem Andenken, und nicht selten schwärmte er Tage lang auf der Höhe und weilte selbst halbe Nächte in den unheimlichen Mauern, wobei natürlich niemand an etwas anders dachte, als an eine curiose Liebhaberei des Touristen. Am wenigsten ahnte aber irgend jemand, daß er den nächtlichen Aufenthalt dazu benutzte, an der bezeichneten Stelle nach dem Schatze zu graben, den ihm der Geist vor Jahren mitten im Trouble des Krieges verhießen. Er wußte sein Werk aber auch so schlau zu bemänteln, daß jedem der Argwohn fern blieb, und hatte am Ende das Vergnügen, den Reichthum ungestört zu Tage gefördert zu sehen, den er in vollgespickten Taschen nach und nach nach Hause in den Gasthof zur Fortuna brachte, den er unten bewohnte.

Zuletzt meinte der Bergbesteiger denn, daß er sich an dem Anblick der reizenden Natur gehörig gesättigt, und veranstaltete, ehe er die Gegend verließ, einen herrlichen Abschiedsschmauß, wozu er die Freunde und Bekannten, die er sich in kurzer Zeit zahlreich erworben hatte, einlud. Im fröhlichen Kreise, nachdem der Steinwein vom Leistenberge der Feste Marienberg, Würzburg gegenüber, dessen Flaschen ihrer eigenthümlichen Form wegen den Namen: „Bocksbeutel" führen, den Anwesenden schon ziemlich in den Kopf gestiegen und alle mögliche Toaste ausgebracht waren, nahm auch der Franzose das gefüllte Glas in die Hand und trank auf die einstige Seligkeit des Teufel-Gevatters, was die mit Einstimmenden der Reihe nach als einen gelungenen launigen Spaß erklärten.

Am andern Morgen, als man die schweren Koffer des Fremden auf der Reisekutsche festschnürte, läutete es in der Kirche aber zur ersten Messe, die an drei aufeinanderfolgenden Tagen für das Seelenheil eines Abgeschiedenen von einem Unbekannten bestellt worden waren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0602-8

Die schlauen Zwerge und der böse Müller.

Märchen von **Fabricius.**

Vor vielen hundert Jahren, als noch die Zwergelein und die Feen die guten Leute beschützten, lebten einmal zwei Müller nebeneinander, deren Mühlen durch einen Bach getrieben wurde! Der eine Müller war ein armer junger Bursch und hieß Peter! Der andere hieß Andreas und war ein böser Mensch, der dem Nachbarn das liebe Brod nicht gönnte, obschon der Andreas längst ein reicher Mann geworden war! Nun geriethen die beiden Müller häufig in Streit, und eines Tages lief der Peter hin zum Schulzen und beklagte sich, daß ihm der Nachbar allerlei Schaden zufüge an Haus und Mühle. Doch der Schulze war gut bekannt mit dem Andreas und wollte es nicht mit ihm verderben, drum bekam auch der Peter hier kein Recht und ganz mißmuthig kehrte er eines Abends heim, und dachte daran, wie es schlimm hergehe in der Welt und daß ein armer Mann kein Recht mehr bekomme!

Wenn das so weiter geht, dachte der Peter, werd ich noch zuletzt gezwungen, mein Haus und Mühle zu verkaufen, und auf und davon gehen müssen!

Während der Peter vor seiner Mühle saß, kam ein krummes, kleines Männlein des Wegs daher, blieb vor des Nachbars Mühle stehen und bat um einen Imbiß! „Scheert Euch zum Henker, krummer Kerl!" rief der Andreas dem Männlein zu; „an solch herumlaufendes Gesindel geb' ich auch nicht ein Stücklein Brod, scheert Euch Eurer Wege!"

Doch den Peter dauerte der Fremde, drum ging er auf ihn zu und sagte: „Wenn Euch mit einem einfachen Abendbrod gedient ist, so tretet näher in mein Haus! Was Küch und Keller bei mir aufzuweisen hat, soll Euch gerne zu Diensten stehen!"

Das krumme Männlein ließ sich das nicht zweimal sagen, ging hinein in die Mühle, stärkte sich, und nahm dann Abschied von seinem freundlichen Wirthe. „Solltet Ihr mich jemals nöthig haben", sprach das Männlein beim Abschiede, „so rufet mich im Felde; ich heiße Heidipuck und will Euch gerne gefällig sein, wenn ich's kann."

Der Peter achtete nicht auf diese Worte, sondern dachte bei sich.

„Armer Schlucker, werd Dich wohl niemals gebrauchen!"

Ein Jahr war vergangen, da entstand eine außergewöhnliche Hitze: den ganzen Sommer über war kein Tröpflein Regen gefallen, so daß der Bach, durch welchen die Mühlen im Gange blieben, ganz austrocknete, und die Mühlen stille stehen mußten. Den reichen Müller kümmerte das wenig, denn er hatte Haus und Scheune reichlich gefüllt, aber der arme Peter gerieth in große Noth, und wußte nicht wo aus noch ein!

Als er so eines Abends im Bette lag, und sich's überlegte, was er thun soll, erinnerte er sich auch des Heidipuck und dachte: „Nun versuchen könnte ich es doch einmal!" Der Peter stand alsogleich auf, legte sich ins Fenster und rief: „Heidipuck! Heidipuck! Heidipuck!" Aber der Müller sah und hörte nichts und legte sich mißmuthig wieder zu Bette.

Nach einer Weile aber sprang der Müller wieder aus dem Bette, denn in der Mühle ging es klipp, klapp, daß es eine Art hatte! Eiligst lief der Peter hinunter in die Mühle und siehe: da waren wohl tausend kleine Zwerglein an den Rädern und drehten den Mühlstein im Kreise herum, und inmitten der Mühle stand der Heidipuck und kommandirte den Andern; der Peter blieb ganz erstaunt stehen und wagte kein Wörtlein zu reden.

Als die Männlein alles Korn in der Mühle gemahlen, sagte der Heidipuck zum Peter: „Mache nur bekannt, daß Deine Mühle immer fort geht, trotz dem Mangel an Wasser und wenn Dir die Leute alles Korn der Erde bringen, wir wollens schon zu Mehl machen!"

Da ward der Peter außerordentlich froh und wußte nicht, wie er dem Heidipuck genug danken sollte; der reiche Müller Andreas war aber auch durch den Lärm in des Nachbars Mühle herbeigelockt worden, und hatte die Worte des Heidipuck mit angehört; drum rief nun der Andreas: „He! Ihr Zwerge, was schafft Ihr hier, und plagt Euch für nichts! Wenn Ihr zu mir kommen wollt und mahlen, so sollt Ihr wenigstens gut bewirthet werden!"

„Nun," sprach der Heidipuck, „der Vorschlag läßt sich hören, wenn Du uns morgen Abend fein bewirthen willst, so wollen wir zu Dir kommen!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0603-4

Da ging der Müller nach Hause, ließ drei Schweine schlachten, und aus dem Keller holte er die besten Weine! Am Abend kam nun wirklich der Heidipuck mit seiner ganzen Schaar zum Andreas; dort setzten sich die Zwerglein zu Tische, aßen und tranken, und ließen sich's wohl sein; allein die kleinen Männlein hatten solchen Hunger, daß sie außer den drei Schweinen noch alles auffaßen, was der Müller im Hause hatte.

Wie nun nichts mehr auf der Tafel war, da sprach der Heidipuck zu seinen Getreuen: „So, jetzt da wir uns recht gestärkt haben, wollen wir zum Nachbar gehn und arbeiten frisch drauf los, die ganze Nacht durch."

So geschah es! Die Zwerglein huschten durch Thür und Fenster zum Hause hinaus, liefen in des Peters Mühle und arbeiteten frisch drauf los die ganze Nacht und noch viele andere Nächte, bis der Peter ein reicher Mann ward; der böse Andreas aber ärgerte sich über den Heidipuck dergestalt, daß er starb.

Das Todtenköpflein.

Tyroler Märchen von **Ignaz V. Zingerle.**

Es war einmal ein blutarmes Mädchen, das von seiner Stiefmutter aus dem Hause gejagt wurde. Das arme Kind wußte sich nun nicht zu helfen und ging weiter bis es in einen großen Wald kam. Da brach bald die Nacht an und das Kind glaubte schon ohne Obdach bleiben zu müssen, als es in der Ferne ein Licht schimmern sah. Es ging auf das Licht zu und kam bald zu einem schönen Schlosse, das mitten im Walde stand. Das Mädchen wollte um eine Nachtherberge bitten und läutete an der Pforte an. Da sah ein Todtenköpflein aus einem Fenster herab und fragte: Was ist dein Begehr? — Darauf antwortete das ermüdete Mädchen: Ich habe mich im Walde verirrt und bitte um Gottes Willen um eine Nachtherberge. Da sprach das Todtenköpflein: Die kannst du haben. Ich werde dir die Thüre öffnen, wenn du versprichst, mich über die Stiege herauf zu tragen, denn ich kann wohl hinunter kugeln, kann aber nicht herauf kommen. Das Mädchen versprach dies und alsogleich kugelte das Todtenköpflein über die Stiege herunter und öffnete die Thüre. Das Mädchen sagte nun „vergelts Gott!" nahm das Todtenköpflein in die Schürze und trug es über die Stiege hinauf. Droben stellte es das Köpflein auf einen Tisch. Damit war das Todtenköpflein zufrieden und sprach: „Jetzt geh in die Küche und koche für uns zwei einen Schmarren. An Eiern und Mehl ist kein Mangel." Das Mädchen ging in die Küche, wo es Eier und Mehl in Menge fand, und bereitete einen Schmarren. Während des Kochens fielen Todtenbeine und allerlei Sachen aus dem Kamine herab. Das Mädchen ließ sich aber nicht irre machen und kochte und stellte den Schmarren dem Todtenköpflein vor. Da ward er aber auf Todtenköpfleins Seite alsogleich schwarz, auf der Seite des Mädchens blieb er jedoch schön gelb. Nachdem das arme Kind sich satt gegessen hatte, sprach Todtenköpflein: „Jetzt kannst du schlafen gehen. Um zwölf Uhr aber wird ein Höllenlärm los gehen und ein Todtengerippe zu dir kommen und dich aus dem Bette reißen wollen. Wenn du dich dann nicht fürchtest, wird das Gerippe deiner nicht Meister sein und du wirst dein Glück machen." Das Mädchen sagte gute Nacht und ging, nachdem es gebetet hatte, zu Bette. Als es zwölf Uhr schlug, ging wirklich ein Höllenlärm los und das ganze Schloß zitterte. Bald kam auch ein scheußliches Todtengerippe in die Kammer und suchte das Mädchen aus dem Bette zu reißen. Dies hatte aber ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht, deßhalb konnte ihr der Geist auch nichts anhaben und mußte bald unverrichteter Sache abziehen. Nun war das Mädchen gar froh und ließ sich den Schlaf süß schmecken, bis die Sonne aufging. Da rieb es sich die Augen aus und wollte schauen gehen, was das Todtenköpflein mache. Wie staunte es aber, als vor dem Bette eine wunderschöne Jungfrau in schneeweißen Kleidern stand und sprach: „Gott vergelte dir, daß du mich erlöset hast. Als kleinen Lohn behalte das Schloß sammt allem, was darin ist." Mit diesen Worten verschwand die Jungfrau und eine weiße Taube flog zum Fenster hinaus und gegen Himmel. Nun war das arme Mädchen, das die arme Seele erlöst hatte, gar reich und lebte viele viele Jahre glücklich im schönen Waldschlosse.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0606-1

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Das Todtenköpflein.

(Märchen von Jgnaz V. Zingerle.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0604-0
DFG

Da ging der Müller nach Hause, ließ drei Schweine schlachten, und aus dem Keller holte er die besten Weine! Am Abend kam nun wirklich der Heidipuck mit seiner ganzen Schaar zum Andreas; dort setzten sich die Zwerglein zu Tische, aßen und tranken, und ließen sich's wohl sein; allein die kleinen Männlein hatten solchen Hunger, daß sie außer den drei Schweinen noch alles auffaßen, was der Müller im Hause hatte.

Wie nun nichts mehr auf der Tafel war, da sprach der Heidipuck zu seinen Getreuen: „So, jetzt da wir uns recht gestärkt haben, wollen wir zum Nachbar gehn und arbeiten frisch drauf los, die ganze Nacht durch."

So geschah es! Die Zwerglein huschten durch Thür und Fenster zum Hause hinaus, liefen in des Peters Mühle und arbeiteten frisch drauf los die ganze Nacht und noch viele andere Nächte, bis der Peter ein reicher Mann ward; der böse Andreas aber ärgerte sich über den Heidipuck dergestalt, daß er starb.

Das Todtenköpflein.

Tyroler Märchen von **Ignaz V. Zingerle.**

Es war einmal ein blutarmes Mädchen, das von seiner Stiefmutter aus dem Hause gejagt wurde. Das arme Kind wußte sich nun nicht zu helfen und ging weiter bis es in einen großen Wald kam. Da brach bald die Nacht an und das Kind glaubte schon ohne Obdach bleiben zu müssen, als es in der Ferne ein Licht schimmern sah. Es ging auf das Licht zu und kam bald zu einem schönen Schlosse, das mitten im Walde stand. Das Mädchen wollte um eine Nachtherberge bitten und läutete an der Pforte an. Da sah ein Todtenköpflein aus einem Fenster herab und fragte: Was ist dein Begehr? — Darauf antwortete das ermüdete Mädchen: Ich habe mich im Walde verirrt und bitte um Gottes Willen um eine Nachtherberge. Da sprach das Todtenköpflein: Die kannst du haben. Ich werde dir die Thüre öffnen, wenn du versprichst, mich über die Stiege herauf zu tragen, denn ich kann wohl hinunter kugeln, kann aber nicht herauf kommen. Das Mädchen versprach dies und alsogleich kugelte das Todtenköpflein über die Stiege herunter und öffnete die Thüre. Das Mädchen sagte nun „vergelts Gott!" nahm das Todtenköpflein in die Schürze und trug es über die Stiege hinauf. Droben stellte es das Köpflein auf einen Tisch. Damit war das Todtenköpflein zufrieden und sprach: „Jetzt geh in die Küche und koche für uns zwei einen Schmarren. An Eiern und Mehl ist kein Mangel." Das Mädchen ging in die Küche, wo es Eier und Mehl in Menge fand, und bereitete einen Schmarren. Während des Kochens fielen Todtenbeine und allerlei Sachen aus dem Kamine herab. Das Mädchen ließ sich aber nicht irre machen und kochte und stellte den Schmarren dem Todtenköpflein vor. Da ward er aber auf Todtenköpfleins Seite alsogleich schwarz, auf der Seite des Mädchens blieb er jedoch schön gelb. Nachdem das arme Kind sich satt gegessen hatte, sprach Todtenköpflein: „Jetzt kannst du schlafen gehen. Um zwölf Uhr aber wird ein Höllenlärm los gehen und ein Todtengerippe zu dir kommen und dich aus dem Bette reißen wollen. Wenn du dich dann nicht fürchtest, wird das Gerippe deiner nicht Meister sein und du wirst dein Glück machen." Das Mädchen sagte gute Nacht und ging, nachdem es gebetet hatte, zu Bette. Als es zwölf Uhr schlug, ging wirklich ein Höllenlärm los und das ganze Schloß zitterte. Bald kam auch ein scheußliches Todtengerippe in die Kammer und suchte das Mädchen aus dem Bette zu reißen. Dies hatte aber ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht, deßhalb konnte ihr der Geist auch nichts anhaben und mußte bald unverrichteter Sache abziehen. Nun war das Mädchen gar froh und ließ sich den Schlaf süß schmecken, bis die Sonne aufging. Da rieb es sich die Augen aus und wollte schauen gehen, was das Todtenköpflein mache. Wie staunte es aber, als vor dem Bette eine wunderschöne Jungfrau in schneeweißen Kleidern stand und sprach: „Gott vergelte dir, daß du mich erlöset hast. Als kleinen Lohn behalte das Schloß sammt allem, was darin ist." Mit diesen Worten verschwand die Jungfrau und eine weiße Taube flog zum Fenster hinaus und gegen Himmel. Nun war das arme Mädchen, das die arme Seele erlöst hatte, gar reich und lebte viele viele Jahre glücklich im schönen Waldschlosse.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0606-1

Wie es einmal sieben Hexen ergangen ist.

Märchen von **Fabricius.**

Es lebten in alter Zeit einmal sieben Schustersfrauen in einem Orte, das waren gar böse Weiber, und das Volk munkelte von ihnen, es seyen Hexen; eine alte Frau wollte auch schon in der Walpurgisnacht die bösen Sieben auf feurigen Besen durch die Luft haben fliegen sehen, aber beweisen konnte man es nicht, und man wagte es auch nicht, die Hexen anzuklagen, so sehr waren sie gefürchtet!

Die Bauern brachten ihnen allerlei gute Sachen zum Essen und zum Trinken, denn sie wollten es mit ihnen nicht verderben, und so lebten nun die sieben Schustersfrauen in Saus und Braus!

Bei nächtlicher Zeit gingen sie hinaus auf den Weg und kam ein müder Wanderer daher, dann boten sie ihm mit freundlicher Stimme einen Labetrunk an und ließ sich der Unvorsichtige dazu verleiten und trank, dann brannte es ihm wie höllisches Feuer im ganzen Leibe, und er verschied unter den gräßlichsten Schmerzen; den Leichnam trugen die Hexen dann durch die Lüfte auf den Blocksberg zu ihrem Herrn, dem Teufel.

Schon mancher war auf diese Weise aus dem Orte verschwunden und in viele Familien große Trauer gekommen; die Bauern wünschten die Hexen fort, aber keiner wagte, sie anzugreifen!

Nun geschah es, daß eines Abends ein junger Mensch daher kam, der lange bei den Soldaten gewesen war, und wie nun die Hexen ihm den Trank reichten, und der sich schon auf den guten Schluck freute, da mußte er zufällig nießen! Nun hatte er von Jugend auf die Gewohnheit, jedesmal, wenn er nießte: Gott segne Dich! zu rufen.

Das that er nun auch; kaum hatte er aber das Wort „Gott" ausgesprochen, als auch die Hexen in ein jämmerliches Geheul ausbrachen, und verschwanden!

Nun wurde es dem Soldaten unheimlich, und eiligen Schrittes ging er bis zum nächsten Dorfe, klopfte an das Wirthshaus und erzählte den Vorfall!

Da sprach der Wirth: Freut Euch, daß Ihr nicht getrunken habt, sonst hättet Ihr's mit dem Leben gebüßt!

Der Soldat bat um nähere Erklärung und nun erzählte der Wirth ihm im Vertrauen Alles, was er wußte, wie man die sieben Schustersfrauen im Verdacht habe, die sich Samstag Abends bei der Aeltesten versammelten, wie man sie aber zu sehr fürchtete, im Orte. Der Soldat trank ruhig sein Krüglein aus und legte sich zu Bette.

Am andern Tage jedoch ging er Abends (es war just Samstag) vor das Haus der ältesten Schusterfrau, und schaute durch eine Spalte hinein in die Stube!

Da sah er die Sieben in der Stube ausgelassen umherspringen und hörte, wie sie allerlei gottlose Reden führten. Punkt zwölf Uhr aber nahm jede ihren Besen, setzte sich darauf wie auf ein Pferd, und hui! flogen die sieben durch den Kamin! Das merkte sich der Soldat und er wartete acht Tage! Als nun der Samstag wieder herangekommen, und die Sieben wieder beisammen waren, da nahm der Soldat eine furchtbar schwere Steinplatte auf die Schulter, kletterte auf das Dach, und legte den Stein quer über die Mündung des Kamins, daß dieser ganz verstopft wurde! Nun ging er wieder behutsam hinunter und wartete bis Mitternacht! Schlag zwölf Uhr huschten nun die Hexen Alle in den Kamin, aber kaum war die Letzte drin, da sprang der Soldat ins Zimmer, schob einen schweren Schrank unten vor den Kamin und nun waren die sieben Hexen gefangen!

Die Hexen heulten fürchterlich und wollten gewaltsam oben zum Kamine hinaus, aber sie stießen sich die Köpfe blutig und heulten so stark, daß alle Bewohner des Oertchens zusammen liefen! Nun erzählte ihnen der Soldat wie er's angefangen, nahm mehrere Bund Stroh, zündete sie an mit sammt dem Schranke, und die sieben Hexen erstickten elendiglich im Rauchfange!

Als sie nun von den Hexen befreit, waren alle sehr froh und beschenkten den herzhaften Soldaten, und alle gewannen ihn so lieb, daß er zuletzt die Tochter des Wirthes heirathete und als ein angesehener Mann bis an sein Ende lebte.

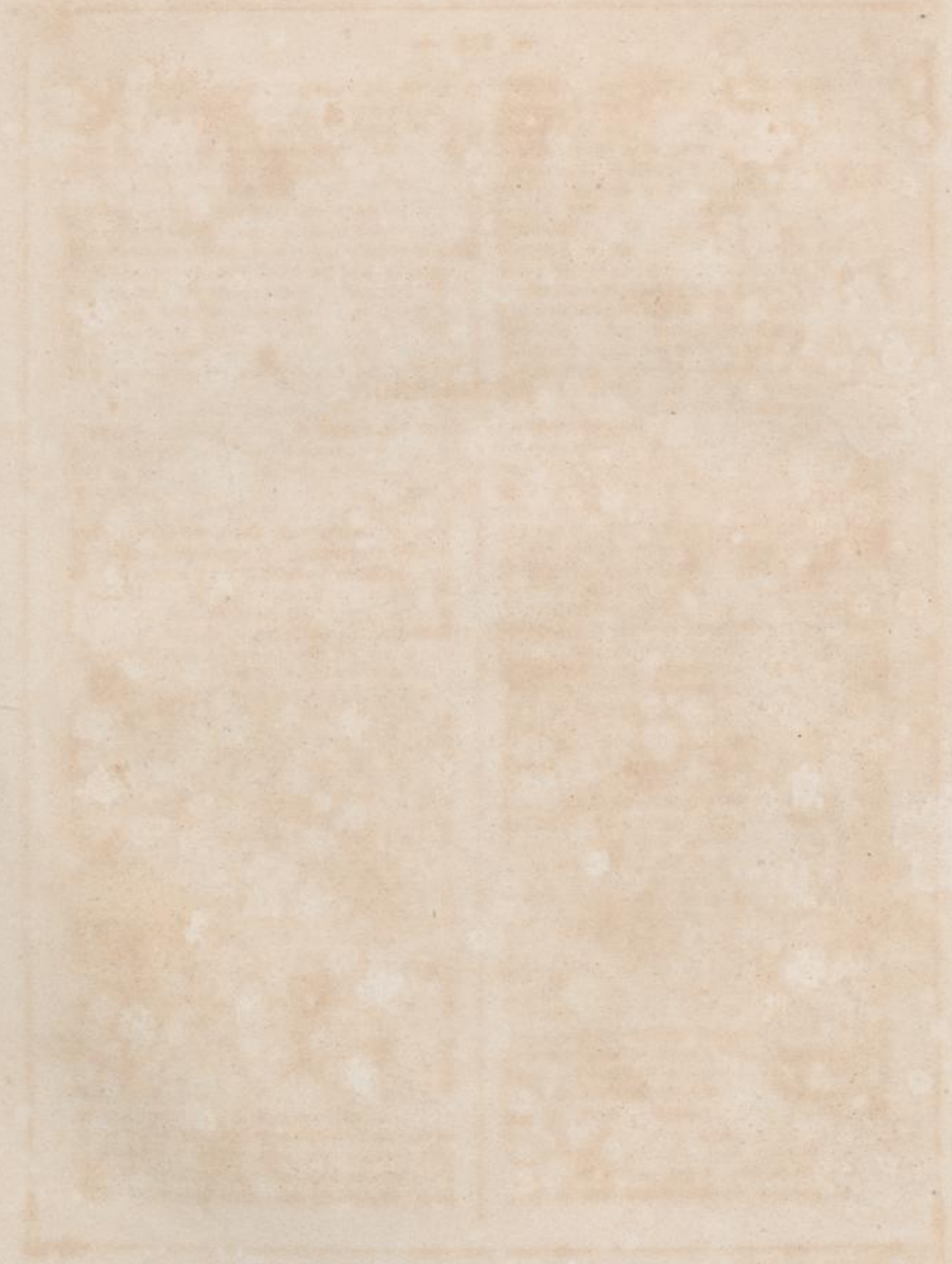
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0607-6

J. Fay inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseld.

Der Schwanenritter.

(Märchen von Ellen.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0608-2
DFG



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0609-1
DFG

Der Schwanenritter.

Volksmärchen in sechs Gesängen von **Ellen.**

Erster Gesang.

Recht ein Erdenfürst von Gottes Gnaden
Und weithin gepriesen war der König
Helias von Lillefort und Flandern.
Segen keimte, wo er ging. Der Frevel
Schwarze Brut erstarb vor seinem Anblick.
Rings im ganzen Volke herrschte Eintracht
Und die Wohlfahrt aller Unterthanen
War die Frucht und Freude seines Lebens.

Und doch war er Jüngling noch. Sein Antlitz
Schön und kräftig, zierte nur des Bartes
Zarter Flaum erst, und wenn er der Herrschaft
Sorgen abgethan, stieg oft im Herzen
Ihm ein süß Verlangen auf, die Sehnsucht
Nach verwandtem Herzen, nach dem Einklang
Gleichgestimmter Seelen, nach Erfüllung
Heilig stiller Wünsche. So bahnt Liebe,
Wie es gütig die Natur geboten,
Führte sich im menschlichen Gemüthe
Und erfüllt es früh mit süßer Ahnung.

Sinnend stand einst Helias an des Schlosses
Thor, das nach dem Fluß geht, und sah flüchtig
Well' auf Well' entstehn vor seinen Füßen
Und vergehn, als ob sie nie gewesen.
Also liebt' er's, träumerisch in der Zukunft
Festverschloss'nes Labyrinth zu schauen
Und den Unbestand des Augenblickes
Für sich zu ermessen. Aber niemals
War solch Ferneleid in seiner Seele,
Solcher Drang, der blauen Wasserstraße
Zu den fernen Bergen hin zu folgen
Und zu forschen, ob nicht hinter ihnen
Ihm ein ungekanntes, nur geahntes
Glück beschieden sei. Es drangen Thränen
In sein Auge und als er dann aufsah,
Nahte ihm ein Schwan sich auf den Wogen,
Der ein zierlich Schifflein an das Land zog
Und durch seines schlanken Halses Neigen
Gruß ihm bot und in das Schiff ihn einlud.

Helias erkannte, daß sein Bruder
Dieser Schwan sei, dem ein frühes Schicksal
Seine menschliche Gestalt genommen,
Doch er war ihm herzlich hold geblieben
Und sprach zu sich selbst: Dies ist ein Zeichen,
Das mir Gott gesendet. Mit dem Schwane,
Meinem vielgeliebten, theuren Bruder,
Soll ich fahren, um in fremden Landen
Ehre, Ruhm und Glück mir zu gewinnen.
Nicht als König, nur als junger Ritter
Soll ich um des Lebens schönste Güter
Kämpfend ausziehn. Nicht durch Kron' und Scepter,
Die von meinem Vater ich ererbte,
Nein, durch eigne Tugend soll der Minne
Himmlisch süßen Sold ich mir erringen.
So gelob' ich denn, auf meiner Ausfahrt
Meine Königswürde zu verschweigen,
Und wenn nie die Zuversicht der Liebe
Wankt und fällt, die Heimath zu vergessen.

Also Helias und von den Eltern
Und Geschwistern nahm sofort er Abschied,
Bat, daß sie nun seiner Herrschaft pflegten,
Küßte sie und wohlgerüstet trat er

In das Schifflein dann. Doch von des Schildes
Wappenfeld erglänzte nur ein goldnes
Doppelkreuz, auf daß er selber kenntlich,
Doch sein Königsrang unkenntlich wäre.

Da trat an das Ufer noch sein Vater
Oriant und reichte ihm ein Horn dar,
Also sprechend: Nimm dies Horn, mein Helias,
Und bewahr' es wohl, denn es mag Keinem,
Der es bläst, ein Unheil widerfahren,
Aber Heil verheißt es den Gerechten.
Und nun fahre wohl. Ich aber bitte
Gott in Demuth, daß er dich behüte
Und zu uns einst glücklich heimgeleite.

Mittlerweile rief zu dreien Malen
Laut und seltsamlich der Schwan, daß Alle,
Die es hörten, voll Erstaunen waren.
Helias neigte sich zu ihm Da spannte
Weit der Schwan die Flügel aus und spielte
Fröhlich auf der Fluth, als ob den Bruder
Er willkommen hieße, und dann senkte
Er den stolzen Hals voll Ehrerbietung.

Da nun war groß Herzeleid bei Allen,
Sonderlich bei Oriant und Beatrix,
Daß der eine Sohn in Zauberbanden
Schmachte und der andere verziehe,
Und sie weinten sehr. Doch Gottes Rathschluß
Wurde so erfüllt nach seinem Willen.

Und es war in einer Morgenstunde,
Lieblich blies die Luft, in Bäum' und Büschen
Sang der Vögel Schaar, da grüßte Helias
Nochmals mit der Hand nach seinen Lieben,
Die vom Ufer Lebewohl ihm winkten.
Und dann führte ihn mit schnellem Rudern
Fort der Schwan, daß bald des Schlosses Zinnen
Helias nicht mehr sah. Getrosten Muthes
Fuhr er aber hin, wie ihn der Bruder
Zog von Fluß zu Fluß, bis auf dem Rheinstrom
Er nach Nymweg kam im Gelderlande.
Nieder senkte sich bereits die Sonne,
Ihre letzten Strahlen lagen golden
Auf des mächt'gen Eichenwaldes Wipfeln
Und auf Nymwegs stolzen Mauerkronen,
Als das Schiff an's Land stieß. Da griff Helias
Nach dem Horn, das ihm sein Vater schenkte,
Und ließ dreimal machtvoll es ertönen.

Zweiter Gesang.

Reichstag hielt um jene Zeit zu Nymweg
In des Schlosses Saal der deutsche Kaiser
Otto, der als erster seines Namens
In dem römisch-deutschen Reiche herrschte.
Mit Ardennerland, Namur und Lüttich
War auch Gelderland ihm zugefallen
Und nun war er mit viel Herrn und Rittern
Dort erschienen, die Vasalleneide
Und des Landes Huld'gung zu empfangen,
Recht zu sprechen auch und die zu schützen,
Denen Unrecht und Gewalt geschehen.

Da geschah es, daß ein Graf von Franken
Auch vor ihm erschien mit böser Klage
Wider die Frau Herzogin von Billon.
Und er sagte: Herr und hoher Kaiser,
Dieser Frau Gemahl war meines Vaters
Bruder und mein Oheim. Da er auszog
Weit zu Meer, nach der Normannen Lande,
War die Ehe kinderlos. Er kehrte
Nach drei Jahren heim. Dann starb er jählings
Und ich weiß und sag' es laut vor Allen,
An dem Gift, das diese Frau verstohlen
Mischte und ihm gab. Denn weil die Meerfahrt
Ihn von Haus verhielt, hat sie des Eh'bruchs
Schuldig sich gemacht und eine Tochter
War der Sünde Frucht, die nun den Anspruch
Wider Recht erhebt auf meines Oheims
Gut und Land. Darum, gerechter Kaiser,
Bitt' ich, wollt der Sache euch erbarmen,
Diese Frau nach eurer Weisheit strafen
Und durch Kaiserwort des Herzogs Lande
Mir verleihn, wie mir es rechtlich zusteht.

So der falsche Graf, der um der Herrschaft
Lockenden Gewinn mit falschem Leumund
Sein Gewissen und des Oheims Wittwe
Frech belud und ruchlos also fortfuhr:

Vor Gericht verhehlt sie ihr Verbrechen,
Deß ich längst sie zeihe, doch der Kaiser
Wird Gerechtigkeit im Lande üben,
Das durch Gottes große Huld ihm zufiel,
Und es billigen, daß meinen Handschuh
Ich vor seinem Throne niederlege
Für den Ritter, der vielleicht die Stirn hat,
Für die Frevlerin ihn aufzuheben
Und sie schuldlos angeklagt zu nennen.
Mög' ein Ritter für die Angeklagte
Aufstehn und den hingeworf'nen Handschuh
Als ihr Kämpfer nehmen. Gottes Urtheil
Werd' ich mich getrost und willig fügen,
Denn wenn in des Oheims Herzogthume
Herr ich bin, soll mich kein Vorwurf treffen,
Daß ich widerrechtlich Herr geworden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0611-8

Da befahl der Kaiser, daß der Herold
Auch die Herzogin und ihre Tochter
Vor die Schranken führe. So geschah es.
Und da mochte manchem wackern Ritter
Wohl das Herz in seiner Brust erbeben,
Als das Paar erschien. In Trauerkleidern,
Wie sie seit des Gatten Tod es liebte,
Trat die Herzogin hervor. Der Kummer
Und des Grafen allzuschwere Kränkung
Hatte vor der Zeit ihr Haar erbleichen
Und ihr Antlitz welk gemacht. Doch aufrecht
Und mit freiem Gange, der der Unschuld,
Wie man sie verläumde, ewig eigen,
Trat sie vor den Thron. An ihrer Seite
Ging Helene, ihre edle Tochter,
Lieblich, zart und sanft vor allen Jungfrau'n
Und der armen Mutter treuste Freundin.

Aber mildiglich sprach so der Kaiser:
Liebe Frau, ihr habt des Grafen Klage
Selbst vernommen. Wie sie euer Ehre
Abbruch thut, mag leicht sie Leib und Leben
Euch gefährden. Denn er ist erbötig,
Auf dem Weg des Rechtes Gott das Urtheil
Heimzugeben und im Gotteskampfe
Für die Wahrheit seines Worts zu bürgen.
Das vermag ich ihm nach altem Brauche
Nicht zu wehren. Darum wünsch' ich redlich,
Daß ein Ritter komme, eure Unschuld,
Falls ihr schuldlos seid, im Gotteskampfe
Darzuthun. Den Ritter aufzufinden,
Geb' ich euch die Frist, die ihr bedürfet.

So der Kaiser. Und erschrocken blickte
Rings die Herzogin umher im Kreise,
Ob nicht für ihr Recht und ihre Unschuld
Sich ein Ritter fände. Aber schweigend
Standen sie und mit gesenkten Augen,
Denn es war bereits seit sechszehn Jahren
Todt der Herzog und kein Zeugniß lehrte,
Daß die Herzogin des Doppelfrevels
Schuldlos sei, deß sie der Graf geziehen.

Aber aus dem Angesicht der edlen
Herzogin war bald der Schreck gewichen,
Und zum Kaiser hingewendet sprach sie:
Herr und gnädiger Kaiser, meiner Unschuld
Und des guten Rechtes meiner Tochter
Ist das einz'ge Zeugniß mein Gewissen,
Das mich gänzlich freispricht. Mit der Wahrheit
Mag des Grafen Klage nicht bestehen.
Das weiß Gott. Ich gebe meine Sache
Ganz in seine Hand. Wenn es ihm gut scheint,
Wird er meines Drangsals sich erbarmen
Und mir einen Ehrenretter senden.

Also sprach sie. Da in ihre Worte
Klang gar fröhlich durch die offnen Fenster
Plötzlich von dem Wasser Helias Hornstoß.
Drei Mal kam der Klang und also lieblich,
Voll und silberklar, wie einer fernen
Vesperglocke Laut, daß wunderbarlich
Es der Hörer Brust ergriff und Jeder
Fleißig lauschte. Sonderlich voll Staunen
War der Kaiser. Von dem Throne steigend
Trat er auf den Altan und erblickte
Helias, der in stolzer Waffenrüstung
An das Ufer stieg, dem Schwane dankend.
Auch der Schwan verneigte sich und rauschend
Schoß er mit dem Schifflein rasch von dannen.

Da erhob der Kaiser seine Augen,
Griff an seine Brust und sagte also:
Sollte Gott, der ewiglich gerechte,
Auf der Herzogin Gebet den Ritter
Ihr zum Schutze senden? Jung und herrlich,
Wie ein Engel, schreitet er. Die Klänge
Seines Hornes kamen, als zu Gott sich
Die Beklagte wandt' in ihrem Drangsal.
Auf, ihr Ritter und ihr werthen Freunde,
Heißen wir ihn gern als Gast willkommen!

Dritter Gesang.

Also stieg mit seinen Herrn und Rittern
Kaiser Otto nieder in den Schloßhof,
Um dem König Helias zu begegnen.
Daß er König sei, erkannte nicht er,
Doch sein Herz trieb ihn, als Gottgesandten
Huldvoll ihn zu grüßen. Er umfing ihn
Brüderlich mit seinen beiden Armen
Und erfreute sich des edlen Anblicks
Und der jungen Herrlichkeit des Ritters.

Von des Grafen Klage, der Bedrängniß
Und Gefahr der Herzogin erzählt er
Ihm sodann und hörte gern, daß Helias
Ruhm durch ritterliche Abenteuer
Und durch Frauendienst erringen wolle,
Seine Herkunft aber streng verschweigen.
Drum sprach er zu ihm: Mein werther Ritter,
Sucht ihr Ruhm, hier könnt ihr Ruhm erwerben,
Sucht ihr Kampf, es wartet hier ein Kämpfer,

Wollt ihr edlen Frau'n mit eurem Schwerte
Hülfreich sein, ihr findet eine Frau hier,
Schwerer Unthat angeklagt. Doch schuldlos
Nennt sie sich und harrt mit ihrer Tochter
Eines Ritters, der ihr Retter werde.
Kommt, daß ich euch zu ihr hingeleite,
Seht, ob sonder Schuld ihr sie befindet,
Prüft, ob ihr für sie zum Gotteskampfe
Gehen wollet, ob ihr Ruhm und Leben
Wagen wollt für sie. Seht ihre Tochter,
Deren Lieblichkeit und Frauentugend
Größer ist, als Menschenzungen sagen.
Tretet ihr dann für sie ein und fügt es
Gott, daß ihr im ritterlichen Kampfe
Ihre Unschuld und ihr Recht erweiset,
So verheiß' ich euch bei Kaiserehre,
Daß der Herzogin ich ihre Herrschaft
Billon will bestät'gen und Helene,
Ihre vielgepries'ne, holde Tochter,
Euch zu eurem Eh'gemahl will geben,
Wenn es euch geliebt, wie ich vertraue.

So der Kaiser. Und es neigte Helias
Erfurchtsvoll das Haupt und sagte, freudig
Woll' er für der angefocht'nen Unschuld
Recht und Sieg sein junges Leben wagen,
Denn ihm habe Gott den Sinn verliehen,
Beizustehn den Schwachen und Bedrängten.

Damit stieg er an des Kaisers Seite
In den Thronsaal auf, wo mit der Tochter
Die Beklagte, der Entscheidung harrend,
Fröhlich und getrost war. Denn des Hornes
Helle Klänge hatten neu mit Hoffnung
Und Vertrau'n auf Gott ihr Herz durchdrungen,
Und sich zu Helene neigend sprach sie:

Nun laß Kümmerniß und Sorge fahren,
Liebes Kind, und sei getrosten Muthes,
Denn ich weiß, daß Gott mit seiner Hülfe
Nah' uns ist, vor Schmach uns zu beschirmen.
Schon in letzter Nacht hat mir ein Traumbild
Trost gebracht und mir das Herz erleichtert.
Ich vermeinte, daß ich vor dem Kaiser
Mit dem Grafen dinge und daß schuldig
Ich des Feuertods geheißen werde.
Da bedäuchte mich, als ob bereits ich
Auf dem Scheiterhaufen angefesselt
Stände. Und ich sah mit hellen Fackeln
Sich die Henker nahen und die Hürde
Ward entzündet. Wilde, heiße Flammen
Züngelten um mich. Da nun gedacht' ich,
Daß mein Stündlein komm' und rief den Himmel
Laut um Hülfe an. Und hoch hernieder
Flog ein Schwan, die blendend weißen Schwingen
Also regend, daß die Gluth verkühlte
Und die Flamme kurz erlosch. Ich selber
War dann frei und von der Hürde steigend
Sah ich dich, mit heiterm Angesichte
Einen jungen Ritter zu mir führend,
Der dein Ehgemahl nun werden solle.
Dann verschwand das Traumbild, daß ich gänzlich
Sein vergaß und nur des sel'gen Trostes
Theilhaft blieb, mit dem es mich erfüllte.
Aber als das Horn zu dreien Malen
Von dem Wasser nun erklang, da ward ich
Wieder meines Nachtgesichtes inne,
Und nun weiß ich, daß uns der Erlöser
Nahe ist, mein Kind. Drum sei getröstet.

Also sagte sie und mit der Tochter
Stand sie glücklich auf, um an der Thüre
Willkomm zu entbieten ihrem Retter.
Da erschien auch mit dem Kaiser Otto
König Helias auf den Treppenstufen,
Und sie bot ihm grüßend beide Hände
Und sprach so zu ihm: Dich sendet Gott mir,
Denn ich sah dich schon in meinem Traume.

Aber als der Kaiser auf dem Throne
Wieder saß, trat Helias mit den Frauen
Vor ihn hin, dieweil die Herrn und Ritter
Voll Erstaunen waren seiner Ankunft
Und der seltnen Hoheit seines Wesens.

Helias sprach sodann: Mein gnäd'ger Kaiser,
Wohl ist Gottes Wille es gewesen,
Daß an diesem Tag ich kam nach Nymweg,
Denn ich selber hatt' es nicht beschlossen.
Daß ihr mir es nun vergönnt, der Ritter
Dieser Frau zu sein, dank' ich euch herzlich.
Aber dich, du Schwerverklagte, frag' ich,
Kannst du mir bei dem lebend'gen Gotte
Redlich schwören, daß der argen Frevel
Frei du bist, der dich der Graf geziehen?

Und die Herzogin hub ihre Hand auf,
Legte auf das Herz sie dann zum Schwure
Und sprach so: Wenn ich der argen Frevel
Nicht frei bin, der mich der Graf geziehen,
Wenn ich je nur dachte solcher Frevel,
So mag Gott, auf den ich einzig baue,
Nimmer meiner Seele sich erbarmen!

Ihr versetzte Helias dagegen:
Edle Frau, so danke Gott im Herzen,
Denn du hast den Kämpfer aufgefunden,
Der dich schirmen wird und deine Ehre
Und im Gotteskampf mit Gottes Hülfe
Deinen falschen Gegner wird bezwingen.

Da verhieß der Kaiser, daß die Nacht schon
Alles für den Kampf bereitet werde,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0613-9

Denn es soll' auch mit dem nächsten Frühroth
Hell und sichtbar werden, ob der Frevel
Schuldig sei die Herzogin, ob schuldlos
Von dem Grafen sie der Schuld geziehen.

Urlaub gab der Kaiser dann dem Reichstag,
Und als Helias die beiden Frauen
Heimgeleitete, stand voller Unmuth
Fern der Graf, das Antlitz bleich und trotzig.

Vierter Gesang.

Aus den finstern Thoren Nymwegs sprengte
Hoch zu Roß und herrlich in der Waffen
Edler Zier der junge König Helias.

Doch es brach die erste Herrgottsfrühe
Kaum hervor. Ein lichtgewobner Streifen
Schien sie von des Rheinstroms weiter Fläche
An den grauen Himmel aufzusteigen.
Leicht und luftig flatterte der Nebel
Aufwärts, bis die Erde allgemach sich
Gänzlich ihres Nachtgewands entledigt
Und im ros'gen Morgenschmuck erglänzte.
Rings in Wald und Feld und auf den Wogen
Lag noch heil'ge Ruh'. Nur von der Vöglein
Muntren Schaaren und dem jungen König
Ward der erste Gruß dem jungen Tag schon
Dargebracht. Denn in der hochgethürmten
Mauern Enge litt es nicht den Jüngling.
Allzuschwer und voll und allzufröhlich
War sein Herz und Sinn. Nur in des Frühlings
Weitgedehntem, blüthenreichem Garten
Fühlt' er sich so frei, um tief zu athmen
Und der Seligkeit nicht zu erliegen,
Die Helenens Blick und ihre freundlich
Holden Worte in ihm wachgerufen.
Allzeit dacht' er ihrer nur. Die Anmuth
Und der stillgetrag'ne, namenlose
Schmerz in ihrem Antlitz füllte gänzlich
Ihn mit Lieb' und Mitleid. Ihr zu helfen,
Wo und wie er könne, war sein Sehnen
Und halb unbewußt erwog dabei er,
Ob er wohl durch treues Minnewerben
Sie getrösten könne und erfreuen.
Doch schon war er ihr so ganz ergeben,
Daß er nicht sich selbst und seine hohe
Königswürde noch bedenken konnte.

Da erscholl zum Frühgebet das Glöcklein,
Eilig sprengt' er heim, in frommer Demuth
Gott zu danken und um seinen Beistand
In dem schweren Kampf ihn anzuflehen.

Mit den Rittern, die der Kaiser Otto
Ihm entboten, ritt er dann zum Kampffeld,
Das bereitet war nach jeder Nothdurft.
Tiefverschleiert auf dem Schaugerüste
Saß mit ihrer Mutter schon Helene,
Als er einzog in die weiten Schranken,
Und es bebte seine starke Hand fast,
Als er ihr zum Gruß die Lanze senkte
Und sie zittern sah bei seinem Anblick.
Da bei schmetternder Trompeten Klänge
Stieg der Kaiser auch und sein Gefolge
Auf den Thronstuhl, der mit Gold und Purpur
Reichverziert war. Doch mit ernstem Schweigen,
Wie dem Gottesdienst gebührt, erhob sich
Otto und gebot, daß beide Ritter
Vor ihn kämen, um den Eid zu leisten,
Daß sie redlich glaubten, für gerechte
Sache in den Gotteskampf zu treten.

So geschah's. Dann leitete der Herold
Jeden auf den Platz, von dem zum heißen
Kampf auf Tod und Leben ihm zu reiten
War bestimmt. Es folgten ihnen achtsam
Aller Augen und gar fleißig schaute
Auf der Rosse Tritt, der Zäum' und Lanze
Griff und Haltung rings die Schaar der Ritter.
Doch wohl selten war ein inniglicher,
Heißeres Gebet zu Gott erhoben.
Als jetzt das Gebet der schwerverklagten
Edlen Wittwe war und ihrer Tochter.
Denn sie fühlten tief, daß wenn im Kampfe
Zu erliegen Helias verhängt sei,
Auch ihr schneller Tod der einz'ge Wunsch noch
Ihres Lebens bliebe. Wenn er siege,
Dann gedachten sie, daß ihres Hauses
Name sei geschirmt. Im Kloster wollte
Dann die Herzogin nur dem Gedächtniß
Ihres Gatten Gott zur Ehre leben,
Doch auf welches Glück dann sich Helenens
Herz voll Schüchternheit geheime, fromme
Hoffnung machte, das vermöchte einzig
Einer Jungfrau Mund getreu zu künden,
Die der ersten Liebe süße Schmerzen
Fühlt in ihrer Brust. So waren Beide
Tiefbewegt und doch voll hohen Muthes.

Auf den Wink des Kaisers gab der Herold
Zu des Kampfes Anfang da das Zeichen,
Und sofort im Fleisch auch fühlte jedes
Ritters Roß der Sporen scharfen Stachel
Und brach heftig vor, dem Feind entgegen.
Festgefaßt und wohlgerichtet trafen
Beide Speere auf die Brust des Gegners
Und zerstoben in viel tausend Splitter.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0614-5

Schnell die Trümmer warfen in den Sand sie,
Rissen ihre Rosse mit der Linken
Stark herum und hatten mit der Rechten
Auch die guten Schwerter schon ergriffen,
Und vom festen Sitz in ihren Sätteln,
Sicher in den Bügeln, führte machtvoll
Schlag auf Schlag nun Jeder. Weithin dröhnte
Das Gefild von Roßgestampf und Schwertklang.
Mit dem aufgeworf'nen Sand vermischte
Sich der Dampf aus beider Rosse Nüstern,
Denn ihr Wiehern und ihr wildes Schnauben
Zeugte, daß des Kampfes Wuth und Hitze
Auch sie selbst ergriff. Des Schaumes Flocken
Flogen weit umher von den Gebissen,
Lautauf machte Schmerz und Wuth sie schreien,
Und das Blut, das reichlich auf die Erde
Niederrieselte, quoll aus der Kämpfer
Und der Thiere wundgeschlag'nen Leibern.
Lange währte so der Kampf. Des Staubes
Dichte Wolke barg oft ganz die Kämpfer,
Daß sie selber nur der hochgeschwungnen
Schwerter Ziel erkannten, doch der Eifer
Machte fühllos sie für ihre Wunden.

Hoch vom Schaugerüst vermochten Otto
Und die Ritter nur wie einen wilden,
Staubumhüllten Knäu'l die beiden Streiter
Noch zu sehn. Doch hell im Sonnenglanze
Aus dem Ungestümerfüllten Staube,
Wie der Blitzglanz aus Gewitterwolken,
Funkelten die blutbespritzten Schwerter,
Wurden Helmbusch und der Rosse Schweife
Sichtbar, bald zur Rechten, bald zur Linken,
Wie sie tummelnd sich im Streite wandten.

Endlos schien der Kampf. Da ward ein Ruf laut
Und es bat der Graf von seinem Gegner
Frist sich aus, bis er mit ihm gesprochen.
Helias bändigte sein Roß und senkte
Seine Waffe. So der Graf auch, der nun
Also sprach: Vielwerther, tapfrer Gegner,
Lassen wir den Kampf, der schon uns Beiden
Ehrenvoll genug war, Schweiß und Blut uns
Schon genug gekostet. Gebt mir Frieden,
Dann will euch ich meine Tochter geben
Und als Mitgift die Ardennerlande,
Die gar reich und fruchtbar sind. Ich bitt' euch.

Aber Helias gedachte nicht so,
Denn sein Muth blieb allzeit hoch und herrlich,
Da sein Kampf gerecht war und er einzig
Sein Vertrau'n auf seinen Gott gerichtet,
Drum versetzte er mit hellem Zorne:

Willst du zum Genossen des Verrathes,
Den du übst, mich machen? Lieber stückweis
Ließ' ich mich zerhau'n, eh' ich Gemeinschaft
Wollte zwischen mir und dir. Nein, wisse,
Nimmer findest du vor mir Erbarmen,
Denn vor Gottes Richterstuhle kämpf' ich
Für der Unschuld Recht, das du verlästert.
Fort von mir! Und wehr' dich deines Lebens,
Denn nicht länger gebe ich dir Frieden!

Damit wandt' er sich zu neuem Kampfe
Und erhob sein Schwert. Doch tückisch hatte
Dieses Augenblicks der Graf gewartet
Und schlug also heftiglich auf Helias
Armbug, daß in dessen Hand die Waffe
Locker ward und daß des Grafen zweiter
Schlag sie in den Sand warf. Du Verräther,
Wehe dir! rief Helias. Raschen Sprunges
Schwang er sich vom Sattel und drang hastig
Auf den Grafen ein. Bald an dem Halsberg
Hatt' er ihn erfaßt, den er ihm abriß,
Dann am Harnisch oben ihn ergreifend
Und vom Ross' ihn niederstürzend, wandt' er
Aus der Rechten ihm das Schwert, daß gänzlich
Wehrlos und besiegt er war. Da flehte
Ihn der Graf um Gnad' an. Laß mich leben,
Rief er, so soll dir mein Land gehören!
Und ich selbst will dir leibeigen werden.

Nein, versetzte Helias, du Verräther
Sollst mir nicht entrinnen! Stirb, Verruchter!
Meinen Sieg soll mir dein Tod bezeugen,
Sicher sei fortan vor dir die Unschuld.

Dann zerspaltete mit einem Streiche
Helias Helm und Haupt des falschen Grafen,
Daß er in den blut'gen Sand dahinsank
Und den Tod erlitt von seinem eignen
Schwerte, das er wider Gott erhoben.

Fünfter Gesang.

Rasch und lautlos wurden von den Knappen
Beide Rosse und die blut'ge Leiche
Fortgeschafft, dieweil der junge Sieger
Von dem Haupte sich die Wucht des Helmes
Lösen ließ, um nach dem harten Strauße
An der Morgenluft sich zu erquicken.
Doch der Kaiser Otto war inzwischen
Zu der Herzogin und ihrer Tochter
Hingeeilt, mit ihnen Gott zu danken
Für den Sieg des Schützers ihrer Unschuld.

In die Schranken trat er dann mit Beiden
Und zu Helias gewendet sprach er:
Edler Gottesstreiter, tapfrer Sieger,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0615-1

Ehr' und Preis sei Gott, dir dieser Frauen
Dank, die du von Schmach und Tod errettet,
Und die Huld und Freundschaft deines Kaisers!

Drauf umfing er ihn wie einen Bruder
Und hielt lange ihn in seinen Armen
Zu der Herzogin und ihrer Tochter,
Deren Augen nach so schwerem Jammer
Nun der Thränen langversagtes Labsal
Still entfloß, hinwandten dann sich Beide
Und der Kaiser sprach mit frohem Tone:
Edle, hohe Herzogin von Billon,
Gott hat euch durch diesen jungen Ritter
Seine Hand gereicht, um euch dem Elend
Und den Schlingen giftiger Verläumdung
Zu entzieh'n, drum lasset Gott uns loben,
Der wohl Leiden schickt nach seiner Weisheit,
Aber dann zum Sieg hilft dem Gerechten.
Meines hohen kaiserlichen Amtes
Pflicht und Freude ist es nun, in alle
Ehr' und Würd' euch wieder einzusetzen,
Neu euch mit dem Herzogthume Billon
Zu belehnen und für alle Zeiten
Meinen Kaiserschutz euch zu verheißen.
Das geschieht hierdurch nach meinem Willen,
Doch dem jungen Ritter möget selbst ihr
Danken, wie es euch das Herz gebietet.
Mehr als Ahnenruhm und Glanz des Namens
Ehret ihn die That, zu der in Gnaden
Gott ihn hat berufen und gesendet.

So der Kaiser und mit Freudenthränen
Sprach die edle Herzogin dagegen:
Gott, dem allgerechten Hort der Menschen,
Dank ich jetzt und immerdar die Güte,
Daß durch diesen Ritter seinen Schutz er
Uns gesendet. Euch, mein gnäd'ger Kaiser,
Dank' ich, daß ihr ihm den Kampf verstattet
Und mir unsres Hauses Recht und Würde
Neu verliehn. Euch, unsrem edlen Retter,
Ach, ich kann euch nicht mit Worten danken,
Doch ich bitte euch in aller Demuth,
Nehmt mein Herzogthum Billon und Alles,
Was vordem mein war und mein durch eure
Starke Siegerhand von Neuem wurde,
Nehmt es an zu eurem Eigenthume.
Doch mir selbst vergönnt, wie ich gelobte,
In des Klosters Stille Gott zu dienen.

Ihr versetzte Helias erröthend:
Hohe Frau, wenn Gott zu eurer Rettung
Mich gesandt und mir den Sieg verliehen
Ueber euren Gegner, so begehr' ich
Eitle Erdengüter nicht zum Lohne,
Macht und Herrschaft nicht, da sie im Herzen
Uns nicht glücklich machen. Doch weil gütig
Ihr mich ansaht und voll Zuversicht euch
Mir vertrautet in dem Gotteskampfe,
O so gebt der Mutter schönste Gabe,
Gebt mir eure Tochter zur Gemahlin,
Denn ich hoffe, daß sie meiner Minne
Nicht zuwider ist und ihre Liebe
Und ihr Leben gern mir anvertrauet.

Also sprechend faßte er Helenens
Zarte Hand, die sie ihm willig reichte,
Und ließ vor ihr auf ein Knie sich nieder.
Doch sie hob ihn auf, und mit der Mutter,
Die den Elternsegen gern ertheilte,
Führte Otto ihm die Braut entgegen,
Die im Uebermaße sel'gen Glückes
Bleich und wieder roth an seine Brust sank.

Kaiser Otto aber sprach: Dem Freunde,
Denn ihr seid mein Freund und sollt es bleiben,
Und der Herzogin von Billon Eidam,
Die der Jahre Rest im Klosterfrieden
Wohnen will, verleih' ich ihre Herrschaft
Gern zu Lehn und Helias von Billon
Seid hinfort genannt, da euren wahren
Namen ihr gelobt habt zu verschweigen.
Eures neuen Herzogthumes Billon
Lehnbrief will ich heute noch besiegeln.
Aber morgen schon, so will und wünsch' ich,
Huldigt mir nach der Vasallenweise
Und dann soll sofort mit Pracht und Ehren
Euer Hochzeitsfest begangen werden.
Dessen, bitt' ich, daß nach dieses Tages
Schwerer Prüfung ihr nun alle fröhlich
Und getrost sein wollt. Jetzt zu der Messe
Frommem Dienste laßt vereint uns gehen,
Dank zu bringen Gott für seine Gnade.

Und wie Kaiser Otto anbefohlen,
So geschah es. Helias und Helene
Führte selbst ihr kaiserlicher Gönner
Zum Altar und vierzehn schöne Tage
Währte dann das Hochzeitsfest. Nicht jedes
Hohen Königs oder Kaisers Hochzeit
Ist in deutschen Landen also glänzend
Und so feierlich vollbracht und selten
War ein junges Paar so unbeschreiblich
Hochbeglückt wie Helias und Helene.

Danach unter heißen Segenswünschen
Nahmen sie von Kaiser Otto Urlaub,
Um nach Billon, Helias neuer Heimath,
Hinzuziehn. Sie kamen froh und glücklich
Bis zur Gränze hin. Doch als im Walde
Sie dann ritten und die Nacht hereinbrach,
Also daß der Knappentroß die Fackeln
Mußt' entzünden und den Weg beleuchten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0616-6

Drauf die Pferde gingen, stürzten plötzlich
Aus dem Dickicht vor des Grafen Freunde,
Die sich angelobt in Helias Blute
Ihres Freundes Tod zu rächen. Listig
Suchten sie sofort die Fackelträger
Hinzustürzen, daß im tiefen Dunkel
Helias sie und seine junge Gattin
Fangen möchten. Aber schnell besonnen
Hatte eine Fackel mit der Linken
Der erfaßt und führte mit der Rechten
So sein gutes Schwert, daß beider Seiten
Seine Gegner röchelnd niederstürzten.
Jeder Streich des zornentflammten Helias
War ein Todesstreich. Nur seine Fackel
Leuchtete, doch ließ sie bald ihn sehen,
Daß nach feigem Angriff schon die Feinde
Zu noch schimpflich feig'rer Flucht sich wandten.

Doch den Flüchtigen zu folgen, war ihm
Zu gering. Die Frauen hatten bald sich
Von dem Schreck erholt und ungefährdet
Langten sie um Mitternacht zu Billon
In dem Schlosse an, wo Herrn und Diener
Voll Besorgniß der Gebieter harrten.

Einen Monat nun hielt mit Helene
Helias offnen Hof, um seiner Grafen
Und des Dienstvolks Huld'gung zu empfangen.
Und er war gerecht und streng und eisern,
Wo es Noth that, daß bald alle Edlen
Sich begeistert um den neuen Herrscher
Sammelten, die Niedertracht und Bosheit
Aber feig im Dunkel blieb verborgen.

So nun führten sie ein schönes Leben,
Bald mit Freunden, bald allein. Doch einstmals,
Als sie heiter mit einander kos'ten
Und Helene frug, wie doch mit seinen
Eltern es bewandt sei und von wannen
Er gekommen, als der Schwan zu Nymweg
In dem Schiff ihn an das Land gefahren,
Da verhielt erst lang' er sich der Antwort
Und bat sie dann ernst, dergleichen niemals
Wieder ihn zu fragen. Denn es zieme
Frauen Vorwitz nicht. In Zucht und Sitte
Allezeit dem Gatten zu vertrauen,
Sei der Gattin Pflicht. Wenn solche Auskunft
Je sie von ihm fordre, werd' alsbald er
Von ihr scheiden und nicht wiederkehren.

Da erkannte seinen Mannesstolz sie,
Zwang ihr eitel Herz und also lebten
Friedlich sie und glücklich mit einander.
Ihre Mutter aber schied sich gänzlich
Von der Welt und diente Gott im Kloster.

Sechster Gesang.

Sieben Jahre hatte mit Helene
Helias des seligen Herzensfriedens
Sich erfreut, der uns die Welt vergessen,
Ihre Lockung uns verachten lehret
Und der einzig aus gottwohlgefäll'ger
Ehe Schooß entsprießt. An ihrer Seite
Blühte auf, gar lieblich sonder Gleichen,
Klug und fromm, ein Töchterchen, das Ida
War benannt und so der Eltern Stolz war,
Daß sie gern auf weitern Elternsegen
Leisteten Verzicht. Nun aber hatte
Wohl Helene ihres Herzens Neugier
Stets bezwungen nicht nach seiner Herkunft
Helias zu befragen, im Geheimen
Aber wurmt' es sie, als seine Gattin
Doch nicht völlig sein Vertrau'n zu haben,
Und sie wähnte endlich, daß ein Recht er
Ihr verhielte. Da an einem Morgen,
Als lustwandelnd er mit ihr und Ida
An dem Weiher stand, vermochte nicht mehr
Ihre Neubegier sie zu bezwingen;
Wie gar vielen Frauen denn am Meisten
Das zu thun geliebet, was am Strengsten
Ihnen nicht zu thun geboten wurde.

Und so hub mit Klagen und mit Schmeicheln
Sie zu fragen an, mit andern Dingen
Ihren Wunsch vermengend, andre Gründe
Ihrer Bitte zeigend, als die Neugier.

Da erblaßte Helias. Bekümmert
Schaut' er auf Helene hin und Ida,
Die er mehr wohl als sein Leben liebte,
Und dann sagte er mit mildem Ernste:

Armes Weib, du wußtest es, daß niemals
Du mich also fragen durftest. Jetzo
Wird nun wieder einsam sein mein Leben.
Und auch deines. Denn in kurzer Zeit wird,
Mich zu holen, hier der Schwan erscheinen.
Dann verlass' ich dich und hier in Billon
Siehst du nie mich wieder. Fort nach Nymweg
Zieht er mich, vor allen Herrn und Rittern
Von dem Kaiser Urlaub zu erbitten
Und zu meinen Eltern heimzukehren.

Also Helias, und seine Grafen
Ließ sofort er rufen. Doch Helene
Weinte bitterlich und vor den Rittern
Klagte sie ihr großes Leid und sagte:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0617-2

Wehe mir, ihr Herrn und lieben Freunde,
Nun verlier' ich meinen theuren Gatten,
Denn zu viel hab' ich gefragt und konnte
Meinen Sinn und meinen Mund nicht zwingen.

Auch ihr kleines Töchterlein erfaßte
Mit viel Thränen Helias Hand und sagte:
Ach, mein lieber Vater, hab' Erbarmen
Doch mit mir und meiner guten Mutter,
Laß uns nicht allein! — Ach, zieh nicht von uns,
Soll ich meinen Vater schon verlieren
Und bin noch so jung! Ach, wenn du fortgehst,
Was soll aus mir vaterlosen Waise
Werden in der Welt dann? Ach, bleibe bei uns!

Aber Helias sprach, als er sie also
Klagen hörte: Sei nicht so bekümmert,
Liebes Kind, ich kann nicht bei dir bleiben.
Doch für dich und deine gute Mutter
Will ich sorgen. Darum sei getröstet!

Und als so er sprach, sah mit dem Schiff man
Auch den Schwan schon auf der Fluth erscheinen,
Die er rasch zertheilte, daß am Ufer
Bald das Schifflein stand. An seine Brust zog
Helias Weib und Tochter dann und küßte
Zärtlich sie und sprach: Nun ist die Zeit da,
Daß ich scheiden muß. Ihr Herrn und Freunde,
Thut nach meiner Bitte nun, geleitet
Ihr mein Weib und Töchterchen in eurer
Obhut zu dem Kaiserhof nach Nymweg.
Er wird mir den Urlaub, den nach Gottes
Rathschluß ich erbitte, nicht verweigern
Und dies Land, das seinem Schutz ich wieder
Anbefehlen muß, verwalten lassen,
Wie ihm gut scheint und wie sich's gebühret.

Danach schied er kummervollen Herzens
Sich von ihnen Allen, die am Ufer
Weinend und mit Händeringen standen.
Doch der Schwan schlug freudig mit den Flügeln
Auf die Fluth, als Helias in das Schiff trat,
Denn er wußte, daß die Zeit gar bald nun
War erfüllt, wo er des Banns enthoben
Und zum Menschen wieder werden sollte.

Helias stand aufrecht in dem Schifflein
Und mit ausgespanntem Flügelpaare
Zog der Schwan ihn fort. Und als Helenens
Blick er längst entschwand und sie ihm weinend
Nachsah, schlug des aufgeregten Wassers
Wogenspiel noch lange an das Ufer.

Doch Helene konnte kurz in Billon
Nur noch weilen. Zu der Fahrt nach Nymweg
Harrten Rosse ihrer bald und Säumer
Und dann eilte in der Herrn Begleitung
Sie mit ihrem Töchterchen zum Kaiser.

Der empfing sie freundlich und verwundert
Hub er an: Ist Helias gefangen
Oder ist er krank, daß mit der Tochter
Ihr allein vor mir erscheint, Helene?

Doch sie warf sich zu des Kaisers Füßen
Und mit Thränen sie benetzend sprach sie:
Ach, mein gnäd'ger Herr und edler Kaiser,
Wollt euch doch in eurer großen Güte
Mein und meines armen Kinds erbarmen,
Denn wenn eure Macht mir jetzt nicht beisteht,
So verlier' ich meinen heißgeliebten,
Allerbesten Mann, den ihr doch selber
Mir gegeben. Er ist nicht gefangen
Und auch krank nicht, daß mit meiner Tochter
Ich allein vor euch erscheine. Weh mir,
Ich, ja ich allein hab' es verschuldet,
Daß in großem Herzeleid und zürnend
Meiner Ungebühr er von mir scheidet
Und nach seiner Heimath kehrt. Voll Leichtsinn
Hab' ich wider sein Gebot gehandelt,
Das er streng mir gab, nach Haus und Eltern
Hab' ich ihn befragt und widerwillig
Also ihn beleidigt und gezwungen,
Daß er Billon nun verläßt für immer.

Freundlich hatte Otto sie erhoben
Und sprach Trost ihr zu, da auf dem Rheinstrom
Kam der edle Helias gefahren,
Und als an das Ufer ihn der Schwan zog,
Stieß er in sein Horn zu dreien Malen.

Otto sprach: Ich höre euren Gatten!
Ja, versetzte weinend sie, ich wußte,
Daß er käme, aber ach, er kommt nur,
Daß er Urlaub sich von euch erbitte
Und dann von mir gehe, um nach Billon
Nie zurückzukehren. Doch, mein Kaiser,
Ich verhoffe noch, daß ihr durch eure
Hohe Weisheit ihn bewegt zu bleiben.

Da trat Helias ein und ehrerbietig
Grüßte seinen kaiserlichen Freund er,
Der ihn froh umfing. Doch Helias sagte:
Hoher Herr, ich muß in eure Hände
Billon wieder geben, dessen Herrschaft
Ich fortan nicht führen mag. Ich kehre
In mein Heimathland zurück, von dem ich
Schied als Gottes Hand hieher mich führte.
Euch befehle ich mein Weib und Kind nun,
Die zurück ich lasse, daß als guter
Vater ihr der Beiden treulich sorget.
Ida, meine Tochter, sei hinfort nun
Eure Tochter. Eurer Mild' und Gnade,
Eurer Huld und Pflege sei sie gänzlich
Anvertraut. Und wie ihr einst mich selber

Zum Altar geführt, so wollt sie huldreich
Einem eurer Ritter einst vermählen,
Der ein treuer Herr auch sei in Billon.
Doch ich selber seh' es niemals wieder.

Aber Kaiser Otto faßte herzlich
Helias bei der Hand und ernsthaft sprach er:
Helias, edler Freund, wenn einen Eid du
Schwurst, von Weib und Kind und Land zu ziehen,
So gedenke, daß ich einen Eidschwur
Lösen darf, der wider Treu' und Pflicht ist,
Und den besser niemals du geschworen.
Von dem Weib, das er zur Eh' erwählt hat,
Soll der Mann nicht lassen, das ist Gottes
Heil'ger Wille. Sieh auch mit Erbarmen
Deine Tochter an und ihrer Thränen,
Ihrer hülfsbedürft'gen Jugend denke,
Auch vergiß nicht, daß nach schwerem Drangsal
Deine Herrschaft du zu Heil und Segen
Hast geführt, daß treu dein Volk dir anhängt
Und dich schwer vermißt. Zieh nicht von dannen,
Bleib in Frieden Herzog, Gatte, Vater, —
Wisse noch, daß dich dein Kaiser bittet,
Nicht als Herr, er bittet als dein Freund dich.

Aber bleich und ernst und unerschüttert
Sprach dagegen Helias: Mein Kaiser,
Wenn ich wider deine Freundesbitte
Und dein kaiserlich Gebot beharrlich
Bleib' auf meinem Sinn, wenn du es Unrecht
Nennst, daß ich von Weib und Kind mich scheide
Und das Land verlasse, dessen Herrschaft
Du mir einst gegeben, so vergib mir
Und bedenke, daß mich Gottes Wille
Ruft von hier. Ich kann nur Gott gehorchen,
Sieh, dort kommt der Schwan schon, der mich abholt

Also Helias, und auf dem Rheinstrom
Sahen sie den Schwan mit seinem Schifflein
Und vernahmen, daß er laut und seltsam
Drei Mal schrie, als ob er Helias riefe.
Da sprach Otto: Wenn es also Gottes
Wille ist, daß du von uns verziehest,
So geziemt uns Allen, daß in Demuth
Seinem Rathschluß wir uns unterwerfen,
Drum, Geliebter, ziehe hin in Frieden!

Wie ein Bruder herzlich ihn umarmend,
Gab er ihm dann Urlaub. Aber Helias
Küßte mit viel Thränen noch Helene
Und sein Töchterchen und schnellen Ganges
Schritt zum Strom er nieder in das Schifflein,
Das der Schwan sofort von dannen führte.

Bald danach dann, als mit seinen Lieben
Oriant beisammen saß, ertönte
Laut der Silberklang von Helias Horne
Durch ganz Lillefort dahin. Es eilte
Alt und Jung zum Strom und gottwillkommen
Hießen Alle, sonderlich die Eltern
Und Geschwister Helias, und viel Fragen
Summten um sein Ohr, doch ernst und freundlich
Grüßte Helias zurück und sagte:

Eine Zeit wird kommen, wo in Frieden
Ihr mir nahen werdet, dann berich' ich
Mein Geschick euch. Aber meine Sendung
Hab' ich jetzt noch nicht vollendet, noch steht
Mir ein Gotteswerk bevor zu üben.
Denn im Traume hat mir Gott verheißen,
Meinen Bruder aus dem Schwanenleibe
Zu erlösen jetzo, daß als Mensch er
Mit uns wandle. Drum, geliebte Mutter,
Laß die Becher bringen, die vor Zeiten
Aus dem Silberkettlein sind gefertigt,
Das am Hals' er trug; laß auch den Goldschmied
Herbescheiden, der die beiden Becher
Hat gefertigt. Und was Helias sagte,
Das geschah sofort. Dann ließ ein Kettlein
Aus den beiden Bechern schnell er schmieden,
Und als es geschmiedet, hieß er Alle
In die Kirche zum Altar ihm folgen,
Knieend für den Bruder dort zu beten.
Alle beteten, derweil der Priester
Laut die Messe sang, doch in sein Horn stieß
Helias, daß der Klang gar lieblich tönte.
Und ein Rauschen scholl. Da von dem blauen
Himmel hoch hernieder flog der Schwan nun
In die offne Kirche und am Altar
Senkte er sich zwischen seine Eltern
Und Geschwister hin. Rasch stand der edle
Helias auf, trat zu dem Schwan und hängte
Ihm das Silberkettlein um. Der Zauber
Wich sogleich und blühend wie die Andern,
Jung und schön, ein starker Ritterjüngling,
Stand, der eben noch ein Schwan war, plötzlich
Nun im Kreis von Eltern und Geschwistern.

Sie umarmten All' ihn voll Entzücken,
Priesen Gott für seine große Gnade
Und der Priester hieß zur heil'gen Christen-
Tauf' ihn niederknien. Da gab sein Vater
Ihm den Namen Emmerich. Und festlich
Wurde ihm und Helias zu Ehren
Dann ein Mond vollbracht, denn jetzo waren
Oriant und Beatrix erst mit allen
Sieben Kindern froh vereint. Sie waren
Von der falschen Matabrune Unthat
Nun erlöst und ihrer Folgen ledig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0619-6

Als das Fest sich dann zu Ende neigte,
Trat zu seinen Eltern und Geschwistern
Helias und bat sie, ihn zu hören.
Alle lauschten still, als von der Ausfahrt
Er nun sprach und von dem Abenteuer
An dem kaiserlichen Hof zu Nymweg,
Wie im Gotteskampfe er den falschen
Grafen überwand, wie Kaiser Otto
Ihm ein Herzogthum und eines Herzogs
Tochter gab, wie glücklich er gewesen,
Doch daß Gottes Wille ihn berufen,
In sein Heimathland zurückzukehren
Und den Bruder aus dem Bann zu lösen.
Aber nun begehr' er, sich des Thrones
Und der Weltlust gänzlich zu begeben,
Denn er sei des Kampfes überdrüssig
Mit dem thöricht eitlen Sinn der Menschen,
Der mit jedem Morgen neu erwache.
Müde, die Verderbniß der Gemüther
In Pallästen und in niedern Hütten
Anzuschaun, sehn' er zu Gott sich einzig
Und so woll' am einsam stillen Waldsee,
Wo ihn einst der Eremit gefunden
Und erzogen, er in's Kloster gehen,
Das sein Vater dort erbaut. Die Krone,
Möge Oriant sie nicht wieder tragen,
Geb' er seinem lieben Bruder Emmrich
Den mit Weisheit Gottes Huld begnadet.
Deß nun möchten sie nicht Kummer hegen,
Sondern Gott erkennend gern ihm Urlaub
Geben zu der Heimkehr nach dem Walde.

Dann umarmt er sie und Aller Augen
Wurden naß, weil er der Welt entsagte,
Der so reinen Sinns und so gerecht war,
Doch sie ehrten seinen Rath und Willen.

König nun von Lillefort und Flandern
Wurde Emmerich und seine Herrschaft
War wie Helias Herrschaft reich an Segen.
Oriant und Beatrix aber wollten
Nicht von Helias scheiden und erbaten
Sich's von ihm, mit ihm im Wald zu wohnen.
So geschah es. Denn es war ihr Herz auch
Von den Bitternissen ihres Lebens
Innerlich ermattet und voll Sehnsucht
Nach der Gottesruh' im Waldeskloster.

Und es war zur Weihnachtszeit. Der Winter
Hatte Wald und Flur mit Schnee bezogen,
Als mit seinen Eltern Helias aufbrach.
Angethan in härene Gewandung
Und mit Stäben in den Händen, schritten
Friedlich sie dahin, Gebete sprechend,
Wie die Kirche vorschreibt. Und sie waren
Namenlos beglückt in ihrem Herzen,
Denn sie fühlten Gottes heil'ge Nähe.

Also kamen sie zum Waldeskloster
Und der alte Helias, den zum Abte
Oriant ernannt, hieß sie willkommen
Und gesegnete zu Gottes Dienst sie,
Der der Dienste bester ist auf Erden.

Der rothe Christian.

Märchen von **Wilh. Albert.**

Vor gar langer Zeit lebte in einem kleinen Orte der berühmte Waffenschmied Konrad, ein gar geschickter Meister, in dessen Werkstätte drei rüstige Gesellen vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Hämmer schwangen.

Unter diesen Gesellen war auch der Christian, ein gar tüchtiger Arbeiter, immer der Erst und der Letzt in der Schmiede; doch wie sich der Christian auch plagte, es mochte ihn Niemand leiden wegen seiner rothen Haare. Die Buben nannten ihn spottend den Feuerkopf, und wenn er sich des Meisters Tochter, der schönen Gertrud, mit einigen herzigen Worten näherte, dann drehte sie ihm lachend den Rücken und lief scherzend zum Altgesellen Anton; die älteren Leute warfen im Vorbeigehen sogar ängstliche Blicke auf des Christians rothes Haar und bekreuzten sich.

Der rothe Christian war ein braver und guter Bursch, doch wie er's auch beginnen mocht, die Leut im Orte für sich zu gewinnen, es half ihm Alles nichts, man konnte den Feuerkopf nun einmal nicht leiden und dabei blieb's, und wie ihn die Menschen so gar herzlos von sich stießen, da ward es dem Christian gar schlimm ums Herze und oft saß er Sonntags stundenlang allein in seiner Kammer, und grübelte vor sich hin.

So kann's nicht fortgehen, dachte der Christian; mir ist's zu eng in dieser Welt, mir ist des Leids zu viel für mich allein, ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0620-8

kann's nicht länger ertragen; kein freundlichs Wort hör' ich das ganze Jahr durch und Sonntags, wenn sich Jeder freut und lustig hinaus hüpft in den Wald, dann muß mir die Brust schier zerspringen vor bittrem Weh'. Giebt's denn unterm weiten Himmel Niemand, der mich leiden möcht' und dem ich's vertrauen könnt, was mich im Herzen quält bei Tag und bei Nacht!

Wie der Christian so vor sich hin sprach, da kam des Schäfers krumme Liese, ein Mädel von sechszehn Jahren, des Weges daher, schaute mitleidsvoll auf den Schmiedegesellen und sagte freundlich „guten Tag!" doch der Christian stand in sich versunken und hörte sie nicht, uud sah auch nicht, wie aus der Liese blauem Auge eine Thräne hinabperlte über die bleichen Wangen. Die Liese war ein gar gutes Mädchen nnd hübsch von Angesicht, sie hinkte nur ein klein wenig, und da nannten sie alle im Orte die krumme Liese.

Lange stand der Christian oben am Fenster, doch als er endlich die schöne Gertrud mit ihrem Vater und dem Altgesellen Anton hinausgehn sah in den Wald, da nahm auch er seine Mütze und ging ihnen nach! Draußen hatten sich alle unter einen Baum gelagert und der lange Michel saß mitten im Kreise und erzählte allerlei grausige Geschichten; die Mädel drückten sich ängstlich an die Burschen, die schöne Gertrud schmiegte sich an den Altgesellen, und der rothe Christian schaute betrübt auf die Vöglein, die Paarweise über seinem Haupte auf den Aesten nisteten, und murmelte vor sich hin: Nur ich bin allein!

Nun erzählte der lange Michel eine neue Geschichte von einem Riesenschlosse, das wohl dreißig Stunden von dannen in einer wilden Gegend stände; darinnen sei seit vielen Jahren ein wunderholdes Fräulein gefangen, mit goldenem Haar, und wem es gelinge sie zu befreien, dem gehöre all das Gold, das Silber und die Edelsteine, die in der Burg bewahrt, der könne das Mädel mit dem goldenen Haar heirathen, und der angesehenste Mann im ganzen Lande werden. Und, schloß der Michel, sie wird jeden heirathen, der sie erlöst, sey er gar krumm wie des Schäfers Liese, oder feuerroth wie der Christian.

Da lachten Alle laut auf und schauten auf dem Christian, der vor den Michel hinsprang und rief:

Sagt an, wo ist das Schloß? Wär' ich ein Ritter und säß' ich hoch zu Roß und wärens ihrer tausend Riesen, ich wollt sie all bekämpfen, und die arme Jungfrau erretten, die elendiglich ihre Jugend verbringt in dem Schlosse und sich vergebens hinaussehnt in die Welt, nach einem liebenden Geschöpf! Sagt an, wo ist das Schloß?

Wo das Schloß steht, lachte der Michel, willst wohl hin als Ritter, he? Müßtest spaßig aussehen hoch zu Roß mit Deinem rothen Haar als feuriger Ritter?

Und wie sie alle wiederum über des Michels Wortspiel laut auflachten, da flammte der Zorn in des Christians dunklem Auge und er rief laut auf:

Da steht Ihr da und lacht und habt kein Mitleid mit einem Geschöpf, das darinnen gefangen sitzet in dem Riesenschlosse, und sich vielleicht Tag und Nacht abquälet in Gram und Sorgen und wartet, ob denn keiner im weiten Land das Herz hat, sie zu befrey'n; da sitzet Ihr da und lachet? Ihr Dirnen solltet weinen über das Unglück Eures Mitmenschen, und Ihr Bursche, sofern Ihr Christen wärt und Eures Gleichen liebtet nach der Biebel Wort, so würdet Ihr mich nit verspotten über meine Worte!

Wie nun der Christian so ausgeredet hatte, da trat der Pfarrer, der unbemerkt alles mit angehört hatte, in den Kreis, ergriff des Christians Hand, und sagte:

Der Christian hat Recht, denn so Ihr Christen wäret, wie sich's gehört, so würdet Ihr ihn nicht verspotten, denn es steht geschrieben: Liebe Deinen Nächsten!

Da schlichen Alle tief beschämt von dannen, und wie der Christian allein war, mit dem Pfarrer, da sagte Jener.

Ich dank Euch, Herr Pfarrer, von ganzem Herzen! Es ist das erstemal in meinem Leben, daß mir einer so treu und herzig geredet! Seht Herr Pfarrer, Ich wills Euch sagen, mir ist's gar schlimm ums Herze, denn was ich auch thun und sinnen mag, um ihnen zu gefallen, es mag mich Niemand leiden im Ort. Längst wär ich fortgegangen in die weite Welt, doch was soll's helfen, mein rothes Haar geht überall mit mir so auf Weg und Steg und die Menschen sind überall dieselben. Mir geh's gar schlimm Herr Pfarrer, und weil Ihr's gut mit mir meint, so sagt mir, wie ich's ändern kann! Was soll ich thun?

Auf Gott vertrau'n! entgegnete der Pfarrer und drückte dem rothen Christian die Hand; dann ging er weg.

Der Christiam stemmte die Ellbogen gegen eine Eiche und schaute auf die Gegend, die im schönsten Abendschmucke vor ihm lag. Die Vöglein flogen lustig um ihn herum, und der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0621-4

guten Worte des Pfarrers eingedenk, ward es dem Christian leichter ums Herze. —

Sie nähme Jeden, murmelte der Christian vor sich hin, und wär' er krumm wie die Liese und roth wie ich! Oh wär ich ein Ritter und säß ich hoch zu Roß! —

Die Sonne war untergegangen, da stand der Christian noch immer an der Eiche, und wie er hinausschaute in die weite Ferne nach der Gegend hin, wo nach seiner Meinung das Riesenschloß liege, da erschallte hinter ihm ein lautes Lachen, und wie sich der Christian umdrehte, stand ein Mensch da in rothem Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt und sprach:

Wärest Du ein Ritter und säßest hoch zu Roß, so wäre Dein alles Gold und Edelstein und Silber und die Jungfrau obendrein! Dort hinten liegt's wohl dreißig Meilen weit in einer wüsten Gegend! Sie wird jeden nehmen und wär er krumm wie die Liese oder gar roth wie der feurige Ritter! he! he! he! Nun schau' mir nicht so trotzend ins Angesicht! ich mein's gut mit Dir und wenn Du mich willig anhörst, so kann's Dir gut ergehen in der Welt und Du sollst ein Leben verbringen wie ein großer Herr oder gar der Kaiser.

So sprecht, was ist Euer Begehr? frug der Christian.

Mein Begehr? lachte der Andere, ich will Dich glücklich machen. Ich habe Deinen Vater und Deine Mutter gekannt, und seitdem sie gestorben sind, ist Dir keiner gut als ich. Oft hab' ich Dich weinen hören, bei nächtlicher Zeit in Deinem Kämmerlein, oft hab' ich Dich sitzen sehen bei Deiner Bibel, doch was nützet Dir's? Auf Gott vertrauen, sagt der Herr Pfarrer, nun ja, er muß es sagen, denn es ist sein Handwerk; doch sag mir, bist Du nicht mit all Deinem Gottvertrauen der rothe Christian geblieben, den Keiner leiden mag, und wie Du auch in der Bibel hin und hergelesen, bist Du darum nicht der rothe Christian, dem jeder aus dem Wege geht, und der daheim sitzen muß elendiglich und kümmerlich, wenn jeder Bursch des Sonntags mit seiner Dirn daher läuft und jubelt? Und wenn Dir auch der Herr Pfarrer die Hände drückt, und Dir zehnmal sagt: Braver Christian, auf Gott vertrau'! kann er Dir darum die rothen Haare fortnehmen vom Kopf und Dich lustig und fröhlich machen und kann er vielleicht eine Dirn zwingen, Dir von Herzen gut zu sein, daß sie Dich nehme trotz Deiner rothen Haare, und Dich recht lieb hat, damit sich's an Dir erfülle, was geschrieben steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! he?

Dem Christian liefen die hellen Schweißtropfen an der Stirne herunter, der Andere legte vertraulich den Ellenbogen auf seine Schulter und fuhr fort:

Glaubst denn, ich wüßt nicht wie Dir's hupfet unterm Wamms und wie Du Dir's tausendmal in einem Tage zurufst: Nur ich bin allein! Ja! ja! es ist eine schöne Sach in der Welt, die jeder arme Mann haben kann, wenn er sich den ganzen Tag plagt hat, dann geht er Abens heim zu seiner Frau, oder wenn es ein Junggeselle ist, so trifft er hinterm Haus den Schatz, und da plaudert's und küßt's sich stundenlang und jedes Eins vergißt den Kummer und den Gram, und lachet und scherzet, und wenn's spät wird, da giebt's dem Liebchen noch einen Schmatz, und noch Einen und der Bub legt sich vergnügt aufs Bett und denkt: Sie ist mir doch gar herzig gut und denkt noch in dieser Minut an mich, und die Dirn schaut noch von ihrem Fenster spät bis in die Nacht gegen die schönen Sternelein und denket so bei sich: Er ist mir doch herzig gut, der liebe Bub! Und ist dann ein Jährlein um, dann gehn's schön geputzt zur Kirch und der Bub führt die glückliche Braut heim ins Haus und nach Jahr und Tag, da schreiets Vater und Mutter im Haus herum, daß es eine wahre Lust ist. Nur der rothe Christian, den Keines leiden mag, der legt sich Abends elendiglich zu Bett und kann sich nit wie die Andern sagen: „Sie ist mir gar herzig gut und denkt noch in dieser Minut an mich." Der rothe Christian, der rauft sich die rothen Haare aus, und wie's ihm auch pochet und klopfet in seinem Herzen 'rum, das Lieb hat für die ganze Welt, so kann er's doch nit sagen: Es giebt auf der ganzen Welt ein einz'ges Geschöpf, das mir gut ist und noch in dieser Minute an mich gedenkt! He? hab' ich recht? Hast weder Lieb noch Freund, hast nichts als die alte Bibel, die Dir nichts nützet.

Da hielt's den Christian nicht länger; er sprang auf und rief: Fürwahr! Ihr habt Recht! doch sagt an, wie kann ich's ändern?

Wie Du's ändern kannst? Wenn Du fein schlau bist und mir folgest in Allem.

Doch wer seid Ihr? frug der Christian.

Laß das Fragen gut sein! meinte der Andere, ob Du dem Meister Konrad dienst oder mir, es gilt Dir gleich, doch wenn Du mir angehören willst, so schaff ich Dir ein anderes Haar und obendrein das Riesenschloß mit Gold, Silber und Edelstein. Willst eine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0622-9

Probe mit mir machen, so komm in der ersten Nacht des nächsten Monats hierher in den Wald und aus dem verdrießlichen rothen Christian wird ein munterer und lustiger Bursch werden.

Was scheert mich das Gold, — und Silber und Edelstein! rief der Christian. Was mir im Herzen weh thut, das wißt Ihr nicht.

Nu! lachte der Andre, wenn ich nun noch obendrein machte, daß die Burschen Dich beneiden von weit und breit um die schöne Gertrud.

Die Gertrud? rief der Christian, die Gertrud wolltest Du mir schaffen? Oh, so Du das machen könntest, wollt ich Alles thun was Du wolltest. Die Gertrud, ja der bin ich gut, und wenn ich sie mit dem Altgesellen zusammen seh, dann zittert der Hammer in meiner Faust, daß ich ihn zerschellen möcht an seinem Hirn!

Und warum thust Du's nicht? frug gelassen der Fremde.

Warum ich's nicht thu? rief der Christian, es steht geschrieben, Du sollst nicht morden!

Ha ha ha! lachte der Andere, was gehts Dich an was geschrieben steht, es steht auch drinnen „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst und liebt Dich nur ein Einziges? Na überleg Dir's und wenn Du mich nöthig hast, Du weißt mich zu finden, kümmer Dich nicht darum, was da geschrieben steht, daß Du fröhlich wirst und ein herzig's Liebchen findst.

Bei diesen Worten verschwand der Fremde und der Christian blieb allein. Die hellen Schweißtropfen liefen ihm übers Gesicht und er murmelte zwischen den Zähnen: Ja warum thu' ich's nicht und scheer' mich an das was geschrieben ist, ich, den Niemand mag und will, so gut und rechtschaffen ich auch bin Weil sie's denn wollen die Menschen, so will ich ein recht schlechter Bub werden, und ihnen Böses mit Bösem vergelten.

Die Augen rollten dem Christian im Kopfe herum, als er sich auf den Heimweg machte! Wie er durch die Schmiede schlich in seine Kammer zu gehen, da griff er krampfhaft den schwersten Schmiedehammer, und ging zitternd hinauf! In der Kammer drinnen lag schon der Altgesell im tiefsten Schlaf; der Christian schaute ihn eine Weile an, wie er da ruhig und sorglos schlief und wie der Christian nach langem Kampfe den Hammer hoch schwang gegen den Schlafenden, da murmelte dieser im Traume: „Du sollst nicht tödten!"

Nun fing der Christian an zu zittern und zu beben, und wie er sich erschreckt umwendete, da glaubte er das Bild seiner Mutter zu gewahren, die ihn zürnend ansah und er fing an gar bitterlich zu weinen!

* * *

Als der Christian am andern Tage überdachte, was er vorgehabt, und wie nah' er dem Verderben gewesen, da schämte er sich vor sich selbst und er wagte es nicht, das Auge emporzuheben gegen die Mitgesellen. Er hämmerte den ganzen Tag unverdrossen drauf los, als wolle er durch die Arbeit sein Gewissen beschwichtigen, und als das Feierstündlein geschlagen, und Alles zum Abendbrod gehen wollte, da sagte er zum Altgesellen:

Anton bleib' da, ich hab Dir was zu sagen.

Wie die Beiden allein waren, da fiel der Christian dem Anton um den Hals, küßte ihn und sagte:

Verzeih mirs Anton, ich bin Dir gram gewesen wegen der Gertrud und hatt' böses Sinnen gegen Dich, doch hoff' ich, Du wirst mir's nit nachhalten und wenn's Dir recht ist, so laß uns gute Freunde sein in Zukunft.

Der Altgeselle aber fing an zu lachen und meinte:

Ich weiß nit was Du damit sagen willst, Du hast mir nichts Böses than, auch sollt es Dir schlecht bekommen, wenn Du's versuchen wolltest, aber Freundschaft mach ich mit Dir nicht. Dich hat Gott gezeichnet mit Deinem rothen Haar, daß sich Jegliches soll hüten vor Dir! ich kenne das, da war meines Vaters Bruder, der hatte auch solch rothes Haar, und der ist auch richtig am Galgen gestorben, denn wie ihn mein Großvater aus dem Hause gejagt, weil sein rothes Haar Unglück brachte über Haus und Hof — erst wurd's Vieh krank und nachher brannte die Scheune ab — da ging er hinaus in die weite Welt, ward ein Tagedieb und ein Bettler und starb am Galgen wie's recht war.

Aber, meinte der Christian, hätt man ihn nicht fortgestoßen vom Hause in die weite Welt, so wär er doch vielleicht als ein rechtschaffener Mensch in seinem Bett gestorben.

Nicht weggejagt? meinte der Anton, daß noch mehr Unglück ins Haus kommen wär? Nein, dem ist gerade recht geschehen, und obschon ich Dir nicht gram bin, denn Du hast mir nichts angethan, und ich Dich auch nicht fürcht', so mach ich doch nit Freundschaft mit Dir, denn Dich hat der liebe Gott gezeichnet, daß sich Jeglicher vor Dir hüten soll. Gehab Dich wohl!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0623-5

Noch eine Weil', Anton! sagte der Christian betrübt, glaub's nicht, daß es also ist, weil ich rothes Haar habe. Sieh Anton, wenn Du wüßtest, wie es mir weh ums Herze ist, denn ich hab' weder Freund noch Lieb, ihr würdet mich nicht von Euch stoßen! Warum gleich immer den Menschen so verurtheilen, eh' Ihr Euch die Mühe gabt, ihn zu kennen. Ich bin bisheran immer treu und ehrlich gewesen und machs nit wie der andere Gesell, der Peter, der nie in die Kirch' geht und Karten spielt, und allerlei unnütz Ding treibt und doch mögt Ihr den Peter und mich nicht!

Der Peter? meinte betroffen der Anton; ja darüber hab' ich auch schon gedacht, der Peter hat sich sehr umgeändert seit viel Wochen; er schleicht immer ganz absonderlich auf Irrwegen herum, doch thut er seine Arbeit und ist nit von Gott gezeichnet mit rothem Haar wie Du! Drum laß uns nit mehr drüber reden, thu Dein Arbeit und geh ruhig vor Dich hin, so wird Dir Keiner Eins in den Weg legen! Seit vier Jahren sind wir tagtäglich beisammen, und warum willst erst heut Freundschaft mit mir machen? Das gefällt mir gar nit!

Wie der Christian allein war, da dachte er so bei sich: Mir ist mein Recht geschehen, denn ich wär beinah ein schlechter Mensch geworden, und drum will ich Alles ruhig ertragen, als Strafe Gottes für mein böses Sinnen. Den Kopf in die Hand gestützt saß der Feuerkopf gar manche Stunde in einer Ecke der Schmiede, bis Alles im Hause im Bette lag, bis gegen Mitternacht, und eben wollte der Christian hinauf in sein Kämmerlein, da öffnete sich die Thüre und der Schmiedegeselle Peter trat herein mit einem Fremden, in welchem Christian beim Scheine des Feuers in der Esse alsogleich den bösen Rathgeber aus dem Walde erkannte.

Der Christian blieb ruhig in der Ecke sitzen, zu hören, was die Beiden sprachen.

Wie gesagt, meinte der Peter, wenn Ihr's ehrlich mit mir meint, so mag es sein! Mich quälts, daß der Altgesell die Gertrud sammt der Schmiede kriegt und alle die Gulden, die der Meister droben in der schweren Kiste hat und ich versteh mein Sach so gut wie der Anton und soll noch gar mein Lebelang als schlichter, armer Geselle in der Welt herum laufen.

Nun, lachte der Andere, kannst es ja ändern wenn Du willst, verschreib Dich mir, so sollst Du ein Leben führen besser denn der Kaiser, ich geb Dir ein Ringelein, wenn Du das am Finger trägst, so wird die Gertrud Dir gut sein müssen und den Altgesellen verlassen.

Hm! sagte der Peter, das wär mir schon ganz recht aber . . .

Nun? aber?

Ja ich kanns nit so grad heraus sagen!

Nun, so will ich Dir's sagen, lachte der Fremde. Bist ein gar schlauer Bursch und denkst so bei Dir: Was nützet mich die Gertrud allein, der Konrad ist noch ein gar rüstiger Meister und kann noch manches Jahr leben und so bleib ich immer nach wie vor der schlichte Gesell und die schweren vielen Gulden, bleiben droben in der alten, festen Kiste! He? denkst Du nicht also? Nun, Du schweigst? Läßt sich Alles machen! Geb Dir ein feines Tränklein, so Du das dem Meister giebst, wird er sich hinlegen und nach drei Monaten hast Du die Schmiede, die Gertrud und die Gulden he! he! he! So Du willst geh hinauf in die Kammer, hol' Deinen Rosenkranz und gieb ihn mir zum Unterpfand, daß Dir's recht ist und wenn der Mond voll ist, so komm hinaus in den Wald an die große Linde, da wollen wir's richtig machen, wenn's Dir nit bangt um den Pfarrer und Deine Seligkeit:

Meine Seligkeit? der Pfarrer? lachte der Peter, Nicht einen Pfifferling geb' ich drum! Glaubst ich wär' dumm wie die andern Bursche, so will ich gleich hinauf in die Kammer und geb' Dir den Rosenkranz.

Und wie nun der Peter hinauf ging, da hüpfte der Fremde herum und kicherte: So ist's recht, erst den Peter, dann den Christian und zuletzt wird der Anton verzweifeln, dann hab' ich sie alle Drei!

Das sollt Ihr nicht! rief der Christian und indem er hervorsprang, griff er nach dem schwersten Schmiedehammer und führt einen gewaltigen Schlag nach des Fremden Hirnkasten, doch der blieb ruhig stehen als wäre nichts geschehen, und lachte:

Schlag zu Christian, und dann geh' hinauf zum Meister Konrad und erzähl's ihm Wort für Wort, es wird Dir's doch keiner glauben, weil Du der rothe Christian bist. Gehab Dich wohl!

Mit diesen Worten verschwand der Lange, als eben der Peter herunter kam mit dem Rosenkranz. Als der den Christian sah, erschrack er gar sehr, doch dieser sprach:

„Peter! Du hast ein wüstes Sinnen, und ich möcht's dem Meister sagen, daß er sich hüt', doch willst Du morgen am frühen Tag Dein Bündel schnüren und auf immer von

dannen gehen, so sey es drum, und ich will schweigen!

Der Peter aber hatte sich mittlerweile gefaßt und lachte laut auf: Sags immerhin, es wird Dir's keiner glauben! bist Du nicht der rothe Christian? he? und wenn ich's will, so wirst Du hinaus zum Haus und ich bleib!

Das soll nimmermehr geschehen! rief der Christian und eh ich's duld, daß dem Meister oder der Gertrud ein Leids geschieht, erwürg ich Dich mit meiner Hand!

Und nun faßte der rothe Christian den Peter am Halse, daß dieser laut aufschrie und der Meister, die Gertrud und der Anton kamen herbeigelaufen und rissen sie auseinander!

Nun erzählte der Christian Alles Wort für Wort, doch der Peter sagte:

Glaubt's ihm nicht Meister, der ist ein gar böser Bursch und wie ich heimkommen, da saß er noch in der Ecke da und meinte, wir sollten den Altgesellen aus dem Wege schaffen, damit er nicht die Gertrud freie, und wie ich's nicht wollt, da ist er gar zornig worden und hat mich angefaßt!

Da rief die Gertrud dazwischen:

So mag's sein, Vater, denn ich hab's wohl merkt, wie der Christian mich angeschaut hat, jedesmal wenn er mir vorbeiging, und ich hab's Euch oft genug gesagt, dem sein rothes Haar bringt noch Unglück über uns.

Dem Christian waren die Thränen in die Augen getreten wie er sah, daß ihm Niemand glaubte, doch als auch die Gertrud also sprach, da warf er trotzig den Kopf in die Höhe und rief:

Das mög' Euch Gott verzeihen, Gertrud, was Ihr in dieser Stund an mir thut, ich hab's nicht verdient um Euch, denn ich bin Euch herzlich gut gewesen, und hätt mein Leben hingegeben für Euch, mit Freud' und Seligkeit, doch nun Ihr so sprechet aus einem bösen Herzen, nun dank ich Gott, daß Ihr mir nicht gut gewesen seid, und ich Euch nicht bekommen hab' zum Weib!

Da wurden sie Alle noch böser gegen den Christian und der Meister befahl, er solle zur Stunde noch sein Ränzlein schnüren, und sich hinauspacken aus dem Haus!

Und wie die Sonne eben hoch aufging am Himmel, und Alles fröhlich ward draußen im Feld, wie die Vöglein lustig umherschwirrten in der Luft und das Kirchenglöcklein zum erstenmale erschallte, da ging der rothe Christian hinaus zum Hause und in seinem Herzen wüthete ein gar böses Sinnen!

* * *

Der rothe Christian lief hinaus in den Wald, und warf sich auf die Erde. Da blieb er liegen gar manche Stunde bis zum Abend! Oft schaute er hin nach der großen Linde, wo er den Langen getroffen und wie der Christian immer bleicher und bleicher ward, und die Sonne tief stand im Westen, da sah der Bursche plötzlich den Langen herauswachsen aus der Erde. Der setzte sich neben den Christian hin als ob nichts vorgefallen wäre, und sagte:

Nun Christian, wie geht's zur Stund beim Meister Konrad? Nicht in der Schmied, he?

Nun, weil Ihr doch alles wisset, sagte düster der Christian, was fragt Ihr lang!

Nuu ja freylich weiß ich's! meinte der Andere, doch ist's Dir recht, daß ich davon red'? Du schweigst? Gut, so will ich Dir Eins rathen! Geh' naus in die weite Welt mit Deiner Bibel und sag' den Leuten: „Ich bin der Christian, ein gar guter Gesell und ein frommer Bursch, ich geh' jedweden Sonntag hin in die Kirch und mag Euch alle von Herzen leiden, der Meister Konrad hat mir Unrecht gethan, der Peter ist ein böser Bursch, und ich bin der Gute. Geh' hin und sag's aller Welt, und jeder wird Dir antworten:

Ja, ja! es ist schon möglich! und sie werden auf Dein rothes Haar schauen, und Dir sagen: Ja ja es ist schon möglich, aber sie werden Dich vor der Thüre stehen lassen, und sich bekreuzen vor Dir, und keiner wird Dich wollen, anderwärts wie hier! Gehab' Dich wohl!

Und wie der Lange fortgehen wollte, da hielt ihn der Christian fest und sagte:

Noch ein Wörtlein! Rathet mir, wie ich's machen soll!

Auf Gott vertrau'n, lachte der Lange und hinausgehen in die weite Welt, Dich von Allen wegstoßen lassen und elendiglich am Galgen sterben wie des Antons Vaters Bruder. Viel Glück auf die Reis' und hast mir vorher noch was zu sagen, so komm um Mitternacht daher!

Der Lange verschwand wie er gekommen und der Christian murmelte vor sich hin: Elendiglich am Galgen sterben, wie des Antons Vaters Bruder! Da sprang der Christian auf, und ging eiligen Schrittes hinaus aus dem Walde, und rief einmal über das Andere: Mir ist's zu eng in dieser Welt, was soll ich beginnen?

Da hörte er plötzlich eine weibliche Stimme, die ein Liedlein sang, und wie er näher ging, da sah er des Schäfers krumme Liese da sitzen auf der Weide!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0625-6

Da dachte der Christian bei sich: „Wie sie noch fröhlich ist und munter und doch ist auch sie ein verlassenes gar kümmerlich Geschöpf, die keiner mag. Dann ging er hin zu ihr und sagte:

Ich bitt Dich Liese, was hast Du da für ein schönes Liedlein zu Ende gesungen. Willst Du mir's nicht wiederholen!

Des Schäfers Liese ward feuerroth und meinte: Wenn Ihr Gefallen dran habt, so will ich's gern thun, es ist ein Liedlein, das mich der Vater gelehrt, und das mir Trost gebracht in der Welt!

Geht's auch dem Menschen manchmal schlecht,
Geht's nicht nach seinem Sinne recht,
Er soll darum nicht weinen.
Ist's Wetter schlecht, dann stürmt's und saust's,
Doch hat es endlich ausgebraust,
Läßt Gott die Sonne scheinen!

Geh' immer ruhig Deinen Weg;
Es leitet auf des Lebens Steg
Dich Gott von seinem Throne.
Das Blümelein auf weiter Au'
Das Sternelein am ew'gen Blau
Sagt's, daß Er droben wohne!

Und fliehet manchmal dich das Glück,
Wend fester zu ihm hin den Blick;
Er wird's zum Guten lenken.
Wenn fest auf Ihn der Mensch vertraut,
Auch Gott dann auf den Menschen schau't
Und wird ihm Gnade schenken.

Wenn's Thränlein aus dem Aug dir quillt,
Dann sieht's der liebe Gott und stillt
Des Herzens arge Triebe.
Denn Er umfaßt die ganze Welt,
Die Er in seinen Händen hält,
Mit ewig junger Liebe!

Wie die Liese ausgesungen hatte, da ergriff der Christian ihre Hand und sagte tief bewegt: Wie dank ich's Dir, daß ich das Liedlein gehört, mir ist's nun leichter ums Herze! Gehab Dich wohl, Liese, und wenn Du Sonntags zur Kirch hin gehst, so schalt' Eins ein für mich, denn mir geht's gar schlecht und ich muß von dannen in die weite Welt hinaus, wo ich Niemand kenn, und vielleicht gar sterben werd'! Gehab Dich wohl! Und wie der Christian mit pochendem Herzen von dannen ging, da setzte sich die Liese hin, und weinte gar sehr!

Der Christian aber ging graden Wegs hinein ins Ortskirchlein und betete von ganzem Herzen! Und wie er fertig war, da wurde es ihm besser zu Muthe, und er blieb noch gar lange drinnen sitzen, und fiel in tiefen Schlaf. Da träumte es dem Christian vom fernen Riesenschlosse und der unglücklichen Jungfrau und den ungeheuren Schätzen und der guten, krummen Liese!

Und als er endlich aufwachte, war es tiefe Nacht, nur das heilige Lämpchen brannte am Altar. In der Kirche stand seit Menschengedenken ein Steinbild, welches einen gewappneten Ritter darstellte, der ehedem dies Kirchlein gestiftet, und wie der Christian ängstlich um sich herschaute, da fing der steinerne Mann an sich zu bewegen, und kam auf den Christian zu, der sich sprachlos in eine Ecke drückte, und sagte:

„Du hast von einem Riesenschloß gehört, das fern in einer verrufenen Gegend ein Fräulein geborgen hält! So Du ein rechter Bursch und gut machen willst, was Du durch Dein böses Sinnen verbrochen, ziehe hin und befreie sie!

Und ehe noch der Christian ein Wörtlein sprechen konnte, hatte schon der steinerne Ritter die Rüstung abgelegt und sie dem Christian umgeschnallt; dann drückte er ihm sein Schwert in die Hand und führte ihn hinaus vor die Kirche; da stand ein hohes schwarzes Roß, das leuchtete wie Feuer; der Christian befühlte sich am ganzen Leibe, er war bewappnet vom Kopf bis zu Fuß in Eisen und an seiner Seite hing eine kleine Tasche, voll der schönsten Goldstücke, und wie er dem steinernen Ritter danken wollte, da war dieser verschwunden! Der Christian schaute hinein in das Kirchlein, da stand der steinerne Ritter wiederum unbeweglich auf seinem Grabe! Den Christian aber durchzuckte es am ganzen Leibe und wie er das Schwert aus der Scheide zog, da glänzte das auch wie eitel Feuer, er schwang sich auf das Roß und ritt von dannen; die Sternlein flimmerten, und als der Christian mit einem Blicke des tiefsten Dankes nach Oben schaute, da ritt er just an des Schäfers Haus vorbei, und aus dem Hause drang zu ihm der Liese Gesang:

Denn Er umfaßt die ganze Welt,
Die Er in seinen Händen hält,
Mit ewig junger Liebe.

* * *

Der Christian ritt hinaus in das Land, wohin ihn das Roß führte, und noch immer sah und hörte er nichts von dem Riesenschlosse,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0626-2

und fing er manchmal an, an dem Gelingen seines Vorhabens zu zweifeln, dann dachte er an das Lied der Liese und ritt rüstig weiter. Viele Tage war er schon fortgeritten, da kam er in eine wildfremde Gegend, und auf den Abend gewahrte er endlich auf hohem Felsen eine Burg, gar furchtbar groß und ganz von Glas, so daß er hinein schauen konnte! Da lag in einem großen Saale ein wunderschönes Fräulein, die war gar betrübt und weinte sehr. Und wiederum sah er gar viele Riesen drin mit Aexten und Keulen bewaffnet! Als diese den feurigen Christian gewahrten, erhoben sie ein fürchterlich Geschrei, und stürzten aus der Burg! Der Christian aber zog sein leuchtend Schwert, befahl seine Seele zu Gott und sprengte gegen die Riesen an, doch diese riefen ihm schon von weitem zu:

Steckt Euer Schwert ein, Herr Ritter, es ist nicht von Nöthen, denn so Ihr kommt die Jungfrau zu holen, geben wir sie Euch von Herzen gern, denn Ihr seid der feurige Ritter und gegen den dürfen wir nicht kämpfen.

Der Christian aber sagte:

So Ihr das redlich mit mir meint und nichts Böses gegen mich sinnt, werft Eure Waffen weg und komme Einer her von Euch zu mir!

Da warfen die Riesen alsogleich die Keulen und Aexte fort, und Einer von Ihnen trat vor und sagte:

Gnädiger Herr Ritter, wir wollen nichts Böses gegen Euch, sondern Euch unterthan sein mit Leib und Leben, denn wisset, in früher Zeit hat einmal ein feuriger Ritter uns errettet aus großer Plag, als wir im Kampfe waren gegen die furchtbaren Riesen im Norden, und seit jener Zeit haben wir gelobt, dem feurigen Ritter unterthan zu sein.

Und wie er ausgesprochen, da kamen auch die andern Riesen herbei, hoben den Christian vom Pferde, und trugen ihn hinein ins Schloß!

Wie er da vor die gefangene Jungfrau trat, und ihr die Freiheit verkündete, da ward sie gar froh und sagte:

Ich hab Hand und Herz gelobet demjenigen, der mich befreien wollt hier aus der Gefangenschaft, und gerne will ich's halten; doch hab ich daheim den Bräutigam gelassen, der nicht weiß, wo ich hinkommen bin, und dem ich noch von ganzem Herzen gut bin; doch will ich Euch folgen, wohin Ihr wollt, Herr Ritter, denn ich hab's gelobet!

Da antwortete der Christian:

Das behüte Gott, daß ich Euch soll von dannen führen mit mir! Ich hatt' arges Sinnen gegen die Menschen und drum wollt ich's wieder gut machen, und hätt mein Leben gern hingegeben, Euch zu erretten, doch auch ich hab' was Liebes daheim; drum, wenn's Euch recht ist, geleit ich Euch hin nach Hause und ziehe dann meines Wegs!

Da holten die Riesen viele Säcke voll Gold und Edelstein und schenkten sie dem Christian, der lud Alles auf ein Pferd, und ritt mit der Jungfrau von dannen in ihre Heimath!

Da war gar großer Jubel und der Vater jener Jungfrau, ein reicher Graf, wollte den Christian gar nicht mehr weglassen, doch so weh es ihm that, mußte er ihn endlich ziehen lassen, und der rothe Schmiedegeselle machte sich auf den Heimweg.

Unterwegs stießen noch die Riesen zu ihm, die wollten sich gar nicht mehr von ihm trennen und dem feu'rigen Ritter auf immer unterthan seyn.

Nun machte sich der Christian mit ihnen auf den Heimweg, und freudig schlug ihm das Herz unter dem eisernen Wamms, wenn er das Liedlein der krummen Liese vor sich hinpfiff und hier und da vor sich hin murmelte:

Bald bin ich nicht mehr allein!

Und wie er nicht gar weit mehr von der Heimath war, da sah er einen Mann am Wege sitzen, der gar betrübt den Kopf in die Hand stützte. Der Christian ritt hin zu ihm, und frug was ihn quäle, und wie der andere emporblickte, da sprang der Christian vom Pferde und rief:

Anton, bist Du's wirklich?

Gewiß bin ich's, entgegnete ihm der Altgeselle, mir geht's gar schlecht! Hätt' ich auf Dich gehört, so wär's besser, denn kaum warst Du fort, da mocht mich die Gertrud nicht mehr und ob ich mich auch gequält, und ihr's gesagt, daß ich nicht mehr leben könnt ohne sie, sie hat mir den Rücken gewendet, und ist dem Peter gut gewesen Und auch der Meister mocht den Peter besser denn mich, und nach kaum acht Tagen, da hat er's Ringlein gewechselt mit der Gertrud und wie ich sie hab zur Kirch' gehn sehn, da schnitts mir ins Herze und da hab ich mein Ränzel schnürt und bin auf und davon gegangen!

Als der Altgeselle so ausgeredet hatte, fiel ihm der Christian um den Hals und küßte ihn und sagte:

Anton, ich hab's ehrlich mit Dir gemeint, und es thut mir gar weh, Dich so im Elend zu sehen! Und hast Du mich auch von Dir weggestoßen, wie ich Dir Freundschaft ange-

tragen, so will ich Dir's darum doch nicht entgelten. Nicht viel hätt' gefehlt, so wär ich zum Mörder worden an Dir, und nun sollst Du mich nit mehr verlassen; was ich hab, gehört Dir zur Hälfte und Du sollst immer bei mir bleiben! Verzeih' mir's, wenn ich Dir gram war wegen der Gertrud und hatt' böses Sinnen gegen Dich, doch hoff' ich, Du wirst mir's nicht nachhalten und wenn's Dir recht ist, so laßt uns gute Freunde sein in Zukunft.

Da konnte sich der Altgesell nicht länger halten, er fiel dem Christian um den Hals und sagte: Verzeih mir's auch Christian, denn als ich Dich von mir gestoßen, da wußt ich nit, daß Du so ein braver Bursch gewesen, doch jetzt soll mich Keins mehr von Dir abbringen im ganzen Leben, doch daheim kann ich nicht leben, wo die Gertrud ist, drum laß mich ziehen!

Doch der Christian redete dem Altgesellen so lange zu, bis er wieder mit umkehrte, und unterwegs erzählte er ihm Alles, was ihm begegnet bis auf's kleinste und sagte schließlich: Anton, mach's wie die Liese, vertrau' auf Gott, vielleicht geht noch alles gut.

Und wie die Beiden der Heimath näher kamen, da war eine große Menge Volks draußen vor dem Thore; der Christian ritt hinzu, nachdem er sein Visir niedergeschlagen, und da sah er den Peter an einem Baume aufgeknüpft, und als er nach der Ursach frug, da sagte man ihm, der habe dem Meister Konrad ein Tränklein eingegeben, woran er gestorben sey, und hänge nun von Rechtswegen dort den Andern zum Beispiel. Das Haus aber, worin die grause That geschehen, hatte man sammt der Schmiede angezündet, daß kein Stumpf noch Stiel davon stehen bleiben sollte.

Der Christian hatte den Anton mit den Riesen und den Schätzen zurückgelassen und ritt allein in den Ort hinein, und wo er Einen stehen sah, frug er nach dem rothen Christian, und jedes antwortete ihm:

Der ist längst auf und davon gelaufen in die weite Welt, das war ein gar arger Bursch und hängt wohl schon lange am Galgen.

Nur der Pfarrer sagte: Ihr sucht den rothen Christian? Ja, das weiß der liebe Gott, wo der steckt, die Menschen hier im Ort haben ihn nicht gemocht wegen seiner rothen Haare und da ist er auf und davon gegangen in die weite Welt, es war kein übler Bursch und mir hat's recht leid gethan um ihn, daß er fortgemußt!

Und wie der Christian noch weiter ritt, da sah er die Gertrud sitzen, die raufte sich das Haar aus und weinte gar jämmerlich! Da ritt er auf sie zu und sagte:

Gertrud! Euch ist gar Bittres widerfahren, doch verzweifelt nicht und vertrau't auf Gott, er wird's hoffentlich zum Besten lenken. Ihr habt nicht gehört auf guten Rath und seid selbst in Euer Unglück gegangen, doch ist noch nicht alles verloren! Geht derweil in die Kirch und betet Eins für Euren Vater, anstatt hier zu sitzen und Euch's Haar auszuraufen, denn daran ist nichts mehr zu ändern!

Nun gab der Christian seinem Pferde die Sporen und ritt so schnell es ging, hinaus zur Schäferwiese, und als er da die Liese sitzen sah, da sagte er:

Gott zum Gruß, könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich den rothen Christian find?

Da schaute die Liese auf den fremden Ritter und sagte unter Thränen:

Wenn Ihr den suchet, so findet Ihr ihn nicht, denn er ist hinausgegangen in die weite Welt und wird wohl nimmer wiederkommen, doch hoff' ich, es geht ihm gut, denn ich schalt' jeden Sonntag Eins für ihn ein in der Kirch'.

Das thut Ihr wirklich? meinte der Christian, so seid Ihr ihm wohl von Herzen gut?

Die Liese aber antwortete nicht und fing an gar bitter zu weinen; der Christian stieg vom Pferde und sagte:

Warum ist er denn fort von hier und nicht bei Euch geblieben, wenn Ihr's so gut mit ihm meint?

Was sollt er hier thun? schluchzte die Liese. Auch mich mag Keiner, denn ich bin die krumme Liese und hör's oft genug, wie die Buben mich verspotten, mich mag Keiner, und doch bin ich nicht traurig darüber, denn wenn der liebe Gott mich so geschaffen, so hat er seine absonderliche Absicht gehabt, und man darf nit gegen ihn klagen!

Da schlug der Christian sein Visir zurück und rief:

Liese! liebe Liese!

Gewiß hat der liebe Gott seine absonderliche Absicht dabei gehabt, daß er Dich nit stolz und hoffärtig gemacht wie die andern Dirnen, damit ich durch Dich sollt besser werden und lernen auf Gott vertrau'n! Jetzt laß ich nit mehr ab von Dir und so Du willst, wirst Du glücklich sein, denn am frühen Morgen bis zum Abend will ich Dir's sagen wie Du mich auf den guten Weg gebracht, und wie ich Dir alles verdank was ich bin und was ich hab!

* * *

Und wie ein Jahr vergangen, da sah es lustig aus im ganzen Dorfe! Die Riesen hatten eine große Kirch gebaut und viele Häuser, so daß Jeder sein Eigenthun hatte im Orte! In der Schmiede arbeitete der Anton frisch drauf los, bis ihn sein Weib, die Gertrud, zu Tische rief, und wo der rothe Christian sich sehen ließ, da zog jeder seine Mütze und dankte ihm im Stillen Und als die neue Kirche fertig war, da hing der Christian seine Rüstung hinein und sein Schwert, und sagte:

Ich geb' es woher ich es genommen, ich will nit mehr fort von hier, Herr Pfarrer, und wo Eins ist auf weit und breit, dem's schlecht ergeht, so schickts zum rothen Christian, daß ich ihm helf. Die Liese aber lehrte ein jedes Kindlein im Ort das Lied vom Gottvertraun und auf jedem Weg und Steg sangen's die Kleinen:

Denn er umfaßt die ganze Welt,
Die er in seinen Händen hält,
Mit ewig junger Liebe.

Rose-Marie.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Es war einmal ein Bauer, der hatte einen ungerathenen Sohn, der hieß Lüderlich und machte seinem Vater viel Kummer und Herzeleid, und es verging fast kein Tag, wo zwischen dem Lüderlich und seinem Vater nicht eine Zänkerei vorfiel. Da geschah es eines Tages, daß der Lüderlich mit einer Karre Waizen in die Stadt geschickt wurde, um sie zu verkaufen und das Geld nach Hause zu bringen. Das war dem Lüderlich ein Auftrag so recht nach dem Herzen. Er verkaufte nicht allein den Waizen, sondern auch Pferd und Karre dazu. Da hatte er nun einen recht strammen Beutel; mit dem ging er in's Wirthshaus und spielte mit nichtsnutzigen Gesellen Karten und Würfel, bis der letzte Heller verspielt war. Was sollte er nun thun? In ein fremdes Land gehen, wie er's anfangs vorgehabt, das ließ sich jetzt nicht mehr machen, weil kein Zehrgeld da war. Er machte sich also auf und ging wieder nach Hause. Der Vater forderte ihm sogleich das Geld ab und fragte nach Pferd und Wagen. Da gab der Lüderlich eine freche Antwort und sprach: Ich hab' alles beim Karten verspielt und noch Schulden dazu gemacht. Da wurde der Vater blaß und blau vor Schrecken und Aerger und rief in seinem Zorne aus: So wollt' ich, daß dich der Teufel holte!

Der Teufel mußte sich ganz in der Nähe aufgehalten haben, denn kaum war der gräßliche Wunsch dem Munde des Vaters entflohn, so klirrten die Glasscheiben des Fensters entzwei und der leibhaftige Satan stand vor dem Lüderlich, der ein jämmerliches Geschrei erhob und sich unter den Tisch verkroch. Der Teufel aber freute sich, so wohlfeilen Kaufes an eine Menschenseele zu kommen, scharrte ihn mit dem Pferdefuße unter dem Tische hervor, warf ihn über die Schulter und flog zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hereingekommen war.

Der Vater stand mit verblüfftem Gesichte dabei und wunderte sich, daß sein gotteslästerlicher Wunsch so bald in Erfüllung gegangen sei. Staunen und Schrecken wichen aber zuletzt von ihm und da er Reue über sein Thun empfand und es doch nicht ändern konnte, so redete er sich ein, der Lüderlich habe sein Schicksal verdient, und über Kurz oder Lang würde ihn doch der Teufel geholt haben.

Mit diesem Gedanken ging es noch eine Weile gut; wenigstens gab er sich den Anschein, als sei er ganz zufrieden damit, daß es so gekommen sei, aber des Nachts, wenn die Leute schliefen und er sich vor Niemanden zu schämen brauchte, dann weinte er recht bitterlich und bat den Teufel inständigst, ihm den Lüderlich wiederzubringen.

Als er einmal lauter als gewöhnlich lamentirte, schob eine glühende Hand den Bettvorhang hinweg; der Satan stand vor dem Weinenden, lachte höhnisch und sprach: Wie magst du alter Narr dich um den Nichtsnutz so anstellen, der dir all sein Leben nur Verdruß gemacht hat? Kannst aber den Lüderlich wiederkriegen, wenn du mir die Rosemarie giebst, denn den Buben krieg ich doch einmal sicher; auf der Erde ist kein Kraut gewachsen, daß ihn vor der Hölle retten könnte.

Der Bauer fuhr ob solchen Ansinnens erschreckt von seinem Bette auf; denn die Rosemarie war ihm an's Herz gewachsen, weil

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0629-2

sie schön und lieblich und ihrer seligen Mutter Ebenbild war.

Er schlug ein Kreuz vor dem Bösen und herrschte ihm zu, sich zu trollen.

Das that der auch gehorsamst, lachte aber so unbändig, daß die Rosemarie in ihrem Bettchen, das dicht neben dem des Vaters stand, davon erwachte. Sie reckte die kleinen Aermchen nach dem Vater, sah ihn mit den klugen Aeuglein an und fragte, warum der Vater so häßlich gelacht habe. Der Bauer nahm die Rosemarie in die Arme, preßte sie an sein Herz und vergoß die bittersten Thränen.

Da fragte die Rosemarie, warum er weine? Ach, gab er zur Antwort, du kannst das nicht verstehen und wenn du es auch verständest, so könntest du mir doch nicht helfen.

Rosemarie sah ihn an und sprach: O, ich verstehe es gewiß und vielleicht kann ich dir auch helfen, denn so eben lag mein Schutzengel neben mir, der hielt mich fest in den Armen und sagte mir leise ins Ohr: Rosemarie, dein Vater ist unglücklich und du sollst ihn wieder glücklich machen.

Als das der Bauer hörte, erzählte er der Rosemarie die schreckliche Geschichte mit dem Lüderlich und wie er sein eigenes Leben gern hingeben würde, um ihn aus des Teufels Krallen zu retten; das sei aber dem Satan nicht genug, der wolle die Rosemarie haben oder den Lüderlich behalten.

Als er so gesprochen hatte, brach er von Neuem in Thränen aus und riß sich die grauen Haare aus dem Kopfe. Rosemarie aber lächelte und sprach: Wenn der Teufel wiederkommt, so sag' ihm: Ja, du kannst die Rosemarie kriegen!

Der Vater schüttelte mit dem Haupte und antwortete: Wenn er partout eines von meinen Kindern haben muß, so soll es wenigstens nicht das Beste sein.

Da lächelte Rosemarie noch einmal und fragte: Wer ist stärker, der Teufel oder mein Schutzengel? Du mußt aber wissen, daß mich der Schutzengel nicht im Stiche läßt. Fürchte dich darum nicht und thue, was ich dir gesagt habe! Dann legte sie sich wieder in ihr Bettchen und schlief.

Dem Bauer aber gingen die Worte seines Kindes im Kopfe herum und er dachte, daß sie wohl Recht haben könne, und wenn er das genau und wahrhaftig wüßte, dann wage er gar nichts dabei, vielmehr erhalte er den verlornen Lüderlich zurück und verliere die Rosemarie doch nicht.

Die Gewissensbisse um seinen Sohn wu rden von Tag zu Tag größer und da er es endlich gar nicht mehr aushalten konnte, so rief er in Gottes Namen den Teufel herbei und sagte ihm: Da liegt die Rosemarie; bringst du mir den Lüderlich wieder, so kannst du die mitnehmen.

Ha, sagte der Teufel, ihr Bauernvolk seid selbst dem Teufel zu klug. Du Schlaukopf, weißt recht wohl, daß ich jetzt keine Gewalt über sie habe, weil sie noch rein und unschuldig ist. Willst du mir sie aber bis ins 18te Jahr verwahren, so soll der Tausch gelten.

Da wurde dem Bauern angst um's Herz, denn er fürchtete, die Rosemarie könne auch schlecht und nichtsnutzig werden, wie ihr Bruder.

Der Teufel aber war kurz angebunden, schnauzte ihn an und sprach: Wie lange soll ich meine Zeit verlieren? Meinst wohl, ein Teufel habe seine Zeit gestohlen und könne sie bei jedem Lump vertrödeln. Mach's kurz, denn ich komme nicht noch einmal! Der Bauer fürchtete, der Teufel könne Wort halten, darum sagte er mit gepreßtem Herzen: Ja, ich will's thun; bringe mir nur recht bald den Lüderlich.

Im Handumdrehen war der Wille des Bauern erfüllt; es war accurat, als habe er ihn an der Ecke stehen gehabt und ihn von da nur herbeigepfiffen.

Dem Bauern brach statt eines Freudenschreis der kalte Angstschweiß aus, denn er dachte, jetzt werde der Teufel sein Scheermesser herausholen, ihm einen Schnitt in die Pulsader machen, die krumme Hahnenfeder hineintauchen und sie ihm zur Unterschrift darreichen. Der Teufel merkte wohl, mit welchen Gedanken er sich trug, darum reckte er spöttisch die Zunge am rechten Mundwinkel heraus und sprach: Schnick-schnack, geschrieben oder nicht geschrieben, 's gilt doch! Ja früher, da war's freilich so: Mein Großvater hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, die Rosemarie zu holen, wenn er es nicht verbrieft und versiegelt gehabt hätte; aber wie klüger die Menschen, desto gescheidter der Teufel.

Fort war er.

Der Lüderlich lag am Bette seines Vaters auf den Knieen und hob die Arme flehend empor; und er sah so elend aus, als ob er nicht halb satt gekriegt hätte. Und der Rücken war ihm ordentlich krumm, weil er in der Hölle den ganzen Tag den jungen Satans den Pferdefuß hatte wichsen müssen, damit sie auf Kirmessen, bei Hochzeiten und Maireigen anständig erscheinen konnten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0630-4

Erst gruselte es den Vater noch ein wenig und er zögerte lange, dem Lüderlich eine Hand zu geben, weil er fürchtete, sich daran zu verbrennen; aber die Vaterliebe ist noch stärker als der Teufel — und so zog er ihn denn zuletzt an seine Brust und sagte: Lüderlich, es ist dir Alles verziehen! Nun sorge aber auch, daß dich der Teufel nicht zum zweitenmale holt!

Dem Lüderlich hatte in der That nichts Besseres passiren können, als auf ein paar Jahre vom Teufel geholt zu werden, denn alle Nichtsnutzigkeit war ihm rein aus der Seele herausgeschwefelt und gefeuert und es war nichts drin geblieben, als die Reue und die besten Vorsätze; die hatten durchaus kein Feuer fangen wollen und waren auf diese Weise zur Freude seines Vaters unverbrannt geblieben. Gleich am andern Morgen ging er in den Stall, putzte das Pferd und zog mit dem Pflug auf den Acker. Es war jetzt ein ordentlicher Segen in dem Teufelsjungen, und nach wenigen Jahren hatte er durch seinen Fleiß doppelt und dreifach wieder eingebracht, was er früher verhaselirt und verliederlicht.

Die Rosemarie buselte und spielte in Garten und Feld, und ward von Jahr zu Jahr größer und schöner, bis zuletzt aus dem Kinde eine schmucke Jungfrau wurde, die im ganzen Dorfe nicht anders genannt wurde, als: die schöne Rosemarie.

Ihrem Vater schlug das Herz vor Furcht gegen die Rippen, wenn er sie mit leichtem, fliegendem Fuße über die Wiese gleiten sah, oder wenn sie mit ihrer reizenden Stimme Haus und Hof erfüllte. Anders war es mit den jungen Burschen, die konnten sich gar nicht satt an ihr sehen und hören und vergingen fast vor Sehnsucht, wenn sie vorüberkam. Auch manches feine Stadtherrchen vergaffte sich in ihr Gesicht und machte ihr allerlei Complimente; Briefchen, die von Patscholi dufteten, Sträußchen, die im Gewächshaus gewachsen waren, Ringlein und Tüchlein und noch viele andere Dinge, wofür mir die Dinte nicht hinreicht, kamen der Rosemarie zugeregnet.

Die Rosemarie aber war ein verständiges Mädchen und wußte recht wohl, daß der Teufel nur seine Fallstricke damit auswarf, um sie in seinen Netzen zu fangen; deßhalb rührte sie keines von den Geschenken an, sondern ließ sie von der Magd in eine kleine Kammer auf einen Haufen werfen und hing jedesmal wieder den Schlüssel sorgfältig um ihren Hals. Je weniger man sie auf dem Tanzboden sah, desto mehr fand man sie in der Kirche und an den sieben Fußfällen, so daß Mancher im Dorfe sagte, sie sei frömmer als nothwendig und werde sich noch durch den Himmel hindurch beten.

So kam endlich die Zeit heran, wo sie das ausgemachte Alter hatte. Der Vater war mittlerweile grau und gebrechlich geworden. Er weinte Tag und Nacht um sein Kind; auch Lüderlich, der um den Tauschhandel wußte, grämte sich über das Schicksal seiner Schwester und die beste Mahlzeit schmeckte ihm wie gehackte Hobelspäne. Rosemarie aber blieb vor wie nach guter Dinge und verließ sich auf Gott und ihren Schutzengel, der sie bis dahin so getreulich vor aller Sünde bewahrt hatte.

Unterdessen war der erste Mai gekommen und das war just der Tag, auf den ihr Vater mit dem Teufel einig geworden war. Kummervoll legte sich der Bauer zu Bette und zog die Vorhänge zusammen, schaute aber verstohlener Weise durch die Oeffnung nach Rosemarie's Bette, um zu sehen, ob sein Kind wirklich vom Bösen geholt würde.

Sobald Mitternacht vom Thurme geschlagen hatte, öffnete sich die Zimmerdecke und der Satan ließ sich an einem Spinnenfaden herab, der oben am Balken hing. Nun, Alter, sprach er, hab' ich den Kalender nicht richtig im Kopfe? Laß das Greinen sein und gieb mir die Rosemarie! Meine Großmutter freut sich außerordentlich auf die Bekanntschaft des schönen Kindes!

Dem Bauern klapperten die Zähne.

Der Teufel aber schritt an das Bett der Rosemarie und wollte sie auf seinen Rücken packen, wie früher den Lüderlich; aber er stand plötzlich, wie auf Nesseln, denn neben der Rosemarie lag einer, der strahlte wie die Sonne, und der Satan zwinckerte ob des Glanzes mit den Augen und zog das Maul so schief, daß es ihm den Ohrlappen berührte. Der aber neben der Rosemarie lag, das war einer, der früher mit ihm im Paradies gewesen und dem Herrn treu geblieben war, als er aus Hochmuth abfiel.

Schlimmeres hätte dem pfiffigen Patrone nicht passiren können. Ein paar mal strich er sich verlegen den langen Ziegenbart, dann näherte er sich dem Bette des Bauern und sprach: Spitzbub' und Betrüger, ist das ehrlich Wort gehalten? Was thut der Glänzende da bei der Rosemarie? Schäme dich deiner Niederträchtigkeit! Schicke ihn fort oder ich hole euch zur gelegenen Stunde allesammt, dich, die Rosemarie und den Lüderlich! Zehn Jahre laß ich dir die Erbsen und Wicken obendrein verhageln.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0631-9

Dem Bauer war es am liebsten, daß es so kam und er sah den Wuthausbrüchen des Gehörnten mit großer Gemüthsruhe zu. Sein Toben dauerte noch eine Weile fort, als endlich die Rosemarie erwachte und mit kindlicher Freude ausrief: O Vater, im Himmel war es schön! Der Strahlende erhob sich von ihrer Seite und entschwebte zum Schrecken des Vaters, zur Freude des Satans. Mit jähem Sprunge stand er an ihrem Bette und wollte sie in seine auseinandergespreizten Fledermausflügel rollen. Aber wieder stieß er auf ein Hinderniß, denn um den Hals der frommen Rosemarie hing ein Rosenkranz, der ihm wie ein scharfes Schwert in die Augen stieß.

Verfluchtes Lumpengesindel, knirschte er, ihr seid eigentlich noch zu schlecht, daß euch ein rechtschaffener Teufel holt!

Rosemarie aber sprach: Gräme dich nicht, versprochen ist versprochen; geh' nur voran, ich folge dir.

Da wurde der Teufel ungemein höflich, machte einen tiefen Bückling und kletterte dann an dem herabhängenden Spinnenfaden wieder durch die aufklappende Stubendecke hinweg.

Rosemarie aber ging in die Kammer, wo die Patschuli-Briefchen und die übrigen Geschenke lagen, band sie in einen Bündel und ging zum Hause hinaus. Vor dem Dorfe aber standen in langer Reihe die sieben Heiligenhäuschen oder Fußfälle; bei jedem derselben kniete sie nieder und befahl in andächtigem Gebete ihre Seele dem Herrn. Ihr zur Seite aber kniete der strahlende Engel mit gefaltenen Händen und zum Himmel erhobenen Augen. Der Teufel aber humpelte vor ihr her und blieb zuweilen stehen und schimpfte wie ein Trödeljude, daß sie so lange an den Bildstöcken hockte.

Als sie ihr Gebet geendigt hatte, schritt sie muthig dem Teufel nach und kam bei dem blassen Mondscheine auf ein weites Feld, wo sie als Kind häufig Cianen und Klatschrosen gepflückt hatte. Der Teufel war weit voraus und winkte ungeduldig mit dem Finger. Rosemarie aber wurde von etwas Anderm aufgehalten, an das der Teufel wahrscheinlich nicht gedacht hatte: Mitten auf dem Felde stand ein Kreuz, daneben ging ein Mann, in einen schwarzen Mantel gehüllt, auf und ab, der hatte einen schweren Grenzstein unter dem Arme und rief: Wo setz' ich ihn hin? Wo setz' ich ihn hin? Als Rosemarie in seine Nähe kam, schlug er den schwarzen Mantel auseinander und zeigte einen Leib, der über und über glühend war, wie ein geheizter Back-Ofen. Ach, dachte Rosemarie, das ist einer, der in seinem Leben die Grenzsteine verrückt hat und nun auf Erlösung hofft. Ach, könnte ich ihm helfen!

Kaum hatte sie diesen mitleidigen Wunsch in sich aufsteigen gefühlt, so sah sie eine glänzende Furche sich durch das Feld hinziehen und am Ende derselben ein Loch; und da der glühende Mann jetzt wieder jammerte: Wo setz' ich ihn hin? Wo setz' ich ihn hin? so sagte sie: Setz' ihn hierher! und zeigte mit dem Finger auf das Loch. Der glühende Mann stellte sich an ihre Seite, schaute das Loch und die Linie an, winkte freudig mit dem Kopfe und setzte den Stein an seine Stelle. Mit einem jubelnden „Gott lohn's!" ging er in ein weißes Wölkchen auf und schwebte zum Himmel, wo Rosemarie ein freudiges Jauchzen zu vernehmen glaubte.

Leichten Herzens schritt sie dem Walde zu; rechts und links öffneten sich Schluchten, in denen hohle Baumstämme stimmerten. Plötzlich hörte sie das Traben eines Pferdes; mit einem Satze war es hinter ihr und legte seine Vorderfüße auf ihre Schultern, aus den schnaubenden Nüstern Feuer und Flammen in ihren Nacken blasend.

Sie wußte gleich, daß es einer jener Unglücklichen war, der in viehischer Lust dahingestorben, von ihr seine Erlösung erwartete. Deßhalb berührte sie mit dem Rosenkranze seinen eisernen Huf und sprach im Geben ein frommes Gebet. Sogleich fielen die Füße von ihrer Schulter und über den Bäumen schwebte ein weißes Wölkchen dem Himmel zu.

Nach einiger Zeit trabte ein Wolf auf sie zu, der öffnete seinen Rachen, um sie zu verschlingen. Rosemarie wußte wohl, daß es kein gewöhnlicher Wolf, sondern ein Raubmörder war, der sein Leben am Hochgerichte ausgehaucht hatte und nun seiner Erlösung entgegensah.

Mit unerschrockenem Muthe streckte sie ihm die Hand mit dem Rosenkranze in den Rachen, und plötzlich war der Wolf verschwunden und ein weißes Wölkchen schwebte gegen Himmel.

Wo hältst du dich auf, rief der Böse? So spute dich doch; ich bin lange von Haus weg und meine Großmutter wartet mit Schmerzen!

Jetzt ging es steil bergab; Rosemarie hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Ringsumher war es schaurig und unheimlich, und wenn sie sich beim Hinabrutschen auf die Erde stützte, so glaubte sie mit der Hand auf Molche und Ottern zu treffen. Endlich kamen sie in

einer tiefen Schlucht an und der Teufel rief: Halt! Wir sind zur Stelle! Hast du noch etwas mit der Erde abzumachen, so thu' es bald, denn es geht jetzt hinunter in meine Residenz.

Ich will nur noch von meinen Lieben Abschied nehmen, gab sie zur Antwort, und rief mit lauter Stimme: Alle, die mich lieben, kommen mir zu Hülfe!

Da knackte es in den Büschen; ein Mann in schwarzem Mantel, ein Pferd und ein Wolf umstellten den Teufel und Rosemarie.

Der Satan stieß einen fürchterlichen Fluch aus und sprach: Das kommt vom Zaudern, nun ist das Lumpengesindel auch los und wendet sich gegen mich; aber ihr sollt sie mir nicht entreißen; sie gehört mir und keinem Andern.

Der Mann aber und die zwei Thiere hieben und bissen auf ihn ein, daß er wie rasend heulte und trotz seiner Furcht vor geweihten Dingen sie mit dem Rosenkranze zu sich heranzerrte.

Rosemarie stieß einen Angstschrei aus, daß es in dem Thale wiederhallte. Da öffnete sich der Himmel und über der Schlucht schwebte in hoher Luft ein Kranz von Engeln. Einer davon senkte sich mit flammendem Schwerdte herab und stieß es dem Teufel in den flammenden Rachen. Da klaffte die Erde auseinander und Satan stürzte in den grauenvollen Schlund. Der Engel aber nahm das Bündel aus Rosemarie's Händen, schleuderte es dem Teufel nach und sprach: Nimm die Schlingen, in der du die Unschuld fangen wolltest, mit dir in die Hölle. Der Schlund klappte zu und Rosemarie befand sich plötzlich auf einer vom hellen Sonnenschein beleuchteten blumigen Wiese, wo Bruder und Vater ihr mit freudestrahlenden Gesichtern und ausgebreiteten Armen entgegenkamen.

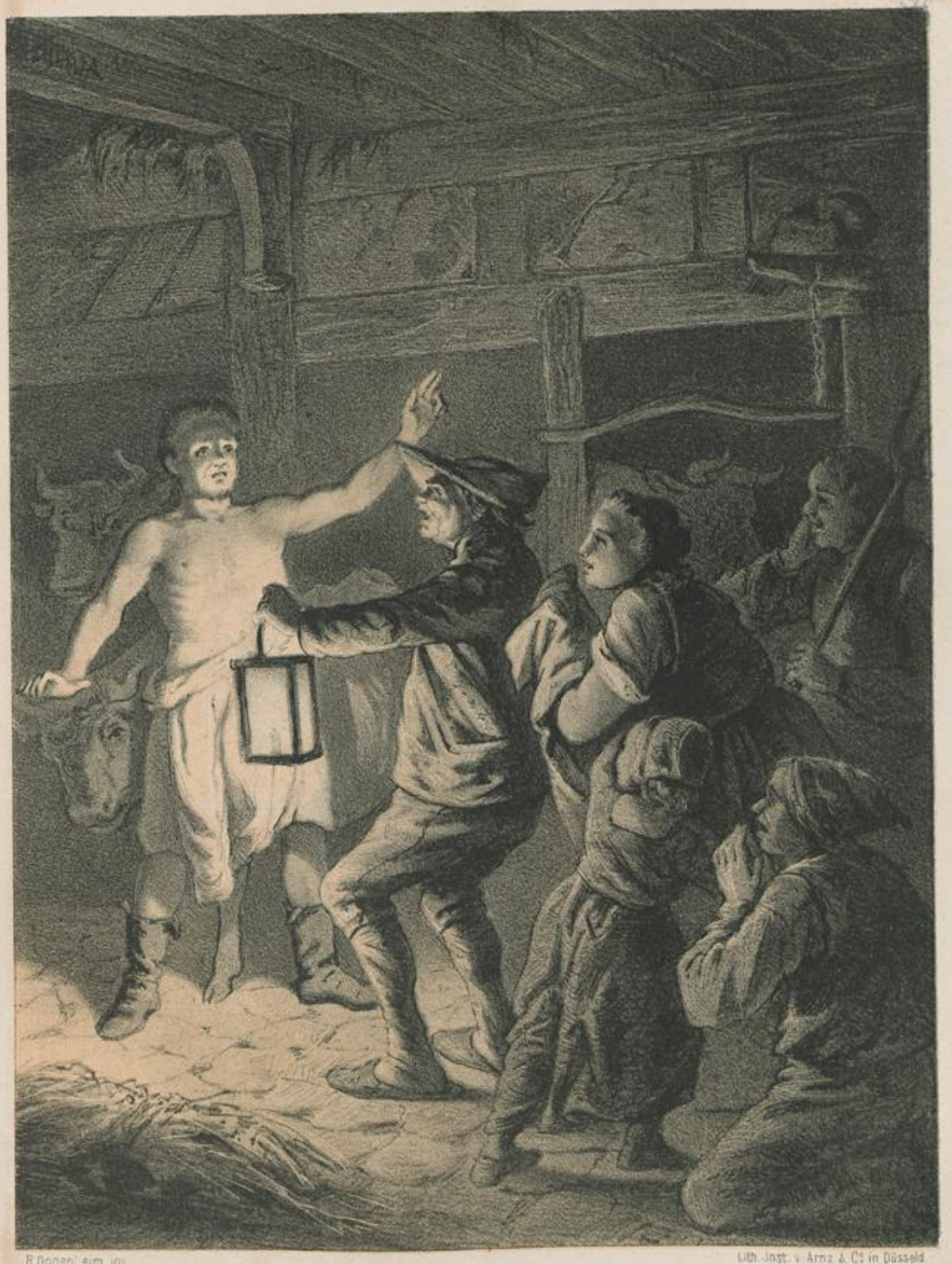
Was nun weiter aus den dreien geworden, das mag Jeder sich so schön ausmalen, wie er Lust hat; ich aber habe es satt, mich noch länger mit dem Satan herumzubeißen, sondern will mich lieber auf's Ohr legen und eine recht schöne Geschichte ausdenken, worin nichts Schreckliches und Gruseliches vorkommt.

St. Martin im Stalle.

Märchen von **N. Hocker.**

Ein reicher Bauer feierte lustig und wohlgemuth die Martinsnacht mit Weib, Kind und Gesinde. Sie aßen recht wacker und tranken noch mehr, so daß sie bald von Sinnen kamen. Schlaue Diebe nahmen die Gelegenheit wahr, brachen ein Loch in den Viehstall und einer der Gesellen schlüpfte hinein. Plötzlich schlugen die Hofhunde an und der Bauer ging mit einer Laterne in der Hand nach dem Stalle, um zu sehen, was sich dort begeben. Der so überraschte Dieb warf die Kleider ab und trat dem betrunkenen Bauer in Adams Tracht entgegen. Da ihm die Kinder und das Gesinde folgten, so machte der Dieb über das Vieh und die Bauern Kreuze über Kreuze und murmelte dazu, als spräche er den Segen. Hierauf winkte er den Bauer zu sich heran und sagte: „Ich bin St. Martinus und hierhin gekommen, Euer Vieh zu segnen, weil Ihr an meinem Festtage so viel Wein geopfert habt. Euer Vieh ist gegen Diebe und Krankheiten bewahrt, auch werde ich ferner Euch gnädig sein. Setzt nur das Fest ruhig fort und laßt Euch nicht im geringsten stören." Der Bauer weinte vor Freuden und schätzte sich glücklich, daß Sct. Martinus ihn so großer Ehren würdig erachtet habe. Er blies die Laterne aus und ging wieder ins Haus zurück. Hier verkündete er seiner Frau das Erscheinen des Heiligen und forderte Alle auf, ihm zu Ehren wacker zu trinken, denn heute sei ein Freudentag für ihn angebrochen. Die Frau mußte noch einen alten Käse herbeischaffen, damit der Wein desto besser schmecke und so waren sie lustig und guter Dinge bis an den hellen Morgen. Als der Bauer seinen Rausch ausgeschlafen hatte und in den Stall kam, um nach dem Vieh zu sehen, fand er, daß der Dieb ihm Kühe und Rinder weggetrieben und ihm das leere Nachsehen gelassen hatte. Er heulte jämmerlich und die Kinder mit ihm. Die Frau schalt ihn aber einen Esel über den andern und meinte, wäre er nicht selbst so ein großes Rind gewesen, so ständen ihre Rinder noch im Stalle. Der Bauer nahm sich das zu Herzen und hat Sct. Martinus wenig Ehrfurcht mehr bezeigt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0633-0



R. Oppenheim inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseld.

St. Martin im Stalle.

(Sage von N. Hocker.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0634-6

Peter Dimringer von Staufenberg.

Volksmärchen, erzählt von **Ellen.**

Vor langer, langer Zeit lebte in der Ortenau ein junger Ritter, schön, tapfer und in jedem Stücke preiswürdig, der hieß Peter Dimringer und war von dem Staufenberger Stamme. Hab und Gut seiner Ahnen war ihm früh zugestorben, also daß er bereits als Jüngling frei schalten konnte und weit umher kam, durch Stechen und Ritterspiel Ehre und Ruhm zu erwerben. Das gelang ihm überaus und in Lamparten, Ungarland, Baiern, Franken und viel andern Landen ward sein Name ruchtbar und hochgeehrt. Zumal aber gegen die Heiden auch hatte er mannlich und mit viel Ritterlichkeit gestritten, also, daß es bei den Saracenen von ihm hieß:

Das ist ein Herr, wie er soll sein,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sein Herz ist lauter, sonder Wank,
Sein Speer zu kurz nicht, nicht zu lang,
Das ist ein rechter Rittersmann.

Insonderheit aber war Herr Peter Dimringer schönen Frauen und Jungfrauen gar zugethan und diente ihnen, wie er vermochte, allewege.

Wenn er noch so zornig war
Und sah ein Fräulein schön und klar,
Verschwunden für den ganzen Tag
War sofort sein Ungemach.

Also stand er auch bei der Frauenwelt in aller Achtung, wie denn die Chronik von ihm berichtet:

Der unverzagte, werthe Mann
Legt' immer reiche Kleider an,
Die seinem Leibe stunden wohl.
Und wenn ich mehr ihn rühmen soll,
Brettspiele konnte er gar viel
Und alle Arten Saitenspiel;
So mocht' er froh die Zeit vertreiben,
Lesen konnt er auch und schreiben;
Das lernt' er schon in jungen Tagen,
Dazu auch birschen, beizen, jagen,
Konnte dieser Ritter gut,
Das schuf ihm immer frischen Muth
Und fröhliche Tage.
Nun höret was ich weiter sage.

Nach allerlei Fahrt und Abenteuer war einst Herr Dimringer auf seiner Veste Staufenberg mit guten Freunden hochgemuth zusammengewesen und hatten gezecht und viel geredet von der Welt Lauf und wie sich alle Dinge oft so wundersam schickten. Das war vor Pfingsten, wo alle Creatur fröhlich wird. Als nun der heilige Tag anbrach, erhob sich der werthe Ritter in aller Herrgottsfrühe und sprach zu seinem Leibknappen:

Geh, bereite mir ein Pferd,
Und welches sich dein Herz begehrt,
Das magst du dir bereiten;
Wir woll'n nach Nußbach reiten,
Da will ich hören Messe,
Auf daß doch Gott vergesse
Meiner Sünd' ein gutes Theil.
Denn leider hab' ich immer feil
Getragen Leben und Leib
Um Ehr' und manch' schön Weib,
Dazu um weltlichen Ruhm.

Also sprach der Herr in frommem Sinne und der Knecht that gehorsam, wie ihm befohlen, brachte auch Hut, Mantel, Sporen und Schwert herbei, worauf sie dann aufsaßen. Danach schickte Dimringer seinen Knappen voraus, um allein und in Ruhe sein gewohntes Gebet zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0636-7

sprechen, wie er es gern that, und ritt so langsam fürbaß.

Der Knappe war aber den Burgweg schnell hinunter gekommen und da er bis zum Walde gelangte, der in frisch grünem Laube stand und von der Vöglein Gesang lustiglich wiederhallte, lag da ein großer Stein am Hag. Darauf saß ein gar schön Jungfräulein ganz allein und das Abenteuer sagt,

Daß Gott auf dieser Welt kein Weib
Erschuf, das schöner war von Leib
Als dieses, und so zart und reine
Von Fleisch und von Gebeine.
Ein holder Bildniß sah man nimmer,
Denn wie der klaren Sonne Schimmer
Mit lichten Strahlen wonnereich
Den Glanz der Sterne löscht sogleich,
So schien das werthe Fräulein gut
Vor allen Frauen hochgemuth. —

Da gedäuchte denn auch dem Knappen anders nicht, als daß sie aus dem Himmelreich sei oder aus dem Paradiese gekommen und gehöre zu der Engel Schaar. Von Palmatseide rosenklar war ihr Gewand und vom Gewand warf lichten Schein manch wonniglicher Edelstein und Goldgeschmeide, das fürwahr so schöner Frauen würdig war.

So war nun der Knappe voll Staunen, da er das Fräulein sah, zumal sie ihn gar hold grüßte, mußte indeß sein Rößlein weiter traben lassen, denn sein Herr kam nahe hinter ihm zur selben Zeit, hätte aber gar gern das holde Bildniß länger betrachtet.

Während nun der Knappe nach höflichem Gruß voranritt und sich fleißig umschaute, kam Herr Dimringer heran, sein Morgengebet für sich hinsagend. Da sah auch er die Schöne auf dem Steine allein dasitzen, gar sittiglich und lieblich, also daß flugs all Kümmerniß und Sündenleid aus seinem Sinne entwich.

Von ganzem Herzen ward er froh,
Mit Züchten sprach er zu ihr so:
Gott grüß euch, Frau, in aller Zucht,
Gott grüß euch, hochgelobte Frucht,
Ich grüß euch, allerschönstes Weib,
Die Seele je gewann und Leib,
Die jemals sah dies Erdenthal,
Ich grüß euch, Herrin, tausendmal!

Da erhob sich das Jungfräulein und wie sie zu ihm an sein Roß trat, gerieth sein Herz in Brand und mit Inbrunst hörte er ihre Worte:

Gott dank' es dir im Himmelreich,
Daß du so hold mich grüßest gleich.

Er aber sprang schnell vom Pferde, bot ihr die Hand zum Gruße und fragte sie mit edlem Anstande, wie es geschehen sei, daß sie so allein am Waldeshag auf dem Steine gesessen wäre. Sie schaute ihm mit gutem Auge in's Antlitz und versetzte mit herzigem Lächeln, darüber ihm fast der Athem benommen ward:

O Freund, ich wartete hier dein!
Denn glaub' es bei der Treue mein,
Daß du mir sehr am Herzen liegst,
Seit du zuerst ein Pferd bestiegst.
Ich dachte stets nur dein zu pflegen
Auf Straßen und Stegen,
In Sturmen und Streiten
Zu allen Zeiten.
Wo man am Hof dich stechen sah,
Sorgt' ich, daß dir kein Leid geschah.
So gelang dir, Ritter werth,
Alles, was dein Herz begehrt;
Mancher wohl erschlagen ward,
Dich schützte meine Gegenwart.
Wie am heil'gen Gottesgrabe
Treu ich dich behütet habe,
Schützt' ich dich in jedem Land
Stets mit meiner freien Hand.
Schwaben, Baiern, Ungarland
Haben drum dein Lob erkannt,
Ich beschützte dich in Preußen,
In Italien, vor den Reußen,
In Engelland bewahrt' ich dich,
In Frankreich auch gar ritterlich,
In Neapel, in Lamparten
Wußt' ich deines Heils zu warten,
Wohin dein Herz nur trug Begier,
Da war ich allezeit bei dir
Und doch gewahrtest du mich nie,
Nun, lieber Freund, schaust du mich hie,
Leiblich wollt' ich bei dir sein,
Darum wartete ich dein
Auf diesem Stein
Allein.

Also sprach sie noch gar viel Schönes und Gutes und dem Ritter war, als ob sich ihm der Himmel aufgethan, wußte aber nicht, wie er mit der Schönen dran war, konnt's auch nicht erfassen über den Anblick ihrer hohen Lieblichkeit. Endlich bedankte er sich ihrer Huld und Gnade und sagte:

Großes Heil ist mir geschehn,
Daß ich auch euch durfte sehn
Und nach manchem Ungemach
Hab' erlebet diesen Tag,
Möcht' ich nach dem Willen mein
Stets von euch begnadet sein.
All mein Leben, jung und roth,
Will ich weih'n euch bis zum Tod.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0637-3

Denn es war der Ritter bereits in solcher Liebe entzündet, daß er einzig gedachte, wie er der Jungfrau theilhaft werden und sie zur Geliebten gewinnen und ehelichen möchte. Nur darauf ging allein sein Sprechen und Werben aus; sie sagte ihm aber, was gar verwunderlich ist:

Hör', wie ich bescheide dich,
Wann du willst, so hast du mich,
Deine Liebste will ich sein,
Doch du kannst mich nimmer frein.
Leben sollst du ohne Noth
Allzeit bis an deinen Tod,
Gutes, was dein Herz begehrt,
Wird dir all von mir gewährt,
Daß bis an den jüngsten Tag
Nichts dich je betrüben mag.
Aber werd' ich also dein,
Darfst du keine Andre frein,
Nimmst du doch ein ehlich Weib, —
Höre, was ich jetzo sage, —
So erstirbt dein stolzer Leib
Darnach an dem dritten Tage.
Niemand kann's dann wenden mehr,
Drum bedenk' dich wohl vorher.

Bei solcher Bescheidung hätte sich nun wohl gar Mancher ernstlich bedacht oder doch um Bedenkzeit gebeten. Denn in Heirathsachen soll man achtsam sein. Das thut aber niemals, wer in heißer, aufrichtiger Liebe brennt. Also sagte auch Ritter Dimringer ohne Säumen und mit zitternder Stimme nur die Worte:

Frau, ist diese Rede wahr?
Ja, sprach das schöne Fräulein klar,
Ich will dir Gott zum Bürgen geben
Und dazu mein Leib und Leben.
Wenn ich dir nicht sage wahr,
So helfe Gott mir nimmerdar.

Dimringer war damit beruhigt, küßte ihre weiße, weiche Hand und sprach:

So sei mein Weib, wie ich dein Mann,
Gott nehm' auch ich zum Bürgen an,
Der nie ein treues Herz verstieß
Noch seiner Hülfe darben ließ,
Er half ihm stets aus aller Noth,
Leib und Seel' hört sein Gebot,
Er mög' an uns auch gnädig thun,
Frau, ich bin entschlossen nun,
Mein Leib und Leben
Zu eigen dir zu geben,
So lang mir Gott das Leben läßt.

Danach umarmte er sie und küßte ihren rothen Mund, was sie herzlich erwiederte. Sie saßen eine Weile auf dem Steine am Waldeshag, plaudernd und kosend, wie Verliebte thun und thun sollen, und waren also selig, wie die Chronik vermeldet, daß Lieb und Liebesglück so groß nie früher ward gefunden noch späterhin, als zu der Stunden die Seligen hatten beide. Dazu zwitscherten und flogen um sie zu die Frühlingsvögel und der Wind strich durch die Blumen der Haide. Bald aber vermahnte sie ihn mit diesen Worten:

Nun setz' dich wieder auf dein Pferd
Und scheide von mir, Ritter werth,
Du bist auf einem Gottesgange,
Ich sünd'ge, wehr' ich dir es lange.
Der Sünde will ich ledig sein.
Nimm, Trauter, dieses Ringelein
Es liegt ein Edelstein darin,
Wie schönern nie der Tag beschien.

Der Ritter that den Ring alsbald an den Finger, wo er hell funkelte im Schein der Sonne, und hing ihr dafür ein gülden Kettlein um, so er selbst am Halse zu tragen gewohnt war. Das nahm sie in Züchten mit Freundlichkeit und bat ihn, ihr nun Urlaub zu geben, wonach er sagte:

O Frau, mag es nicht anders sein,
So thue ich den Willen dein,
Doch daß ich von euch scheide hier,
Das ist zu größerm Leide mir,
Als je vordem mir ist geschehn,
Wie soll ich nun dich wiedersehn?

Aber sie lächelte gar süß, sah ihn mit ihren klaren Aeuglein huldvoll an und sprach, wobei sie ihm sein güldgelbes Haar von der Stirne strich:

Du heißgeliebter guter Mann,
Das erste Läuten ist gethan,
Nun reit' und hör' die Messe,
Daß Gott dein nicht vergesse.
Ward dir der Segen dann ertheilt,
So reite heimwärts unverweilt,
Verlangt sodann dein Herz nach mir,
Dann bin ich alsobald bei dir.

Der Ritter war ein Mann starkmüthig und sinngetrost, deshalb kamen nicht viel wunderbare Gedanken in sein Herz, was auch sein minniglich Glück nicht zuließ.

Er sprach: So will ich reiten,
Sie sprach: Das thu bei Zeiten,
Schnell mußt des Weges du nun fahren,
Daß Gottes Hülfe wir erfahren. —
Wie er nun von ihr Urlaub nahm,
Immer ging und wieder kam,
Da lachten diese beide

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0638-8

Auf der beblümten Haide
Einander hold und freundlich an,
Das schöne Weib den schönen Mann,
Wobei sie nach Gelüsten
Sich außermaßen küßten.

Der Abschied fiel ihm gewaltig schwer, so daß er wohl leicht die Messe verpaßt hätte, war auch schon das zweite Läuten im Gange. So fragte er sie endlich:

Nun sagt mir, schönste aller Fraun,
Wem soll ich euch hier anvertraun?

Denn er vermeinte nicht anders, als daß ihr Geleit und Knappentroß in der Nähe wären oder im Walde verborgen. Des lächelte sie aber und versetzte:

Mein Lieb, hab keine Sorg' um mich,
Wohin ich will, da fahre ich,
Gott hat die Gnade mir gegeben,
Zu führen ein gar freies Leben
Auf Schloß und Burg, in Feld und Wald,
Das kommt dir auch zu Gute bald.

Also rief der Ritter sein gutes Thier, das er gewöhnt hatte, behende zu ihm herzulaufen, wenn er „Gesell" rief. Das stellte sich denn auch willig ein, wonach er flink aufsaß.

Danach ritt er mit dem Knappen, der sein gewartet hatte, spornstreichs durch den Wald, bis er das Kirchlein ersah, sprang ab und kniete am Altare nieder, da man anhub die Messe zu sagen. Und als nun das Amt begangen war, rief der tugendreiche Ritter Gott im Himmel an, zumal aber die heilige Gottesmutter und betete also:

Maria, Himmelskönigin klar,
Die allzeit meine Zuflucht war,
Mein Beistand bei der Feinde Trutz,
Mein Gottesheil und Himmelsschutz,
Auch heut' geb' ich in deine Hut
Dir Leib und Seel' und Ehr' und Gut.
Wohin ich fuhr in weiter Welt,
Auf dich war stets mein Sach gestellt,
Ich bin dein treuer Rittersmann,
So nimm auch jetzt dich meiner an,
Wo hoher Frauenliebreiz mich
Verstricket hat gar inniglich,
So daß ich, wo ich geh' und steh',
Allein ihr holdes Antlitz seh,
Süß Wängelein, liebrothen Mund
Und Aeugelein voll Seelengrund,
Die weißen Zähnlein, die sie zeigt,
Wenn sich ihr Sinn zum Lachen neigt,
Des Leibes seine Wohlgestalt
Und all die Reize mannichfalt
Auch hier im reinen Gotteshaus
Verlangt mein Herz nach ihr hinaus,
Vergieb mir, Himmelskönigin,
Erhalte du mir Leib und Sinn.
Ich nahm ein Weib und hab doch keins,
Ich nahm kein Weib und habe eins,
Sie folgt mir nicht, ist doch mir nah,
Wenn ich sie wünsche, ist sie da.
Ich hab' mein Leben, jung und roth,
Ihr angelobet bis zum Tod,
Du wahre mich vor Leid und Schuld,
Erhalt' uns Beid' in deiner Huld.
So bin ich denn in Gottes Namen
Ihr heilig anvertrauet. Amen.

Solches Gebet hatte ihm gar wohlgethan, daß er sich jeder Sünde frei hielt und getrost wieder aufsaß heimzureiten. Das ging schnell, so daß der Hengst schäumte und der Knapp über die Eile und den Eifer seines Herrn gar verwundert war. Der Ritter aber ging daheim alsbald in sein bestes Gemach, ließ einen Tisch und zwei Stühle hinstellen die köstlichsten Speisen und guten Wein, dazu Blumen, Früchte und allerlei Leckerei auftragen und hieß danach Diener und Kämmerlinge hinausgehn. Es war ihm aber um's Herz, wie nie zuvor, wie es denn Jedermann zu sein pflegt, wenn er sein Hochzeitsfest begeht, absonderlich aber Herrn Dimringer von Staufenberg, der allein im Gemach war und den Riegel wohl vor die Thüre geschoben hatte.

Danach aber, wie die Chronik vermeldet, faltete der Ritter still seine Hände und sprach:

Du großer Gott im Himmelreich,
Hätt' ich die Schöne sonder Gleich,
Die ich fand auf dem Steine,
Hier bei mir ganz alleine.

Somit wollte er den Ring küssen, den sie ihm verehrt hatte, da ging von dem Edelsteine des Ringes ein lieblich rosenfarben Licht aus, davon er halberlei geblendet ward. Und demnach stand sie vor ihm in ihrer Lieblichkeit, wie er sie Morgens im Walde gesehn hatte. Er umfing sie gar zärtlich und sprach:

Gegrüßt sei, schöne Herrin mein,
Sollst Gott und mir willkommen sein,
Nun sei mein Weib und sitz bei mir. —
Sie sprach: Mein Freund, Gott lohne dir!

Danach setzten sie sich an den Hochzeitstisch, waren außermaßen glücklich und, wie geschrieben steht,

Hatten auch gar Kurzweil viel
Mit der süßen Minne Spiel.

Also hatten die Beiden ein fröhlich Hochzeitsfest, sprachen von manchen Dingen lustiglich, scherzten und lachten, stießen mit ihren Gläsern an, wenn Eins trinken wollte, und wenn sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0639-7

sich in rechter Liebe in die Augen gesehn hatten, küßten sie sich darnach. —

Die Schöne hub darauf mit fröhlichem Lachen, wobei sie immer ihre schönen Zähne sehen ließ, zu dem Ritter an:

Mein lieber Freund und bester Mann,
Wir haben nun dies Glück fortan
In Frieden bis zum letzten Tag,
So daß uns Niemand scheiden mag,
Wenn du getreu und unverzagt
Stets also thust, wie ich gesagt.

Dazu war er gar geneigt, schob Teller und Pokal beiseit, ergriff ihre Hand und versetzte:

Schönste Herrin, habe Dank,
Dein bin ich mein Lebenlang,
Thue Alles williglich,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Mein gewaltig sollst du sein,
Ewig bin ich einzig dein.

Sie sprach darauf:

Lieber, was dein Herz begehrt,
Geld und Gut sei' dir gewährt,
Aller Reichthum mancher Art,
Den die Geizigen einst erspart,
Still vergraben und versteckt,
Daß kein Andrer ihn entdeckt,
Ist nunmehr zu Gottes Ruhm
Unser Hort und Eigenthum.
Wir freun uns mit ihrem Gold,
Da sie selbst es nicht gewollt.
Dessen bin ich seelenfroh,
Drum sei du es ebenso.
Was du willst, erheisch von mir,
Gern und willig geb' ich's dir.

Und so geschah es. Dimringer war an Liebesglückseligkeit und allen Gütern dieser Welt ein reicher Mann und da er nicht Grund hatte zu sparen, sondern allewege freigebig war und großmüthig, so war er geachtet weit und breit von Tag zu Tag mehr. Viel Edle gesellten sich zu ihm und erfuhren, daß er ein mildes Herz in seiner Brust trug. Aber von seiner heimlichen süßen Minne erfuhr Niemand ein Sterbenswörtlein, es blieb aber also, wie er im Kapellchen beim Beten gesagt hatte:

Sie folgt mir nicht, ist doch mir nah,
Wenn ich sie wünsche, ist sie da.

Darüber ließe sich nun Viel reden und schreiben, was sich aber Jeder nach Belieben ausdenken mag. Gar bald aber zog der Ritter wieder hinaus und kam in Länder, die er schon früher durchzogen, und in fremde, die er noch nicht gesehen. Ueberall wurde er mit Freuden empfangen und vielgepriesen, denn er hatte stets eine auserlesene Schaar von Grafen, Freien und Dienstmannnen um sich, die ihn ehrten, wie sie durch ihn geehrt wurden. Zumal wurde er aber von schönen Frauen und Jungfrauen gern gesehen, die von ihm sagten

Und rühmten, er durchreise
Die Welt in rechter Weise.

So steht geschrieben, aber dann wird auch berichtet, daß allzeit die Schöne, die er im Waldeshag gefunden, sein Herz besessen und es ihr kein ander Weib abtrünnig zu machen vermocht habe.

Wohin er auch der Lande fuhr,
An sie in Liebe dacht' er nur,
Und wünscht' er, daß sie bei ihm wär',
So trat sie aus der Luft daher.

Nun geschah es aber einst, daß er nach langer Ausfahrt wieder in der Ortenau einsprach und auf Schloß Staufenberg herrliche Gastereien und Gelage veranstaltete. Da kamen eines Abends, als Tanz, Sang und Saitenspiel stille waren, seine Freunde und Anverwandten zu ihm, nahmen den vielwerthen Ritter allein und redeten so zu ihm:

Freund, Gut und Ehren hast du viel,
Doch ist das nicht des Lebens Ziel,
Gar manche Jungfrau wird gepriesen,
Du solltest eine dir erkiesen
Und heim als deine Gattin führen,
Wie deinem Stande mag gebühren.
Das thu', wir Alle bitten dich,
Du bist ein Held gar ritterlich,
Willst du die Jahre so vertreiben?
Daß keine Erben hinterbleiben?
Das wär' in alle Ewigkeit
Fürwahr groß Jammer und viel Leid.
Wohl mancher Fürst in deutschem Land
Gäb' gern dir seiner Tochter Hand.
Drum thu' nach Freundes Rath und Lehr',
Dir giebt es und uns selbst viel Ehr,
Erheben wird es dein Geschlecht,
Geziemend ist es auch und recht.
Es wird das Leben dir versüßen
Und Kinder spielen dir zu Füßen.

Ueber solche Reden und Rathschläge erschrack Ritter Dimringer gar sehr und wurde kummervoll in seinem Sinne. Danach entschloß er sich und erwiederte also:

Ihr lieben Freund' und Ritter werth,
Habt allezeit mich hochgeehrt,
Doch kann ich mich nicht also zwingen,
Mein Hang treibt mich zu andern Dingen,
Als die zum Ehestand gehören.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0640-9

Der würde traun mir bald zerstören
Mein jetzig Thun und Lebensspiel,
Das ich mir noch erhalten will.
So lang' ich heiß' ein junger Mann,
Steht mir ein freies Leben an.

Mit solcherlei Red' und Antwort sprach er sich von der Freunde Rathschlägen ledig, also daß er eine Zeitlang Ruhe hatte und fröhlich dadraußen mit den Rittern lebte, heimlich aber sich des Minneglücks mit seiner Schönen erfreute. Es verging aber nicht gar lange Zeit, da brachten sie einen weisen, würdigen Mann zu ihm, einen Greis und dem Dimringer nahe anverwandt. Vor dem hatte der Ritter von Jugend auf viel Ehrfurcht, wie vor einem leiblichen Vater, setzte ihn stets oben an bei dem Schmause und so hörte er geduldig, wie der Alte allerhand Reden führte und endlich sprach:

Dimringer, mit den Freunden dein
Verhoffen all' wir insgemein,
Daß du in Frieden jetzt uns hörst
Und eine Bitte uns gewährst.

Da schaute der Ritter ernsthaft aus seinen Augen und sagte so:

Viel Bitten ist nicht an der Zeit,
Zu jedem Ding bin ich bereit.
Das wißt ihr auch, stets thu' ich gern,
Was ihr gebieten mögt, ihr Herrn.
Nur Eins! Ich will kein ehlich Weib,
Und sollte man von meinem Leib
Die Haut darum in Riemen schneiden.
Den Ehestand will ich vermeiden,
Das sag' ich Allen im Voraus,
Bei meinem Eid, es wird nichts draus.
Drum laßt die Reden unterbleiben,
Wollt ihr mich nicht von euch vertreiben.

Alle Ritter, so diesen kräftigen Ausspruch vernahmen, waren außermaßen bekümmert, mußten aber stille schweigen. Auch der weise Alte erwiederte ihm nur:

Dimringer, sei nicht ungehalten,
So will ich gern bei mir behalten,
Was ich mit treuem Vatersinn
Dir sagen wollte fernerhin.
Es war ja nur zu deiner Ehre,
Nicht meint' ich, daß dich's so beschwere.
Schafft dir mein Wort solch Ungemach,
Vielwerther Freund, so laß ich's nach.

Wie nun Alle schwiegen, war Trübsal und Verdruß in sie gefahren, so daß Keins mehr trinken wollte und bald Urlaub nahmen. Auch war die Nacht schon vorgerückt, so rief Dimringer den Leibknappen, ihm den Leuchter vorzutragen in sein Gemach. Sie stiegen die Treppen hinauf und danach schickte der Ritter auch alle das Dienstvolk zu schlafen, schloß seine Thüre wohl und sprach:

Heut' ruf' ich dich in Noth und Pein,
Du heißgeliebte Herrin mein,
Im Herzen trag ich viel Beschwer,
Nach dir, nach dir ist mein Begehr. —
Eh' er das Wort zu Ende sprach,
Sein Lieb ihm in den Armen lag.

Aber sie wußte schon von seiner Bedrängniß, tröstete ihn liebreich und sänftiglich, wie gute Frauen allzeit thun sollen, wenn das Gemüth des Herzliebsten verdüstert ist, und sagte so zu ihm:

Mein gutes Lieb, du kümmerst dich,
Ich weiß es schon, es ist um mich,
Nun ist mir um uns Beide bang,
Denn unsre Lieb' ist unser Zwang,
Des Bundes werden wir nur los
In allzufrühen Todes Schooß,
Denn nimmst du dir ein ehlich Weib
Verlieren mußt du deinen Leib,
Dein junges Leben giebst du hin,
Dann ist auch mir nur Tod Gewinn.
Weh mir und dir, daß auf dem Stein
In Liebe ich gewartet dein!

Wie die Schöne also klagte und die hellen Thränen ihr unaufhörlich in den Schooß fielen und auf ihre vereinigten Hände, da wurde Dimringer wieder starkmüthig und getröstete sie:

Mein Lieb und Leben, sprich nicht so,
Verzage nicht, sei wieder froh,
Denn es wird nimmermehr gelingen,
Zum Ehestande mich zu zwingen,
Untreu beredet man mich nicht;
Der Treue angelobte Pflicht,
Kein Weib zu frein auf meinem Pfad,
Ich halt' es, bis der Tod mir naht.

Des wurde sie wieder fröhlich, küßte ihm beide Hände und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Danach aber sagte sie:

Hör' meinen Rath, sie werden viel
Sich mühn, zu bringen dich an's Ziel,
Auf daß du ganz der ihre seist
Und ihrer Töchter eine freist.
Nun höre mich und thu so fein,
So mögen wir geborgen sein.
All deinen Freunden ausersehn
Gieb es mit Worten zu verstehn,
Daß dir ein Weib verbunden sei,
Die allezeit dir wohne bei,
Wohin du führ'st ich sei bei dir,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0641-5

Was du bedürf'st, es sei von mir,
In höchster Lust, in tiefster Qual
Sei ich dein trautes Eh'gemahl.
Vermelde frei, wie bisheran
Wir es gehalten, lieber Mann; —
Doch überreden dich die Herrn,
So ist der Tod dir nimmer fern.

In solcherlei Weise redeten sie viel mit einander, bis nach der Hand ihre Herzen wieder fröhlich wurden. Da aber die Nacht entwich und der Tag wieder anbrach, nahm die schöne Frau Urlaub von ihrem Ritter und ging in die Luft fort. Dimringer erhub sich auch bald danach und sprach sein Morgengebet recht von Herzens Grunde, wie er das in guter, alter Sitte gewohnt war.

Wenige Zeit nach diesem geschah es, daß die Fürsten und Herrn von Deutschland gen Frankfurt zogen, um allda einen neuen Kaiser zu küren. So war viel Volks dort und alle Hoffarth, denn Jedermann, auch Bischöfe und Dienstleute, insonderheit aber viel Frauenzimmer, edle und andere, kurz die halbe Welt, so in deutscher Zunge redete, eilte dorthin. Und sie sagten allesammt, es sei dem neuen Herrn des Reichs zu Ehre, hatte aber Jeder sein Eigenes dabei. So aber rüstete auch sonderlich Herr Dimringer und gab an dreißig Ritter neu Gewand, Roß, Harnisch und edles Waffenwerk, daß sie im Geleit mit ihm zögen und ihn bei Hofe ehrten.

Dessen waren die Vettern unfroh und wie verzagt, so daß sie meinten, ihn mit ihrem Rath verwarnen zu müssen, und sprachen also:

Viellieber Freund und Ritter werth,
Der Kaiser wird genug geehrt,
Du sollst die Reise meiden,
Denn du magst nicht erleiden
Die Kosten, die da nöthig sind.
So viel zahlt nicht ein Fürstenkind.

Dimringer war aber anderen Sinnes und sprach zu ihnen:

In's Blaue rathet ihr hinein,
Ich soll hier heimisch bleiben? Nein!
Was ich dort Güter mag verzehren,
Es wird mir Gott noch mehr bescheeren
Und seine Mutter, zart und werth,
Die schon gar Manches mir bescheert.

Also ritten sie selbdreißig mit viel Dienstmannen und Knappenvolk gen Frankfurt, wohin viel Zureiten war aus allen deutschen Marken und Landschaften. Der Ritter wurde aber hochgeehrt, wo er durchkam, und da sie zum Mainthore in die Stadt zogen, war es ein köstlicher Anblick, so daß von ihm gesagt und gesungen wurde:

Fürwahr, das ist der werthe Held,
Der stets sich auf die Wage stellt,
Sein Leben und sein Gut nicht spart.
Er ist getrost zu jeder Fahrt,
So weit man Ritter hat gesehn,
Mag Keiner leichtlich ihn bestehn.

Da nun die Wahl vollbracht und die Krönung im Gange war, fragte auch der junge Kaiser, wer der unverzagte Ritter sei, der so schön und ritterlich und reich vor Allen hervorstäche?

Unverhohlen sprach sein Zwerg:
Dimringer von Staufenberg;
Ritterlich kommt er gefahren,
Mög' der Himmel ihn bewahren,
Jedem Fürsten thut er's gleich,
Manchen Armen macht er reich,
Eh' dies Fest sein Ende find't,
Ehrt er mancher Mutter Kind.

Also empfing der Kaiser den Herrn Dimringer außermaßen gnädig, ging ihm mit Anstand entgegen und dankte ihm, daß er mit so viel Aufwand und Gefolge zu diesem Ehrentage nach Frankfurt gekommen sei. Auch gegen des Ritters Gefolge war er leutselig und gesprächig, worauf denn bald Reiten und Stechen anhub. Als nun aber schon mancher in den Sand gestreckt war, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren hervorsprang, ritt auch Dimringer in die Kampfbahn, was Jedermänniglich freute, absonderlich aber Frauen und Jungfrauen. Wer es wagte, ihm den Speer zu bieten, mußte aus dem Sattel fliegen, nur die blutjungen Ritter schonte Dimringer, streifte sie leicht und ließ ihnen gern Ehre und Freude zu Theil werden. Er ritt aber mit so stolzen Sitten und so siegreich allzeit, daß die Frauen insgemein von ihm sagten:

Er ist so stark wie milde,
Wirbt so mit Speer und Schilde,
Hat so turniret und gerannt,
Daß ihm der Preis wird zuerkannt,
Der beste Held des Tags zu sein,
Des mög' er sich getrost erfreun.

So wurde Dimringer als Sieger von den Herolden ausgerufen und war Keiner, der gegen den Spruch murrte. Der Kaiser freute sich selbst des ritterlichen Mannes, beschied ihn an seinen Thron und sprach:

Ich grüß' euch Ritter lobesan,
Ihr seid ein braver Reitersmann,
Gereun wird's euch zu keiner Zeit,
Daß ihr hieher gekommen seid.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0642-0

Dimringer versetzte dagegen mit hoher Zucht, wobei er sich höflich neigte:

Mein hoher, edler Fürst, verzeiht,
Ich that nur meine Schuldigkeit,
Ich und die lieben Freunde mein
Sind euch zu Ehren hier allein,
Drum kamen wir mit Willen gern,
Denn wir bedurften solches Herrn,
Solch edlen Kaisers, frei und stark,
Zu schirmen jede deutsche Mark.
Wenn ihr einst und das Vaterland
Bedürft der Männer Herz und Hand,
Wir sind euch allezeit gewärtig
Zu jedem Dienste hold und fertig,
Danach dann wollt den Heiland oben
Und eure treuen Ritter loben.

Solche Rede that dem Kaiser und Jedermann, der sie in dem großen Römersaale vernehmen konnte, gar wohl und es ward ein beifällig Murmeln all der versammelten Fraun und Herrn vernommen. Der Kaiser sprach aber wieder:

Dimringer, werther Ritter mein,
Ich will schon jetzt euch gnädig sein
Und Allen, die euch anverwandt,
Denn also ist es nun bewandt,
Daß ich ein einzig Mühmchen habe,
Die ist gar schön durch Gottes Gabe
Und zart und lieblich von Gestalt,
Dazu erst achtzehn Jahre alt.
Längst sind die Eltern ihr gestorben,
Drum habe ich das Recht erworben,
Zur Ehe sie euch anzutragen,
Ich denk', ihr werdet's nicht verschlagen.
Dazu verheiß' ich euch, ich will
Verleihen euch des Landes viel,
Auch Fürstenstand — wer kann es hindern? —
Sollt ihr danach sammt euren Kindern
Mit meiner holden Muhme erndten;
Sie hat schon Güter viel in Kärnthen,
Was ich dazu euch will verleihn,
Soll eines Fürsten würdig sein
Und euch erweisen, Ritter werth,
Daß euer Kaiser recht euch ehrt.

Wie sehr nun alle Anwesenden über diese hohe Gnade des Kaisers froh waren, der Ritter wurde bleich und fahl, das Wort erstarb ihm im Munde, so daß ein allgemeines Entsetzen war. Etliche Kurfürsten aber traten zu Dimringer heran und vermahnten ihn:

Herr, wie mögt ihr also thun?
Da der Kaiser will geruhn,
Also huldvoll euch zu ehren,
Kann es euch doch nicht beschweren,
Gebt ihm Antwort, frei und frank,
Seid getrost und sagt ihm Dank.

Auch der Kaiser selbst war voll hohen Unwillens und fragte den Ritter:

Dimringer, sag' mir an, warum
Stehst du also bleich und stumm?
Meinst du vielleicht, ich spotte dein?
Ich schwör' es bei der Treue mein,
Du sollst mein junges Mühmchen nehmen,
Der sich kein Herzog würde schämen.

Danach hatte sich Herr Dimringer von seinem ersten Schrecken erholt, war wieder zu sich selber gekommen und sagte mit Bescheidenheit also:

Mein Herr, wollt mir verzeihn,
Das Fräulein, hoch und rein,
Wollt geben einem Mann,
Der sie mit Ehren freien kann,
Der ganz ihr ebenbürtig sei,
Mir ist zu fürstlich sie und frei,
Mir würd' es nicht gebühren,
Die Edle heimzuführen.

Als der Kaiser das vernommen hatte, versetzte er sogleich:

Vernimm, gäb' ich sie einem Knecht,
Es däuchte billig sie und recht,
Sie würd' ihm unterthänig sein,
Das weiß ich von der Muhme mein.

Aber Dimringer fiel wieder in sein Schweigen zurück und die bei ihm standen, glaubten zu sehn, daß seine Glieder zitterten. Wurden aber alle Fürsten und Herrn gar erzürnt und sagten, der Dimringer handle wie ein unkluger Mann, daß er des Kaisers hohe Gunst so freventlich verscherze.

In der großen Verwirrung hub da ein alter Herzog und Freund des Kaisers an:

Man frage doch den Ritter frei,
Ob er vielleicht vermählt schon sei?

Da schaute Herr Dimringer fest auf diesen Herzog und sagte danach zu dem Kaiser:

So meld' ich es denn unverzagt,
Ja Herr, es ist, wie dieser sagt:
Ich hab' ein wonnigliches Weib,
Die hat den allerschönsten Leib,
Den je ein menschlich Auge sah.
Viel Liebes mir von ihr geschah,
Wo ich sein mag immerdar,
Nimmt sie mein in Güte wahr
Ist, sobald ich will, bei mir,
Alles Gut hab' ich von ihr,
Mehr als wohl ein Fürst verzehrt,
Wird von ihr mir gern bescheert,
Still und heimlich ist sie mein,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0643-6

Anders konnte es nicht sein,
In höchster Lust, in tiefster Qual
Ist sie mein trautes Eh'gemahl
Doch nehm' ich ein ehlich Weib,
So erstirbt mein junger Leib
Danach an dem dritten Tage.
Also ist es, wie ich sage.

Hierüber wurde das Erstaunen und der Schrecken immer größer, also daß bereits Etliche sich zu bekreuzigen anhuben und Jeder stille blieb, um zu vernehmen, was nun kommen würde. Ein Bischof aber rief vernehmlich auf den Ritter ein und sagte:

So zeiget uns, wir bitten euch,
Sothane Herrin, schön und reich.

Herr Dimringer versetzte:

Hochwürdiger Herr, das mag nicht gehn,
Denn sie läßt sich von Niemand sehn,
Als nur von mir, von mir allein,
So kann ich einzig bei ihr sein.

Es entstand auf diese Worte viel durcheinander Sprechen und Schrein. Der alte Herzog rief laut:

So ist sie nicht ein rechtes Weib
Und du verlierest Seel' und Leib.

Der Kaiser aber verbarg sein Antlitz mit der Hand und ließ sich von dem Herzog auf des Saales andre Seite führen, wohin das kaiserliche Gefolge und viel Andre mit den Frauen zumal nachfolgten. Der Bischof aber trat nahe an den Ritter heran und sprach:

Dimringer, bis zu dieser Frist
Schienet ihr ein guter Christ,
Seid ihr nun so gesinnet,
Daß ihr den Teufel minnet?
Von allen Frauen, rein und zart,
Von Allem, was je Gutes ward
Hienieden gerühmt und gesungen,
Davon seid ihr verdrungen.
Der Teufel hat zum Weibe
Sich umgethan von Leibe,
Dem seid ihr ewiglich verloren.
Reine Frauen habt ihr verschworen,
Der Teufel in der Hölle
Ist euer Schlafgeselle. —

Also bestürmte ihn der Bischof und Alle drangen gewaltig auf ihn ein, zumal aber seine Vettern und Freunde, führten ihn abseits in eine Kapelle, beteten viel mit ihm und ließen nicht ab Tag und Nacht, wovon Viel zu sagen wäre.

Danach aber endlich wurde der gute Ritter verzagten Sinnes und irre an seiner Schönen, also daß er eines Morgens laut und frei erklärte, wie geschrieben steht:

Was mein Kaiser heißet mich,
Will ich leisten williglich.

Und zur Stunde wurde ihm die Kaisermuhme zugesagt mit viel reichem Gut und Lehen, also daß wieder Fröhlichkeit herrschte, aber der Ritter war bleich und blieb unfroh. Bald aber sprach er:

Heim will ich ziehn gen Ortenau,
Dort gebt das Fräulein mir zur Frau,
Denn zu der alten Ahnengruft
Geheim mich eine Stimme ruft.
Dort woll'n wir Hochzeit halten,
Gott mög' in Gnaden walten!

Der Kaiser gab dazu Wort und Wille und nachdem die Zeit gar kurz festgestellt war, daß man ihm seine fürstliche Braut zuführen sollte, zog Herr Dimringer mit seinen Rittern und Mannen heimwärts.

Auf dem Staufenberger Schlosse wurde nunmehr viel zu der Hochzeit gerüstet und Alles war bald in Glanz und reicher Zier, wie in einem Fürstenhause.

Seine Schöne hatte Dimringer lange nicht zu sich wünschen mögen, denn wenn er auch auf der Priester und Laien Zureden endlich nicht mehr Furcht hatte, der Ehestand würde ihm in dreien Tagen den Tod bringen, so wußte er doch, daß sie ihm um gebrochene Treue zürnen müsse. Dazu war er aus Liebe zu ihr, von der er lassen sollte, wie krank in Herz und Gliedern. Eines Abends aber sprach er doch:

O Frau, mein Sehnen steht nach dir,
Ich bitte dich, komm her zu mir.

Damit war sie auch bei ihm, umschlang ihm ihre lilienweißen Arme und rief weinend:

Ach Dimringer, herzlieber Mann,
Was hast du dir und mir gethan!
Dein Wort verbrichst du freventlich,
Nun kommt das Unglück über dich.

Es wurde dem Ritter bei diesen Worten weh um's Herz, er wollte sich aber stark halten und sprach also:

Vorwürfe bin ich nicht gewohnt,
Auch jetzt sei ich damit verschont,
Nicht gerne seh' ich, daß du weinst,
Drum sage frei mir, was du meinst.

Er stellte sich ihr also mit harten Worten dar, doch war er innerlich voll Betrübniß und halbem Reugefühl, daß er von Kaiser, Fürsten und Bischöfen zum Treubruch sich hatte bereden lassen. Sie sprach aber weiter:

Dimringer, lieber Mann, o weh,
Du nimmst ein ander Weib zur Eh',
Willst eine Andre neben mir,
Ein ehlich Weib, weh dir und mir!
Denn, wie ich sagte, wird's geschehn,
Aus diesem Leben mußt du gehn,
Es wird dein Tod der Ehebund,
Mein Herz auch wird nicht mehr gesund.
Denn wisse, wenn hernach zum Feste
Versammelt sind die Hochzeitsgäste,
Dann zwingt mich's hin zu dir, ich muß
Dich sehen lassen meinen Fuß.
Dem Zwange bin ich unterthan,
Ich kann nichts änderen daran.
Hat meinen Fuß dein Aug' gesehn,
So laß nicht viele Zeit vergehn,
Dann eil' dich, weil das Stündlein kommt,
Das dir nicht frommt und mir nicht frommt,
Ruf' einen Priester her in Eile,
Der dir das Sacrament ertheile.
So ordn' es, damit deine Seele
Den Weg zum Himmel nicht verfehle.
Und Gott dich strafe mildiglich.
In seine Hut befehl' ich dich.

Nach diesen Worten war die Schöne fort und Herr Dimringer in viel sorglichen Gedanken allein. Wohl getröstete er sich mit den Verheißungen seiner Freunde, daß ihre Drohung mit Gottes Hülfe nicht solle in Erfüllung gehn, verbrachte aber eine klägliche Nacht und beschied andern Morgens viel Freunde und Ritter zu sich, zumal auch den Bischof, daß er durch ihren Zuspruch gestärkt würde. Und sie kamen alle gern zu ihm, denn es war ihnen der Ritter lieb und werth, absonderlich wegen seines wunderbaren Schicksals mit der Schönen. Sie blieben danach auch bei ihm, bis der Hochzeitszug mit der kaiserlichen Muhme herankam und heiterten ihn auf, so gut es angehn wollte.

Das Hochzeitsfest war aber überaus herrlich und der Bischof selbst traute das junge Paar mit viel salbungsvollen Worten und viel Gebet. Da sie nun danach bei Tische saßen, Frauen und Herrn, soviel ihrer gekommen waren und der Ritter Dimringer seine holde Braut neben sich hatte, daß Alles eine große Lust schien, da geschah, was gar verwunderlich zu sagen und zu hören ist. Es entstand nämlich über der Tafel oben an der Decke des Gemachs ein grau Wölkchen und aus dem ragte da plötzlich, als Alle danach hinsahn, ein Menschenfuß hervor. Von dem steht geschrieben:

Nackt war er sichtbar bis an's Knie,
Auf Erden wär' ein schönrer nie,
So weit man suchen ging, zu sehn,
Das mußte Jedermann gestehn.
Er hatte lieblich lichten Schein,
War blendender als Elfenbein.
Und Herrn und Fraun erkannten klar,
Das auch der Fuß lebendig war.

Als nun aber Herr Dimringer den Fuß sah und Alle voll Staunens waren und starr vor Schrecken, sprang der Ritter auf, hub an sein Haar zu zerraufen und seine Kleider zu zerreißen. Dabei schrie er überlaut:

O weh, o weh mir armen Mann,
Nun kommt mein Todesschicksal an!
Nun wird Euch Allen offenbar,
Daß ich bin alles Heiles baar,
Rasch bleichet jetzt mein Wangenroth,
In dreien Tagen bin ich todt.

Danach sprangen alle Gäste auf und liefen hin und wieder, dieweil der Fuß von des Ritters Schönen und das graue Wölklein verschwanden. Etliche aber stiegen in die oberen Gemächer, zu sehen, wie der Fuß durch die Decke möchte gekommen sein, fanden aber kein Loch oder Zeichen. Somit kamen Alle überein zu sprechen:

O Dimringer, du werther Mann,
Das hat der Böse dir gethan!

Damit war Pfeifen, Tanzen und Singen mit einem Male vorbei, viel schöne Fraun und mancher kühne Ritter weinten gar betrübte Thränen und war eine große Verstörung allzumal. Dimringer sprach aber zu dem Fräulein, das zitternd und bleich dastand:

O Fräulein, zart und minniglich,
Der gute Gott behüte dich,
Erbarm' sich dein in dieser Noth,
Für dich umarmt mich nun der Tod.

Die versetzte mit Seufzen und Schluchzen:

Ach, guter Herr, gehabt euch wohl,
Vom Himmel Gott euch trösten soll,
Er und die zarte Mutter sein,
So mögt ihr noch begnadet sein.

Danach wieder machte sich der also schwer heimgesuchte Ritter stark, schaute in dem weiten Saale umher und sprach:

Nun bitt' ich, Herrin zart und fein,
Heißt all die theuren Freunde mein,
Dazu die Fraun und hohen Herrn,
Die mich hiehergebracht von Fern,
Euch beistehn, wenn ich nun verderbe
Und elend hier vor euch ersterbe,
Daß bei den Ahnen ritterlich
In Züchten sie begraben mich.

Denn ach, was ich verbrochen habe,
Beschwert mich noch in meinem Grabe.

Ueber das Alles härmte sich und weinte das Fräulein so sehr, daß Herr Dimringer sie fortführen hieß in ihr Kämmerlein, dieweil er den Priestern mit großer Reu beichtete und Gott empfinge. Aber sie wollte ihn nicht verlassen, sondern hielt sich still während des heiligen Amtes beiseite. Als das gethan war, hub Dimringer wieder an und sprach:

Ihr Freunde sollt bei Zeiten
Mir jetzt das Bett bereiten,
Drin mit dem Tod zu ringen,
Doch wird er mich bezwingen,
Er ist ein stärkrer Held als ich
Und streckt mich bald hin sicherlich,
Wie ich's auch wohl verdienet hab',
Drum rüstet mir auch gleich das Grab,
Legt mich hinein als frommen Knecht
Und thut mir all mein Gottesrecht.

Dieweil aber nun Alle, so um den Ritter standen, zumal aber das gute Fräulein um ihn und seinen nahen Tod bitterlich weinten, tröstete er sie mit Worten, wie er es vermochte, und sagte weiter:

Mein Blick wird trüb und schwer mein Sinn,
Das Leben schwindet mir dahin,
Drum bitt' ich, lieben Brüder mein,
Laßt sie euch anempfohlen sein,
Habt ihrer allzeit fleißig Acht,
Gebt ihr, was sie mir eingebracht,
Und sterb' ich auch schon früh dahin,
Ehrt sie als Staufenbergerin.

Denn er gedachte, da sie ihm angetrauet, daß sie also auch seine eheliche Frau sei, und ihr Heirathsgut und was ihr zu käme behalten solle, aber sie versetzte dagegen:

O Dimringer, mein liebster Mann,
Die Schande thue mir nicht an.
Was ich an Gut hiehergebracht,
Des werde nimmermehr gedacht,
Ich gönn' es all den Freunden dein,
Denn deiner würdig möcht' ich sein,
Dir schenkte Leib und Liebe ich,
Nun läß'st das Leben du um mich.
Und werd' ich Wittwe, eh' denn Weib,
So soll den dir geweihten Leib
Auch nimmermehr ein Mann berühren.
Wenn sie von hier in's Grab dich führen,
Erstirbt auch mir die Lust am Leben,
Dann will ich mich der Welt begeben
Und in ein einsam Kloster fahren,
Mich selber dorten zu bewahren,
Auf daß mich nimmermehr ein Mann
Mit Augen sehen mag fortan.
Da will ich bitten Gott für dich
Und seine Mutter wonniglich,
Die Magd, die unsern Herrn gebar,
Zu nehmen deiner Seele wahr.

Darüber dankte er ihr mit zärtlichen Augen und drückte ihre Hand, die er festhielt. Also blieb die edle Jungfrau treulich bei ihm an seinem Lager und auch viel Freunde, Ritter und Dienstmannen. In und um das Staufenberger Schloß wurden viel Thränen um ihn geweint unter frommem Gebet, Jeder ging still einher, der Ritter aber lag stille und hatte sein Herz auf Gott gestellt. So vergingen Nacht und Tag bis zum dritten Morgen. Da hieß er sein Bett also stellen und die Fenster aufthun, daß die liebe Sonne einschien und kühlige Morgenluft auf ihn anwehte. Da hieß er Alle bei sich eintreten und sprach:

Wo seid ihr all, die ich geliebt? —
Hie sind wir, sprachen sie betrübt,
Zum Bette traten sie heran
Und schieden von dem theuren Mann,
Das Fräulein dann ihr Mündchen roth
Zum allerletzten Kuß ihm bot.
Dann sprach er: Lieben Brüder mein,
Ihr müßt nun ihre Schützer sein.
So sterb' ich leicht. Im Morgenroth
Führt jetzo mich dahin der Tod
Zu dir, o Jungfrau sonder Fehle,
Empfang du meine arme Seele! —

Und als er so geredet hatte, erlosch sein Blick und der Tod kam schnell heran, sein ritterlich Herz still zu stellen. Danach rangen Alle die Hände und weinten laut und bitterlich.

Nach wieder dreien Tagen wurde er in den Sarg gelegt und in seiner Väter Gruft getragen, feierlich und wie es einem frommen Ritter gebührt. Seine arme Braut zog wieder in ihr Land und ging in ein Kloster, wo sie ein gottselig Leben führte bis an ihr Ende.

Gesagt und geklagt wurde aber in allen deutschen Landen und noch nach vielen Jahren gehört:

Es ist der beste Ritter todt,
Der je den Fuß dem Stegreif bot.
Groß Glück erlebt' er und groß Leid,
Gott geb' ihm ewige Seligkeit.

Die Rose vom Seeligenthal.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Im Oberbergischen an der Sieg giebt es in Wäldern und Thälern viele hundert heimliche Plätzchen, wo Sage und Märchen goldiger als anderswo die Flügel entfalten. Eines von den Märchen, dessen Schauplatz Seeligenthal gewesen, wollen wir den Lesern hier erzählen. Das Seeligenthal war eine breite Thalschlucht, nach der Sieg hin offen, zu beiden Seiten aber von hohen Bergen eingeschlossen, die am Ende des Thales in einem spitzen Winkel zusammenstießen. Das Thal machte den Eindruck, wie ein Hafen, in dem man, vom Brausen des Meeres ermüdet, zu plötzlicher Ruhe gelangt. Wie es zu dem romantischen Namen gekommen, werden wir im Verlaufe der Geschichte vernehmen. Zu jener Zeit war dort nichts vorhanden, was ihn im entferntesten rechtfertigen konnte: In der äußersten Spitze dehnten sich ein paar sumpfige Teiche aus, in denen Schilf und Röhricht wuchs und die zur Sommerzeit von unzähligen Fröschen bewohnt waren. Hin und wieder stand ein Fleck sauren Grases, das seiner Ungenießbarkeit wegen vom hungrigen Vieh verschmäht wurde. An den Berg lehnte sich eine kleine Hütte, deren Lehmwände keine erfreuliche Ansicht boten; aus dieser Hütte trat jeden Morgen eine alte häßliche Frau, mit wackeligem Kopfe, welche eine junge Ziege am Seile führte, die, abgemagert und verschrumpft, die Disteln beroch, zuweilen ein Hälmchen abweidete, dann aber bis zum Abend sich in den Schatten eines Strauches legte, bis die Alte sie wieder in die Hütte zurückbrachte. Nahm Nachts ein einsamer Wanderer seinen Weg über den Berg, so tönte aus dem Thale herauf ein klägliches Seufzen und Wimmern, das ihn ängstigte und zu größerer Eile antrieb. Von diesem Seufzen erhielt das Thal allgemach den Namen: Seufzerloch" und „Seeligenthal" hörte man nur noch hin und wieder von einem, dem der neue Name zu grauselig war. Man kannte es eigentlich nur von der Höhe herab, denn hinein wagte sich Niemand, und der Weg, der früher hindurch geführt haben sollte, war längst mit Binsen und Gestrüpp bewachsen.

In den rauhen Gebirgen, die höher nach Norden hinauflagen, wohnte ein kecker Jägerbursche, der Raufereien und Abentheuer über Alles liebte und vor dem Teufel nicht bange war; der kam einst spät in der Nacht aus der Stadt zurück, wo er seine Beute verkauft und mit lustigen Gesellen hinter dem Schoppen gesessen hatte. Als er an die Sieg kam, lag der Nachen auf der entgegengesetzten Seite und all sein Rufen vermochte den Fährmann nicht aus dem Schlafe zu wecken. An Flüchen sparte er's auch nicht, was aber keinen bessern Erfolg hatte; auch war das Bergwasser so hoch angeschwollen, daß ein Durchwaten unmöglich war.

Kurz entschlossen warf er das Gewehr über den Nacken und schickte sich zur Rückkehr an, als plötzlich hinter einem Weidenstrauche ein Nachen hervorkam, der im Mondenscheine glitzerte und aussah, als ob er aus einem Stücke weißen Silbers geschnitten sei. Ein Fährmann war nicht darin, dennoch bog er sich um den Strauch herum und hielt am Ufer stille; eine kunstreiche Kette schlang sich von selbst um den Pflock, der jetzt plötzlich im Sande steckte.

Wußte der Jäger auch nicht recht, was er davon halten sollte, so war er doch der Mann nicht, der sich von einem schwimmenden Kahn in Furcht jagen ließ, sondern sprang herzhaft hinein und griff nach der Ruderstange. Der Nachen schoß vorwärts, aber er konnte ihn mit Anwendung all seiner Kraft nicht in gerader Richtung halten; dem Laufe der Natur entgegen durchschnitt er in schiefer Linie das Wasser stromaufwärts und hielt beim Eingange in das Seufzerloch stille. Wieder wickelte sich die Kette um den Pflock und der Jäger sprang hinaus.

Ich habe mir all mein Lebtag keinen Dienst umsonst erweisen lassen, sprach er, und wenn ich auch den Fährmann nicht sehen kann, so will ich mir doch auch jetzt nichts schenken lassen. Mit diesen Worten zog er den hirschledernen Beutel aus der Hosentasche und warf ein kleines Silberstück in den Nachen, der sich alsbald vom Pflocke löste und verschwunden war, ehe er der Richtung folgen konnte.

Ueber den Berg konnte er jetzt ohne einen großen Umweg nicht mehr nach Hause gehen; auch wandelte ihn die Lust an, einmal durch das verrufene Thal zu wandeln, an dessen Eingange er sich befand. Geheuer war es eben nicht umher, denn das Seufzen und Wim-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0647-8

J. W. Wallander inv.

Lith Jnst v. Arnz & Cº in Düsseldorf

Die Rose vom Seeligenthal.

(Märchen, von W. Herchenbach.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0648-4
DFG

mern, das zum Kamm des Berges nur schwach emporstieg, tönte hier viel lauter und ängstlicher.

An den Kragen wird es dir nicht gehen, dachte er, trage ich doch eine geweihte Schnur um den Hals, die vor des Teufels Ränken schirmt! Voran denn! Und er setzte den Fuß hinein, aufmerksam nach Rechts und Links spähend, ob er nicht denjenigen gewahren könne, von dem das Seufzen und Wimmern ausginge. Aber mit dem Sehen hatte es gute Wege; der Mond verschwand und es wurde dunkel, wie in einem Sacke, so daß er mit seinem Hirschfänger vor sich her fühlen mußte, um nicht in Löcher und Gruben zu fallen. Fast hatte er den mühsamen Weg bis zur Thalspitze zurückgelegt, als er in einen der Röhrichtteiche hineinplumpste und bis an die Brust in dem torfigen Moraste versank. Je mehr er sich anstrengte, seiner gefährlichen Lage zu entkommen, desto tiefer sank er hinab, bis ihm zuletzt das Wasser am Kinn stand. So soll ich im Seufzerloch sterben, dachte er, und meine Mutter wird keinen Menschen auf der Welt haben, der für sie arbeitet und sie in ihren alten Tagen versorgt? O, die gute Mutter! dieser Gedanke war ihm härter als der Tod. Es konnte nur noch ein paar Secunden dauern, bis er rettungslos versank, darüber machte er sich keine Täuschung. Da er mit den Füßen bereits die Pforten der Ewigkeit berührte, so sprach er im Herzen ein inbrünstiges Gebet und schloß die Augen zum Sterben.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke plätscherte etwas vor ihm im Röricht, das sich seinem Gesichte näherte. Sehen konnte er den Gegenstand nicht, weil es zu dunkel war, aber gleich darauf fühlte er, daß eine Hand sich auf sein Haar legte, dieses erfaßte und ihn wie eine Feder aus dem Schlamm zog. Das mußte die Hand eines furchtbaren Riesen oder Zauberers gewesen sein, denn mit einem Ruck befand er sich oben auf dem Berge und fühlte den Pfad unter den Füßen, der seinem Dorfe zuführte.

Am Morgen kam er zu Hause an, wo er der Mutter mit solcher Herzensinnigkeit um den Hals fiel, als sehe er sie heute nach jahrelanger Trennung zum erstenmale wieder. Hinterm-Berge-halten war seine Sache nicht, und seiner Mutter konnte er besonders kein Wörtlein verschweigen, darum erzählte er ihr auch sein heutiges Abentheuer.

Die Mutter horchte ihm ängstlich zu und als er geendet, hob sie mit einem schweren Seufzer an: Gottes Hand hat sichtlich über dir gewaltet, mein Robert, sonst würdest du jetzt nicht mehr unter den Lebendigen weilen, denn du mußt wissen, daß dort Mancher sein Leben einbüßte, der in vorwitziger Neugier in das Thal drang und dem alten Kesselflickerweibe in die Hände fiel.

Roberts Neugier wurde durch die Erwähnung des alten Kesselflickerweibes erregt und er fragte seine Mutter, welche Bewandtniß es mit demselben habe.

Es ist dir besser, Robert, gab sie zur Antwort, wenn sie dir ein Geheimniß bleibt; dein tollkühner Muth würde dich verleiten, zum zweitenmal in's Seeligenthal zu gehen und dich dem Verderben auszusetzen.

Robert aber ließ der Mutter keine Ruhe, bis sie nach langem Sträuben ihm folgende Geschichte erzählte:

Zu Caldauen wohnte einst ein Kesselflicker, der von Dorf zu Dorf zog und unter freiem Himmel sein Gewerbe ausübte. Manchmal blieb er Monate lang aus, rastete dann ein paar Wochen in seinem Häuschen und zog wieder auf die Wanderschaft. Einmal streifte er in einem fernen Lande umher und schlief des Nachts in den Wäldern, wenn es ihm bis zum nächsten Dorfe zu weit war. Da gesellte sich ein häßliches Weibsbild zu ihm, das beständig mit dem Kopfe schlotterte und nicht im besten Rufe stand. Das Sprichwort sagt: Gleich und gleich gesellt sich gern! und so mußte es die häßliche Brigitte wohl gewittert haben, daß auch der Kesselflicker der beste Bruder nicht war. Schon nach einigen Tagen prügelten sie sich weidlich durch, hielten aber wie Kletten zusammen, wenn sie einen dritten gemeinschaftlich rupfen konnten. Es dauerte nicht lange, so hatte sie die Nichtsnutzigkeit so fest mit einander verbunden, daß sie sich nicht mehr lassen konnten.

Einst kauerten sie in der Nacht um ein Feuer, das sie im Walde angezündet hatten, als schnelles Pferdetrappel sie aus dem Halbschlummer weckte. Zwei Reiter mit verhüllten Gesichtern stiegen bei dem Feuer ab, und legten der Brigitte ein kleines liebliches Mädchen in den Schooß.

Brigitte, sprach der eine, dieses Kind ist eine Prinzessin, die wir aus dem Königlichen Pallaste entführt haben, weil sie unsern Absichten im Wege steht. Wir ließen sie am Leben, weil es wahrscheinlich ist, daß wir sie später noch einmal brauchen; doch darf Niemand ihren Aufenthalt kennen, deßhalb bringen wir sie dir. Ziehe mit ihr hinweg, weit fort, wo sie der Arm des Königs nicht erreichen kann.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0650-5

Dieser Beutel mit Goldstücken ist eine Abschlagszahlung für deine Mühe; du erhältst das hundertfache, wenn sie achtzehn Jahre alt ist; das tausendfache, wenn sie dann so schön ist, wie sie es zu werden verspricht.

Brigitte streckte die Hand nach dem Gelde aus und versprach sie treu zu pflegen und zu einem guten Kinde zu erziehen.

Hm! entgegnete der Ritter, gut braucht sie nicht zu sein, nur schön, sehr schön!

„O, lachte die Häßliche und wackelte ganz vergnügt mit dem Kopfe, so ein recht nichtsnutziges Ding aus ihr zu machen, wird mir freilich mehr Freude bereiten, und ihr nehmt mir's nicht krumm — auch verstehe ich das besser."

Die Reiter sprengten hinweg; Brigitte machte sich über das Kind her, wickelte es aus den Windeln los und stierte sich über den Glanz und die Pracht des Wickelzeuges bald die Augen aus dem Kopfe. Das wird Geld geben, sagte sie zu dem Kesselflicker, wenn wir es verkaufen. Der schlimmste Wucherer zahlte ohne Knausern seine hundert Thaler für die Wickelschnur allein. Sieh nur, die Maulaffe, wie sie an den Rändern mit Gold und Perlen besetzt ist!

Da dem Kesselflicker einleuchtete, daß sie durch das Kind, wenn es bis zum achtzehnten Jahre verborgen bliebe, gemachte Leute würden, so brachen sie sofort auf und gingen der Heimath zu, wo sich die Leute über die häßliche Frau des Kesselflickers und ihr schönes Kind nicht wenig wunderten. Des Geredes wurde noch mehr, als sie anfingen, in Saus und Braus zu leben und Alles mit blanken Goldstücken bezahlten. Das Geld ging indeß auf, das Wickelzeug war längst verkauft und das böse Ehepaar mußte seine Arbeit wieder aufnehmen. Rose, diesen Namen hatte man ihr gegeben, trug den Blasebalg und das Kohlenbecken, wenn sie umherzogen. Obschon ihr Leib mit schmutzigen Lumpen bedeckt war, so leuchtete sie doch von Schönheit, und die Leute traten überall in die Thüren, um sie zu sehen, wenn sie mit dem Blasebalge und dem Kohlenbecken in ein Dorf kam. Waren sie daheim, so weilte sie oft ganze Tage im Seeligenthal, das zu jener Zeit in paradischer Schönheit grünte und die Berge umher mit Wohlgerüchen überduftete. In den warmen Sommernächten blieb sie oft die ganze Nacht unter den Rosengebüschen liegen, hörte dem Gesange der Nachtigall zu und schaute in die Sterne. Die Dorfbewohner nannten sie deßhalb nicht anders als: Die Rose vom Seeligenthal.

Da es dem Kesselflicker einst recht schmal ging, so nahm Brigitte der Rose die Granatschnur, das einzige, was sie von ihrer frühern Herrlichkeit noch besaß, vom Halse und ging damit zu einem Goldschmiede, um sie zu verkaufen. Als der Goldschmied die Schnur sah, rückte er unter Ausdrücken des Erstaunens seine Brille besser zurecht und beschaute sie wohl eine halbe Stunde lang; dann sprach er: Frau, ihr habt da einen Schatz, den Mancher um ein Königreich nicht hingeben würde. Das ist eine Zauberkette, vermittelst welcher man denjenigen, der sie von Kindsbeinen an getragen, in eine Ziege verwandeln kann.

Brigitte sah ihn lauernd an und fragte: Und was muß man thun, um diese Verwandlung zu bewirken?

Der Goldschmied antwortete: Wenn man sie dem Träger um Mitternacht vom Halse nimmt und spricht: Daß du zur Ziege würdest! so ist die Verwandlung geschehen. Derjenige aber, der sie in Händen hat, lebt so lange, als der Zauber dauert.

Als Brigitte diese Worte vernahm, riß sie dem Goldschmied die Granatschnur aus der Hand und eilte nach Caldauen, wo sie alsbald der Rose die Schnur wieder umband, um die Zauberwirkung nicht zu schwächen.

Rose ward mit der Zeit aus einem Kinde eine Jungfrau; wenn sie im Seeligenthal umherschweifte, glich sie einer Fee und entzückte Jeden, der sie sah.

Nun geschah es, daß ein mächtiger Ritter sich in demselben Thale eine Burg erbaute und mit seinen Mannen und Rossen seinen Einzug hielt. Einst wandelte er beim Mondenscheine an den Teichen umher, wo die glänzenden Goldfischchen umherschwammen. Da gewahrte er die schöne Rose, welche sich über das Wasser beugte und den Fischen mit den Augen folgte. Sie wandte sich um und, den schönen Jüngling gewahrend, wollte sie entfliehen. Er aber ergriff ihren Arm und fragte: Bist du die Rose vom Seeligenthal?

Die Leute nennen mich so, gab sie zur Antwort, doch bin ich nur des Kesselflickers Tochter von Caldauen.

Und magst du auch eines Kesselflickers Tochter sein, sprach der Ritter, so bist du schöner, als ich je ein Weib gesehen, und wäre ich nicht ein Ritter, so müßtest du mein Gemahl werden und dürftest mich nimmer wieder verlassen.

Da senkte Rose den Kopf und begann heftig zu weinen: Ach, jammerte sie, Herr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0651-0

Ritter, warum spracht ihr solche Worte? Nun darf ich nicht mehr zurückkehren in das liebe Thal und muß zu Hause in der elenden Hütte verkommen.

Und warum darfst du nicht zurückkehren, mein Schatz? fragte der Ritter verwundert.

Rose sprach: Seit ich euch gesehen, ist mir das Thal lieber, als je und doch sollen die Leute nicht sagen, ich laufe dem Ritter nach.

Der Ritter ergriff ihre Hand, zog sie auf eine Steinbank nieder und suchte sie zu trösten. Aber Rose weinte immer heftiger und seine Worte schienen ihren Schmerz nur noch zu vergrößern.

Die Liebe des Ritters zu dem schönen Mädchen wuchs mit jeder Minute, und als er noch einmal ihre königlichen Züge, ihre fein geformte Hand, ihren seidenen Haarwuchs angeschaut hatte, da sagte eine innere Stimme zu ihm: Dieses Mädchen hat edeles Blut in den Adern und ist nimmer die Tochter der häßlichen Brigitte. Was hindert mich, sie zu meinem Weibe zu machen? Und er beugte sich zu Rose hernieder und sprach: Rose, so du mein Weib werden magst, brauchst du nie das schöne Thal zu verlassen. Sieh, ich liebe dich, und ich fühle, daß nie eine andere als Herrin auf meiner Burg wohnen darf. Da stieß Rose einen Freudenschrei aus, legte ihr Haupt an des Ritters Schulter und flüsterte: Dein auf ewig!

Da nahm der Ritter einen Goldreif und steckte ihn seiner Braut an den Finger. Kehre nicht heim, sprach er, sondern bleibe bei mir, denn die Brigitte will mir nichts Gutes, weil ich sie einmal die Schloßtreppe hinabwarf, als sie ein Geschmeide in der Halle gestohlen hatte. Rose blieb also bei ihm, und der Ritter gab ihr ein Gemach im festen Thurme, damit sie von der bösen Mutter nichts zu fürchten habe.

Nun geschah es aber in derselben Nacht, daß die beiden Reiter, welche ihr einst das Kind in den Windeln gebracht hatten, an ihre Hütte klopften, um die Jungfrau zu holen.

Steh auf, Brigitte, sprach der eine, gieb uns die Jungfrau! Mein Rappen ist schwer mit Gold beladen, und er gehört dir, sobald die Jungfrau in unsern Händen ist.

Brigitte sprang auf und ging nach Rosens Streu. Als sie dieselbe leer fand, bat sie die Reiter sich zu gedulden, sie werde Rose aufsuchen. Dann wackelte sie hinweg zum Seeligenthal. Wie sehr sie aber auch rufen mochte, nur der Wiederhall von den Bergen gab ihr Antwort. In Verzweiflung raufte sie sich das struppige Haar aus und kam am Morgen mit der Botschaft zurück: Die Rose sei verschwunden.

Die Reiter schworen einen Eid, sie wollten die alte Hexe mit sammt dem Kesselflicker an den höchsten Eichbaum aufhängen, wenn bis zum Abende die Jungfrau nicht herbeigeschafft sei.

Sie suchte den ganzen Tag, bog jedes Rosengebüsch aus einander, rief sich heiser und drang sogar in die Burg ein. Der Ritter drehte ihr auf ihre Frage den Rücken und drohte mit der Hundepeitsche.

Blau angelaufen vor Wuth und Zorn floh sie in's Gebirge, um den wüthenden Reitern nicht in die Hände zu fallen. Der Kesselflicker, dem die schlechten Streiche am liebsten waren, wenn seine Frau dabei war, mußte sich's nun gefallen lassen, allein gehängt zu werden Die Reiter aber galoppirten hinweg, Niemand erfuhr wohin.

Brigitte, der die reiche Belohnung entgangen war, kochte Gift und Galle und suchte alle Dörfer und Städte nach der Rose ab; natürlich war ihr Forschen umsonst. Als sie sah, daß sie sich vergeblich mühte, beschloß sie, ihren Wackelkopf wieder nach Caldauen zu tragen. Sie kam über den Bergrücken am Seeligenthal und sah von oben Rose am Thurmfenster sitzen. Und der Ritter saß ihr gegenüber, scherzte und lachte und zupfte ihr zuweilen an den goldenen Haarlocken.

Brigitte duckte sich in's Gebüsch, damit sie nicht gesehen würde und rutschte auf Hand und Fuß den Berg hinab. Als sie an der Eiche vorüber kam, wo der Leichnam ihres Mannes an einem Aste baumelte, sah sie hinauf und murmelte: Lebtest du schlechter Kerl noch, du wüßtest gewiß einen Rath, aber so bist du Lump immer gewesen, wenn man dich am nöthigsten brauchte, warst du nicht zu haben.

Als die Nacht eingebrochen war, ging sie wieder auf den Bergrücken und sah unverwandt nach dem Thurme. Eine Kammerzofe brachte Licht und stellte es vor Rose hin, der Ritter aber erhob sich und verließ das Thurmgemach. Sobald sie allein war, begann sie kläglich zu rufen: Rose, liebes Kind, gieb mir ein Stück Brod, ich sterbe vor Hunger!

Rose erkannte die Stimme ihrer Mutter. Wie viel Böses sie auch von ihr erduldet hatte, so ward ihr Herz doch von Mitleid ergriffen und sie öffnete das Fenster und sprach: Liebe Mutter, ich kann euch jetzt nichts geben, denn mein Gemahl wacht über mich, und wenn er euch entdeckte, so ließe er euch in den Thurm

werfen. „O mein Kind, seufzte Brigitte, so soll ich vor Hunger umkommen, während du im Ueberflusse lebest? Gott möge dir die Härte gegen deine Mutter verzeihen!"

Da traten der jungen Gräfin die Thränen in die Augen und sie antwortete: „Mutter, ihr sollt nicht umkommen, so lange ich euch etwas geben kann! Kommt heute Nacht heimlich in den Schloßgarten, so will ich euch mehr bringen, als ihr essen könnt."

Deß war die alte zufrieden. Leise glitt sie vom Berge hinab und versteckte sich in einem der vielen Rosengebüsche im Schloßgarten.

Um Mitternacht war der Ritter in tiefen Schlaf versunken. Rose erhob sich leise, nahm einen Schinken aus dem Rauchfange, ein Brod aus dem Kasten und stieg in den Garten hinab. Brigitte kroch aus dem Rosengebüsche hervor und fiel der jungen Frau mit erheuchelter Zärtlichkeit um den Hals. Als sie nun die Granatschnur unter ihren Händen fühlte, zitterte sie vor boshafter Freude und drückte auf das Schloß, daß es aufsprang. Rasch riß sie die Schnur an sich, stemmte die Arme in die Seite und geiferte: du nichtswürdige Schlange, jetzt bist du in meiner Hand und sollst mir nicht noch einmal entrinnen. Da du mich um Geld und Gut betrogen, so will ich dir deine menschliche Gestalt nehmen und du sollst wie ein Thier Gras weiden, bis ich dich von deinem Zauber löse!

Rose erschrack über solche Worte und stieß einen lauten Schrei aus. Sobald der Graf den Schrei seiner Gemahlin hörte und sie nicht an seine Seite fand, sprang er empor, griff sein Schlachtschwerdt von der Wand und schickte sich an, seiner Rose zu Hülfe zu eilen.

Brigitte aber, die seinen Ueberfall fürchtete, sprach rasch die Zauberformel aus: Daß du zur Ziege würdest! Da stand nun plötzlich ein kleines Zicklein vor ihr, daß mit betrübten flehenden Augen zu ihr emporsah. Der Ritter stürzte alsbald mit dem Schwerdte auf sie zu und fragte barsch: Wo ist deine Tochter? Sie zeigte mit dem Finger auf das Zicklein. Er glaubte, daß sie seiner spotten wolle und zuckte im Grimme das Schwert gegen ihre Brust. Es glitt machtlos an ihr ab; Brigitte aber lachte höhnisch und sprach: Liebst du die Ziege so sehr, die in Wahrheit dein Weib ist, so mögest du nicht altern, bis sie erlöst ist, und alle Tage zusehen, wie ich sie auf die Weide treibe und zärtlich mit ihr thue! Diesen Wunsch erhörten die bösen Geister und von Stunde an wandelte der Ritter zur Nachtzeit seufzend und weinend durch das Thal, am Tage aber sitzt er unsichtbar auf einem Steine und sieht mit schwerem Herzen nach der Ziege. Die Burg aber ist im Laufe der Jahrhunderte zerfallen, das schöne Thal verödet und zum Sumpfe geworden.

Die Mutter hatte ihre Erzählung geendet. Robert aber hatte von jenem Tage an seine Ruhe verloren; wo er ging und stand, verfolgte ihn der Gedanken an die Rose vom Seeligenthal und eine geheime Stimme rief ihm beständig zu: Robert, du mußt die Ziege erlösen! Nach und nach verlor sich das frische Roth von seinen Wangen, die Fröhlichkeit verschwand und er ging tiefsinnig und träumend umher. Wie er aber den Zauber der Ziege brechen könne, das wollte ihm all sein Denken und Sinnen nicht enthüllen.

Es mochte seit jener Zeit ein Jahr verflossen sein, als ihn zur nächt'gen Stunde sein Weg abermals an die Sieg brachte, und wie vor einem Jahre, so war auch heute der Fährmann nicht wach zu bringen. Aber siehe, da bog wieder der silberne Kahn um den Weidenstrauch herum und hielt am Ufer, wie damals. Robert lief in der Erinnerung an jene Nacht ein kalter Schauer durch die Glieder, dennoch sprang er hinein. Der Nachen ging stromaufwärts und legte sich wie zum erstenmale am Eingange zum Seeligenthal fest. In Roberts Seele entstand nun ein Kampf, ob er durch das Thal gehen oder den Umweg machen sollte. Die schaurigen Seufzer, die er hörte, ließen ihn das Letztere wählen; schon bog er seitwärts, als er sich am Arme festgehalten fühlte. Er blickte um und sah einen weißen Dunst, in dem sich in schwachen Linien die Gestalt eines Ritters mit entblößtem Schwerdte abzeichnete. Die Gestalt streckte ihren Finger nach der Thalspitze aus, ihm gleichsam bedeutend, daß er dorthin seinen Weg nehmen sollte. Das ist die Hand, dachte Rudolph, die mich aus dem Röhrichtsumpf gezogen, sie kann mich auch zum zweitenmale retten, wenn mir ein Unfall wiederfährt. Und er ging im Vertrauen auf Gott weiter, immer darauf bedacht, nicht in den Sumpf zu gerathen. Ihr geht irre, rief eine Stimme hinter ihm, hier ist der Weg!

Robert wandte sich um, ein häßliches Weib mit wackelndem Kopfe, das eine Ziege am Stricke führte, zeigte mit dem Finger in gerader Richtung. Robert aber sah genau, daß dies direct in den Sumpf führte und sprach: Wie mögt ihr mich irre leiten, daß ich mein Leben riskire?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0653-1

Die Ziege kam herbei, schaute Rudolph wehmüthig an und rieb sich den Kopf an seinen Weidmannsstiefeln. Ich weiß, was du sagen willst, armes Thier, dachte der Jäger; gedulde dich, mit Gott werde ich dir Hülfe bringen!

Von jetzt an war es mit der Ruhe vollends aus; er aß und trank fast nicht mehr, sondern suchte überall die Leute auf, von denen das Gerücht ging, daß sie etwas mehr verstünden, als Erbsen essen. So kam er einmal in eine große Stadt, setzte sich vor dem Thore auf einen Prellstein und stierte gedankenlos in die vorüberfluthende Menge. Da legte ein Greis mit langem Barte die Hand auf sein Haupt und sprach: Jüngling, was fehlt dir, und welches Geschick hat deiner Stirne vor der Zeit Furchen eingegraben? Da seufzte Robert tief, erzählte dem Greise seine Abentheuer und bat um seinen Rath.

Dein Verlangen ist groß, gab dieser zur Antwort, doch sei dir um deines Kummers willen geholfen! Nimm dieses Kreuz, das einst am Halse einer Prophetin gehangen, und kehre nach Seeligenthal zurück. Gelingt es dir, dasselbe der Brigitte um den Hals zu hängen, so muß sie die Granatschnur herausgeben; du weißt dann, was dir zu thun bleibt. Merke dir aber, daß der Brigitte nicht mit Gewalt beizukommen ist, sondern nur mit List.

Unter vielen Danksagungen nahm der Jäger Abschied von dem Greise und richtete seinen Weg nach dem Seeligenthal, wo ihn, wie die beiden erstenmale, der Nachen aufnahm. Gleich beim Eingange stand Brigitte und schnaubte ihn an: Was wollt ihr zum drittenmale in meinem Thale? Geht hinweg, sonst wartet euer der Tod.

Robert erinnerte sich der Worte, welche ihm der Greis gesagt hatte, daß der Brigitte nur mit List, nicht aber mit Gewalt beizukommen sei. Hinterlist und Verstellung kamen ihm hart an, lieber wäre er einem rechtschaffenen Kampfe mit einer Wildsau entgegengegangen, da er aber wußte, daß es einmal nicht anders war, so faßte er sich ein Herz und sprach: Ich fürchte den Tod nicht, wenn ich euch besitzen kann, ihr habt mein Herz gefangen und ich kann nicht von euch lassen!

Brigitte besah den schmucken Jüngling von oben bis unten; ihr Herz fühlte sich geschmeichelt und sie entgegnete: Giebt es nicht hübsche Jungfrauen genug in den Bergen für einen schönen Jägersmann? Warum denn sucht ihr die alte Brigitte im Seufzerloche auf?

„Weil mir die schönste Jungfrau häßlich deucht im Vergleich zu euch. Nehmt meine Werbung an und das Seufzerloch wird wieder seinen Namen „Seeligenthal" erhalten! Wollt ihr aber die Treue meiner Liebe erproben, so gestattet mir, bei euch zu verweilen."

Sei es, sprach Brigitte, wehe euch aber, wenn ihr mich betrogen habt! Sie schritt mit der Ziege vor ihm her und trat in die Hütte, wo das Lämmchen sich in einer Ecke zusammenkauerte. Siehst du, eitles Ding, sagte sie höhnend zu dem Thierchen, der schönste Bursche vom Gebirge wirbt um meine Hand, indeß du in Thiergestalt wandeln wirst bis in Ewigkeit.

Was sprecht ihr mit dem unvernünftigen Vieh, scherzte Rudolph, kommt lieber in meinen Arm und pflegt der Liebe!

Da setzte sie sich liebestrunken auf seinen Schooß und spielte ihm in den schwarzen Locken. Sieh, mein Schatz, sprach Rudolph, ich habe dir ein Kleinod mitgebracht, um welches mancher Fürst mich beneiden würde. Reiche deinen Hals her, daß ich es als erstes Pfand der Treue dir anhänge. Da streckte sie dem Jünglinge den gelben Hals hin und ließ sich daß Kreuz umbinden.

Ein Strahl der Freude flog über das Antlitz des Jägers. Brigitte, sprach er, zeige mir die Granatschnur, womit du die Gräfin in eine Ziege verwandelt hast.

Sie schnellte wie von einem Schlangenbisse getroffen empor und kreischte: Nichtswürdiger, du hast mich betrogen! Nimm das Kreuz von meinem Halse.

Sachte, sachte, mein Liebchen, spottete Rudolph, eben um der Schnur willen hab' ich dir's umgehängt, und wäre ich Thor genug, sie dir abzunehmen, so würde ich sie nimmer in meine Gewalt bekommen. Ich trage aber ein so absonderliches Verlangen danach, daß ich sie haben muß und wenn die Welt untergeht.

Brigitte legte sich, nachdem sie alle Drohungen erschöpft hatte, aufs Bitten und Flehen. Doch vergebens! Giebst du mir die Schnur nicht gleich, sprach er, so rufe ich Geister zu Hülfe, die mächtiger sind, als dein Zauber, die dich in Staub zermalmen und in die Wellen der Sieg streuen.

Mit einem gräßlichen Fluche riß sie jetzt die Schnur aus dem Busen und warf sie dem Jünglinge vor die Füße. Der hob sie auf und näherte sich der Ziege. Brigitte warf sich kreischend zwischen ihn und das Thier; er aber schob sie mit kräftigem Arm zurück und hing dem Lämmchen die Schnur um.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0654-7

Kaum hatte er seine Hand zurückgezogen, so stand die Rose in strahlender Schönheit vor ihm und ergoß sich in heiße Dankesworte. Alsbald trat ein gewappneter Ritter mit entblößtem Schwerdte herein, der flog der Rose jauchzend an den Hals. Nachdem er sie lange in seinen Armen gehalten, wandte er sich zu Rudolph um und sprach: Alle meine Reichthümer sind nicht groß genug, dir zu lohnen; mein Herz aber wird dir ewig dankbar schlagen. Sieh, das Seufzerloch ist wieder ein Seeligenthal geworden; mir aber ist der Ort, wo mein Weib so schmählich mißhandelt wurde, auf ewig verleidet, darum sei alles dein Eigenthum auf ewige Zeiten.

Robert sah durch das Fensterchen, Berg und Schloßgarten strahlten wieder in vollem Reize der Schönheit. Da beugte er ein Knie vor dem Grafen, ihm seinen Dank auszusprechen. Der aber schlug ihm dreimal mit der flachen Klinge auf die Schultern und sprach: Steh auf mein Sohn, ich schlage dich zum Ritter vom Seeligenthal!

Nachdem Robert also geadelt war, nahm er das Kreuz vom Halse der Brigitte und überreichte es der Gräfin. Als ihre Hand das edele Metall berührte, öffnete sich das Kleinod und ein Pergamentblättchen fiel zu Boden, auf dem geschrieben stand, daß Rose eine Königstochter aus dem Lande Palmala sei und von den Großen des Reiches gemäß einer alten Prophezeihung in jenem Lande erwartet werde.

Freudig zog der Ritter mit seiner Gattin zum Lande Palmala, wo Rose die Krone empfing.

Brigitte wurde noch in derselbigen Nacht von dem Kesselflicker zur Hölle abgeholt. Robert aber zog mit seiner Mutter auf das Schloß und wurde ein steinalter Mann, dem es nie an Geld und Freudigkeit des Herzens fehlte.

Der Ring des Akbar.

Morgenländische Sage von **A. Kaufmann.**

Der große Kaiser Akbar, welcher in Allahabad seine prachtvolle Residenz hielt, saß eines Tags im Gespräch mii dem Rajah Beerbul.

„Was würdest du wohl thun," fragte Akbar denselben, „wenn dich ein großes Mißgeschick betreffen sollte?" — „Ich würde mich der Lust und Freude hingeben," erwiederte Beerbul.

Am andern Morgen ließ der Kaiser den Rajah nochmals rufen und gab ihm einen kostbaren Ring: „Diesen Rubin, Beerbul, bewahre mir, bis ich ihn zurückfordere!" — Beerbul versprach es und gab den Ring seiner Tochter zur Verwahrung, diese aber legte ihn in eine Truhe, welche mit drei überaus künstlich gearbeiteten Schlössern versehen war. Um diese Zeit wurde ein durch seine Schlauheit berühmt gewordener Dieb eingefangen und sollte zur Strafe für eine Reihe Schurkenstreiche getödtet werden. Diesen ließ Akbar vor sich kommen und sprach: „Ich schenke dir das Leben, wenn es dir gelingt, einen köstlichen Rubin, den ich dem Rajah Beerbul anvertraut, zu entwenden und mir wieder zuzustellen!" Der Dieb machte sich zum Versuch anheischig und berieth sich mit einem alten, durchtriebenen Weibe, durch dessen Mitwirkung ihm früher schon mancher Streich gelungen war. Die Alte wußte es so einzurichten, daß sie bei der Tochter Beerbuls in Dienste trat, und es gelang ihr bald, sich durch ihr kluges, einschmeichelndes Benehmen so das Vertrauen des unbesonnenen Mädchens zu gewinnen, daß sie neben vielen anderen Geheimnissen auch das höchste Geheimniß des Hauses, den Platz, wo Akbars Ring verborgen war, in Erfahrung brachte. Das war für die kluge Hexe schon genug; sie wußte sich bald die Schlüssel zu jener Truhe zu verschaffen, und voller Entzücken eilte der Dieb zu Akbar, diesem den Ring zu überreichen und sich das Leben schenken zu lassen. Akbar aber warf den Ring in den Strom Jumna und ließ dann den Beerbul rufen: „Wo ist der Ring, den du mir bewahren solltest?" Beerbul ging nach Hause ihn zu holen, aber der Ring war fort, und jede Mühe, ihn oder seine Spur aufzufinden, vergeblich. „Nun, wo hast du den Ring?" fragte der Herrscher, als Beerbul zurückkehrte. „Der Ring ist fort" erwiederte der Rajah, „aber in vierzehn Tagen sollst du ihn wieder haben!" — „Gut, bringst du ihn jedoch binnen solcher Frist nicht zurück, so ist es um dein Leben geschehen!" — Nun eilte Beerbul nach Hause, und Alles, was dasselbe vermochte, wurde aufgeboten, um vierzehn Tage unter fortwährenden Ergötzlichkeiten, bei Spiel, Tanz und Schmaus zu verbringen. Tag und Nacht scholl der Festjubel, am zwölften Tage aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0655-2

war Beerbuls Vermögen so aufgezehrt, daß ihm nicht einmal genug übrig geblieben, um für die beiden letzten Tage die nothdürftigsten Nahrungsmittel kaufen zu können. Am vierzehnten Tage aber fing die Tochter eines Fischers im Jumna einen wunderschönen Fisch, brachte ihn zu ihrem Vater und sprach: „Wie dauert mich der arme Beerbul! Seit zwei Tagen hat er keinen Bissen mehr genossen, — soll ich nicht diesen Fisch ihm zum Frühstück bringen?" — Der Vater gab die Erlaubniß dazu; als aber Beerbuls Tochter den Fisch bereitet und aufgetragen, fand sich beim Zerlegen desselben der verlorene Ring des Akbar. Außer sich vor Freude lief Beerbul in den Palast: „Siehe, Akbar, wie ich Wort gehalten! Meine Frist ist abgelaufen, aber auch der Ring ist da!" — Der erstaunte Kaiser beschenkte den Verarmten auf's reichlichste, so daß er wohlhabender wurde als sonst; für sich aber zog Akbar aus dieser Geschichte die Lehre, es sei im Unglück besser sich zu freuen, als weibisch zu verzagen!

Montjardin.

Sage, erzählt von **Fabricius.**

In dem schönen Lande Belgien, nicht weit von dem bekannten Badeorte Spa, liegt auf einem hohen Felsen die Ruine Montjardin, an welche sich folgende Sage knüpft:

Vor gar langer Zeit, als das Schloß Montjardin noch fest und trotzend auf dem steilen Felsen stand, lebte dort ein gar böser Mann, der unter allen Rittern der Zeit der Gottloseste und Grausamste war! Der Ritter von Montjardin war von Alt und Jung, von Groß und Klein gefürchtet und gehaßt; mit seinen Nachbarn lebte er in stetem Unfrieden, beraubte die Pilger und Kaufleute, die ruhigen Wegs dahin zogen, mißhandelte die Bauern, und wenn sich die Letztern zu beklagen wagten, zündete er ihnen Haus und Hof überm Kopfe an, oder ließ sie gar aufknüpfen!

Dem Montjardin aber ward es trotz allem Gelag und Treiben mit der Zeit auf seiner Burg zu enge, und er beschloß zu heirathen. Zu diesem Zwecke warb er um die Hand mehrerer Edelfräulein, aber er wurde abschlägig beschieden, denn Keiner der benachbarten Ritter wollte in eine Verbindung seiner Tochter mit dem allgemein verhaßten Montjardin willigen!

Seitdem ward er nur noch mehr entartet, und keine Frau, und kein Mädchen der ganzen Umgegend war sicher vor seinen Mißhandlungen. Da führte ihn der Zufall eines Tages in ein benachbartes Kloster, und als die Nonnen zur eben beginnenden Messe schritten, bemerkte Montjardin darunter ein bildhübsches junges Mädchen von siebzehn Jahren.

Nicht achtend der Heiligkeit des Ortes, schritt der Ritter sogleich auf sie zu und forderte die Amalberga (so hieß die Nonne) auf, ihr Gelübde zu brechen und ihm auf seine Burg zu folgen! Diese wieß sein Begehr mit Entrüstung zurück und schwur heilig und fest, eher sterben als ihr Gelübde brechen zu wollen.

Diese Antwort brachte den Ritter zur Wuth und noch am selben Abend zog er mit seinen Knechten vor das Kloster und forderte gewaltsam, daß man ihm Amalberga ausliefern sollte! Als dieses Begehr von der Aebtissin abgeschlagen wurde, zogen die Knechte des Montjardin mit langen, schweren Aexten zum Thore, schlugen ein Loch hinein, durch welches sie unter wüstem Jauchzen in das friedliche Kloster drangen. Die wenigen Klosterknechte wurden nach kurzem Kampfe niedergemacht und nun trat dem Ritter die Aebtissin entgegen, gefolgt von allen Nonnen.

Treibt die Gotteslästerung nicht weiter! bat die Aebtissin, und laßt dem Himmel was des Himmels ist, sofern Euch Gottes Strafe nicht ereilen soll! Aber der Montjardin lachte hell auf, stieß die heilige Frau mit dem Schwerte nieder, riß die zitternde Amalberga an sich, trug die halb Ohnmächtige mit sich fort, schwang sich mit ihr auf sein Pferd und ritt davon!

Auf Montjardin angekommen ließ er Amalberga in ein prächtiges Gemach führen, und erklärte ihr in den glühensten Worten seine Liebe.

In dieser Noth wandte sich Amalberga im Gebet an die Mutter Gottes und bat, sie doch von dieser Schmach zu erlösen!

Darob ergrimmte der Ritter noch mehr, doch als er Gewalt brauchen wollte, hielt Amalberga ihm ein kleines Marienbild entgegen, das sie stets am Halse trug.

Da schlug der Ritter unter gräßlichen Flüchen mit dem Schwerte nach dem Marienbilde; doch hatte er das heilige Bild noch nicht berührt, als ein Blitz hernieder fuhr vom Himmel, ge-

folgt von einem schrecklichen Donnerschlage, worunter das Schloß gewaltsam zusammenbrach!

Nach Jahr und Tag fanden die Hirten unter den Ruinen des Schlosses die Leichen von Montjardin und Amalberga. Ersterer entstellt und zerfressen, Letztere aber jugendlich frisch und schön, als wenn sie erst eben verschieden wäre. Auch das Marienbildchen fand man und die Hirten stritten lange hin und her, wem es gehören sollte, und konnten nicht einig werden. Endlich gingen sie zum Pfarrer und baten ihn um Entscheidung, doch der sprach: Es gehört Keinem von Euch, d'rum soll es Keinem von Euch zu Theil werden, sondern Gottes Theil!

Deß waren die Hirten zufrieden! Aus den Trümmern des Schlosses bauten sie über dem Grabe der Amalberga ein Kirchlein, worin das Marienbildchen noch heutigen Tages zu sehen! Nach ihnen erhielt die Kirche den Namen „Gottestheil", (Dieupart) und dient noch heute vielen Gläubigen zum Ziele ihrer Wallfahrten.

Die Erdmännchen.

Märchen von W. Herchenbach.

Es war einmal ein reicher Müller, dem Alles glückte, was er anfing. Busch und Wiesen gehörten ihm bis an die Berge, welche das schöne Thal begrenzten, in dem seine Mühle lag. Er war ein recht munterer Gesell in den besten Mannesjahren und dachte nicht daran, sich in das Ehejoch zu spannen. Da passirte es ihm aber einmal, daß er etwas zu tief in die blauen Augen einer jungen Hirtin sah. Mit einem Male war es mit der Fröhlichkeit zu Ende und man konnte ihn mehr in den Thalschluchten finden, wo Mariliese ihre Heerde hütete, als in der Mühle, und es dauerte nicht gar lange, so verbreitete sich im Thale die Neuigkeit, der Müller freit die Mariliese.

Ob solcher Neuigkeit freute sich Jeder, der es hörte, denn die Mariliese war nicht allein eine überaus schöne, sondern auch eine fromme und fleißige Jungfrau, die überall Frohsinn und Heiterkeit verbreitete, wo sie sich sehen ließ. Oben auf dem Berge aber, zwischen Wachholderstauden stand ein großes Gehöfte, das der alten Bilse zugehörte und worin sie mit ihrer häßlichen Tochter Anne-Käthe unter Schelten und Flüchen Haus hielt. Kein Mensch ging gern an dem Gehöfte vorüber, selbst am lichten Tage nicht, denn die Bilse stand in schlimmem Rufe und hieß bei Jedermann eine Hexe.

Der Platz, wo das Haus stand, war unheimlich genug und es gab Leute, die mit eigenen Ohren allerlei schrecklichen Rumor vernommen haben wollten, wenn sie genöthigt waren, ihren Weg an ihrem Anwesen vorbei zu nehmen. Die Wiese hinter der Scheune zeigte im Frühjahr, wenn das Gras sproß, weite gelbe Kreisringe, auf denen kein Halm gedieh, während ringsumher Alles im üppigsten Wuchse stand. Dort, hieß es, hielten die Hexen in den Mainächten Tanz und der Bilse knurriger Haushund erwachse dann zu einer menschenähnlichen Figur mit Schweif und Pferdefuß.

Diese Bilse nun konnte es nicht leiden, daß der Müller die Mariliese nehmen wollte, und nicht die gelbe Anne-Käthe. Eines Tages wackelte sie mit dem Kornsacke auf dem Kopfe zur Mühle hinab, Gelegenheit zu suchen, dem Müller ein Licht aufzustecken und der Mariliese die Suppe zu versalzen. Eben kam der Müller mit hastigen Schritten über den Steg, seiner Braut nachzueilen, die mit ihren Heerden am Gebirgsrande vorüberzog. Bilse trat ihm in den Weg und sprach: Halt Müller, lauf der schlechten Dirne nicht nach, sondern höre, was die Bilse dir zu sagen hat. Dem Müller war die Begegnung nicht angenehm und er wäre gern ohne Antwort vorübergegangen, aber Bilse machte mit ihrem Stocke einen Strich quer über den Steg, und nun war es dem Müller, als stände ein Berg vor ihm, den er nicht überschreiten könnte.

Sieh' mal Müller, hob die Bilse wieder an, die Mariliese ist arm und häßlich, wie eine Vogelscheuche im Waizenfelde, und sie rennt andern Burschen nach und lacht über deine Dummheit. Warum pressirt es dir so, dich an sie zu hängen? Willst wohl erst durch Schaden klug werden? he? Warum kommst du nicht zur Anne-Käthe? Ist doch ein anderes Mensch als die Kuhhirtin, und hat Batzen in der Truhe, Leinwand im Kasten und ein hübsches Anwesen. Alles, was die Bilse hat, das gehört ihr, wenn ich den Kopf niederlege; und wenn du sie nimmst, so ist's dir.

Ob solchem Ansinnen schwoll dem Müller der Kamm und sein Zorn überwog seine Furcht

R. Oppenheim inv.

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die Erdmännchen

(Märchen von W. Herchenbach.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0658-9
DFG

und Scheu vor der Hexe. Geht, alte Bettel, polterte er heraus, laßt euer Korn in der Hexenmühle mahlen, mir aber bleibt vom Leibe und laßt die Mariliese ungeschoren, sonst sollt ihr den Müller von einer Seite kennen lernen, die euch nicht gefällt.

Bilse lachte verächtlich und entgegnete: Still, Müller, die Bilse ist kein Kind, das sich bange machen läßt. Magst du mich nicht zum Freund, so mußt du mich zum Feinde nehmen und das wird für dich ein schlechter Handel, drum folge meinem Rathe und stoß den Berg nicht fort, wenn er zum Thal kommt.

Geh' zum Teufel, fluchte der Müller; ich mag mit Hexen nichts zu thun haben!

Da trat die Bilse bei Seite und ließ den Müller passiren. Sobald er sie nicht mehr sehen konnte, nahm sie den Sack vom Kopfe und schüttete die Körner in den Bach. Da wurde das Rinsel zu einem Sumpfe, in dem Kröten und Unken mit häßlichem Geschrei umherwackelten; das Mühlrad stand stille und der Bach brach sich im Walde eine neue Bahn.

Als nun der Müller nach Hause kam und sah was geschehen war, da stieg der helle Zorn in ihm auf und er schwur nun, der Hexe zum Trotze die Mariliese zu nehmen, möge es gehen, wie es wolle. Und was er geschworen hatte, das hielt er auch; schon am nächsten Sonntage wurden sie in der Kirche getraut, und es gab eine fette Hochzeit, wozu nicht allein die verwandte Sippe, sondern auch die nächsten Nachbarn eingeladen waren. So recht mitten in der Fröhlichkeit hob der Ginsterhalsen sein Glas in die Höhe, einen Trinkspruch auf das Brautpaar und dessen glückliche Zukunft auszubringen. Der Ginsterhalsen wußte sein Wort zu thun; er sprach wie ein Buch, der Schulmeister hätte es wahrhaftig nicht besser gekonnt. Es gab einen ordentlichen Beifallssturm, wie man sonst nur im Stadttheater zu hören gewohnt ist. Keiner war glücklicher als der Müller; er nahm das hohe Kelchglas voll verzuckerten Branntweins, mit Mariliese anzustoßen. Kaum aber berührten sich die Gläser, so sprangen sie mit einem Krachen, wie wenn eine Kanonenkugel durch ein Gewächshaus gefahren wäre, auseinander. Desgleichen geschah bei den Gästen; die erschrockenen Zutrinker hielten nur noch den Fuß der Gläser in der Hand; der Ginsterhalsen aber hatte statt dessen einen Frosch gefaßt, der laut quakend seinen Händen entschlüpfte und sich ungenirt vor Mariliese aufpflanzte.

Die Gesellschaft stob mit ängstlichem Geschrei auseinander; Hüte und Stöcke zurücklassend eilten die Männer dem Ausgange des Thales zu, sich wenig um die Weiber kümmernd, die in kläglichem Lamento hinter ihnen herkeuchten.

Den armen Müller traf jetzt Schlag auf Schlag; es regnete Unglück: Bald gaben die Kühe rothe Milch, bald hatten sie sich am Klee verfressen und mußten gestochen werden oder elendiglich sterben, bald kam die Bräune unter die Schweine, bald fraßen die Feldmäuse die Saat auf. Mariliese kränkelte von Stunde an und des Müllers Zärtlichkeit war nicht im Stande, sie auch nur für eine Minute zu erheitern.

Da war es denn kein Wunder, daß es von Jahr zu Jahr zurückging und ein Stück Land nach dem andern verkauft werden mußte, bis zuletzt noch der Fleck übrig blieb, wo die Mühle stand, auf der nicht mehr gemahlen werden konnte. Der arme Müller mußte nun für sich und die Mariliese sein Brod erarbeiten und ging deßhalb täglich hinaus nach dem Forste, wo er für den Grafen um Tagelohn Holz fällte.

Spät Abends kehrte er nach Hause und fand eine Nacht um die andere Mariliese kränker. Auch der Müller ließ in seinen Kräften nach und es waren besonders zwei Dinge, die ihm das Leben sauer machten. Wenn er im Walde Holz fällte, kam ein Hase, der schnupperte um ihn herum und ließ sich weder durch Drohworte, noch durch Steinwürfe vertreiben. Immer kehrte er wieder zurück, und wenn der Müller Abends heim ging, dann lief der Hase voraus, setzte sich an jeder Ecke des Weges auf die Hinterpfoten, machte Männchen und schaute dem Müller mit ein Paar Augen in's Gesicht, die wie Karfunkel leuchteten. Das zweite war eine große graue Katze, die legte sich des Nachts auf Marilieſens Brust und war mit Schlägen und Stößen nicht zu verscheuchen. Und wenn nun der Mann vor Müdigkeit einschlief, dann legte sich die Katze auf den Mund der Frau und benahm ihr den Athem, daß sie in wenigen Minuten im Schweiße gebadet war und vor Angst stöhnte: Jesus! Maria! Joseph! Dann sprang die Katze auf und spazierte bis an den Morgen auf dem Rande der Bettstelle umher. Sobald aber der erste Strahl des anbrechenden Tages in die Stube fiel, war sie verschwunden.

Einst, in der späten Nacht, begab es sich, daß die Mariliese besonders schlecht war. Da ergriff den Müller die Angst, sie möge gar sterben, und er betete vor dem Bette knieend den Rosenkranz. Das Unthier von Katze spukte draußen zwischen den morschen Kammrädern umher, ließ sich aber heute ausnahmsweise in der Schlafstube nicht sehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0660-0

Die Mariliese war während des Gebetes in Schlaf gefallen und athmete gesunder, als je. Mit erleichtertem Herzen stand der Müller auf und machte zum Schlusse das Kreuzzeichen. Da klopfte es draußen an der Hausthüre. Verwundert über den späten Besuch schob er das kleine Fenster zurück und sah hinaus. Da stand ein winziges Kerlchen, nicht viel größer als eine Mohrrübe, das bat mit flehentlicher Stimme: Ach, Müller, leihe mir deinen großen Birnkrautkessel, denn wir wollen Kraut kochen und haben kein Geschirr. Der Müller war ein gutmüthiger Mensch, der nicht an Betrug und Hinterlist dachte, darum sprach er: der Kessel steht drunten in der Oelmühle, da magst du ihn holen und brauchen, so lange du Lust hast.

Ach, sprach das Männchen, du siehst ich bin klein und schwach und könnte ihn nimmer fortschleppen; du mußt ihn mir tragen. Der Müller besann sich nicht lange, sondern stieg sogleich die Treppe hinab, nahm den Kessel auf den Nacken und bat das Männchen, ihm vorzugehen.

Ach, seufzte dieses, ich bin so schrecklich müde vom weiten Weg, laß mich mit aufsitzen. Auch das ließ sich der Müller gefallen und schritt mit dem Kessel und dem Männchen wacker fürbaß. Es ging bergauf und ab, bald durch einen Sumpf, bald über eine Wiese, wohl an die zwei Stunden. Endlich sprang das Männchen, welches sich's in dem Kessel bequem gemacht hatte, herab und sprach vergnügt: Setz ab, hinten kommen meine Brüder, die werden ihn schon weiter tragen. Der Müller that, wie ihm geheißen, schaute aber mit offenem Munde verwundert in den Wald hinein, denn da kam eine ganze Prozession von kleinen Männlein, die accurat aussahen, wie das eine, welches er getragen hatte; ein jedes hatte eine kleine blauleuchtende Fackel in der Hand, und sie sangen allesammt ein lustiges Lied, wovon jede Strophe mit den Worten endigte:

Erdmännchen sind froh,
Der Kessel ist do!

Das war aber auch alles, was er von dem ganzen Liede verstand. Sobald die Männchen bei dem Kessel ankamen, tanzten sie dreimal um denselben herum, schwenkten ihre kleinen Hütchen in der Luft und zupften und zerrten an dem Kessel, daß er sich bewegte und vor ihnen herrutschte, bis er sie aus den Augen verlor.

Der Müller stand noch eine Weile und zerbrach sich den Kopf über das sonderbare Völklein, dann schlug er den Heimweg ein und legte sich neben seine Mariliese, die noch immer sanft schlief. Die Katze spazierte zwar wieder über den Bettrand, aber er war so daran gewöhnt, daß er sie wenig beachtete und einschlief.

Am andern Morgen, als er die Thüre aufmachte, um zur Arbeit zu gehen, da stand zu seiner Verwunderung der Kessel blank gescheuert vor der Hausthüre und unten drin war ein Häufchen Zeug, das wie Kraut aussah, und daneben lag ein Zettel, darauf stand mit allerliebsten kleinen Buchstaben geschrieben:

Medicin ist dies
Für kranke Mariliese'.

Da trug der Müller den Kessel hinauf in die Schlafkammer und Mariliese mußte die Geschichte von den Erdmännchen hören und von dem Kraut essen. Sobald sie ein wenig davon verschluckt hatte, färbten sich ihre Wangen, ihr Herz wurde froh und sie lächelte den glücklichen Müller seit langer Zeit zum ersten Male wieder an. Da war es dem Müller nicht anders, als sei eine Rose in seinem Herzen aufgegangen und er eilte so froh und glücklich in den Wald, als wenn ihm die Männlein ein ganzes Königreich geschenkt hätten.

Das wäre nun schon Alles gut gewesen, aber der verwünschte Hase umkreiste ihn wieder den ganzen Tag, machte auf dem Heimwege an den Krümmungen des Weges Männchen und ärgerte ihn über die Maßen. Grimmig schleuderte er die Art nach ihm, aber das war vergebliches Beginnen; der Hase fing sie in seinen Vorderfoten auf und setzte sich daran in die Höhe, als ob er Schildwache stände. Zu Hause fand er auch die abscheuliche Katze wieder. Die Mariliese gesundete zwar und ward wieder froh und munter, wie in frühern Jahren, aber der Müller magerte sichtlich ab, weil ihn seine zwei Peiniger nicht verließen.

Unterdeß schenkte ihm Mariliese ein Töchterchen, das war schön wie eine Maiblume und hatte zwei Aeuglein, wie zwei Sterne, die am blauen Firmamente des Himmels schwimmen. Das war eine große Freude, aber die Noth wurde noch größer, weil die Katze jetzt immer um die Wiege strich und jeden unbewachten Augenblick benutzte, sich dem Kinde auf den Mund zu legen und ihm den Athem zu benehmen.

Der Müller wußte keinen Rath, setzte aber sein Vertrauen in die Erdmännlein, die seine Frau geheilt hatten, und er stand in der Nacht auf und ging hinaus, sie im Walde zu suchen und ihnen seine Noth zu klagen. Sonderbarer Weise hatte er den Weg vergessen, den er damals mit dem Kessel genommen hatte; von allem Besinnen lief es ihm kraus im Kopfe herum und er setzte sich im Dickicht auf einen Erdhügel und weinte bitterlich. Nachdem er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0661-6

sich recht satt geweint hatte, wollte er den Heimweg einschlagen nnd rief dabei von ungefähr: „Ach, ihr guten Erdmännchen, helft mir doch!"

Kaum hatte er so gerufen, da öffnete sich der Hügel und das Erdmännchen, das er einst getragen hatte, kroch mit seiner Fackel hervor und stand gerade vor ihm auf den kleinen Füßen. Was willst du Müller, hub er an; hast du für deinen Dienst nicht deine Bezahlung erhalten? Was kommst du denn, uns zu stören?

Der Müller faßte sich ein Herz und erzählte nach der Schnur seine Leiden. Das Erdmännchen horchte aufmerksam zu, und als er geendet hatte, sprach es: Warte ein wenig! schlüpfte in den Berg hinein und kam bald mit einem kleinen, scharfen Handbeil zurück. Der Hase, sprach es, kann von keiner gewöhnlichen Art verwundet werden, weder Stein noch Wasser kann ihn tödten; triffst du ihn aber mit diesem Beil, so erhält er einen Denkzettel, der sich in seinem ganzen Leben nicht verwischt. Sieh aber wohl zu, daß du richtig zielst, sonst hat der Hase Gewalt über dich und kann dich tödten. Fort war das Männchen.

Der Müller eilte fröhlich nach Hause. Am andern Morgen steckte er das Beil zu sich und ging wie gewöhnlich in den Wald. Der Hase war schon da und schien es recht darauf angelegt zu haben, ihn auf den Tod zu ärgern, denn so schlimm, wie heute, hatte er es noch nie gemacht. Der Müller zitterte vor Begierde, seinen Wurf zu thun, aber der Hase schien Lunten gerochen zu haben, denn er gab sich den ganzen Tag keine Blöße. Heute machte sich der Müller etwas früher auf den Heimweg, um zu seinem Wurfe gehöriges Licht zu haben. Der Hase sprang vor ihm her, der Waldlichtung zu, wo er sich bei der Wegbiegung auf den Hinterpfoten setzte, das war der rechte Augenblick. Der Müller ergriff sein Beil, maß vorsichtig die Entfernung und schleuderte dann seine Waffe. Mit einem sonderbaren Pfeifen durchschnitt es die Luft, der Hase wurde aufmerksam und wollte dem Wurfe entrinnen, aber es war zu spät; eines der aufgehobenen Vorderbeine war getroffen und abgeschlagen, ehe er seinen Husch thun konnte.

Das Thier that einen Schrei, der auf ein Haar einer Menschenstimme glich; und als sich der Müller bückte, um sein Beil aufzunehmen, da lag daneben eine runzeliche Frauenhand, mit dicken Warzen dran. Er hob sie auf und steckte sie zusammt dem Beile in die Tasche. Den Blutspuren folgend, gelangte er auf den Berg, wo das Anwesen der Bilse lag. Drinnen hörte er Stöhnen und zwischendurch das Jammern der Anne-Käthe.

Da ward es dem Müller graufig und er eilte nach Hause, wo er die abgeschlagene Hand in den Wandkasten legte. Einige Tage kam die Katze nicht und die beiden Eheleute freuten sich, von der Plage befreit zu sein; auch der Hase ließ sich nicht mehr sehen.

Doch, sie hatten sich zu frühe gefreut; einst erweckte sie ein Schnarren an der Wand, und als sie die Augen aufmachten, gewahrten sie die Katze, die auf drei Beinen umherhumpelte und mit den Krallen an dem Wandkasten kratzte, worin die Hand lag. Nun wiederholten sich ihre Besuche jede Nacht; und es war schier schlimmer als früher.

Der Müller hatte ein rechtes Vertrauen zu den Erdmännchen und ging wieder hinaus, ihren Rath zu holen. Diesmal wußte er den Weg und that sogleich seinen Ruf.

Hast du die Hand noch, fragte das Erdmännlein. Der Müller sagte: Ja! Und da machte das Erdmännchen ein pfiffiges Gesicht und sprach: Gehe nach Hause, verschließe die Thüren sorgfältig, verstopfe eine jede Ritze, mache dann ein tüchtiges Feuer auf dem Heerde, hänge den Kessel an den Haken und lege die Hand hinein. Siehe wohl zu, daß du den Spüllappen dicht um den Deckel legst, damit kein Dampf herauskommt. Hüte dich aber, die Thüre oder das Fenster zu öffnen, möge draußen vorgehen, was da wolle. Wenn du dieses Alles wohl befolgst, dann wirst du für immer von deiner Plage befreit sein.

Spornstreichs eilte der Müller nach Hause, schloß alle Thüren und Fenster und verstopfte die Ritzen mit Werg und Baumwolle; dann that er die Hand in den Kessel, preßte den Spüllappen um den Deckel und begann zu heizen, als ob er Eisen schmelzen wollte.

Es dauerte nicht lange, so fing es in dem Kessel an zu braten. Da klopfte Jemand mit dem Finger an das Küchenfenster und sprach: Müller, macht mir einen Augenblick auf; mich dürstet nach einem Trunke Wasser. Der Müller aber that es nicht, sondern fuhr fort zu braten. Da wurde der Bittende ungestüm und schlug mit dem eisernen Ringe gegen die Hausthüre, daß die Marilieſe erwachte und ihren Mann bat, doch nicht so hartherzig einen Trunk Wasser zu verweigern. Der Müller aber sprach: Frau, verdirb mir die Küche nicht; ich muß eine Hexe braten!

Da schwieg die Marilieſe und der Müller stochte und feuerte, daß die Flamme über dem Kessel zusammenschlug. Draußen aber jam-

merte und wimmerte es zum Erbarmen, bis die Stimme endlich schwächer und schwächer wurde und zuletzt ganz verstummte.

Am andern Morgen erzählten sich die Leute, die alte Bilse sei in der Nacht vom Teufel geholt worden und die Anne-Käthe säße vor einem Häufchen Asche und jammerte, daß es die Steine erbarmen möge.

Von dem Tage an kehrte das Glück in die Mühle zurück und blieb den liebenden Gatten gewogen; kein Unhold störte mehr ihren Schlummer, das Mädchen aber, das der Vater, wie seine Mutter, Mariliese genannt hatte, ward von Tag zu Tag schöner und frischer, so daß man nicht anders meinte, als sei ein Engel in die Mühle eingekehrt.

Eines nur kümmerte den Müller noch, nämlich, daß der Bach so weit abseiten der Mühle floß. Einmal nun konnte er in der Nacht nicht schlafen, denn es däuchte ihm ein schrecklicher Lärm in dem alten Mühlgraben und in dem frühern Rinnseln des Baches zu herrschen. Da steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und sah sein blaues Wunder: Wohl hundert Erdmännchen standen mit aufgeschürzten Hosen in dem Moraste und warfen mit kleinen Spaten den Mud hinaus. Da er aber wußte, daß sie nicht gerne beobachtet wurden, so legte er sich nieder und erwartete in großer Unruhe den Morgen.

Der Müller und Mariliese standen mit Sonnenaufgang vor der Thüre; Thränen der Freude rannen aus ihren Augen, denn der Bach floß wieder in seinem alten Bette, und das Mühlrad, das so lange still gestanden, drehte sich lustig unter dem Gewichte des Wassers. Es dauerte auch nicht so lange, so fanden sich die Mahlgäste ein und der Müller wurde in wenigen Jahren wieder ein reicher Mann.

Nun waren in einem Jahre die Birnen sehr schlecht gerathen und der Müller dachte mit Schmerzen, daß die Erdmännchen vielleicht Mangel hätten an ihrer Lieblingskost; darum kochte er aus Dankbarkeit den großen Kessel bis an den Rand voll Kraut und schleppte ihn hinaus in den Wald zu dem Erdhügel. Lange hatte er gerufen, ohne Antwort zu bekommen; da faßte er sich endlich kurz, grub ein Loch in den Hügel und zog den Kessel hinein. Da drinnen war es wundervoll. Es gab wohl an tausend Kämmerchen, mit Tischchen, Stühlchen und Bettchen, aber Niemand war da.

Den Müller focht das aber wenig an, denn er brachte ja den Kessel mit dem Birnkraut nicht aus Eigennutz oder Habsucht, sondern aus einem guten, dankbaren Herzen, und so dachte er denn: Sie werden ihn schon finden! und ging vergnügt nach Hause.

Als aber die Erdmännchen heimkamen und den Kessel mit dem Birnkraut fanden, da wurden sie über die Maßen froh und sprangen und hopsten lachend um denselben herum. Doch plötzlich schlug ihre Lust in Trauer und Betrübniß um, als sie gewahr wurden, daß Jemand durch den Erdhügel gebrochen sei und ihre Wohnung betreten habe; denn ihre Satzungen und Gebräuche erlaubten ihnen nicht, länger an dem liebgewordenen Orte zu verweilen, der von den Augen eines Menschen entheiligt war. Da saßen sie plötzlich schweigend auf den krummen, untergeschlagenen Beinchen und wären gerne gestorben, wenn dies überhaupt bei Erdmännchen möglich wäre. Endlich sprang einer von ihnen auf und sprach zornig: Das Elend haben wir dem Müller zu verdanken, den wir aus Mangel und Noth retteten. Nichts da, sprach ein anderer, er hat's gut gemeint und kennt unsere Gesetze nicht. Das meinten auch die übrigen. Sie erhoben sich unter Seufzern und Wehklagen und machten sich zur Abreise in ein fernes Land fertig.

Der Müller stand in der Nacht, da er nicht schlafen konnte, am Fenster und dachte mit Vergnügen daran, wie die Erdmännchen schmausen würden; da sah er im Walde einen hellen Schein; er fürchtete, daß der Wald brenne und wollte schon hinabeilen, seine Leute zum Löschen zu wecken; doch war der Schein so absonderlich, daß es nicht wohl ein Brand sein konnte. Und das war es auch wirklich nicht, sondern es kamen in langer Prozession die Erdmännchen mit blauglühenden Fackeln aus dem Walde hervorgezogen. Das wimmelte und wogte, als ob ihrer eine Million seien, und in der Mitte führten sie den Kessel mit dem Birnenkraut. Als sie in die Nähe der Mühle kamen, grüßten sie hinauf, und wenn sie auch recht traurig waren, so warfen sie doch ihre Käpplein in die Höhe. Bald waren sie im Walde verschwunden; der Müller sah nur noch in den Baumkronen den Widerschein der blauen Fackeln. Als nun am andern Morgen der Müller ins Freie trat, um die Fußspuren seiner kleinen Freunde zu sehen, da war der Weg von der Höhle an bis in den fernen Wald mit einem Streifen von den wundersamsten Heilkräutern bewachsen, die hernach manchen armen Mann von schwerer Krankheit heilten und das Andenken der guten Zwerge Jahrhunderte lang im Andenken der Bergbewohner hielten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0663-7

Die Weihnacht.

Von **Auguste Tenhaeff.**

Im Himmel arbeiteten die Englein sehr fleißig, denn der heilige Weihnachtsabend nahte heran. Einige bekleideten Puppen mit schönen Anzügen, andere schnitzten Spielsachen aus Holz, oder backen Brezeln und Zuckerherzen. Auch hefteten sie A. B. C.-Bücher und malten Hähne auf den Umschlägen derselben. Als Alles fertig war, legten sie die Sachen in Körbchen und gingen damit an die verschlossene Pforte des Paradieses, wo sie um Einlaß baten.

Der Engel der dort, mit dem Schwerte in der Hand, Wache hält, fragte: Was suchet ihr hier? — „Aepfelchen und Nüsse für die Erdenkinder," antworteten sie. Da öffnete sich die Pforte. Die Aepfel und Nüsse des Weihnachtsbaumes schmecken ganz anders als die, welche gewöhnlich auf Erden wachsen, und das kommt daher, weil die Engel sie im Paradiesgarten gepflückt haben. Als sie sich mit den köstlichen Früchten mit goldenen Schaalen beschwert hatten, trennten sie sich jetzt. Einige gingen hierhin, andere dorthin und Viele kamen zu einer großen Stadt, wo die Kinder am andern Morgen ganz besonders beschenkt werden sollten.

Es war dunkle Nacht, als sie durch die Straßen eilten und nur einzelne Sterne schimmerten am Himmel. Die Menschen schliefen ruhig und fest, und träumten von den Freuden des morgigen Tages. Die Hauptstraßen verlassend lenkten die Engel ihren Weg, rechts und links, in dunkle Gassen hinein, die, obgleich sonst niemals erhellt, vom wunderbaren Lichte beleuchtet wurden, das die himmlischen Wesen um sich verbreiteten. Nicht minder erglänzten bei ihrem Eintritt die niedern, dumpfen Hütten, in welche sie einkehrten. Die Kinder der Armen ruhten dort auf hartem Lager; sie empfanden den sie umgebenden Glanz und schlugen, vor seliger Freude, im Schlafe die Händchen zusammen; sie träumten von hell erleuchteten Sälen mit sammt'nen Stühlen, worauf sie sich setzten, und von duftenden Blumen, womit sie spielen durften.

Die Engel langten aus ihren Körben allerlei Sachen hervor, um die Kinder damit zu erfreun. Es fand sich aber kaum Platz für die Gaben in der ärmlichen Wohnung, denn nur ein Tisch und ein Stuhl waren da, worauf sie etwas legen konnten. Die goldnen Aepfel und Nüsse mußten sie unter den Tisch werfen, wo die Kinder sie, am nächsten Morgen, mit lautem Jubel zusammen suchten.

Hierauf trugen sie ihre Körbchen nach den großen Häusern, und da fanden sie Raum genug. Schöne Weihnachtsbäume waren aufgestellt und diese schmückten sie herrlich mit Perlen und Früchten und hingen Brezeln, Kuchen und hellleuchtende Lichtchen an die Zweige. Unter den Baum legten sie Moos, worin bald Schafe aus Holz geschnitzt weideten, die von eben solchen Hirten gehütet wurden. Letztere sollten an diejenigen erinnern, die einst auf dem Felde ihre Heerden hüteten, als sie die göttliche Botschaft vernahmen. Auch einen Stall, ähnlich dem zu Bethlehem, wohin die Hirten wanderten, schlugen die Engel auf. In diesem Stalle stand eine Krippe, worin ein Christkind aus Wachs geformt lag, und auch Maria und Joseph, die das Kindlein froh betrachteten, standen, aus Wachs gebildet,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0664-2

dabei. Noch viele solcher lieblichen Geschenke legten die Engel umher und harrten dann auf das Erwachen der Kinder.

Unterdessen wanderten auch der Engel des Mitleidens und der Engel der Zufriedenheit durch den Straßen. Beide hatten einen schweren Korb angefaßt, in welchem wollene Wämschen, Strümpfe und Schuhe für die armen Kinder lagen. Als sie die niedern Hütten betraten, weinten die Engel, denn es war kalt und feucht in denselben, und viele Kinder schliefen auf Stroh. Da nahm der Engel des Mitleidens Moos und füllte die Löcher und Spalten der Fenster aus, damit die kalte Luft nicht mehr hineindringe; auch legte er warme Kleider vor das Bette der armen Bewohner, womit sie sich am Morgen bekleiden konnten. Der Engel der Zufriedenheit trocknete seine Thränen und sprach: So wenige der Gaben auch sein mögen die ihr erhaltet, und so arm auch eure Hütte ist, so sollt ihr morgen doch reicher sein, als viele in großen Palästen. Dann beugte er sich über die Kinder, küßte sie und hauchte Zufriedenheit in ihre Herzen.

In dieser Nacht durfte der Hüter des Paradieses die Pforte unbewacht lassen. Weit öffnete er die Thore; da strömte Paradiesesluft über die ganze Erde und manch krankes Menschenkind, das die Luft einathmete, wurde gesund in dieser Nacht. Gedanken voll Liebe und Güte, gegen die, aus dem Paradiese verstoßenen Menschen, bewogen den Hüter desselben, einen Zweig von dem Lebensbaum, der in der Mitte des Gartens stand, abzubrechen, und mit dem Wohlgeruch, der von ihm ausströmte, die schlafenden Kinder zu erquicken. Diese hatten, bei ihrem Erwachen, die Erinnerung eines unaussprechlich seligen Glückes, das sie genossen, und behielten darnach die Ahnung zukünftiger, noch unverstandener Freuden, durch ihr ganzes Leben.

Zuletzt wanderte einsam durch die Straßen der Stadt der Engel des Todes. Erbarmen verkündete sein mildes Auge; Friedenspalmen hielt er in der Hand und weiße Gewänder trug er auf dem Arme. So ging er eilend in die Häuser hinein, wo seine Hülfe willkommen war. Hier und da lag ein Kind krank auf dem Bette. Die Stirne war ihm glühend heiß, die zarten Glieder zuckten in Fieberschauern; sein Auge konnte den Vater und die Mutter nicht mehr erkennen, aber indem es brach, sah es den freundlichen Engel des Todes, der liebend seine Arme nach ihm ausbreitete. Mild beugte er sich zu dem todkranken Kinde nieder, berührte seine Lippen sanft und befreite es, mit einem leisen Kuß, von allen Schmerzen die es erduldet.

War es also geschehn, dann warf er den Kindern schnell ein weißes Gewand über und trug sie weit fort, bis zur offnen Thüre des Paradieses; da setzte er sie nieder und hieß sie hineingehn. Das thaten sie mit Freuden und ergötzten sich an den Früchten und Blumen des Gartens; nie hatten sie zuvor ähnliche gesehn. Auch Weihnachtsbäume erhielten sie hier, aber viel reicher geschmückt und heller erleuchtet, als die auf Erden waren, und in Mitten solcher Herrlichkeit vergaßen sie bald alles frühere Leid und spielten harmlos miteinander. Gott der Herr besuchte die Kinder im Paradiesgarten, wie er einst Adam und Eva besucht hatte, und da sein Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruhte, wurden sie ganz verklärt. Ihre irdischen Leiber verwandelten sich zu himmlischen Gestalten, die mit den Engeln den Allmächtigen umschweben durften und eine Freude genossen, die die Erdenkinder noch nicht zu verstehn vermochten.

Und wie also die Engel in dieser Nacht ihr Werk vollendet hatten, erschien das Christkind in wunderbarer Schönheit, auf Wolken ruhend, am Himmel. Da erhellte sich die Finsterniß; Millionen Sterne drangen durch das Dunkel hervor und reihten sich zu einem Strahlenkranze um sein Haupt. — Auch das Christkind hielt, gleich den Engeln, ein Körbchen mit Weihnachtsgaben in der Hand, es war mit Rosen und Lilien gefüllt, die es auf die Erde niederstreute. Unzählige Englein trugen die Blumen herbei, so daß das Körbchen nicht leer und die ganze Erde damit bedeckt wurde. Wer aber auf Erden eine Lilie aufhob, dessen Herz wurde von Sünden rein und wer eine Rose fand, der fühlte sich mit göttlicher Liebe erfüllt.

Nur wenige Menschen aber, achteten am Morgen, dieser Himmelsblumen. Einige stießen sie mit den Füßen fort, andere fegten sie mit Besen zusammen und nur hin und wieder hob ein altes Mütterchen die Verachteten auf, stellte sie in ein Glas vor ihr Fenster und wußte nicht, welch einen köstlichen Schatz sie hereingetragen hatte; auch wohl ein Kind hob sie auf und wand sich einen Kranz daraus, und dieser welkte niemals.

Wie nun vom Thurme der Stadt die Glocke Mitternacht verkündete, blies der Wächter auf demselben, nach altem Brauche, den Weihnachtsgesang: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0665-8

ein Wohlgefallen. Da erleuchtete sich die Kirche und die Glocken riefen zum Gebete. Hier und dort sah man eine Hausthüre sich öffnen, und über Rosen und Lilien wanderte manche fromme Christenseele zum Gotteshause.

Kaum drangen am nächsten Tage die ersten Strahlen des Morgenlichtes durch die Fenster, da krähten die Hähne auf den A. B. C.-Büchern und die Kinder erwachten. Sie sprangen munter aus den Bettchen und ihre kleinen Herzen klopften, vor seliger Erwartung der Freuden, die jetzt ihrer warteten.

Als sie die über Nacht gebrachte Bescheerung entdeckten, riefen einige: Ach wie schön ist das; wie kommt es mir unerwartet! Andere: Was ich erhalten habe, wünschte ich mir; wie doch das Christkind alles wußte was ich dachte! Nur einige Kinder, grade die, welche am meisten bekommen, waren unzufrieden, warfen die Sachen durcheinander und konnten nichts finden, das ihnen gefallen hätte.

In den Hütten der Armuth war aber der Jubel nicht geringer an diesem Morgen. Ein rothwangiger Knabe warf sein zerrissenes Wämschen hoch in die Höhe und rief: Nun fahre Wind durch alle Löcher, ich ziehe diese warme Jacke an! — Ein Mädchen setzte sich auf eine alte Kiste und biß vergnügt in einen goldnen Apfel. Die Eltern kannten die Kinder kaum wieder; sie hatten die schmutzigen Werktagskleider ausgezogen und sahen in den neuen so schön aus. Heute brauchten sie auch nicht zu arbeiten und blieben nach der Kirche den ganzen Tag bei den Kindern zu Hause, ließen sich von ihnen etwas vorlesen und das Weihnachtslied, das sie in der Schule gelernt hatten, hersagen. Die Mutter der armen Kinder steckte ein großes Stück Fleisch in den Topf, was einen seltnen und angenehmen Geruch durch die kleine Hütte verbreitete. Am Nachmittag kamen die Nachbarn zusammen und tranken Kaffee miteinander und die Kinder hörten dem Gespräche zu.

Wenn an diesem Tage ein Kind dem andern auf der Straße begegnete, so fragten sie sich: Was hat dir das Christkindchen gebracht? Und an den freudestrahlenden Augen und dem freundlichen Lächeln des Mundes sah man, daß es Keines vergessen hatte.

Die wunderbare Geige.

Märchen von **W. Herchenbach.**

An der Düne lag ein Dörfchen im Schimmer des Abendrothes; braune Matrosen saßen auf den hölzernen Bänken vor den Häusern und schauten über die ruhige See hinaus, zeigten mit dem Finger auf die Segel, die am fernen Horizonte auftauchten oder riefen den auf dem trocknen Meeressande spielenden Kindern zu, sich nicht zu tief an's Wasser hinabzuwagen, da die Fluth bald zurückkehren werde. Auf einem umgestülpten Kahne erzählte ein alter Schiffscapitain von seinen Reisen und Abentheuern im Süden und Norden. Um ihn herum hatte sich eine Gruppe von Jünglingen und Mädchen gesammelt, die seinen Worten andächtig lauschten und ungeduldig der Fortsetzung harrten, wenn er mit Stahl und Zunder die Pfeife wieder anbrannte, die über die Gebühr oft ausging.

Bald war es ganz dunkel geworden und nur die Lichter aus den Fischerhütten warfen einige schwache Strahlen herüber, als sich plötzlich alle Gesichter nach der Landspitze wendeten, auf welcher der verwünschte Thurm stand. Seit Jahr und Tag hatte man den Thurm als eine alternde Ruine gekannt, aus deren Fensteröffnungen Tag für Tag mehr Steine herrabbröckelten. Dach und Thüren hatte von den Lebenden niemals einer gesehen. Man nannte ihn nur den verwünschten Thurm und kümmerte sich um den Steinhaufen nicht viel.

Aller Augen waren jetzt auf diesen Thurm mit äußerster Spannung hingerichtet, denn er stand plötzlich da, wie aus einem einzigen Steine geschliffen; kein Stückchen Mörtel fehlte, große Fensterscheiben strahlten eine solche Helle aus, daß selbst der Felsen, auf dem er sich erhob, in weißem Lichte glänzte. Im Innern bewegten sich Gestalten hin und her und eine rauschende Musik trug ihre Klänge bis in's Dorf.

Die Schauer waren lautlos; Niemand wagte ein Wort zu sprechen, bis endlich der alte Kapitain mit gedämpfter Stimme sagte: Es ist nicht das erstemal, daß ich ihn so sehe und ich weiß Geschichten von dem Thurme da, die einem die Haare sträuben machen.

Kaum hatte er das gesagt, so erloschen die Lichter, die Musik verstummte, die alte

zerfallene Ruine stand wieder in der schweigenden Nacht und zeigte ihre Gestalt und ihre Umrisse nur durch eine größere Dunkelheit dem Auge.

Lange waren Alle stumm geblieben; endlich aber siegte die Neugier und die Mädchen drangen in den Capitain, seine Geschichten von dem Thurme zu erzählen.

Ich sollte es eigentlich nicht thun, gab er zu Antwort, denn diejenigen, welche den Thurm bewohnen, sind nicht von Fleisch und Blut, wie ihr und ich, und es bringt nichts Gutes, wenn man von Geistern spricht, die ungesehen hinter einem stehen und mit lauschen. Wie von einem electrischen Schlage getroffen fuhren die Köpfe herum und die Fischermädchen schauderten bis in's Herz hinein; aber so sind die Mädels, obschon sie vor Furcht zittern, wenn vom Teufel gesprochen wird, so ließen sie ihn doch wahrlich nicht am Fenster vorübergehen ohne die Gardine aufzuheben und seine Gestalt zu prüfen. Der Capitain mochte wohl oder übel wollen, er mußte erzählen und begann folgende Geschichte:

Es kann jetzt so seine 60 Jährchen sein, als ich zuerst als Kajütenjunge auf's Schiff kam. Ich war damals ein Thunichtgut und Obenaus; deßhalb bekam ich auch gleich in den ersten 8 Tagen mehr Schiffswerg zu kosten, als mir lieb war, aber es beugte doch meinen schlimmen Sinn und machte mich geschmeidig und gehorsam, so daß ich bald das gerade Gegentheil von dem wurde, was ich im Anfange gewesen. Ich wurde nach und nach der Liebling auf dem Schiffe und stieg schneller in die Höhe, als ich erwartet hatte. Wie viel Jahre ich auf dem Meere umhergeschwommen hatte, das wußte ich wahrhaftig selbst nicht, denn was kümmerten mich Tage und Monate. Die weite See, das war mein Element; zuweilen ein Sturm, das war meine Freude und Sehnsucht, was darüber hinaus noch in der Welt war, das kümmerte mich so blutwenig wie ein neugebornes Kind. Indessen gab es doch einmal so viel Sturm, daß ich das Ende herbeiwünschte, denn unser Schiff gerieth auf eine Felsbank und ging mit Mann und Maus unter; ich allein ergriff eine Planke und ließ mich treiben. Es war ein schlimmes Fahrzeug und es ging mir so übel, daß ich mehrmals zu sterben wünschte. Dennoch ließ ich die Planke nicht los; es war fast, als sei sie mit meinen Händen verwachsen. Hunger und Entkräftung raubten mir endlich das Bewußtsein und ich hatte nur eine sehr undeutliche Vorstellung, daß ich pfeilschnell hinabsinke, ohne jemals den Meeresgrund zu erreichen.

Wie lange ich auf den Wellen umhergeschlagen wurde, weiß ich nicht; ich erwachte endlich wie aus einem Traume und wurde gewahr, daß ich auf dem Sande jener Landzunge lag. Ringsum herrschte Nacht und Dunkelheit, vor mir aber stand das Schloß, wie wir es eben gesehen und dieselbe Musik erscholl.

Mich hungerte und dürstete und ich versuchte, mich zu erheben, um im Schlosse als Schiffsbrüchiger Trank und Speise zu fordern; da öffnete sich das Burgthor, ein überaus schönes Fräulein, in prächtige Gewänder gekleidet, trat heraus und trug in zierlichen Schalen und in kunstvoll geformten Flaschen beides, wonach ich verlangte. Dies schicken dir die Geister des Thurmes, sprach sie mit einer Stimme, die wie liebliche Musik an mein Ohr tönte; genieße, aber nahe dich der Burg nicht, in die nur der ungestraft eindringen kann, der bereit ist, sein Leben im Dienste eines Andern zu opfern.

Verschwunden war sie; nur ein heller Lichtstreifen blieb zurück, der wie Thau emporschwebte und sich in der Höhe in ein rosiges Wölkchen zusammenballte.

Speise und Trank hatten mich wunderbar gestärkt und als ich auf meine Füße sprang, gewahrte ich mich vom Kopfe bis zu Füßen in einer nagelneuen Seemannskleidung. Mein erstes Gefühl war Dankbarkeit gegen die Bewohner des geheimnißvollen Thurmes und besonders gegen das ätherische Wesen, das mich vom Hungertode gerettet hatte; aber allmählig stieg die Neugierde in mir auf und ich wurde von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, mich zu nähern und durch die hellen Fenster zu schauen. Anfangs kroch ich auf Hand und Fuß, dann erhob ich mich und eilte, wie vom Sturme gepeitscht, bis ich vor dem Thore stand. Aber schwindelte mein Kopf, neckte mich meine Phantasie oder war es Wirklichkeit: In dem Augenblicke, wo meine Hand das Thor öffnen wollte, wich dieses zurück; ich that einen Sprung, ohne es haschen zu können. In rasendem Laufe eilte es vor mir her; meine Kräfte begannen zu schwinden; ich sank zu Boden. Da stand das Schloß still, das schöne Fräulein erschien am Fenster und sprach mit wehmüthiger Stimme: Verwegener, du hast dein Glück mit Füßen getreten und es nur meiner Fürbitte zu danken, daß dich die Geister des Thurmes nicht getödtet haben. Dann erschienen zwei Riesen, faßten

mich, trugen mich an's Gestade und legten mich in ein kleines Boot, das sie mit starken Armen in die See schleuderten, wo ich von Neuem dem Ungestüme des Meeres preisgegeben war, bis ich an einer unbekannten Insel landete, von wo aus ich erst nach mehreren Jahren mein Vaterland wieder erreichte.

Der alte Capitain schwieg; die Umstehenden athmeten hoch auf und blieben nachdenkend auf dem Sande sitzen, bis Jan, ein junger bildschöner Bursche, fragte: Nicht wahr, Capitain, in dem Thurme gibt es Reichthümer die Menge, und wenn sich einer unsichtbar machen könnte, der würde ihrer Herr werden und sein Leben lang genug haben.

Der Capitain antwortete: Ich glaube! Margarita, seine Tochter aber sprach: Um Glanz und Reichthum wollte ich nicht mein Leben wagen und mit Geistern verkehren. Jan lächelte mitleidig und bat den Capitain um genauere Aufschlüsse. Dieser aber schwieg beharrlich.

Von dieser Stunde an hatte Jan keine Ruhe mehr; sobald der Abend einbrach schlich er an der Küste umher und umkreiste den Thurm, aber er blieb dunkel und düster. Ein fallender Stein, der Schrei einer Eule, das war das einzige Geräusch, welches er von der Ruine vernahm. Bald verlor er alle Lust an seiner gewöhnten Handthierung, schlich wie ein Schatten durch das Dorf oder saß ganze Nächte auf dem Felsen und studirte über die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Der Herbst war herangekommen, die wenigen Sträucher am Gestade schüttelten ihr Laub ab und die Ruine stand trostloser als je auf ihrem Felsen. Jan hatte die Kunst, sich unsichtbar zu machen, noch nicht erlernt, aber er gab die Hoffnung nicht auf. In einer Nacht heulte ein furchtbarer Sturm über das Meer; Jan saß in einem Winkel des Gemäuers gekauert, den Kopf in die Hände gestützt, da hörte er plötzlich neben sich Musik. Er hob den Kopf in die Höhe und gewahrte das Schloß in vollem Glanze. Gerade über ihm befand sich ein Balken, von dem tropische Blüthen einen köstlichen Geruch zu ihm niederströmten. Ein freudiger Schauer faßte ihn, seine Gedanken wirbelten, und so hätte er in seinem Rausche fast nicht bemerkt, daß sich dicht neben seiner Nase ein Pförtchen öffnete, aus dem ein Riese, mit einer ungeheuern Armbrust bewaffnet, heraustrat und als Wache die Runde machte.

Jan besann sich nicht lange, einzutreten, als er durch das offene Pförtchen die Reichthümer sah, die in hellen Sälen aufgestapelt lagen; er schlich hinein, gierig mit den Augen die Haufen Goldes verschlingend, die ihm überall entgegenstarrten. Keine lebende Seele begegnete ihm; er befand sich unter all der Herrlichkeit allein und Niemand hinderte ihn, zu nehmen, so viel er zu tragen vermochte. Auch die Musik verstummte allgemach und klang nur noch in kaum hörbaren Tönen vom hohen Meere herüber.

Lange zögerte er, etwas anzurühren und schaute mit ängstlichen Blicken umher; da aber die Ruhe durch kein Geräusch unterbrochen wurde, so schwanden seine Bedenken und er begann seine Taschen mit dem blinkenden Golde zu füllen; sie faßten ihm aber nicht genug; doch glücklicherweise lag ein Sack daneben, in den er seine Schätze packte. Während er mit Gier eine Hand voll Goldstücke nach der andern hineinwarf, erloschen allgemach die Lichter auf den zahllosen Kronleuchtern an der gewölbten Decke. Ein Flämmchen nur noch schimmerte in grünem Lichte; da rollte ein dumpfer Donner über seinem Haupte, Blitze zuckten durch das Gemach, häßliche, langflügelige Fledermäuse flatterten um ihn her und streiften ihm Gesicht und Hände. Von Furcht und Schrecken ergriffen eilte Jan mit seinem Sacke hinaus und seiner Wohnung zu. Am andern Morgen fanden ihn die Seeleute todt auf seiner Schwelle liegen. Den Sack hielt er noch fest umschlungen, aber das Gold hatte sich in harte Kiesel verwandelt; sein Gesicht und seine Hände waren zerfleischt, seine Augen standen weit vor den Höhlen.

Zur selbigen Zeit begab es sich, daß der alte Capitain gefährlich erkrankte. Margarita hatte bei allen Aerzten weit und breit Rath geholt, aber keiner war unter ihnen, der für seine Krankheit ein Heilmittel wußte. Das gute Kind weinte sich die Augen fast aus und flehte Tag und Nacht die Heiligen um Hülfe an. Der Kranke suchte sie zu trösten und sprach: Für den Tod ist kein Kraut gewachsen! Einmal muß ja doch gestorben sein! Ach, seufzte Margarita, sollte es denn kein Mittel in der Welt geben, das dir die Gesundheit wieder brächte?

Ich kenne nur eines, entgegnete der Kapitain, aber, wer es holt, der muß sterben.

Wo kann man es finden? fragte sie mit Hast.

Im verwünschten Thurme! gab er zur Antwort; aber um den Preis deines Lebens

mag ich nicht gesunden; lieber will ich siechen, bis zum Ende der Welt.

Wiederum war eine stürmische Nacht; die Frauen der Seeleute standen an den Fenstern und schauten mit ängstlicher Besorgniß auf das Meer, dem sich ihre Gatten am Morgen zu einem entfernten Fischzuge vertraut hatten. Margarita aber schlich, sobald der Vater für einen Augenblick die Augen geschlossen hatte, in einen weiten Regenmantel gehüllt, der Landspitze zu und betrat festen Schrittes das alte Gemäuer, durch dessen Fensterhöhlen der Sturm heulte.

Kein Licht schimmerte, keine Musik erscholl, wie damals, als sie der Erzählung ihres Vaters gelauscht. Traurig, daß auch diese letzte Hoffnung schwand, stand sie an einer zerfallenen Fensterbrüstung und schaute auf die des Wellen hinab, die sich am Fuße Thurmes brachen. In weiter Entfernung schien ein Lichtschimmer auf dem Wasser zu tanzen, der, sich allmählig vergrößernd, näher kam. In wie trauriger Gemüthsstimmung sie sich auch befand, so wurde doch Ihre Aufmerksamkeit von dem Schimmer gefesselt. Es dauerte nicht lange, so ward derselbe zu einer Wolke rosigen Lichtes, durch welches feenhafte Gestalten hindurchschimmerten, getragen und auf den Wogen geschaukelt von einer riesigen Muschel, die sich zu einem Kahne wölbte.

Mit zauberhafter Schnelligkeit schoß der Kahn der Landspitze zu; nur wenige Minuten und die duftigen Gestalten sprangen an's Ufer und hielten ihren Einzug in die alte Ruine, die plötzlich in wunderbarem Glanze und der Schönheit eines neu erbauten Schlosses leuchtete. Margarita sah sich in der marmornen Fensterbrüstung eines weiten Saales, dessen Wände aus geschliffenem Spiegelglas bestanden, die ihr Bild von allen Enden zurückstrahlten.

Von dem purpurrothen Sammtpolster eines schwellenden Divans erhob sich ein Jüngling und winkte, ihm zu folgen. Zagenden Fußes ging sie hinter ihm her und betrat einen noch weit geräumigern und prächtigern Saal, wo die Schätze versammelt waren, von denen Jan einst seinen Sack gefüllt hatte.

Nimm, sprach der Jüngling, so viel du tragen kannst, es wird dich reich und glücklich machen.

Nicht um Gold und Gut bin ich gekommen, antwortete Margarita, sondern um von den Geistern dieses Thurmes das Leben meines Vaters zu erflehen.

Thörichtes Kind, entgegnete der Jüngling, du weißt nicht, um was du bittest; das Leben deines Vaters würde dein Tod sein. Nimm und genieße! Im Genusse allein liegt Wahrheit und Lebensglück.

Margarita schüttelte traurig mit dem Kopfe. Da trat ein anderer Jüngling zu ihr und führte sie in paradisische Gärten, wo der ewige Frühling herrschte. Die Luft war von den köstlichsten Wohlgerüchen erfüllt, die buntfarbigsten Vögel hüpften auf den Aesten der Bäume und die köstlichsten Früchte wiegten sich an den Zweigen.

Der Jüngling bog einen Ast herab, brach eine duftende Frucht und sprach: Iß und du wirst schöner sein, als die Engel; in ewiger Jugend und Gesundheit werden deine Tage schwinden und man wird dich die Königin der Erde nennen.

Ach, sprach sie, ihr gebt mir Schönheit, Jugend und Reichthum, während ich den Tod suche, um meinem Vater das Leben zu erhalten.

Da öffnete sich eine goldene Thüre, aus der Musik und Gesang erscholl, lieblicher als ihr Ohr jemals vernommen. Auf einem Throne aus glänzendem Elfenbein saß ein Jüngling, schön und huldvoll, wie ein Engel, und um seinen Thron reihte sich ein Kranz schöner Wesen, deren Fuß niemals die Erde berührt zu haben schien.

Margarita dachte nicht anders, als hier sei der Himmel.

Der Jüngling stieg vom Throne, nahm die glitzernde Krone von seinem Haupte, drückte sie auf Margaritens Locken und sprach: Du bist es, die ich seit mehr als tausend Jahren suche, um deretwillen ich die Meere durchschiffte und Hof halte in einer Burg, die zu schlecht ist für meinen geringsten Diener. Komm, sei meine Gattin, ewiges Glück soll dein Lohn sein. Die Geister sollen sich zu deinen Füßen werfen und du sollst über sie herrschen, wie der Herr über seine Sclaven. Was nie einem Sterblichen zu Theil geworden, du sollst es im vollsten Maaße haben.

Margarita schüttelte wehmüthig das Haupt und sprach: O Fürst, nicht werth bin ich der Ehre. Rette meinen Vater vom Tode und nimm zum Danke mein junges Leben.

Der Fürst sprach feierlich und finster: Du flehst um des Vaters Leben und weißt, daß es nur mit deinem Tode erkauft werden kann; thörichtes Beginnen! Er ist alt und dem Grabe verfallen. Laß ihn sterben und lebe du an seiner Statt in ewig ungetrübter Wonne.

Ich kann nicht! flüsterte Margarita. Ich habe keinen andern Wunsch, als sein Leben; alles Uebrige hat für mich keinen Werth.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0669-4

Da stampfte der Fürst mit dem Fuße auf den Boden. Ein ungeheurer Riese trat ein, dem der gekrönte Jüngling befahl, das halsstärrige Mädchen zu enthaupten.

Willig, fast freudig entblößte sie den schönen Hals und kniete nieder, offenen Auges den Schlag erwartend, der ihrem Vater die Genesung, ihr selbst aber den Tod bringen sollte. Mit aufgestreiften Aermeln ergriff der Riese das scharfe Schwert und holte zu gewaltigem Hiebe aus.

Margarita empfahl ihre Seele dem Schöpfer; schon war die Schneide dem Nacken nahe, als der Geisterfürst rief: Halt! Sie hat die Probe glänzend bestanden! Man führe sie zu der Wundergeige.

Da trat die Jungfrau zu ihr, die einst dem Capitain Speise und Trank an das Meeresufer gebracht hatte, ergriff Margarita's zitternde Hand und führte sie in einen dritten Saal, an dessen Wänden tausende von Geigen hingen.

Eine unter diesen Geigen, sprach die Jungfrau, heilt von jeder Krankheit und erweckt selbst die Todten zum Leben. Alle die andern aber bringen Unheil und Verderben und verpesten den Körper desjenigen, der ihre Klänge hört. Wähle nun eine von ihnen.

Da erzitterte Margarita, denn die Geigen waren alle gleich und sie wußte nicht, welche sie wählen sollte. In ihrer Herzensangst flehte sie zu Gott, er möge sie nicht verlassen, sondern ihr das rechte Instrument in die Hände gerathen lassen. Dann stand sie ruhig und ohne Zagen auf und deutete mit dem Finger auf ein ganz unscheinbares Instrument, über dessen Steg die Spinnen ein Netz gewebt hatten.

Die Jungfrau küßte Margariten auf die Stirne und sprach: Deine Wahl war die richtige; lebe wohl! Die Lichter erloschen, die Musik verstummte, Margarita befand sich wieder an der zerfallnen Maueröffnung; aber sie hatte das Mittel in Händen, das ihrem Vater die Gesundheit und das Leben wiedergeben sollte. Nur war sie noch im Unklaren darüber, auf welche Weise dieses geschehen würde. Indem sie nachdenkend über die Fluth hinschaute berührte sie mit dem Bogen die Geige; ein wunderbarer Ton entrang sich den Saiten und zitterte, wie das Gebet eines Engels, von der zerfallenen Wölbung zurück. Noch einmal fuhr sie über die Saiten und noch wunderbarer erscholl der Ton; sie fühlte, wie von dem Klange ihr Herz hüpfte und ein unwiederstehlicher Drang nöthigte sie, zu spielen und zu geigen.

Freude im Herzen eilte sie hinab nach dem Dorfe; die Seehunde schwammen an's Ufer und streckten ihren Kopf aus dem Wasser, den süßen Klängen zu lauschen; im Dorfe aber fuhren die Riegel von den Hausthüren, Jung und Alt eilte auf die Straße und folgte der Spielerin. Der Kapitain hatte in den letzten Zügen gelegen; der Ton der Geige aber nahm alle Krankheit von ihm und er kam Margariten schon unter der Hausthüre entgegen.

Bald verbreitete sich das Gerücht von der wunderbaren Geige in allen Dörfern, und wenn irgendwo Jemand gefährlich erkrankt war, dann mußte Margarita kommen, mit den Tönen ihres Instrumentes ihn zu heilen.

Viele Jahre vergingen; der Ruf der Geige war bis in ferne Königreiche gedrungen und Tausende hatten durch sie die Gesundheit wieder erhalten, da begab es sich in einer Nacht, daß die schöne Jungfrau des verwünschten Thurmes an ihr Bett trat und sprach: Morgen, wenn die Sonne im Osten glüht, wird ein König aus fernen Landen kommen, um durch die Kraft deiner Geige zu genesen. Heile ihn nicht, denn seine Krankheit ist die Folge eines wüsten Lebens, womit er seinen Geist befleckt und seinen Körper geschwächt hat. Sobald du für ihn deine Geige tönen lässest, wird sie auf ewig ihre Kraft und du dein Leben verlieren.

Als sie erwachte, rasselten schon die Wagen vor ihre Thüre; in einem derselben saß der König, schön wie die Maiensonne, aber lahm und gebogen an allen Gliedern. Als Margarita ihn sah, erfaßte sie eine glühende Liebe für den schönen Jüngling; die Rathschläge der Jungfrau waren vergessen: mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen setzte sie den Bogen an. Die Töne quollen mit Kraft und Herrlichkeit aus den Saiten; die Begleiter des Königs warfen sich in den Staub und beteten den Herrn des Himmels an; nur der König fühlte keine sanfte Regung, sondern starrte mit wollüstigen Blicken auf die schöne Spielerin Margarita aber vergaß alles um sich her und sah nur ihn, dem die Töne galten. In der Ferne schwebte die Jungfrau vorüber und drohte mit dem Finger; aber Margarita war allen Warnungen taub, denn die Leidenschaft hatte alle ihre Urtheilskraft geschwächt. Ihr Busen hob und senkte sich in Gluth, ihre Augen traten aus den Höhlen, eine Fieberhitze übergoß ihren ganzen Körper.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0670-5

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel, ein furchtbarer Donnerschlag schmetterte aus der Luft, ein gezackter schwefligter Blitz fuhr auf das Haupt des Königs und erschlug ihn. Die Geige zersplitterte in tausend Stücke, die Saiten wurden zu Schlangen, die sich um Margaritens Arm ringelten; der flammende Bogen in ihrer Hand entsendete zündende Blitze, die in's Meer niederzischten und Hai und Wallfisch erschlugen.

Margarita stieß einen schrecklichen Schrei aus und sank leblos zu den Füßen ihres Vaters nieder, der sich schluchzend über ihren todten Körper warf. Der verwünschte Thurm prasselte mit furchtbarem Krachen zusammen, die großen Quadersteine rollten in die Meeresfluth hinab und leuchteten aus der Tiefe wie brennende Lampen. Auf der hohen See aber sah man einen muschelförmigen Kahn verschwinden, der die Genossenschaft des Thurmes in andere Zonen hinübertrug.

Die verlorene Prinzessin.

Märchen von **Ludwig Bund.**

Vor vielen langen Jahren lebte einmal ein sehr guter, reicher Fürst, der so überaus von seinem Volke geliebt wurde, daß Keiner etwas that, was ihn hätte betrüben können. Dieser Fürst verheirathete sich mit einer schönen, königlichen Prinzessin, die ebenso reich und gut war, wie er selbst.

Am Hochzeitstage war das ganze Land in freudiger Aufregung, und Alles jubelte: „Hoch, das edle Fürstenpaar!" — Aber die junge Fürstin war auch herzlich gut, und bald überstieg die Liebe des Volkes für sie, die, welche es für den Fürsten fühlte. Sie suchte das Elend überall auf und strebte es schnell durch Rath und That zu verdrängen; sie half die Armen durch reiche Gaben empor und pflegte die Kranken mit eigener Hand.

So kam es, daß bald im ganzen Lande fast kein Unglücklicher war, und selbst der Tod schien aus demselben verbannt, denn selten brach ein Herz unter seinem eisigen Hauche.

So lebte der Fürst mit seiner Gemahlin, und auch das Volk, im Genusse des heitersten Friedens, bis nach einiger Zeit das Glück noch bedeutend vermehrt wurde: Die Fürstin schenkte dem Lande ein allerliebstes, gesundes Prinzeßchen.

Da schallte nun Jubel von allen Seiten.

Der Fürst, ganz hingerissen von Vaterfreuden, erließ dem Volke für ein ganzes Jahr den Zehnten und ließ eine mondenlange Feier ansetzen, wobei Jedem Wein, Kuchen und Braten gereicht wurde.

Plötzlich aber, als noch die Stimmen des Jubels zum Himmel schallten, wogte, wie mächtiger Strom, eine unheilvolle Trauerkunde durch das Land.

Der Tod hatte die schönste Blume geknickt — die Fürstin war todt. —

Da erfaßte die Trauer jedes Herz und Niemand hatte den Muth sich empor zu richten.

Der Fürst verschloß sich in seine Gemächer, und er wäre wohl gerne gestorben, wenn ihn nicht noch ein theures Glied in der Kette des Lebens zurück gehalten hätte — und das war sein liebes, kleines Prinzeßchen. Als sich sein Schmerz etwas gemindert hatte, ließ er das mutterlose Wesen in seine Zimmer bringen und seit der Zeit lebte er nur für das Kind.

Zwölf Wärterinnen uud zwölf Ammen, wozu sich die besten Damen des Landes freiwillig stellten, waren stets abwechselnd um das Prinzeßchen; aber der Fürst trug es selbst am Meisten auf seinen Armen.

Das Prinzeßchen wurde in Purpur und Seide gekleidet und der Fürst ließ ihm eine diamantene Krone machen, die man auf einem Purpurkissen ihm voran trug, und als Zeichen, daß es schon Verlust erlitten, ließ ihm der Fürst ein schwarzes Ringlein an einen Finger stecken. In den Ring war ein Stein gefaßt, der ein ganzes Königreich an Werth hatte, und der einen solchen Glanz von sich gab, daß die Wärterinnen ein Tuch darüber deckten, um nicht Augenschmerzen zu bekommen.

Das Prinzeßchen wuchs schnell heran und bald lief und plauderte es so allerliebst, daß sich alle Welt darüber wunderte. Es trug schon seine Krone selbst und lief so bis ins vierte Jahr hinein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0671-1
DFG

J. Ray. inv. Lith. Inst. v. Arnz & Cie. in Düsseldorf.

Die verlorene Prinzessin.

(Märchen von L. Bund.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0672-7
DFG

Die Ammen und Wärterinnen wurden nun mit reichen Geschenken entlassen, nur drei alte Gräfinnen blieben im Schlosse zurück, um das Prinzeßchen auf ferner zu überwachen.

Nun wurde das Prinzeßchen aber eine Prinzessin und der Fürst versuchte ihr den schwarzen Ring vom Finger zu streifen; aber es ging nicht, denn er war fest eingewachsen und der Fürst wollte ihn nicht mit Gewalt herunter bringen lassen, weil er Furcht hatte dem Kinde Schmerzen zu machen. So blieb denn der Ring an der Hand der Prinzessin sitzen.

Nun hatte aber die Prinzessin allen Willen, und da ihr Niemand ein böses Wörtchen sagen durfte, so wurde sie eigensinnig, und oftmals sogar gegen die alten Gräfinnen recht unartig.

Der Fürst hatte sie zu lieb, um sie je zurecht zu weisen, und so wurde sie eine recht verzogene Prinzessin. —

Eines Tages wollte sie durchaus allein im nahen Parke spielen, und da es ihr nicht gleich gewährt wurde, weinte sie viele Stunden, bis endlich der Fürst, von ihren Thränen besiegt, ihrem Verlangen nachgab.

Die Prinzessin legte nun ihre Krone ab, damit sie recht frei war, und lief eilig in den Park. Die drei alten Gräfinnen schlichen aber in einiger Entfernung hinter ihr her, um sie im Auge zu behalten.

Die Prinzessin merkte das, und hurtig versteckte sie sich im Gebüsche und alsbald suchten die Gräfinnen vergebens und in aller Angst umher.

Als diese nun suchend weit genug fort waren, kam die kleine Prinzessin wieder hervor und tummelte sich nun vergnügt umher.

Als sie schon lange gespielt und eine Menge Blumen gepflückt hatte, lief sie tiefer in den Park hinein.

Da kam des Weges daher eine Zigeuner-Bande, und da die Prinzessin niemals so braune Gesichter und so lumpiges Volk gesehen hatte, blieb sie neugierig stehen und betrachtete den Zug.

Da warf die Sonne gerade einen Strahl durch das schattige Gebüsch auf die Prinzessin und blitzte in dem reichen Steine, im schwarzen Ringlein.

Ein altes, häßliches Zigeuner-Weib sah den Glanz und gleich kam dieses auf die Prinzessin zu, und besah ihre kleine Hand mit Wohlgefallen; dann hielt sie ihr kleine, geschnitzte Spielsachen hin und streichelte ihr die zarten Bäckchen.

Die Prinzessin war ganz erstaunt, doch ließ sie sich Alles von der häßlichen Alten gefallen, aber plötzlich fühlte sie sich von ihr erhoben, und als sie nun laut schreien wollte, steckte ihr die Alte den Zipfel eines Tuches in den Mund und lief eilig mit ihr ins dichte Gebüsch. —

Als die Gräfinnen die Prinzessin nicht fanden, liefen sie mit großem Geschrei ins Schloß und meldeten dem Fürsten, daß sie die Prinzessin verloren hätten.

Der Fürst zuckte erschreckt zusammen und verlor fast die Besinnung. Dann ließ er gleich alle Diener kommen und mit ihnen durchsuchte er den Park.

Nach allen Richtungen wurde Busch und Strauch durchstöbert, überall rief der Fürst den Namen seiner Prinzessin, doch man fand sie nicht; man suchte bis zur Nacht und durch die Nacht, doch nirgend war eine Spur zu finden.

Da verschloß sich der Fürst in seine Gemächer und jammerte, und verschmähte viele Tage Speise und Trank.

Nach allen Richtungen wurden Boten ausgeschickt; viele starke Ritter boten dem Fürsten ihre Dienste an und zogen in alle Lande um die Prinzessin zu suchen.

Doch als sie alle ohne sie zurück kamen, gab es wieder im ganzen Lande eine tiefe Trauer.

Der Fürst glaubte nun, die Prinzessin wäre ihm durch einen Zauber entrissen, und alsbald ließ er alle Zauberer von nah und ferne zu sich laden und flehte sie um Hülfe an. Er versprach ihnen die reichste Belohnung und ließ sie alle in seinem Schlosse wohnen, daß er ihre Bemühung sehen konnte.

Aber es war vergebens; Keiner konnte Auskunft über die verlorene Prinzessin geben, und nun fühlte sich der Fürst in seinem Reichthume arm, wie ein Bettler. —

* * *

Die kleine Prinzessin war indessen weit fort, in einem anderen Lande, und weinte sich die blauen Aeuglein roth. Als sie auf den Armen der Alten zu der Bande gebracht war, eilte diese, so sehr sie nur konnte, davon; über die Grenze, immer die geheimsten Wege bis zur Nacht.

Unterwegs hatte das Zigeunerweib die Prinzessin in ein schmutziges Tuch gewickelt, daß die prächtigen Kleider nicht zu sehen waren, und als sie müde geweint war, schlief sie, trotz Angst und Jammer, auf den Armen der

Alten ein. Erst am Abend, als die Bande in einen großen Wald kam, erwachte sie, und da sie sich von den fremden Gestalten umgeben sah, fing sie bitterlich zu weinen an und rief nach ihrem Vater. Die Alte sagte ihr, daß sie am andern Tage zum Vater zurück sollte und damit tröstete sich die Prinzessin. Einige Zigeuner hatten Feuer angemacht, andere spannten die leichten Zelte auf, und bald wurde gekocht und gebraten, was die Bande sich am Tage geraubt und gebettelt hatte.

Zitternd saß die Prinzessin in einer Ecke, und die Augen aller sahen begierig nach ihren Händchen, an welchem der Stein, beim Scheine des Feuers, helle Strahlen warf.

Bald verzehrten die Zigeuner ihr Abendbrod und auch der Prinzessin wurde, in einem kleinen Holznäpfchen, davon gereicht; doch sie schob es weinend zurück und dachte reuevoll, wie oft sie im väterlichen Schlosse die schönsten Leckerbissen eigensinnig verschmäht hatte und traurig sank ihr Köpfchen auf die Brust herab.

Nach dem Essen kam die häßliche Alte wieder zur Prinzessin, faßte sie gar unsanft an und zog ihr die prächtigen Kleider aus. Die Prinzessin weinte und bat, ja sie sträubte sich sogar wie zu Hause, doch es half nichts, die Kleider wurden ihr alle abgerissen und dafür wurde sie in schlechte Lumpen gesteckt.

Dann griff die Alte hastig nach dem Händchen und versuchte das schwarze Ringlein vom Finger der Prinzessin zu streifen. Sie riß so sehr an dem zarten Finger, daß die Prinzessin laut aufschrie; doch der Ring ging nicht herunter.

Da sagte eine rauhe Stimme: „schneide ihr den Finger ab! was ist viel daran gelegen!“ —

Nun schrie die arme Prinzessin von Neuem, und wirklich kam der, welcher eben das Entsetzliche gesagt hatte, mit einem Messer heran. Der Mund wurde ihr zugehalten, doch in dem Augenblicke lößte sich der Stein aus seiner Fassung, und die Alte hielt ihn jauchzend in ihren braunen Händen.

So war die Prinzessin der Gefahr entkommen, doch sie fiel fast besinnungslos auf einige alte Geräthschaften nieder.

Die Zigeuner alle, Jung und Alt, umtanzten fröhlich das Feuer, bis sie sich zuletzt um dasselbe lagerten und einschliefen.

Die Prinzessin aber schlief nicht; sie dachte an ihren Vater und bereute tief allen Eigensinn, den sie jemals gezeigt hatte.

Noch ehe der Morgen graute stand das Zigeunervolk auf und rüstete sich zum Abmarsch.

Die Alte aber kam wieder zur Prinzessin, beschmierte ihr das feine, schöne Gesicht mit einer trüben Flüssigkeit, zerzaußte ihr das gelockte Haar und verwandelte sein helles Gold in ein schmutziges Braun. Dann band sie die Prinzessin in ein grobes Tuch und befestigte sie sich auf dem Rücken.

Nach Augenblicken zog die Bande, vorsichtig schleichend, doch eilig davon. —

* * *

Im Lande des Fürsten lebte in einem großen Walde ein alter Einsiedler, dem der Fürst einst durch seinen Muth das Leben gerettet hatte. Dieser Mann verstand sehr viel von der Zauberei, doch er wendete seine Kunst immer nur zum Guten an. — Er war dem Fürsten so recht von Herzen ergeben und schon lange hatte er gehofft, dem Herrn einmal einen recht großen Dienst erweisen zu können.

Eines Tages erzählten Holzarbeiter ihm von der verlornen Prinzessin und von der Trauer des Fürsten.

Da wurde er aufmerksam, und seit jener Zeit dachte er nach, ob er die Prinzessin dem Fürsten nicht zurück bringen könne.

Er erkundigte sich im Geheimen nach den Kennzeichen, und als er damit bekannt war, zog er aus dem Lande fort und suchte überall nach der Prinzessin umher.

Viele Jahre zog er vergebens herum und schon wollte er nach seiner einsamen Klause zurück kehren, da traf er einst eine wandernde Kunstreiter- und Seiltänzer-Gesellschaft, in demselben Gasthause, in welchem er übernachten wollte.

Er mußte in demselben Zimmer verweilen, in dem die Künstlerschaft mit ihrem ganzen Anhange war.

Mißmuthig setzte er sich in eine Ecke und überließ sich seinen Gedanken. Da gewahrte er sich gegenüber ein wunderschönes, bleiches Mädchen, das zusammen gesunken da saß, ohne an dem Treiben der Uebrigen Theil zu nehmen.

Der alte Eremit ließ seine Blicke lange auf dem Mädchen ruhen, da gewahrte er bei einer Handbewegung desselben, einen kleinen schwarzen Ring an einem Finger.

Sein Auge blitzte vor Freude; das konnte nur die Prinzessin sein. Er wollte zu der Schönen gehen, um sich Gewißheit zu verschaffen, da kam ein Mann der Gesellschaft zu ihr und holte sie in den Kreis. Dort forderte man sie auf, daß sie singen sollte, und als sie sich weigerte, sprach eine barsche Stimme:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0675-3

„soll ich deinen Trotz beugen?" — Da hörte ihr Weigern auf; sie sang mit einer Stimme, so weich und lieblich, daß selbst die rohen Männer, welche sie umgaben, lauschend den Athem an sich hielten.

Es schien dem Alten auch, als ob ein Engel über ihr schwebe, der ihr Melodie und Text in die Seele hauchte.

So sang sie:

„Vom Heimathland verpflanzt die zarte Rose
In rauhe Steppen, wo nur kalte Lüfte
Verwehen ihre jugendfrische Düfte,
Da seht ihr sie entblättert bald im Moose."

„Die Heimath nur kann ihr die Schönheit geben;
Da draußen prangt sie in des Todes Blässe.
Ihr wähnt, daß sie der Heimath wohl vergesse;
O nein! ihr Beben all ist tiefes Sehnsuchtsbeben!"

„Mich faßt ein Schmerz bei ihrem harten Loose;
Gern gäb' ich sie dem Heimathboden wieder,
Doch Thränen nur, nur Thränen fallen nieder;
Du arme, arme todesbleiche Rose!" —

Als sie geendet hatte, kam sie traurig in ihre Ecke zurück, und Niemand hinderte sie daran.

Der Eremit wagte nicht, dem Mädchen sich zu nahen, weil er befürchtete seine Absicht zu verrathen. —

Der Schwarm begab sich bald nachher zur Ruhe und mit ihm auch das bleiche, schöne Mädchen. Da verwandelte sich der Alte in ein kleines weißes Mäuschen und lief zum Lager des Mädchens und zupfte ihr am Gewande, daß es erwachte.

Als jenes das Mäuschen sah, wollte es schreien, doch als es aber eine Stimme hörte, die leise: „still! still!" rief, da horchte es auf.

Und der Einsiedler sprach aus dem Mäuschen: „fürchte dich nicht! ich will dich erretten, wenn du die verlorene Prinzessin bist!" —

Das Mädchen aber sprach: „Ach nein, ich bin keine Prinzessin, ich bin nur eine arme Waise!" —

Und als der Alte nun wieder aus dem Mäuschen frug, wie es an den Ring gekommen sei, da wußte das Mädchen nichts zu sagen, nur das wußte es, daß es lebenlang bei den Seiltänzern gewesen war.

Da lief das Mäuschen traurig fort, und als der gute Alte am nächsten Morgen das schöne Mädchen wieder sah, da wurde es ihm ganz wehmüthig, daß er sich getäuscht hatte; doch eine Ahnung sagte ihm immer wieder, daß das Mädchen die verlorene Prinzessin sei.

Die Kunstreiter zogen bald weiter, aber der Einsiedler richtete sich mit seinem Marsche so ein, daß er jene am Abend immer wieder einholte, und in dem Hause blieb, wo die Andern übernachteten.

Wenn Alle schliefen ging er wieder als Mäuschen zum schönen Mädchen, um es auszufragen.

Doch die Kleine gab immer nur dieselbe Antwort. —

Und dennoch war jenes schöne, bleiche Mädchen die verlorene Prinzessin. Lange war sie von der Zigeunerbande herum geschleppt worden, und das alte, häßliche Weib hatte sie wahrhaft tyrannisch behandelt; denn sie hatte den werthvollen Stein verloren, und suchte sich dafür an dem armen Wesen zu rächen.

Die Prinzessin hatte sich zuletzt in ihr Geschick ergeben, denn so sehr sie sich auch bemühte, der Bande zu entlaufen, es wollte ihr nicht gelingen. Ihre Vergangenheit kam ihr zuletzt wie ein Traum vor, und dazu gab ihr die Zigeunerin einen Zaubertrank, wonach sie endlich die Vergangenheit ganz vergaß.

Da kamen die Zigeuner eines Tages mit den Kunstreitern zusammen, und während die Prinzessin schlief, wurde sie für einige Silberstücke an die Kunstreiter verkauft.

Als die Prinzessin erwachte glaubte sie selbst was man ihr sagte, daß sie die Weise einer Kunstreiterin war.

Doch der alte Einsiedler ließ sich nicht beirren. Einmal gab ihm der Ring an der Hand des Mädchens beinahe Gewißheit, — obgleich dem Ringe auch der werthvolle Stein fehlte — und anderseits überzeugte ihn das ganze Wesen des Mädchens, daß es von hoher Abkunft sein müsse.

Als er aber sah, daß er so nichts ausrichten konnte, erkundigte er sich genau nach dem Wege, den die Gesellschaft nehmen würde, und dann zog er eilig nach seiner Einsiedelei zurück. —

* * *

Der Fürst saß noch immer einsam und in tiefer Trauer in seinen Gemächern, und selbst die schönste Jahreszeit konnnte ihn nicht heiterer stimmen.

Nun hatte er aber die Krone der Prinzessin noch, und um diese sicher zu verwahren, ließ er einen besonderen Kasten machen, in dem er sie verschloß; täglich stand er vor dem Kasten und weinte und stellte sich das niedliche Köpfchen vor, welches die Krone einst getragen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0676-9

hatte. Er fürchtete so sehr diese letzte Erinnerung an die Prinzessin zu verlieren, daß immer hundert Mann Wache vor dem Zimmer stehen mußten, in welchem die Krone war.

Der alte Einsiedler mußte diese Krone aber haben, um die Prinzessin zu befreien. Er dachte: wenn sie die Krone wieder erkennt, dann werde ich schon weiter helfen. —

Er verwandelte sich deshalb in einer Nacht in einen großen Vogel und flog durch ein Fenster in den langen Corridor, wo die Soldaten Wache standen. Er hatte sich aber vorher einen feinen Staub unter die Federn genommen, der, wenn er ihn von sich schüttelte, Alles in tiefen Schlaf versenkte.

Kaum war er nun im Fenster angekommen, da flog er auch gleich flatternd durch den Gang, zwischen die Soldaten, und machte einen solchen Staub, daß keiner den andern sehen konnte; alsbald schliefen die Soldaten, der Einsiedler nahm seine rechte Gestalt an, öffnete die Thüre zum Schatzzimmer, und die Krone war im nächsten Augenblicke in seinen Händen. Flugs wurde er wieder zum Vogel; er nahm die Krone in den Schnabel und wie ein Pfeil flog er seiner Klausnerei zu.

Als der Fürst am nächsten Morgen erwachte ging er gleich, die Krone zu sehen, denn er hatte in der Nacht von seiner Prinzessin geträumt; als er nun die Krone nicht fand, wurde er vor Schreck zu Tode krank. —

Alles wurde aufgeboten, den Thäter zu ermitteln; doch an den alten Einsiedler dachte man nicht; der war auch gleich fortgereis't, die vermeintliche Prinzessin zu finden.

Außer der Krone hatte er ein Pulver zu sich gesteckt, das er dem Mädchen geben wollte, um die bezauberten Geister der Erinnerung wieder zu wecken.

Schon am nächsten Tage fand er das schöne bleiche Mädchen wieder; es war kränklich, und hatte zurück bleiben müssen, während seine Gefährten dem Volke ihre Kunst zeigten. Die Schöne war allein und sah gedankenvoll in einen Becher, in welchem ihr die Wirthin aus Mitleid einen Trank bereitet hatte.

Der alte Einsiedler benutzte die Gelegenheit; schnell machte er sich unsichtbar und streute leise das Pulver in den Becher.

Als die Prinzessin den Trank ausgetrunken hatte, besah sie sich selbst, denn sie kam sich ganz verwandelt vor.

Der Alte hatte sich unterdessen ihr gegenüber hingesetzt und spielte, wie von ungefähr, mit der Krone.

Da fiel der Blick der Prinzessin auf die Krone und plötzlich sprang sie auf den Einsiedler zu, riß ihm die Krone aus den Händen und rief: „die Krone ist mein eigen!“ —

Da freute sich der alte Einsiedler unaussprechlich; er fiel ihr zu Füßen und rief mit Thränen in den Augen: „Sei gegrüßt, meine hohe Prinzessin!“

Nun erzählte er derselben Alles, und die Prinzessin weinte vor Freuden, daß sie nun ihren Vater bald wiedersehen sollte. Ihre Kindheit trat wieder lebhaft vor ihre Seele, und der Zauberer mußte ihr von der Heimath vieles erzählen.

Nun ging es aber nicht, daß die Prinzessin gleich fort konnte, denn die Kunstreiter würden sie zurück geholt haben, daher machte der Alte den Vorschlag, daß die Prinzessin bleiben solle, während er die nöthige Hülfe schaffen, und gleichzeitig dem Vater von ihrem Wiederfinden benachrichtigen wolle.

Die Prinzessin stimmte dem bei; sie versteckte ihre Krone und der Einsiedler flog in der größten Eile als Vogel davon.

Der Alte kam windschnell in das Land seines Fürsten, und da er erfuhr, daß der Fürst krank sei, so ging er selbst bei vielen Rittern umher, theilte ihnen das Ereigniß mit, und flehte sie um Hülfe an.

Alsbald zogen auch dreihundert Ritter fort, um die Wiedergefundene zurück zu holen und dem gelebten Fürsten die Gesundheit mit der Tochter zurück zu geben. —

Die Kunstreiter-Gesellschaft war inzwischen nach einer großen Stadt gekommen, und dort sollte die schöne Prinzessin zum ersten Male als Tänzerin sich zeigen; bisher hatte sie nur immer singen müssen, aber die Andern glaubten einen größeren Zulauf zu haben, wenn sie, die schönste, auch mit tanzte.

Die Prinzessin weinte Thränen des bittersten Schmerzes; sie glaubte schon, daß ihre Befreiung noch weit in die Länge gezogen würde, und nun, da sie wußte wer sie war, wollte ihr ihr Stolz sich schwer beugen.

Sie prangte in glitzernden Kleidern und das Volk wartete mit Ungeduld auf ihr Erscheinen. Sie hatte die Krone zu sich gesteckt, und eben als sie heraus treten mußte, setzte sie sich dieselbe auf den Kopf.

Mit nassen Augen und ganz verwirrt trat sie hervor; das Volk jubelte ihr laut entgegen, ob ihrer Schönheit. Sie war aber auch schön, und der Glanz der Krone warf einen wunderbaren Schein um ihr gelocktes Haupt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0677-4

Da sprengten auf einmal die dreihundert Ritter heran, und ehe die Prinzessin noch wußte, wie es geschah, waren sie alle von den Rossen gesprungen und hatten sie umringt.

Die andern Tänzer und Reiter, und auch das Volk, waren ganz bestürzt, doch der alte Einsiedler erzählte in kurzen Worten die ganze Geschichte, und ein neuer Jubel des Volkes schallte zum Himmel empor.

Nun wurde die Prinzessin in ein kostbares Gewand gehüllt, auf ein Roß gehoben und flüchtig gings der Heimath zu. Als sie nach dem Vater fragte, sagte man ihr, daß er an der Grenze seines Reiches sie erwarte.

Und so war es auch. Während der Zauberer mit den Rittern fort waren, hatte sich die Nachricht im ganzen Lande verbreitet; und als der Fürst das Glück erfuhr, genas er zur Stelle, und eilte mit einer großen Menge seiner Unterthanen dem geliebten Kinde entgegen.

An der Grenze des Landes trafen sie sich, und Vater und Tochter lagen sich lange weinend in den Armen, während die Anwesenden immerfort: „Hoch! hoch!“ jubelten.

Als der Fürst die Prinzessin endlich aus den Armen ließ, trat der alte Einsiedler hervor, verneigte sich vor ihm und sprach: „Mein „hoher Herr! nun habe ich einen kleinen „Theil von meiner Schuld abgetragen; den „andern nehme ich mit ins Grab!“ —

Aber der Fürst schloß ihn in seine Arme und bat ihn für immer bei ihm zu bleiben und in diese Bitte stimmte auch die Prinzessin mit ein.

Der alte Einsiedler aber dankte für die gute Meinung und ging freudig nach seinem stillen Walde zurück, wo ihn später der Fürst und die Prinzessin oft besuchten.

Unter dem Jubel des entzückten Volkes langte der Fürst mit der wiedergefundenen Prinzessin im Schlosse an, und das ganze Land theilte die Freude des geliebten Herrschers.

Die Prinzessin hatte allen Eigensinn verloren und die Schule des Lebens hatte sie zu einer weisen Regentin erzogen, denn als solche starb sie in einem hohen Alter, geliebt und betrauert von ihrem ganzen Volke. —

Der Vogel Mattafraß.

Märchen von **W. Herchenbach.**

Eines Sonntags Nachmittags saß der arme Johannes allein in seiner Stube und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Trübe Gedanken gingen ihm durch den Sinn, denn die Unredlichkeit eines Freundes, für den er Bürge geworden und der heimlich entflohen war, ohne seine Gläubiger zu befriedigen, hatte ihn um sein ganzes Vermögen gebracht; und nun war er ein Bettler. Frau und Kinder waren zur Kirche, um bei Gott Trost zu suchen. Er aber gab sich der Verzweiflung hin und gedachte, seinem Leben ein Ende zu machen. Was soll mir die Welt, sprach er vor sich hin, in der ich für schwere Mühen und Arbeiten nur Lug und Betrug erfahren habe? Besser ich lege Hand an mich selbst und gehe dem schrecklichen Loose, das mich erwartet, freiwillig aus dem Wege.

Vor ihm lag die geladene Pistole; der blanke Lauf blitzte in dem Sonnenlichte, welches durch die geöffnete Thüre in die Stube drang. Es muß sein! sprach er dumpf, griff die Tod bringende Waffe und zog den Hahn zurück, daß es knackte. Schon steckte er den Lauf in den Mund und legte den Finger an den Drücker, als ein Vogel hineinflatterte und sich mit hellem Gesange auf sein Knie setzte.

Sonderbar! der Unglückliche, der eben im Begriffe war, sich zu tödten, für den das Leben keinerlei Reiz mehr bot, der legte die Mordwaffe aus der Hand, um nach dem Vogel zu haschen. Aber, wie vertraulich sich auch das Thierchen auf seinem Schooße niedergelassen hatte, so ließ es sich doch nicht fangen, sondern flog auf den Rand eines Kastens. Johannes stieg auf einen Stuhl und dachte so seiner habhaft zu werden. Das schlug aber zum zweitenmale fehl; der Vogel flatterte zur Thür hinaus, setzte sich draußen auf einen Nägelchenbaum und sang:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0678-0

Ich bin der Vogel Mattafraß,
Mein Nestchen ist von Spiegelglas

Als Johannes diese Worte hörte, stieg eine alte, halbverwischte Erinnerung in ihm auf; er besann sich, daß seine Großmutter ihm oft von dem Vogel Mattafraß erzählt hatte, doch konnte er den Inhalt ihrer Erzählungen nicht wieder zusammenbringen, wie sehr er sich auch bemühte. Je weniger ihm aber einfiel, desto begieriger wurde er, den Vogel zu besitzen, darum lief er hinter ihm her, kletterte auf die Apfelbäume und sprang wieder hinab, wenn der Vogel hinweghuschte.

Das Todschießen und der Lebensüberdruß waren nun rein vergessen, hatte er doch wieder ein Ziel, wenn auch nur ein bescheidenes, vor sich, dem er unablässig nachjagte. Ohne daß er es merkte, war er in den Wald gerathen und vertiefte sich hinter dem Vogel her immer weiter in das Gehölz. Erschöpft vom Laufen und Klettern legte er sich unter einen Baum und kaum kam die Ruhe über ihn, so überfiel ihn auch wieder die Betrübniß und er sprach: Warum renne ich thöricht hinter dem Thiere her? Alles soll mir mißglücken, nicht einmal einmal ein Sperling würde in meinen Besitz gelangen, geschweige denn der Vogel Mattafraß. Für mich hat die Erde keine Gaben mehr! So will ich denn mein Halstuch zum Stricke machen und mich an diesem Baume erhängen.

Mit diesem unglücklichen Vorsatze stieg er auf den Baum und prüfte einen Ast, ob er wohl stark genug sei, ihn zu tragen. Schon hatte er den Hals in der Schlinge und war im Begriff, den Knoten an dem Aste über sich festzuschlingen, als Mattafraß mit ängstlichem Geschrei zu singen begann:

Ich bin der Vogel Mattafraß,
Mein Nestchen ist von Spiegelglas!
Mein' Mutter und mein Schwesterlein
Die warten schon drei Tage dein!

Da band Johannes das Halstuch los, denn zum zweitenmale besiegte die Liebe zu dem Vogel seinen Entschluß zum Selbstmorde. Die Jagd ging wieder von vorne an, aber eben so erfolgslos, wie das erstemal, und als er jetzt erschöpft und schweißtriefend niedersank, schalt er sich abermals einen Narren und nahm sich fest vor, sich nicht zum drittenmale bethören zu lassen. Nachdem er etwas zu Athem gekommen war, maß er mit dem Auge die Entfernung, welche ihn von dem vorüberrauschenden Flusse trennte Er hatte es so ausgeklügelt, daß er einen gewaltigen Anlauf nehmen wollte, in dem er sich selbst nicht hemmen könnte, wenn auch der Vogel noch einmal seine verführerische Stimme erheben sollte. Richtig nahm er dann auch einen tüchtigen Ansatz und gab seinem Sprunge eine solche Kraft, daß er von dem hohen Ufer ordentlich hinabflog. Aber sein Leben stand heute in einer höhern Hand, er sprang über den Fluß hinweg auf das andre Ufer und kollerte dort in's Gebüsch hinein. Vor ihm aber saß wieder der Vogel Mattafraß auf einem Zweig, sah ihn klug an und sang:

Ich bin der Vogel Mattafraß
Mein Nestchen ist von Spiegelglas!
Mein' Mutter und mein Schwesterlein
Die warten schon drei Tage dein.

Der arme lebensmüde Johannes hatte das erste und zweitemal die einzelnen Worte weniger beachtet; sie waren an seinen Ohren vorübergezegen, wie Töne eines unbekannten Instrumentes, bei denen man keinen Sinn und Zusammenhang zu vermuthen berechtigt ist. Jetzt war das auf einmal anders, die Worte klangen so scharf und bedeutungsvoll, daß es nicht gut möglich war, sie zu hören ohne zu grübeln, was sie wohl zu bedeuten haben möchten. So grübelte auch Johannes hin und her und versuchte sich noch einmal die Geschichten seiner Großmutter in's Gedächtniß zu rufen; aber wie er auch sinnen mochte, er war am Ende so weise, wie im Anfange. Soviel aber war gewiß: Der Vogel hatte deutlich und vernehmlich gesprochen, hatte ohne alle Zweideutigkeit erzählt, wie er heiße, daß er eine Schwester, eine Mutter und ein Nest von Glas habe. Und die Schwester und die Mutter des Vogels warteten schon seit drei Tagen auf ihn. Drei Tage? Das war just so lange, als er mit den Gedanken des Selbstmordes umging! Was mochten sie ihm wollen? Woher ihn kennen? Wenn ich nur wenigstens wüßte, wo sie zu finden sind, dachte er, so könnte ich nachfragen. Es war aber gerade, als ob der Vogel Mattafraß auf diese Betrachtungen gewartet hätte, denn alsbald that er seinen Schnabel auf und sang:

Die Mutter wohnt nicht weit von hier,
Johannes komm und folge mir!

Sogleich flog er vom Zweig herab und wandte sich dem tiefern Walde zu. Johannes schritt hinter ihm, sich manchmal besinnend, ob das Alles Wahrheit oder Täuschung sei. Bald gelangten sie an eine Schlucht, die sich rings um einen Fichtenberg herumschlängelte, der sich wie ein Zuckerhut aus der Tiefe erhob.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0679-9

Mattafraß setzte sich auf einen der gewaltigen Eichbäume, welche den Zugang zu dem Fichtenberge verwahrten und sang:

Ich bin der Vogel Mattafraß
Mein Nestchen ist von Spiegelglas;
Komm Zwerg, schließ auf die Fichtenburg
Und laß auch den Johannes durch!

Da rutschte ein rothes Zwerglein von einer Tanne hernieder und stramppelte mit kleinen Sprüngen den Berg hinab. Johannes hielt den Zwerg anfangs für ein Eichhörnchen, so klein war er; und erst, als er wahrnahm, daß er ein vollständiges Menschengesicht, Arme, Hände und Beine hatte, kam er zu dem Schlusse, daß es doch in der That und wahrhaftig ein Zwergengeschlecht in der Welt gäbe, dem doch viele verständige Leute wiedersprächen.

Der Zwerg aber that wie ein alter Bekannter, drückte dem Johannes die Hand und sagte: Seit drei Tagen wartet man auf dich! Na, 's ist gut, daß du endlich da bist! Und als er das gesagt hatte, klopfte er dreimal mit dem kleinen Absatze auf einen blinkenden Kieselstein. Sogleich drehte sich ein Stück von dem spitzen Berge, mit sammt dem Rasen und dem schlanken Fichtenbaume, der auf ihm stand, im Kreisbogen, und vor ihnen wurde ein Drathgitter sichtbar, welches der Zwerg öffnete und den verblüfften Johannes hineinschob; auch der Vogel Mattafraß schlüpfte durch die Thüre. Alsbald schloß der Zwerg das Gitter und der Berg fuhr wieder zusammen. Nun befand sich Johannes in dem hohlen Fichtenberge. Mit Verwunderung gewahrte er, daß die Wände von unten bis in die hohe Spitze mit kleinen Vogelnestern aus Spiegelglas bedeckt waren, wovon das eine fast das andere berührte. Aber alle diese Nester hingen nicht unordentlich durcheinander, sondern bildeteten von unten nach oben gerade Linien, so daß das letzte, welches alle Reihen schloß, wie der Knopf einer Kuppel in der höchsten Spitze hing. Auf diesem Neste saß ein Vogel, roth wie Blut, auf sieben Eiern, die wie gelbe Eidotter unter ihm lagen. Mitten in dem Berge aber lag ein scharlachrothes Ei auf dem Boden und ein grüner Vogel mühte sich unabläßig, es mit dem Schnabel zu erfassen; da es aber viel zu dick war, so drehte sich das Ei nur immer im Kreise umher und kam nicht von der Stelle. Dieser Vogel war Mattafraßens Schwester, und der rothe, der auf den sieben Eiern saß, das war seine Mutter.

Sobald die Schwester Pallasaß und die Mutter Marragaß des Johannes ansichtig wurden schrien sie beide zu gleicher Zeit:

Johannes leg der Pallasaß
Das Ei der Mutter Marragraß
Schnell linker Hand ihr auf den Kopf
Und streich ihr dreimal längs dem Kropf.

Johannes nahm das Ei mit der linken Hand und legte es der Pallasaß auf den Kopf, wo es unbeweglich, wie darauf festgewachsen, liegen blieb; auch strich er ihr dreimal an dem Kröpfen vorbei und dachte, was es nun wohl geben würde. Pallasaß flog sogleich zu der Spitze des Gewölbes empor, wo ihre Mutter Marragaß auf den sieben goldgelben Eiern saß und schüttelte es ihr zu den sieben unter die Flügel.

Johannes wurde nun vom Schlafe überwältigt und sah sich nach einem Plätzchen um, wohin er seine Glieder legen könnte; da schüttelte der Vogel Mattafraß sein Gefieder und es regneten eine solche Menge Flaumfedern hernieder, daß es ein ordentlicher Berg wurde, auf dem Johannes ohne viel Federlesen sich hinlegte, die Augen zumachte und in einen tiefen Schlaf verfiel. Das war aber kein gewöhnlicher Schlaf, denn er dauerte ohne Unterbrechung 3 Monate Tag und Nacht. Der Johannes aber wußte nicht, wie lange er in den Federn gelegen hatte, als er endlich erwachte und die Augen rieb. Wie er nun zu der Wölbung aufschaute, sah er, daß das scharlachrothe Ei auseinanderborst und eine unzählige Menge kleiner Vögelchen sich daraus entwickelten, die gleich den ganzen Federschmuck mit auf die Welt brachten, unter der Mutter Marragaß hervorflogen und sich der Reihe nach in die Nester von Spiegelglas setzten. Es waren gerade so viel Vögel als Nester und keines schoß über, und als der Johannes die Nester gezählt hatte, wußte er auch genau, wie viel Vögel aus dem rothen Ei gekommen waren.

Eine Stunde lang saß er in Betrachtungen auf dem Federhaufen, schaute bald nach der Mutter Marragaß, bald nach der Schwester Pallasaß, bald nach dem Vogel Mattafraß, bald nach den Vögeln in den Nestern. Als er nun noch einmal über sich sah, da borsten alle die sieben Eier mit einem Knall auseinander und aus jedem kam ein purpurrother Vogel mit einem goldnen Krönchen auf dem Kopfe. In demselben Augenblicke legte auch jeder der übrigen Vögel ein Ei, die durch das Spiegelglas hindurch anzuschauen waren, wie eine Kugel von purem Golde.

Nun entstand ein großer Vogeljubel in dem hohlen Berge, alle flogen zur Kuppel hinauf, küßten die Mutter Marragaß und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0680-1

liebkosten ihre sieben Jungen. Nach und nach wurde es düster im Berge, aber die Eier in den Nestern glänzten auch im Dunkeln.

Da rief der Vogel Mattafraß:

Johannes nun ziehn wir alle fort,
Vergiß nur nimmer diesen Ort,
Denn all die goldnen Eierlein
Die sollen dir zu eigen sein.

Jetzt öffnete sich der Berg und die Sonnenstrahlen drangen ein wenig in das Dunkel. Johannes sah, daß die Vögel, vorne Mattafraß, seine Mutter und seine Schwester sich zum Abzug geordnet hatten. Rauschende Musik erscholl und der Zug setzte sich in Bewegung. Sobald Mattafraß durch das Drathgitter hüpfte, verwandelte er sich in einen König, der auf dem Haupte eine mit Diamanten besetzte Krone trug und in der rechten Hand einen kostbaren Scepter hielt; er strahlte über und über von Gold in glänzendem Harnisch und ritt auf einem feurigen Rappen, der sich zwischen den Eichen bäumte und in die goldne Cantare biß, daß es knirschte. Die Mutter Marragaß hatte sich in eine alte Königin verwandelt, die auf einem sanften Zelter einherritt; die Schwester Pallasaß war eine strahlende Prinzessin geworden, die auf muthigem Rosse nachsprengte, daß die kostbaren Schabracken im Winde flatterten. Alle die übrigen Vögel verwandelten sich in Schwerdtmänner und Lanzenträger, welche sieben junge Prinzen in der Mitte führten.

Die Reiter waren verschwunden, Johannes aber starrte ihnen noch immer nach. Endlich kam er zur Besinnung und erinnerte sich, daß er ein reicher Mann geworden war und nun kein Grund mehr vorlag, sich zu tödten. Alsbald nahm er eines von den Eiern uud wog es in seiner Hand, es war in der That gewichtig, und kein Zweifel an der Echtheit des Goldes konnte aufkommen. Da stopfte er mit frohem Herzen alle Taschen voll und ging hinaus. Dort stand der rothe Zwerg, gab ihm ein kleines silbernes Hämmerchen und sprach: Wenn du Gold bedarfst, so kehre an diesen Ort zurück, schlage dreimal mit dem Hammer an diesen Kieselstein und der Berg wird sich öffnen. Frage und forsche aber nie in deinem Leben nach dem, was du hier gesehen, sonst wirst du wirklich zum Selbstmorde kommen, wovon dich zum Zweitenmal kein Vogel Mattafraß erretten kann. Doch darfst du so viel erzählen, als dir lieb ist. Das versprach der Johannes gern.

Der Zwerg war plötzlich verschwunden. Johannes nahm sein Messer aus der Tasche, wanderte heimwärts und schnitt von Zeit zu Zeit ein Kreuz in den Stamm eines Baumes, um später den Rückweg zu dem Fichtenberge zu finden.

Als er zu Hause ankam hatte er einen langen Bart, den er erst abschneiden mußte, ehe Frau und Kinder ihn als Vater anerkennen wollten, den sie längst todt glaubten. Als er aber die goldenen Eier aus den Taschen langte und seine Geschichte erzählte, da war des Jubels kein Ende, und der älteste Bube nannte sich aus Uebermuth Mattafraß und die Tochter Pallasaß und beide riefen die Mutter nicht anders als Marragaß.

Die Kunde von den goldenen Eiern verbreitete sich, wie ein Lauffeuer und Groß und Klein kam herbei, sie zu sehen. Zu der Zeit aber führte der König des Landes einen Krieg, der viel Gold und Menschen kostete, so daß die Schatzkammer leer ward. Die Reichen waren unzufrieden, daß der Krieg noch immer kein Ende nahm, denn sie mußten in ihre Taschen greifen und geben, so lange sie hatten.

Da hörte der König von dem Johannes und seinen goldenen Eiern, schickte einen Hofwagen an sein Haus und ließ ihn in den Pallast holen. Johannes fürchtete sich vor dem König, weil er nie mit einem so vornehmen Manne gesprochen hatte. Der König aber war leutselig, und als Johannes seine Geschichte erzählt hatte, sprach er: Johannes, gieb mir deine goldenen Eier, ich lasse Geld daraus prägen, um den Krieg fortsetzen zu können; dir aber will ich Zinsen zahlen und das Geld zurückerstatten, wenn der Krieg vorüber ist.

Johannes willigte freudig ein; täglich ging er mit seinem silbernen Hammer hinaus, folgte den Kreuzen, die er in die Baumstämme geschnitten hatte und that die drei Schläge; dann öffnete sich jedesmal der Berg und Johannes schleppte, so viel er tragen konnte, nach der Königsburg, daß es ein großer Haufen wurde, über den das Herz des Königs sich erfreute.

Da nun der Johannes durch seine goldenen Eier in der Gunst des Königs von Tag zu Tag wuchs, so regte sich der Neid in den Herzen der Höflinge und sie schmiedeten ein Complott, wie sie ihn verderben möchten. Gerade an dem Tage, wo er das letzte Nest ausgenommen, traten sie vor den König und sprachen: Der Johannes ist deiner Gunst nicht werth, denn er ist ein Dieb und ein Betrüger. Zur Zeit, als deine Schatzkammern voller Goldbarren lagen, ist er zur Nachtzeit eingebrochen, hat deine Schätze gestohlen und sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0681-6

dann heimlich in goldene Eier umgeschmolzen. Jetzt leiht er dir dein Eigenthum und steht zum Lohne für seine Nichtswürdigkeit bei dir in höherer Gnade, als deine treusten Diener.

Als das der König hörte, ward er zornig, schickte den Büttel und ließ ihn in den tiefsten Kerker werfen und mit einer Kette an die Mauer schmieden. Da lag nun der Johannes Tag und Nacht und grämte sich über den Undank der Menschen und die Unbeständigkeit des Reichthums. Wer weiß, ob ihm nicht von Neuem allerlei Gedanken gekommen wären, und er sich an der Kerkermauer den Kopf eingeraunt hätte, wenn nicht zu guter Stunde sich ein Tröster bei ihm eingefunden hätte. Einmal nämlich, da er so recht von Herzen über sein Schicksal lamentirte, that sich die Mauer voneinander und das rothe Zwerglein trat herein, setzte sich auf sein Knie und sprach:

Sei kein Weib Johannes, fasse Muth und Vertrauen, denn dein Schicksal soll sich bald zum Besten wenden. Siehe, König Mattafraß, den du vom Zauber erlöst, schickt dir diesen Ring, der die geheime Kraft hat, daß er alle Banden löst, alle Ketten bricht und alle Mauern öffnet. Er steckte ihm den Ring an den Finger und war weg.

Johannes erprobte alsbald die Kraft des Ringes, indem er damit seine Ketten an Armen und Füßen berührte. Sie fielen in Stücken zu Boden; er stand frei in dem niedrigen Gewölbe. Vor Freude zitternd berührte er nun mit seinem Ringe die Mauern; auch hier that der Ring seinen Dienst, sie öffneten sich und ließen den Gefangenen hindurch. Es war Nacht; er befand sich in den Königlichen Gärten. Entschlossen, sich vom Könige sein Recht zu verschaffen, schritt er auf den Pallast zu, wo die Riegel sanken und die Thüren aufsprangen. Nachdem er viele Gemächer durchschritten, trat er in das Vorgemach des königlichen Schlafzimmers, wo den Höflingen, die ihn in's Gefängniß gebracht hatten, die Pflicht oblag, zu wachen, daß sie zu jeder Stunde der Nacht zum Dienste des Königes bereit wären. Aber sie achteten ihrer Pflicht nicht, sondern lagen auf den Polstern umher und schliefen.

Johannes ging an ihnen vorüber, trat vor das Lager des Königs und sah ihm in's Angesicht. Da erwachte der König, und da er den von ihm Mißhandelten vor sich sah, dachte er, er sei gekommen, ihn zu morden.

Johannes aber sprach: Fürchte nichts, mein Fürst! Sieh, die wachen sollen, schlafen im Vorgemach. Damit mein Fürst nicht unbewacht den Schwertern seiner Feinde Preis gegeben sei, mußte ich meinen Kerker brechen, um statt ihrer deine Person zu beschützen.

Als das der König hörte, wurde er von Dank und Bewunderung ergriffen und sprach: Bei meiner Krone, dein Herz ist edel und einer schlechten That nicht fähig! Man hat mich betrogen und listig hintergangen! Wohl hat man dich betrogen und mich fälschlich angeklagt, antwortete er; aber willst du mir gnädig sein, so ziehe mit sammt deinen Höflingen morgen bei Tagesanbruch mit mir hinaus in den Wald und ich will dir den Berg zeigen, wo ich meine Schätze geholt habe. Findest du dann meine Worte nicht wahr, so magst du mir thun, wie einem Dieb und Mörder.

Kaum dämmerte der Morgen, so befahl der König seinen Höflingen, aufzusitzen, um zu dem Wunderberge zu gehen. Der König ritt mit Johannes vorauf, immer den Kreuzen nach; die Höflinge folgten in großer Erwartung. Endlich hatten sie die hohen Fichtenbäume erreicht, stiegen ab und banden ihre Pferde im Gehölze fest. Johannes schlug mit seinem silbernen Hammer dreimal auf den blinkenden Kieselstein und der Berg öffnete sich wie früher. Alle traten ein und erleuchteten den innern Raum mit Fackeln. Zu Aller Erstaunen fand sich Johannes Aussage bewahrheitet; noch lag der Federhaufen da, noch hingen die Nester von Spiegelglas an den Wänden und — worüber sich selbst Johannes wunderte — in jedem lag wieder ein goldenes Ei.

Der König umarmte ihn vor den bösen Höflingen und trat mit ihm aus dem Berge; diese aber blieben noch zurück und fielen über die Nester her. Jeder wollte so viel mit schleppen, als er konnte; darüber geriethen sie in Streit und hieben um sich, daß die Nester von den Wänden herabstürzten und auf dem Boden zerbrachen. Da geschah aber etwas, was sie nicht erwartet hatten: Mit der ersten Scherbe, die zu Boden fiel, schloß sich der Berg und drinnen entstand eine schreckliche Scene: Die Flaumfedern auf dem Fußboden belebten sich und eine jede wurde zu einem Geier, der über die Geldgierigen her fiel und sie zerfleischte.

Das Getümmel des Kampfes, das Schmerzgeschrei der Höflinge drang bis draußen vor den Berg. Johannes, von Mitleiden ergriffen, wollte ihnen zu Hülfe kommen; darum schlug er mit dem Hammer auf den Kieselstein: aber er brach wie Spreu entzwei und schnellte wie ein abgeschoßner Pfeil über die Spitze des Berges.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0682-2

Eine Weile hörte man noch das Kampfgetümmel und Geschrei, dann bebte die Erde und der Berg mit seinen Fichten stürzte unter furchtbaren Donner zusammen.

Der König aber machte Johannes zu seinem Schatzmeister, erhob ihn in den Adelstand, und zahlte ihm später alles auf Heller und Pfennig zurück.

Der Perrückenmacher.

Von **Fabricius.**

Einstens lebte in Flandern ein Perrückenmacher, der wegen seiner Arbeit weit und breit in der Gegend berühmt war, und gar viel Geld verdiente. Je reicher aber der Perrückenmacher wurde, je mehr dürstete ihn nach Geld!

Nun kam eines Tages ein Fremder zu ihm und verlangte, ob man ihm binnen acht Tagen hundert Perrücken machen könne.

„Hundert Perrücken binnen acht Tagen?" sagte der Meister, „das geht wahrhaftig nicht!"

„Nun, so will ich zu einem andern Meister gehen," sprach der Fremde und wollte sich entfernen.

„Haltet ein!" rief nun der Perrückenmacher, der eine solche Gelegenheit, viel Geld zu verdienen nicht unbenutzt wollte vorüber gehen lassen, „ich will Euch die Hundert liefern!"

„Bedenket wohl, was Ihr sagt," entgegnete der Fremde, „denn liefert Ihr mir die Perrücken nicht zur festgesetzten Stunde, so sollt Ihr mir tausend Gulden als Entschädigung zahlen! Seid Ihr aber zur Zeit fertig, so empfanget Ihr von mir für Eure Mühe zweitausend Gulden."

Des Handels wurden die Beiden einig und der Fremde entfernte sich.

Da fing nun der Perrückenmacher mit seinem Gesellen an Tag und Nacht zu arbeiten, doch als der siebente Tag anbrach waren erst zwanzig Perrücken fertig. Nun ward es dem Meister schlimm zu Muthe, denn er dachte an die tausend Gulden; doch sein Geselle sprach:

„Meister, ich weiß ein Mittel Euch zu helfen! So Ihr mir zum Lohn Euer Töchterlein zum Weibe gebt, will ich die fehlenden Perrücken bis Morgen schaffen!"

„Wie wolltest Du das machen?" rief der Meister.

„Das ist meine Sache!" entgegnete der Geselle, „sagt kurzweg, geht Ihr auf meinen Vorschlag ein, Ja oder Nein!"

„Nun meinetwegen!" sagte der Meister, „wenn Du mir bis Morgen die achzig Stück Perrücken machst, sollst Du meine Tochter haben!" —

Der Geselle ging nun nach dem Abendbrod hinauf in seine Kammer, und bat den Meister, sich ruhig zu Bette zu legen!

Diesen aber plagte die Neugierde; er schlich hinauf bis an die Kammer, und schaute durch eine Ritze in der Thüre.

Da sah er seinen Gesellen, der stand mitten in der Stube, und rief dreimal:

„Herbei Ihr kleinen Zwergelein, Ihr sollt
Euch hier befleißen!
Und emsig schaffen bis zum Tag, wie's Euch
die Fee wird heißen!"

Da kamen durch das Fenster gar viele kleine Männlein geflogen, und fingen an zu schaffen und zu arbeiten, daß nach einer halben Stunde die Perrücken fertig waren. Der Geselle legte sich ruhig auf's Ohr und schlief bis zum hellen Morgen. Als er nun die Perrücken herunter brachte zum Meister, that dieser sehr erstaunt.

„Nun gebt mir Euer Töchterlein!" sagte der Geselle. „Daß ich ein Narr wäre," erwiederte der Meister, „kannst Dich Deiner Wege scheeren, ich kann nun Perrücken machen trotz Dir!"

Da ging der Geselle traurig weg. Der Fremde holte selbigen Tages die Perrücken und bestellte noch hundert Andere unter derselben Bedingung.

Der Meister ging den Vorschlag ein, stellte sich Abends in seine Kammer und rief:

„Herbei Ihr kleinen Zwergelein, Ihr sollt
Euch hier befleißen!
Und emsig schaffen bis zum Tag, wie's Euch
die Fee wird heißen!"

Da kamen nun wirklich die kleinen Männlein, aber jedes von ihnen mit einem tüchtigen Knüppel, und da fingen sie an unbarmherzig auf den Meister loszuhauen.

Der aber jammerte: „Hört auf! so war's nicht gemeint!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0683-8

Die Zwerglein aber lachten: „So hat's uns die Fee geheißen," und prügelten wacker drauf los.

„Um Gotteswillen," schrie der Meister, „was muß ich denn thun, um Euch los zu werden, ich halt's ja nicht mehr aus."

„Du mußt Deine Tochter dem Gesellen geben, wie Du's versprochen hast," lachten die Männlein und prügelten immer stärker, daß die Knüppel entzwei brachen auf der Schulter des Meisters. „Unten steht der Geselle vor dem Hause und ist gar betrübt!"

„Von Herzen gern," schrie der Meister. „Ich will — auh! — ja gerne alles — auh! auh! — thun was Ihr wollt!"

Da riefen die Zwerglein den Gesellen herauf, und der Meister gab ihm die Hand seiner Tochter! Darüber ward der sehr vergnügt, und nun lebten sie zusammen bis an ihr Ende, und wurden gar reich, denn die Fee beschützte den ehemaligen Gesellen immerfort, weil er ein braver Mensch war und blieb, bis an seinen Tod!

Wie Pappeln geschoren werden.

Märchen von **R. Hocker.**

Eine Gemeinde in der Eifel hatte viele Pappeln um einen Weiher herum stehen, welche alljährlich geschoren wurden. Als die Zeit dazu nun wieder gekommen war, kamen die Bauern überein, daß Einige auf einen Baum steigen sollten, von welchen der Erste sich an den Gipfel des Baumes hänge, der Zweite aber an den Ersten und so weiter, bis daß sich der biegsame Baum zur Erde beuge, wo dann die Uebrigen ihn bequem scheeren könnten. Als nun mehrere an dem Baume hingen, sprach der oberste: Haltet fest, ich muß einmal in die Hände speien. Plumps lagen sie alle im Weiher und die Pappeln blieben ungeschoren.

Falkenberg.

Eine belgische Sage von **Fabricius.**

Nicht weit von Fangnemont in einer wüsten Gegend erhebt sich hoch in die Wolken die Ruine Falkenberg. Muß der wandernde Bauer an dieser Gegend vorüber, so beschleunigt er seine Schritte, ein Gebet vor sich hin murmelnd; denn nächtliche Wanderer wollen in jenen Ruinen gar klägliche Töne vernehmen, und gar Seltsames dort gesehen haben. Die Sage erzählt über jene Ruine folgendes:

Im Jahre 1400 lebte auf diesem Schlosse die edle Frau von Falkenberg mit ihren beiden Söhnen Renigald und Robert, der erstere ein frommer, sanfter Jüngling, der zweite ein rauher und wüster Geselle! Beide aber gleich geschickt in der Handhabung der Waffen!

Der Graf von Cleve hatte damals ein großes Turnier ausgeschrieben, in welchem die beiden Brüder Sieger geblieben waren, und Beide hatten die Preise aus der Hand der schönen Gottfriede, des Grafen Tochter, empfangen.

Auf dem Heimwege ritten die beiden Brüder lange nebeneinander und sprachen manches Wort über die junge Gräfin! Besonders war dieses von Seiten Renigalds der Fall, der mit seltener Beredsamkeit die Reize Gottfriedens schilderte. Doch Robert fiel ihm in die Rede und sagte:

Ich bin der Aeltere und verlange darum, daß du mir nachstehest, denn ich bin gewillt um die schöne Gottfriede in Monatsfrist zu freien.

Renigald entgegnete sanft: So sie dich mir vorzieht, will ich gerne zurück stehen, denn ich will kein Weib, das mich nicht von Herzen liebt. Wir wollen die Entscheidung in ihre Hände legen!

Robert erklärte sich mit diesem Vorschlage einverstanden, weil er innerlich überzeugt war, seinen Bruder zu verdrängen.

Nach vier Wochen ritten die Brüder in großem Aufzuge, gefolgt von allen ihren Man-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0684-3

nen nach Cleve zum Grafen, und erklärten ihm, daß Beide die Tochter liebten, und der Graf zwischen ihnen entscheiden solle.

Ihr seid mir Beide lieb und werth, antwortete der Graf, doch liegt die gewünschte Entscheidung nur in den Händen meiner Tochter. Bleibet Beide auf meinem Schlosse und Derjenige, welchem es gelingt die Liebe meiner Tochter zu erwerben, sei mir als Schwiegersohn willkommen!

Lange verweilten die Brüder im gräflichen Schlosse; Robert bot Alles auf, die Liebe der Gräfin zu erwerben, doch sah er allzubald, daß seine Bemühungen vergebens waren, und die Gräfin ihm seinen Bruder Renigald vorzog.

In Roberts Innerem kochte es, als Renigald zu ihm ins Zimmer trat; Renigald hielt seinem Bruder die Hand hin, doch dieser schlug nicht ein, sondern rief:

Weiß schon was du mir zu sagen hast, hast das Täubchen kirre gemacht?

Ja Bruder Robert, erwiederte Renigald, Gottfriede liebt mich, doch hoff ich, es soll uns nicht entzweien! Hätte sie dich vorgezogen, so würde ich dir ein guter Bruder geblieben sein, ich hoffe du wirst mir auch ein guter Bruder bleiben.

Guter Bruder hin! guter Bruder her! rief Robert, wünsche dir viel Glück, im Uebrigen Gott befohlen.

So willst du nicht auf meiner Hochzeit bleiben? rief Renigald, den Bruder beim Arm erfassend. Doch Robert stürzte ohne alle Antwort zur Thüre hinaus, warf sich auf sein Roß und ritt auf und davon!

In Gottes Namen denn! dachte Renigald!

Endlich kam der fröhliche Tag der Hochzeit, und Renigald führte seine liebe Gattin heim nach Falkenberg! Kaum jedoch hatten sich die Gatten zu Bette begeben, da raschelte es im Zimmer! Renigald wollte aufspringen, da sank er von einem Dolche getroffen zu Boden; in demselben Augenblicke ertönte ein herzzereißender Schrei durch das Zimmer! Trotz der tödtlichen Wunde sprang Renigald auf, und der Mond, der eben ins Zimmer schien zeigte ihm seine Gattin in ihrem Blute schwimmend auf dem Lager! Zugleich gewahrte Renigald eine dunkle Gestalt, welche die Thüre des Zimmers zu erreichen suchte! Seine ganze Kraft zusammen nehmend, stürzte sich Renigald auf den Mörder! Ein furchtbarer Kampf entspann sich, doch mit Riesenkraft erfaßte Renigald den Mörder und preßte ihm die Gurgel zusammen! Da beschien auch der Mond das Antlitz seines Gegners und als er in ihm seinen Bruder erkannte, steigerte sich Renigalds Wuth noch mehr! Mit der letzten Lebenskraft faßte er Robert, schleuderte ihn durch das Fenster hinab in den Abgrund, und brach dann selbst sterbend zusammen.

Am anderen Morgen fand man die drei Leichen, und die alte edle Frau von Falkenberg ließ sie in eine Gruft senken, ging ins Kloster und ließ die einst so stolze Burg von Falkenberg abreißen.

Das ist die Sage von Falkenberg; die in der Nähe wohnenden Bauern fügen hinzu, daß noch heute der Mörder keine Ruhe im Grabe gefunden, sondern bei nächtlicher Zeit durch die Ruinen schleiche unter entsetzlichem Weh'geklage.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0685-9

A. Beck inv. Lith. Jnst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Speier

(Hist. Sage von Ellen.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0686-4

Die Errettung der Stadt Speier.

Historische Sage von **Ellen.**

Es ist schon öfter vorgekommen, daß die Geschichte den Namen eines niederträchtigen Verräthers aufbewahrt und den eines Ehrenmannes vergessen hat. Ein solcher Verräther war Berthold Fuchs, seiner Zeit Bürgermeister der alten Stadt Speier und ein gar reicher und mächtiger Herr, und ein solcher Ehrenmann war ein armer Bauer, der in der Gemarkung von Speier ein bescheidenes, arbeitsames Leben in der Stille führte, ungekannt und ungenannt war, aber ein treues deutsches Herz in der Brust trug.

Ich will die Sage erzählen, wie sie uns von einem Dichter, der mit Fleiß den alten Geschichten unseres Volkes nachforscht, berichtet worden ist, Jedermänniglich, dem Verrath ein Gräuel und treuer Sinn für das gemeinsame Beste eine Freude ist, zu Nutz und Frommen.

Vor langen Jahren, als die Ritter und Herren noch gewaltig im Lande hausten und es für ihr Gottesrecht hielten, von dem Schweiß der Bauern und dem Fleiß der Städter sich in arger Lust gütlich zu thun, hatten sie Fehde mit der guten Stadt Speier, in der Handel und Wandel blühte, und gedachten, wie sie sich ihrer bemächtigen könnten, sie ausplündern und zinsbar machen.

Räuber machen es nicht anders, aber dazumal hieß solcherlei Unwesen ritterlich Werk und war hochangesehen.

Anschläge mancher Art waren schon von ihnen gewagt, um die Stadt zu überrumpeln, aber Speier hatte gute Mauern und Gräben und die Bürger waren auf ihrer Hut, also daß die Anschläge immer vereitelt wurden.

Da gelang es ihnen endlich, den Bürgermeister Berthold Fuchs, der zu einem adlichen Geschlechte gehörte, aber selbst sich aus der Reihe adlich gesinnter Männer ausgestrichen hat, auf ihre Seite zu bringen. Sie hatten ihm Gold und Ehren jeder Art versprochen, wenn er behülflich wäre, daß sie in Speier eindrängen, und von der Beute sollte er ein gutes Theil dazu haben.

Gold und weltliche Ehren vermögen Viel und so gab denn auch Berthold Fuchs den Rittern Wort und Zusage, daß sie sich Speiers sollten bemächtigen können.

Er suchte also die Vorsicht der Bürger einzuschläfern und bestellte die Ritter mit ihren Reisigen an einem gewissen Tage, an den Grenzmarken Speiers heimlich sich einzustellen, dann wolle er selbst kommen und sie nach der unbewachten Stadt führen.

So geschah es. Von verschiedenen Seiten her ritten die Herrn mit ihrem Fußvolk und Knechten an die bezeichnete Stelle im Walde, wo es einsam und unbetreten war, und hielten das Versteck für sicher genug, also daß sie schon glaubten, baldigst Meister von Speier zu sein, und die Trinkhörner munter herumgehen ließen.

Das Zusammenreiten und Jubiliren in Waffen, mitten im Walde, hatte aber ein Bauer bemerkt und es war ihm wunderlich vorgekommen, also daß er Verdacht schöpfte. Machte sich also mit seinen Stieren in der Nähe zu thun und wartete ab, was weiter passiren möchte.

Und richtig, nach einigen Stunden sah er auch Herrn Berthold Fuchs, den er als Bürgermeister von Speier wohl kannte, auf einem Seitenpfädchen plötzlich heransprengen und war nicht wenig überrascht, zu sehen, daß die Ritter den Bürgermeister der ihnen verfeindeten Stadt so gar herzlich willkommen hießen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0688-5

Lauschte also und vernahm den neuen Anschlag, daß die Ritter in der Dunkelheit sich der Stadt bemächtigen sollten, und wurde der Verrätherei inne und erbost in seinem Herzen. Sofort gedachte er, in der Stadt Kunde zu geben, daß man sich wehren könne, führte seine Stiere etwas abseiten, daß man ihn nicht vermissen möge, falls er beobachtet wäre, und lief dann, so schnell ihn seine Beine tragen mochten, nach der Stadt zu.

Der Weg war aber heiß und die Sonne brannte, daß ihm bald der Schweiß vom ganzen Körper herablief. Aber er lief und lief, als wolle er mit seinem Schweiß in die Wette laufen. Herzklopfen und Milzstechen, Durst und Hunger, Nichts scheute er, denn es stand als heilige Pflicht vor seiner Seele, die gute Stadt zu retten. Auch bedachte er, daß nur er der Retter werden könne. Denn weit und breit traf er Niemanden, dem er die Verrätherei getrost hätte offenbaren dürfen.

Endlich erreichte er die Stadt und stürzte auf den Pförtner des Thores zu, dem er athemlos und nur mit wenigen Worte sagen konnte, welches Unheil die Stadt bedrohe.

Schnell wurden Glocken und Trommeln gerührt, alle wehrhaftige Mannschaft zusammengerufen, die Thore wurden verrammelt, Wachtposten ausgestellt und also die Gefahr voll Gott- und Selbstvertrauen erwartet.

Die Ritter zögerten nicht. Wie ein Donnerwetter stürmten sie mit anbrechender Nacht auf die Stadt los, der Bürgermeister Berthold Fuchs unter ihnen, aber wie wurden sie getäuscht. Wohlbewaffnet, stürzten ihnen die tapferen Bürger entgegen, Spieß und Schwert wurden wacker geführt, wie vordem Zimmerart und Mauerkelle, und besonders auf der Brücke gab es einen Kampf, blutig und grausam, so daß Ritter- und Bürgerblut durcheinander in Strömen floß.

Aber die Bürger blieben siegreich. Mit viel Verlust mußten sich endlich die Ritter zurückziehen; nur der verruchte Berthold Fuchs zog nicht mit ihnen, denn die Bürger hatten ihn gefangen genommen, führten ihn in die Stadt, und während er früher auf dem Bürgermeisterstuhle gethront hatte, wurde ihm jetzt in einem Verließ ein Plätzchen angewiesen und bald der Proceß gemacht.

Der redliche Bauer hat aber seinen Lohn im Himmel geerndtet, denn kurz nachdem er dem Pförtner die Gefahr gemeldet hatte, zersprang ihm ein edles Gefäß in der Brust und ein Blutsturz machte seinem Leben ein Ende. Sein Gedächtniß aber hielten die Bürger hoch in Ehren.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0689-5

Märchen und Sagen.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt illustrirt von Prof. C. Scheuren.

	Seite
Undank ist der Welt Lohn von Ludwig Bechstein, illustrirt von A. Schrödter	1
Die drei Prinzessinnen von N. Hocker, illustrirt von B. Vautier	6
Der Leuchtthurm von W. Herchenbach	9
Leinewebers Wilhelm von W. Albert	13
Herzog Heinrich und sein Löwe von Ellen	22
Blauschürzchen von Dr. J. N. Vogl	25
Sage von der Tidianshöhle im Selkethale	22
Der wunderbare Leuchter von H. Becker, illustrirt von A. Beck	32
Kaiser Rothbart von Ellen	36
Ein Märchen von zwei Brüdern von Ludwig Bechstein, illustrirt von G. Reimer	41
Die Banknote und der Pfennig von W. Herchenbach	42
Mosel-Sagen von N. Hocker:	
1. Das weiße Täubchen	47
2. Das Meerfräulein	48
3. Die Kirche zu Beinhausen	48
Der Almputz von Ludw. Bechstein, illustrirt von E. Hünten	49
Hans Jörg, der Kesselflicker von W. Albert	56
Die beiden Buckel von Fabricius	69
Der Specht und der Windhund von Theodor Colshorn, illustrirt von L. Holster	71
Die himmlische Rose von Ludw. Bechstein, illustrirt von J. Kay	73
Flos und Blankflos von Ellen, illustrirt von Otto Arnz	75
Das Marmorschloß von W. Herchenbach	85
Die gestohlene Lammsleber von Dr. J. N. Vogl	91
Die Geschichte vom starken Hanns von N. Hocker	93
Der betrogene Teufel von Fabricius	94
Mosel-Sagen: 4. Das Korn auf dem Speicher. 5. Die Teufelskirche. 6. Der Helenabrunnen.	96
Schneider und König von Fr. Lebrecht, illustrirt von G. Reimer	97
Herr Olaf von Amara George, illustrirt von J. W. Wallander	110
Mosel-Sagen: 7. Sct. Nicolaus. 8. Die Glocke von Cochem.	120
Der Riese Wuth von Ludw. Bechstein	121
Die beiden Musikanten von W. Albert, illustrirt von J. B. Sonderland	126
Die drei Königskinder von Theod. Colshorn	136
Die böse Schusterfrau von Frabricius	138
Die Goldamsel von W. Herchenbach, illustrirt von E. Hünten	139
Der wunderbare Kläger von Theod. Colshorn	144
Prinzessin Mytha von Fr. Lebrecht	145
Der Schieferdecker von Antwerpen von Fabricius	153
Das Mädchen vom See von W. Herchenbach, illustrirt von O. Eickemeyer	155
Tannenee von Ludwig Bechstein	160
Annerle von Auguste Tenhaeff	161

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0690-1

	Seite
Der verlorne Hammer von Friedr. Voigts, illustrirt von A. Beck	165
Das Märchen von der neugierigen Magd von Fabricius	167
Die Sichel von N. Hocker	168
Oriant und Beatrix von Ellen	169
Das schöne Conzert von Gust. Süs, mit Illustration von G. Süs	187
Die Jägersfrau von Theobald	190
Der entlaufene Hasenbraten von N. Hocker	192
Die Gründung von Antwerpen von Fabricius	192
Elfenmärchen von Katharina Diez	193
König Michel von W. Herchenbach	203
Die Waldraster Spitze von Ludw. Bechstein	208
Die vier Brüder von Zingerle	209
Des Teufels Gevatter von Fr. Lebrecht, illustrirt von O. Fickentscher	211
Die schlauen Zwerge und der böse Müller von Fabricius	214
Das Todtenköpflein von Zingerle, illustrirt von N. Oppenheim	215
Wie es einmal sieben Hexen ergangen ist von Fabricius	216
Der Schwanenritter von Ellen, illustrirt von J. Say	217
Der rothe Christian von W. Albert	227
Rose-Marie von W. Herchenbach	236
St. Martin im Stalle von N. Hocker, illustrirt von N. Oppenheim	240
Peter Dimringer von Staufenberg von Ellen	241
Die Rose vom Seligenthal von W. Herchenbach, illustrirt von J. W. Wallander	252
Der Ring des Akbar von A. Kaufmann	258
Montjardin von Fabricius	259
Die Erdmännchen von W. Herchenbach, illustrirt von N. Oppenheim	260
Die Weihnacht von Auguste Tenhaeff	265
Die wunderbare Geige von W. Herchenbach	267
Die verlorene Prinzessin von Ludw. Bund, illustrirt von J. Say	272
Der Vogel Mattafraß von W. Herchenbach	277
Der Perrückenmacher von Fabricius	282
Wie Pappeln geschoren werden von N. Hocker	283
Falkenberg von Fabricius	283
Speier, historische Sage von Ellen, illustrirt von A. Beck	285

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0691-6

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-192-p0696-5
DFG